This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung mit mehren Gelehrten und Künstlern

herausgegeben

von

August Lewald.

1837.

Erster Band.

K. H. Finanzkollegium Heidenheim

Leipzig und Stuttgart:

J. Scheible's Verlags-Expedition.

AP30
E85
1837:1
★★

Inhalts-Verzeichniß

des

erſten Bandes.

1837.

Seite

Beim Jahreswechſel. Von Friedrich Graf von Zeppelin 1

Deutſchland.

Skizzen und Genrebilder.

Reiſen in Deutſchland. Von Auguſt Lewald 4. 106
Ueberſicht der 1836ger Saiſon zu Baden 32. 78
Leben in Weimar 69
Briefe aus München. Zum Jahresſchluß 120
Göthe, der Student. Mitgetheilt von H. König 145
Ein Carneval in Stuttgart (1762). Von Aug. Zoller. 337
Mendelsſohn-Bartholdy. (Zu ſeinem Bilde.) 419
Muſikaliſcher Jahresbericht aus München 602

Literatur.

Die Krieger. Epiſode aus dem dritten Bande des „jungen Europa“ von H. Laube 193. 241
Ueber den Roman. Von Ignaz Jeitteles 453

Frankreich.

Skizzen und Genrebilder.

Blätter aus einem Album. Von Sidonie von Seefried.
I. Die Herzogin von Abrantes 114
II. Das Diorama 117
Der Salon der Frau von Staël 153
Meine Empfehlungen nach Paris. Von F. S. Lehrs 209

823007

Seite.

Ein Corse vor dem Kriegsgerichte 320
Der Salon des Fräulein Contat. Von Sophie Gay 351
Meine Reise von Paris nach Marseille 433
Die Jagdpartie eines Künstlers 549

Novelletten.

Ein Offizier Napoleons. Geschichtliche Novelle 442

Literatur.

El Contrabandista, eine lyrische Geschichte von Georges Sand 253
Die Diebe in Paris. Aus Vidocq's neuem Werke: Die Diebe 301
Gönnerschaften. (La camaraderie.) Neues Lustspiel von Scribe 495

Holland.

Zehn Tage auf dem Dampfschiff und drei Wochen in Holland. Im Sommer 1836. Von Ernst Münch.
III. Rückfahrt 385

(S. 1836 IV. Band, Seite 97 und 433.)

Italien.

Novelletten.

Corelli 166
Gasarelli. Von Jules Janin 289

Spanien.

Novelletten.

Die Wahrsagung. Ein spanischer Criminalfall 62

Zur Tagesgeschichte.

Die geheimen Gesellschaften in Spanien 461

Polen.

Liska. Polnische Novelle 369

Rußland

Petersburg 270

Ungarn.

Skizzen und Genrebilder.

Ungarische National-Schilderungen, mit bildlichen Erläuterungen von Arthur Schott.
I. Auf der Pußta 49
II. Der Kásjún 59
III. Die Sage von der Biene. Aus dem Munde einer Walachin . . . 60
IV. Die menschlichen Wohnungen im Banat 97
V. Von der Statution eines Grundherrn 101

Griechenland.

Skizzen und Genrebilder.

Seite

Bilder aus Griechenland. Von L. Feldmann.
Fahrt mit dem Omnibus von Athen nach dem Pyräus 24
Griechenlands gegenwärtige wissenschaftliche Kultur 26
Ein Theaterabend in Athen 29
Das griechisch-türkische Bad in Athen 221
Die griechischen Journalisten 224

Literatur.

Der Verbannte des Jahres 1831. Neugriechischer Roman von Alexander Sutzos 481. 529

Türkei.

Die Rechtspflege der Muhammedaner 393

Europäische Tagesbegebenheiten.

Chronologische Uebersicht der Monate Dezember 1836, Januar und Februar 1837. 577

Feuilleton.

Alterthümer. 429.
Antiquarisches. 475.
Arabisches Hochzeitgedicht. 235.
Architektonisches. 475.
Bären-Hartgefühl. 478.
Berlioz. 477.
Die böhmischen Musikanten. 188.
Ein Brief von Joseph Haydn. 186.
Das Conzert auf der Station. 425.
Die Dejazet. 618.
Dramaturgische Uebersichten von August Lewald. 88. 139. 184. 232. 285. 327. 378. 423. 472. 523. 571. 615.
Drei Improvisationen. 330.
Einladung zu einer Auktion. 428.
Französischer Journalscherz. 330.
Geschichte einer Prise. 574.
Jagdvergnügen. 382.
Ein Jahrhundert. 382.
Improvisation. 381.
Italienische Generalprob[illegible]29.
Das Kapitel: Warum [illegible]27.
Kennerschaft. 572.
Kleine Zeitung. 85. 133. 181. 229. 279. 323. 375. 421. 469. 566.
Komischer Gerichtshandel. 429.
Kunst. 474. 617.
Literarische Uebersichten von G. Schlesier. 39. 86. 135. 181. 230. 281. 324. 376. 421. 470. 521. 566. 613.
Mehmed-Ali's Scharfsinn. 525.
Der Menschenfreund auf der Gasse. 427.
Minister Guizot. (Zu seinem Bilde.) 91.
Musikalische Prücken. 332.
Musikalisches. 143. 574. 617.
Nekrologe. 94. 287. 334. 383. 430. 527. 575.
Der neue Clavigo. 573.
Neue Journale. 476.
Neues Mittel, Fische zu kochen. 92.
Die öffentliche Auktion. 235.
Pariser Garçons. 190.
Pariser Gerichtshandel. 93.
Die Pariser Kunstausstellung. 617.
Das Personal eines Dampfboots. 141.
Die rettende Taube. 237.
Römischer Salon. 189.
Schlesischer Verein für Pferderennen und Thierschau. 187.
Seeleben. 238.
Der theatralische Wilddieb. 526.
Tod des Orangoutangs. 236.
Der Traum eines Beduinen. 379.
Ungemach der Zärte. 332.
Vermischtes. 45. 94. 143. 191. 238. 287. 334. 382. 429. 478. 527. 575. 618.
Der vorgeladene Hund. 478.
Die Wiedereinsetzung der weißen Cravatten. 333.
Wohlfeile Journale und Journale umsonst. 234.

Telegraph von Deutschland.

Allerlei. 47. 95. 144. 192. 240. 288. 335. 431. 480. 576.
Altonaer Stadttheater. 288.
An die Leser. 48.
Anekdote. 144.
Aristokratische Literatur. 528.
Baron Delmar. 239.
Begräbnißstätten der Slaven in Prag und Premyßlenj. 240.
Der Cotta'sche Lustspielpreis. 239.
Ehrenbezeugung. 192.
Gelegenheitliches. 336. 384. 431. 480. 576. 620.
Handel in Hamburg. 335.
Hieroglyphen aus dem Leipz. Tageblatt. 384.
Ländlich, sittlich! 431.
Die Macht des Liedes von Lindpaintner. 335.
Männlich und weiblich. 384.
Nekrologe 192.
Neuere Dichter. 144. 431. 528.
Neues Oratorium. 239.
Probe einer Theaterkritik. 431.
Recept zur Geistesdiät. 47.
Referat einer Wohnungsuchenden in Berlin. 479.
Schreibfeder-Angelegenheit. 95.
Streck-Charade. 240. (Auflösung 336.)
Theater. 192. 620.
Todesstrafe. 479.
Unterwürfigste Unterwürfigkeit. 384.

Die artistischen Beilagen.

Portraits.

Heinrich Laube. Nach S. 48.
Guizot, Minister des öffentlichen Unterrichts in Frankreich. Nach S. 96.
Mendelssohn-Bartholdy. Nach S. 432.

Chargen und Karikaturen.

Der Austernfreund. Nach S. 528.
Der Spieler. Nach S. 620.

Studien für Schauspieler.

Die Weintrinker. Nach S. 288.

Illustrationen zu den Werken deutscher Dichter.

Illustrationen zu Hebel's allemannischen Gedichten. Nr. 10—12. Nach S. 48. Nr. 13—15. Nach S. 336. Nr. 16—18. Nach S. 528.
Die Willy. Zu Heine's florentinischen Nächten. Nach S. 576.

Costümeblätter.

Zur Geschichte der Mode. Drittes Blatt: Zeitalter Franz I. Nach S. 48. Viertes Blatt: Unsere Zeit. Nach S. 480.
Verkleidung. Fasching 1837. Nach S. 192.
Der Maulthiertreiber. Nach S. 384.

Zu den ungarischen Nationalschilderungen.

Miska, die Möve von der Haide. Nach S. 96.
Wohnungen im Banat. Nach S. 144 und 240.
Der Gang um die Grenze. Nach S. 336.

Modebilder.

Sieben Original-Pariser-Modekupfer aus dem Petit Courrier des Dames. Nach S. 48. 144. 240. 336. 432. 528. 620.

Musikbeilagen.

Zwölf deutsche Liedlein für eine Singstimme mit Begleitung des Klaviers von P. Lindpaintner. Nach S. 48. 96. 192. 288. 384.
Trinklied für vier Männerstimmen von St. Julien. Nach S. 480.
Neuer Galopp aus Paris. Nach S. 480.
Aus Göthe's westöstlichem Divan. Nach S. 576.

Bei'm Jahreswechſel.

Du ſcheideſt nun zu den entſchwund'nen Brüdern,
Geleert iſt Deines Füllhorns Freud und Leid
Und ein Verein von Seufzern und von Liedern
Geleitet Dich zur ernſten Ewigkeit.
Ein neuer Bruder zu der Kette Gliedern
Sich bang gefürchtet — froh erwartet reiht,
Und ahnungsvoll drängt uns das Herz zu fragen:
Wird's ſtürmen oder wird es ſonnig tagen?

So ſtehen ſinnend wir an Deinen Gränzen,
Und meſſen den vollbrachten Lauf zurück;
Des Einen Scheitel ſchmückteſt Du mit Kränzen
Und wiegteſt ihn mit nie getrübtem Glück,
In mancher Bruſt ließ'ſt Wonne Du erglänzen —
Doch auch der Gram umnachtet manchen Blick,
Und manches Herz haſt blutend Du zerriſſen,
Und hießeſt Manchen — ach! das Liebſte miſſen!

Wer Deine Bahn im Zauberreich des Schönen
An eines guten Genius Hand gewallt,
Mit Wahrheit ſah die Ideale krönen,
Und weſſen Fahrt ein lichter Stern beſtrahlt —
Der jauchzt Dir nach, umarmt mit Jubeltönen
Des neuen Fremdlings gaſtliche Geſtalt;
Doch, die Du ſchlugſt, Du ſcheidend Jahr, die Wunde,
Sie ſchließt ſich nicht mit Deiner letzten Stunde.

Wirſt Balſam Du in dieſe Wunden ſenken,
Wirſt, junges Jahr, Du Thränen trocknend nah'n?
Wirſt unſern Schmerz im Lethe Du ertränken
Mit Lieb und Hoffnung ſegnend uns umfah'n?
Die ſterblich irren Tritte ſicher lenken,
Die ſtraucheln oft die frühern Jahre ſah'n?
Wirſt Du die Palme redlich warmem Streben,
Des Buſens Sehnſucht Du Erhörung geben?

Doch nein! Laß nicht den Schleier uns durchſchauen,
Nie hebet ihn die ſtaubgebor'ne Hand.
Die Hände, welche Ewigkeiten bauen,
Sie regelten auch unſrer Tage Sand.
Drum ſeyd getroſt, laßt hoffend uns vertrauen,
Tragt gläubig das, was nieder ſie geſandt;
Ob Blitze drau'n, ob Stürme uns umtoben,
Verzaget nie und blicket feſt nach Oben!

O horch! Da tönt mit mitternächt'gem Schlage
Das alte Jahr den ehr'nen letzten Gruß;
Nimm unſern Dank! Verſtumme, dumpfe Klage,
Wir grollen nicht, nimm unſern Scheidekuß!
Glück auf, Du neues Jahr! Mit gnäd'ger Wage
Miß Freud und Leid, Entbehrung und Genuß;
Laß uns ein ſchönes Loos vom Himmel fallen,
Gib Segen, Vater, Deinen Kindern allen!

Friedrich, Graf von Zeppelin.

Reiſen in Deutſchland.

Von

August Lewald.

(Ich gebe hier ein paar Bruchſtücke aus meinen in Kurzem erſcheinenden „Reiſen im Vaterlande.“ Sie können weder an Weber's berühmtes Werk erinnern, noch weniger haben ſie die Anmaßung, ſeinen Ruhm zu verdunkeln. Man hat mich oft ſchon einen Genremaler genannt, — je nun, ſo will ich denn offen geſtehen, daß ich das Maleriſche mir wieder zum Hauptvorwurfe gewählt habe. Weber gibt nur ſelten ein Bild, ich glaube dieß gekönnt zu haben.

Der Schluß der Einleitung meines Buchs möge hier ſeine Stelle finden:)

— — — Die folgenden Seiten ſollen nun von den Städten und intereſſanten Gegenden unſeres Vaterlandes, rapide Skizzen enthalten. Man wird darin mit einem flüchtigen Blicke ganz Deutſchland überſchauen, von den Ufern der Nord- und Oſtſee bis zu den Alpen. Nirgend wird das Einzelne ſich in beſonderer Ausführung dem Auge darſtellen wollen, ſondern das Ganze ſoll ſtets Hauptſache ſeyn, dem ſich das Einzelne unterordnet. Ich hätte die Form einer Reiſebeſchreibung wählen können, aber ich habe es vermieden. Scheinbar zwanglos und unregelmäßig ſind die Schilderungen aneinander gereiht, aber in der That hoffte ich dadurch die Contraſte deſto augenſcheinlicher hervorzuheben und den Zweck einer ſolchen Sitten- und Lebensmalerei beſſer zu erreichen. So werden Zuſammenſtellungen wie: die Lüneburger Haide und das Rieſengebirge, Hamburg und Nürnberg, deutlich darthun was ich bezwecken wollte. Der Faden zu einer Reiſe durch Deutſchland iſt dazwiſchen bald eingereiht; es giebt ja ſchon eine Unzahl ſolcher Werke, die zu vermehren, ich mich nicht berufen fühlte.

Ich machte meine Reiſen zu verſchiedenen Zeiten; in mehren Orten war ich zwei, dreimal; Jahrzehende lagen dazwiſchen. Ich ſchöpfte

daraus die Erfahrung, daß sich deutsche Städte wohl im Aeußern verändern, aber daß im Ganzen, ein Jahrzehend in unserm bedächtigen Fortschritt keine wesentliche Veränderung hervorbringt. Hier ist eine neue Straße entstanden, dort ein brillantes Kaffeehaus angelegt; und was ist das mehr? Einzelheiten, wie der Buchhandel in Stuttgart, die Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth, die neuen Bauten in München u. s. w. verdienen angeführt zu werden, aber was ändert das in Lebensweise und Lebensansicht der Einwohner — nichts! Es verändert die Physiognomien der Städte, aber nicht ihren Character.

Ich bin so glücklich organisirt, überall, wo ich hinkomme, die liebenswürdigen Seiten sogleich herauszufinden, Annäherungen zu bewerkstelligen, Sympathien anzuregen. Ich weiß, daß diese Eigenschaften nicht häufig angetroffen werden, und ich danke dem Himmel dafür, daß ich sie besitze. Daß ich sehr jung noch meine Heimath verließ und seit meinem 15. Jahr genöthigt war, mich im Umgange mit fremden Menschen zu üben, mag wohl dazu beigetragen haben, jene Eigenschaften herauszubilden. Dieß glaub' ich wird meinem Urtheile, selbst wo es ernster sich von dem heitern Grunde hebt, das Herbe benehmen; man wird einsehen, daß die Freude des Gesehenen und Erlebten immer überwiegend ist, und daß ich es im lieben Vaterlande überall so gut angetroffen habe, als dieß nur immer auf dieser sublunarischen Welt der Fall seyn kann.

Und somit gebe ich zur vollsten Bekräftigung noch folgendes Bekenntniß: so oft ich auch schon die Gränzen Deutschlands überschritten, so oft ich mich auch schon an südlichen Gegenden und Himmel, an den interessanten Menschen in der Fremde, an ihren ausgebildeten Sinn für das Practische, an kühnen prononcirten Characteren, an verfeinertem Lebensgenuß, an großartigen Unternehmungen erfreut und ergötzt habe, so sehr ergriff es mich wenn ich heimkehrend die lachenden Fluren, den Anbau, die Reinlichkeit, Sicherheit und Ehrlichkeit wieder fand, die treuherzigen Menschen, das deutsche Wort.

Nie hab' ich's im Auslande verläugnet, daß ich mit ganzer Seele ein Deutscher bin; ja — draußen erfüllte es mich mit höherem Stolze, den Fremden gegenüber. Dort erst erwachte das Nationalgefühl mit ganzer Kraft, ich ging so weit, selbst meine Abneigungen zu Hause dort lieb zu gewinnen und gegen die Fremden in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen.

Ich gehe an's Werk und entrolle die Leinwand, worauf meine Dioramen sich zeigen. Daguerre in Paris führt uns eine dunkle Treppe hinan, die Augen sind von Nacht befangen, da zeigt sich uns das matt

erhellte Bild und übt seinen Zauber. Ich muß diese Kunstgriffe entbehren; meine Wirkung kann sich deßhalb nicht mit jener messen. Mein Ziel ist bescheidener.

Wohlan! die Erklärung mag nun mit den Ansichten — denn hier sind Beide ja Eins und Dasselbe — beginnen; um des geliebten Gegenstandes willen, Ihr theuern Landsleute, übt Nachsicht gegen die Fehler des Autors! —

Lüneburger Haide.

Wenn man Hannover hinter sich hat, nimmt Deutschland einen eigenen Charakter an.

Der schwarze, weiche, moorartige Boden ist mit einer mehr oder minder dicken Schichte weißen Flugsandes überdeckt, welches ihm einen traurigen, öden Anschein gibt, und nah und fern fangen die weiten Haideflächen an, sich auszudehnen, die nichts hervorbringen, als etwas Futter für Schafe, die unter dem Namen der Haideschnucken, im ganzen Norden unsers Vaterlandes eine armselige Berühmtheit erlangt haben. Die eigentliche Haide beginnt erst bei Celle.

Ich reiste zu verschiedenen Malen durch diese Stadt, in deren Schlosse die unglückliche Königin Caroline Mathilde von Dänemark ihre Tage verlebte. Von hier aus schrieb sie die rührenden Briefe an ihren Bruder, den König von England. Welchen Antheil dieses königliche Unglück zu seiner Zeit erregte, mag daraus einleuchten, daß man in Kopenhagen diese Briefe auswendig lernte, und mit Thränen dabei der Königin gedachte. Meine Mutter, aus Kopenhagen gebürtig, erzählte mir gar oft von jenen Begebenheiten, deren Augenzeuge sie war, und unterließ dann nie eines jener Schreiben aus dem Gedächtnisse beizufügen, das mit den Worten anfing: „Mein königlicher Bruder!“ und worin sich so viel Demuth und Entsagung als moralische Erhebung und Gottvertrauen verkündete. Brand und Struensee waren hingegen von den Dänen gehaßt, und die Fleischer in Kopenhagen machten rohe Witze, als die geviertheilten Körper der beiden Staatsmänner auf Pfählen zur Schau gestellt wurden, und Brand's Fleisch sich schwarz und vertrocknet darstellte, während Struensee's Ueberreste zart und fett waren. Welche Barbarei! Und nur erst fünfzig Jahre sind seitdem vorüber! —

Ich fuhr mit einem Kutscher aus Weimar, der den Weg nicht wußte. Auch ich befand mich zum ersten Mal in dieser Gegend und

mußte meine Karte befragen. Statt von Celle aus den geraden Weg nach Haarburg zu wählen, geriethen wir östlich, mitten durch die Haide, nach Winsen, eine Straße, die seit der Franzosenzeit nicht mehr befahren wurde.

Sehr bald war es mir aufgefallen, die tiefen Furchen, die eine befahrene Straße bezeichneten, mit Sand überweht und Gras bewachsen zu finden, dabei war die Gegend so öde, weit und breit kein Dach zu sehen. Das Land war hügelig, mit kurzem Grase bedeckt und hatte das Ansehen einer Hochalpe, nur war das Grün nicht so saftig, und auch die Sennhütten fehlten, so wie die ganze übrige Staffage.

Würde diese Straße bereist, so müßten sich doch von Zeit zu Zeit Wirthshäuser zeigen, dieß machte sich uns bemerklich, und wir hatten bald die traurige Gewißheit, uns in der Haide verirrt zu haben. Aber Niemand war da, um uns zurecht zu weisen. So fuhren wir von frühem Morgen bis zum Mittag, und nichts Tröstliches wollte uns aufstoßen.

Die Karte zeigte in der Richtung, die wir eingeschlagen, den Namen „Schaafstall," und so uneinladend auch dieser Name klang, so sehnten wir uns doch darnach, die Bekanntschaft des Orts zu machen.

Endlich erblicken wir hinter einem Hügel einige Bäume; wir athmen froh; es ist eine Oase; ein Quell wird dort sprudeln, und wir werden wenigstens Ruhe und Erquickung finden. Im Näherkommen bemerken wir ein niedriges, einsames Haus, das sich bescheiden hinter den Bäumen verbirgt.

Kein lebendes Wesen in seiner Umgebung scheint anzudeuten, daß dieses Haus bewohnt. Wir klopfen an die Thür — laut — lauter — endlich wird geöffnet. Ein altes, schmutziges Weib erscheint, und wir treten in das große, einzige Gemach, das den untern Theil des Hauses einnimmt. Die Wände sind einmal weiß gewesen, jetzt erkennt man die Farbe nur noch stellenweise; ein paar gebrechliche Bänke und ein langer Tisch sind die einzigen Möbel; auf dem Tische sitzen ein paar schmutzige, fast nackte, schreiende Kinder. Wir fragen, ob dieß ein Wirthshaus, und erhalten bejahende Antwort; wie wir nun aber Erfrischung für uns und die Pferde verlangen, sagt man uns, daß man darauf nicht eingerichtet sey, weil Reisende hier nie des Weges ziehen. Dabei sieht uns das Weib mit verdächtigen Blicken an, und scheint zu wünschen, daß wir so bald als möglich ihr Haus verlassen möchten.

„Labmallna" sey nicht weit, ruft sie immerfort, und da würden wir gewiß besser unsre Rechnung finden als hier in Schaafstall.

Was war zu machen! Hungrig und ermüdet wie wir waren, wollten wir uns schon verstehen, nach „Labmallna“ aufzubrechen, und erkundigten uns eben nach dem Wege, als ein rettender Engel uns erschien.

Es trat ein Mann in das Haus, dessen alter, blauer Ueberrock und abgetragene Tuchkappe uns in dieser Oede wie ein ganz besondres Zeichen der Civilisation und feinen Sitten erschienen. Wir irrten uns nicht. Der Mann zeigte ein feines Gesicht und sprach ein gutes hannöver'sches Deutsch, das süß in unsere Ohren klang, die seit vielen Stunden, außer dem Haidenpatois, das wir kaum verstanden, keinen menschlichen Laut vernommen hatten.

Er schlug die Hände vor Verwunderung zusammen, als er den Reisewagen erblickte, denn seit dem Jahre 12 war man hier nicht mehr gewohnt, dergleichen Maschinen zu sehen. Es war der Hauptmann v. L., den wir bei dieser Gelegenheit kennen lernten, der in der Haide ein weitläuftiges Gut bewohnte und uns versicherte, daß das Leben keineswegs so abschreckend sey, als es aussehe, und daß es auch durchaus nicht an Verkehr gebreche.

Er forderte von dem Weibe Brod und Branntwein, und als sie es mit einem scheelen Blicke auf uns herbeibrachte, da nahmen wir uns die Freiheit, uns auch daran — so schlecht es war — zu stärken.

Der Branntwein war nämlich nicht entfuselt, und das Brod bestand aus einer Mischung, worin Haidekorn die erste Stimme hatte; es war weich und feucht, wie roher Teig; und hatte einen bittern, dumpfigen Geschmack. Herr v. L. hatte die Güte, uns auf die Straße zu führen, die uns am Kürzesten nach Laubmühlen — denn dieß war das Labmallna des Haideweibes — geleiten würde. Dort, meinte er jedoch, dürften wir auch auf keine sehr tröstliche Aufnahme rechnen, aber für den Abend konnte er uns in Wolsoda oder Wolso, im Munde der Bewohner, ein desto herrlicheres Nachtquartier versprechen.

Wir verließen den freundlichen Mann unter Aeußerungen des lebhaftesten Dankes.

Bald waren wir wieder auf der Irrfahrt. Die Haide nahm immer mehr den Character eines unbekannten Meeres für uns an. Die Hügel sahen wie Wellen aus, und nichts war sichtbar, als solche Wellenhügel und Himmel. Um zu erforschen, ob wir die Hoffnung, Laubmühlen zu erreichen, nicht aufgeben dürften, legten wir manchmal eine bedeutende Strecke zurück, um einen ferne am Horizonte auftauchenden

Hirten zu fragen, der sehr unarcadisch da saß, während seine graue, unansehnliche Lämmerheerde um ihn weidete.

Endlich am späten Nachmittag, als sich die Sonne zum Untergange neigte, und ein heftiger Sturm über das weite Feld daherzutosen begann, sahen wir ein Haus vor uns, das wir bald zu erreichen hoffen durften. Allein gleich wie auf der See, so täuschten auch hier die Entfernungen, und unsern müden Pferden blies noch dazu der Sturm entgegen, was unserer Schnelligkeit nicht eben förderlich war. Nach einer halben Stunde erst hielten wir vor dem Hause, dessen Namen ich nicht herausbekommen konnte, denn Laubmühlen hieß es nicht.

Es hatte ein Stockwerk, und war auf holländische Art von Ziegeln erbaut, deren Zwischenräume mit Kalk beworfen waren, welches ihnen ein zwar buntes aber freundliches Aussehen verleiht. Auf den Mauern ruhete ein hohes Strohdach, reichlich mit Moos bewachsen; ein herrlicher Fund für jeden Landschaftsmaler. Hier schien Wohlstand zu herrschen. Die Mitte des Hauses nahm die Küche und Familienhalle ein, welches nämlich ein und derselbe Raum war. Ein unförmlich großer Heerd befand sich unter einer Oeffnung im Dache, die des Windes wegen den Rauch nicht herauslassen konnte, weßhalb er die Küche erfüllte und durch die Thür sich Bahn zu machen suchte. Fenster waren nicht da. An diesen Raum stieß, nur durch eine ein Paar Fuß hohe Bretterwand geschieden, der Kuhstall, wo Kühe und Ochsen, einander gegenüber stehend, eine Gasse bildend und kauend und muhend, mit großen Augen die Fremden anstarrten, die hindurchgingen. Den Hintertheil nahm der Schaafstall ein, und seitwärts von außen war ein kleiner Behälter angebaut, dessen glückliche Bewohner sich durch unverstelltes Grunzen zu erkennen gaben. Bis auf den letztern waren die Ställe von der Küche nicht geschieden, und die hier Befindlichen schwelgten in der mit animalischen Partikeln übersättigten Atmosphäre, wonach hektische Engländerinnen so geizen. In dem Augenblicke, da wir diese Haidewohnung mit unserem Besuche beehrten, machte der niedergeschlagene Rauch, im Vereine mit den Stallausdünstungen einen so unangenehmen Effect, daß wir Hunger und Ermüdung vergaßen, und uns wieder in's Freie sehnten.

Die Wirthin, die am Heerde saß, hatte feinen Tact genug, unser Gefühl zu errathen; sie sprang auf und öffnete uns ein Seitenkabinet, das ein Fenster hatte und sich gleich neben der Hausthüre befand. Hier war ein Wohlstand sichtbar, den uns schon früher die Kühe verrathen hatten. Ein Bett, ein Spiegel, einige Zinnteller, zwei Stühle

und ein Tisch! Mein Gott, was ist es doch um unsere Bedürfnisse? Wo beginnt der Luxus und wo hört er auf? Offenbar war hier Comfort und Bequemlichkeit, im Vergleiche mit Schaafstall, wo wir Branntwein und Brod genossen hatten. Auf unsere Frage, ob wir etwas zu essen erhalten könnten, wurde uns mit Ja erwidert. Dieß machte den hellsten Eindruck auf uns. „Hier wird die Haide schon menschlich!“ konnten wir uns nicht enthalten, einander zuzurufen, und wünschten uns Glück dazu.

Die Wirthin deckte ein Tuch, so grob und grau, als wär' es aus Asbest gewebt, über den Tisch, und setzte die Zinnteller nebst eisernen Messern und Gabeln darauf. Dann brachte sie Brod, das dem in Schaafstall genossenen nicht nachstand, und setzte eine Wurst und Schaafkäse dazu. Branntwein war auch zu haben, andere künstliche Getränke nicht. Das Wasser war indeß ziemlich und konnte uns schadlos halten.

Wurst und Käse sind gute Speisen, besonders wenn man durch Hunger und Bewegung den Magen zu ihrer Aufnahme tüchtig vorbereitet hat. Allein Wurst und Käse können auch sehr schlechte Speisen seyn, und jedem Magen, wenn er auch der Hungrigste und Gefälligste ist, in große Verlegenheit bringen.

Dieser Käse war ein gelblich-weißes Etwas, das die Mitte zwischen Gummi elasticum und Handschuhleder hielt; dabei ungesalzen und von sehr übelm, wenn gleich mattem Geruch; eine Eigenschaft, die nur ganz gemeine und verwerfliche Käsesorten auszeichnen, da der feine Käse sich wie ein vornehmer Mann, der nach nichts fragt, deutlich prononcirt, und so viel Gestank als möglich verbreitet.

Die Wurst bestand aus Blut und Haidekorn, eine Mischung, vor der ein Teufel zurückschrecken müßte. Wir fanden sie so unschmackhaft und eckelhaft, daß wir selbst den Leder-Käse vorzogen, und es versuchten, einige kleine Mundvoll davon hinunterzuwürgen.

Nach kurzer Rast brachen wir wieder auf. Selbst der Hund des Kutschers, der die Reste des Mahles verschlang, zeigte Symptome von Vergiftung. Nach diesem Karavanserai fanden wir bis zur einbrechenden Nacht weder Menschenwohnung noch Abenteuer. Ein dichter Nebelflor umzog die Haide und wir fuhren, wie Schiffer ohne Kompaß, auf gutes Glück weiter. Des Weimar'schen Kutschers Geduld fing an zu reißen und entlud sich in fluchähnliches Krachen. Plötzlich sehen wir einige Lichter aus dem Nebel herausbrechen. War dieß aber wohl im Stande, unsern Unmuth zu besiegen? Was war hier zu hoffen, und

welches Nachtquartier ſtand uns wohl hier bevor, nach den traurigen Erfahrungen des Tages zu ſchließen.

Ein ſtattliches, weißgetünchtes Haus ſtand plötzlich vor uns, aus deſſen Fenſtern im Erdgeſchoße Licht ſtrömte. Ein würziger Düngergeruch erfüllte die Atmoſphäre, und dieß, ſo wie die langen Gebäude an der Seite, gaben uns zu erkennen, daß hier die Wohnungen der Menſchen und des Viehes, vernünftigerweiſe abgeſondert beſtänden.

Ein Knecht und eine Magd empfingen uns hoch verwundert mit Licht unter der Thür, aber ein großer, breitſchulteriger Mann machte ihrer Verwunderung bald ein Ende, und lud uns, nachdem er in uns hilfsbedürftige Reiſende erkannt hatte, ein, über ſeine Schwelle zu treten.

Hier ſah es anders aus, als in dem Frühſtücks- und Mittagslocal. Das Zimmer ländlich zwar, doch reinlich. Wir erzählten unſer Abenteuer, und wie wir durch Zufall auf dieſe alte, längſt unwegbare Römerſtraße geworfen wurden. Man hörte uns theilnehmend zu und bediente uns, ehe das Abendeſſen fertig war, mit trefflichem Schinken, auf weißgeſcheuerten Tellern von Holz, gutem franzöſiſchem Rothweine, ſchmackhaftem ſchwarzem Roggenbrode und friſcher Butter. Wer unſern Hunger begriffen hat, wird unſre Ueberraſchung und Rührung zu ermeſſen wiſſen. Auf dieſe Aufnahme waren wir nicht vorbereitet.

„Iſt denn hier noch Lüneburger Haide?“ fragte ich erſtaunt.

„Sie ſind mitten darin,“ erwiderte unſer freundlicher Wirth.

Der Tiſch wurde jetzt ſogar elegant gedeckt. Wir bekamen Fiſche aus der nahen Lühe, Krammetsvögel, Apfelcompott, Kalbsbraten, eine herrliche Mahlzeit; dazu weißen und rothen Wein und zum Schluſſe ein Glas warmen Punſch, aus der Bowle, die der Wirth für ſich und ſeine Freunde bereitet hatte, wie er ſelbſt ſagte.

„Für Ihre Freunde?“ fragte ich, „darunter verſtehen Sie wohl Ihre Hausgenoſſen.“

„Mit nichten,“ antwortete mein Mann, „meine Freunde ſind die Nachbarn, die mich alten, treuen Geſellen Abends ſpät zu beſuchen pflegen.“

Wir ſahen uns an; das roch nach einer alten Räubergeſchichte und uns konnte in dieſem einſamen Hauſe leicht ein blutiges Abenteuer bevorſtehen.

Nicht lange ſaßen wir, ſo klopfte es am Fenſter. „Ha, ha! Sie ſind's, mach auf! ſprach der Wirth. Die Hunde ſchlugen an, und ein großer Mann in ſchwarzem Rocke trat ein. „Ei, guten Abend, Herr

Schulmeister Lammfromm!" rief unser Wirth. Begrüßungen von beiden Seiten folgten, und der Herr Schulmeister setzte sich dann, mit ernster Miene uns betrachtend, seine Pfeife dampfend nieder und schlürfte den wärmenden Punsch.

Draußen schien der Vollmond, aber der Sturm hatte bedeutend zugenommen.

Bald darauf klopfte es wieder, und ein Mann, mit einem großen Schnurrbarte, und von zwei dürren Rüden gefolgt, trat zu uns ein. So erschienen nach und nach 5 bis 6 Männer, die es sich ganz wohl seyn ließen und über Krieg und Frieden disputirten.

„Sie wundern sich wohl, daß wir hier so gute Nachbarschaft halten," rief mir lachend der Wirth zu, „so ist's einmal bei uns. Herbst und Winter kriechen wir zusammen, um uns die Zeit zu vertreiben. Aber glauben Sie ja nicht, daß das solche Nachbarn sind, wie Sie sie wohl zu Hause haben; Leute, die sich in die Fenster und in die Töpfe gucken können; nein! unsere Nachbarschaft ist etwas weiter entlegen. Dieser Herr hier hat 2 ½ Meilen, jener 1 Meile, dieser 2 Meilen zu machen, ehe er zu den Seinigen kommt. Dadurch läßt man sich aber in der Haide nicht abschrecken. Ja, ja, Sie haben heute von unserer Gegend keinen guten Begriff bekommen, allein, Sie können mir glauben, sie ist so übel nicht. Unser Wollhandel ist bedeutend und ernährt uns reichlich und an Annehmlichkeiten des Lebens fehlt es uns auch nicht. Das nahe Hamburg versieht uns mit Allem, und die Einsamkeit ist uns nicht fühlbar, da die lange Gewohnheit uns die Entfernungen kürzt. Zwei Stunden Wegs, um einen Freund zu sehen, ist uns nichts; und Gastfreundschaft üben wir gern und oft."

Ich entdeckte nun, daß ich gerade den ärmsten Theil der Haide durchzogen hatte und daß sich von hier nach der Hannöver'schen Seite bis Haarburg in der That ein Landstrich ausbreite, dem es keinesweges an dem Comfort des Lebens so mangle, wie es auf den ersten Blick den Anschein haben könnte.

Da wir sehr ermüdet waren, verlangten wir uns zur Ruhe zu begeben. Das Lager war dem Uebrigen entsprechend. Den Wirth und seine Gäste ließen wir noch beim dampfenden Punsch.

Am andern Morgen, nachdem wir Caffee, Bier und geröstetes Brod zu uns genommen, verließen wir das gastfreundliche Dach zu Wolsoda. Der hochbetagte Eigenthümer schlief noch, und ließ uns durch seine Magd eine glückliche Reise wünschen. Die Zeche war so

gering, daß wir uns schämten, so unmäßig gezehrt zu haben. Wir erfuhren jetzt, daß wir bei dem reichsten Eigenthümer der Haide gewesen waren, der durch den Wollhandel zu einem für die Verhältnisse ungeheuern Vermögen gelangt war.

Der Morgen war frisch und der Sturm dauerte fort. Die öde Haide hatte jetzt nicht mehr das Abschreckende für uns, da wir gastfreie Menschen in ihr getroffen hatten. Wie ich sie nun mit andern Augen besah, schien sie mir sogar nicht unpoetisch zu seyn und zum Nachhängen schwärmerischer Empfindungen ganz gut geeignet.

Bis Mittag hatten wir fast das Ende des öden Striches erreicht; schon lachte uns ein kleines Dorf mit einem Wirthshause hergebrachtermaßen entgegen, wo wir es zwar nicht so fanden, wie in unserm gestrigen Nachtquartier, allein wo wir doch zufrieden gestellt wurden.

Bis zum Abende hatten wir wieder nur einzelne Häuser gefunden, dann erreichten wir das Städtchen Winsen mit seinen rothen holländischen Häusern und einem Schlosse. Der Weg war hier mit Bäumen eingefaßt; was einen wirklich tröstlichen Eindruck auf uns machte.

Beim Mondes-Schein, mit einbrechender Nacht, kamen wir nach Hoopte, wo uns andern Tages die Fähre über die Elbe nach den Vierlanden bringen sollte.

Alles war hier in Bewegung. Viele Hamburger saßen an der gut besetzten Tafel, an der auch wir eine freundliche Aufnahme fanden.

In größern Karavanen und mit gehörigem Mundvorrath und Zelten versehen, dürfte eine Reise durch die Lüneburger Haide nicht unersprießlich seyn und selbst zu nicht uninteressanten Entdeckungen führen.

Warum sucht man die Wüste in Afrika auf, während sie doch vor unsern Thoren liegt? — —

Nürnberg.

— — „Können wir das Vergnügen haben, dem wackern Herrn Grübel aufzuwarten?“ fragten wir vor zwanzig Jahren, als wir zum ersten Male nach Nürnberg kamen.

„O ja,“ versetzte der närrische Kautz von Lohnbedienten im rothen Roß, der wahrscheinlich die Frage weder verstanden noch begriffen hatte.

„So melden Sie uns, und fragen Sie an, um welche Stunde wir kommen können.“

„Sehr wohl!“

Und er sprang fort. Aber Stunden vergingen, ehe er wiederkam. Endlich sahen wir ihn mit demselben freundlichen Gesichte zu uns eintreten. Er kramte eine Menge Commissionen aus, die er besorgt hatte.

„Und Grübel?“ fragte ich endlich.

„Der läßt sich entschuldigen,“ war die Antwort, „er ist bereits seit einigen Jahren draußen.

„Draußen? — wo draußen?“

„Auf Sanct Johannis-Kirchhof.“ —

„Je nun, so wollen wir ihm denn dort den zugedachten Besuch abstatten!“

Und wir verlangten vor allen Dingen nach dem Kirchhof geführt zu werden.

Es war nicht unpassend, dorthin zuerst unsere Schritte zu lenken; denn wie viel große Männer das heutige Nürnberg auch in seinen Mauern haben mag, ich kenne sie nicht und will daher Niemand persönlich zu nahe treten; das mittelaiterliche Nürnberg besaß deren einige, die bei Mitwelt und Nachwelt des ausgebreitetsten Ruhmes genossen, und die es verdienen, daß man ihr Andenken ehre.

Der Kirchhof von Sanct Johann liegt ganz gegen die Gewohnheit mittelalterlicher Städte außerhalb der Ringmauern. Diese, der Gesundheit so zuträgliche Sitte hatte das reiche, prächtige Nürnberg also schon lange vor andern Städten angenommen. Die Lage des Kirchhofs ist reizend, besonders wenn die Strahlen der Früh- oder Spätsonne das ihn umgebende fruchtbare Land, einem Garten gleich, bescheinen.

Hier findet man die Denkmale Dürer's, Pirkhaimer's, Hans Sachsens, Grübel's, Peter Vischer's, Adam Kraft's! Unweit davon besahen wir die Allerwiese, wo sonst die Volks-Lustbarkeiten Statt fanden und wo zur Feier des Westphälischen Friedens Feste der glänzendsten Art gehalten wurden.

Nürnberg hat sich im Aeußern wenig verändert; überall zeigt sich noch der Stempel seines mittelalterlichen Glanzes. Die wenigen neuen Häuser mit gelbem oder grünem Anstrich, verschwinden unter der Masse der alten, gleich Vesten aussehenden Wohngebäude, mit Erkern und Thürmchen und unregelmäßigen Fensterreihen. Die Ringmauern haben nicht erweitert werden dürfen; sie umschließen so viel freie Plätze, daß der ganze Zuwachs, der Nürnberg in den nächsten Zeiten bevorsteht, bequem hineingeht. Die Mauer ist hie und da mit Epheu bewachsen

und sehr malerisch; von Zeit zu Zeit stehen viereckige Thürmchen, aber an den Thoren erblickt man ungeheure runde Thürme aus großen, edthlichen Quadern. Diese ließ die Stadt, gleich steinernen Mänteln, um die kleinen Thürmchen schlagen, irgend einem Kaiser zu Freuden und Ehren, als er in die alte Reichsstadt seinen Einzug hielt. Diese Thurm Ungeheuer gelten als Wahrzeichen.

Nürnberg zählt eine Menge Merkwürdigkeiten und Kunst-Schätze, die den Fremden, und insonders den Freund des Mittelalters, auf die unterhaltendste Weise fesseln. Ich will hier nur einige aufzählen, wie sie mir eben einfallen, da ich Jeden, der mehr zu wissen wünscht, auf das treffliche Nürnberger Taschenbuch, welches bei Riegel und Wießner erschien, hinweise.

Die Sanct Lorenzkirche mit dem wunderbaren Sacramenthäuslein von Adam Kraft, das der Künstler aus erweichtem Stein soll gepreßt haben, da man daran zweifelt, er habe mit dem Meißel diese überaus feine Arbeit zu Wege bringen können. Unten kniet der kräftige Meister mit krausem Bart und athletischen Formen und trägt sein Kunstwerk; seine Gesellen unterstützen ihn; und nun erhebt es sich gleich einer herrlichen Pflanze in höchster Wunderpracht, auf deren Stielen und aus deren Kelchen ein Heer von Figuren, Menschen und Thiere, emporblühen, bis sich Alles in einer beträchtlichen Höhe — ich glaube, es sind 60 Fuß — in lieblichen Blumen-Arabesken endet. Die Idee ist so reich und beurkundet die Phantasie des Mannes, als die Arbeit von seiner hohen Kunstfertigkeit Zeugniß ablegt.

In der vom Alter geschwärzten Sanct Sebaldskirche zieht das in Erz von Peter Bischer gegossene Grabmal des Dänen-Prinzen sogleich unsere Blicke an. Auch hier finden wir den Meister in seinem Werktagscostüme, schlicht, wie er bei der Arbeit stand, abkonterfeyt. Die herrlichen Köpfe dieses Meisterwerks sind oft schon durch den Grabstichel vervielfältigt worden.

Die Bauart beider Kirchen ist ausgezeichnet. Besonders erwähne ich die schlanken Thürme und den reichen Chor von Sanct Lorenz und die runden Bogen des Portals von Sanct Sebald, die einer Zeit angehören, als noch nicht die sogenannte reingothische Form im Baustyle vorherrschend war.

Einige Schritte über die Straße bringen uns in das Rathhaus, das einem altitalienischem Palaste nicht unähnlich sieht. Hier ist der große Saal, den Dürer durch seine Fresken verherrlichte und wo sich die ehrlich gemeinte Schmeichelei auf den letzten Ritter befindet, die

eine ganze Wand einnimmt. Das Bild war dunkel und unscheinbar geworden und wurde erst vor wenigen Jahren von dem Portugiesen Stanislaus Pereira restaurirt und gereinigt.

Vom Rathhaus abwärts, der Pegnitz zu, stoßen wir auf den sogenannten „schönen Brunnen", einer zierlichen gothischen Pyramide, mit Rittern und Fähnchen umstellt, in allerliebster Ausführung und daneben die St. Marien-Kirche im reinsten gothischen Style. Die Façade der Kirche ist zwar nur klein., aber von vollendeter Arbeit, und nur Schade ist es, daß ein kleiner Ausbau, der einer künstlichen Uhr zu Liebe angebracht wurde, die den Kaiser zeigt, um den sich die Churfürsten drehen, den reinen Eindruck des Ganzen stört.

Der Platz ist weit und mit großartigen, zum Theil sonderbaren Gebäuden umgeben; in Deutschland wird man keinen Platz finden, der ihm würdig zur Seite stehen könnte, einen in Aachen etwa ausgenommen.

Von diesem Platz führt die Fleischbrücke über die Pegnitz nach dem andern Stadttheile. Die stolzen Bürger wollten es den Besten in Allem gleich thun, und beorderten ihren Baumeister, er solle es den Venetianern Wett machen und ihnen einen Ponte Rialto über den Fluß schlagen. Nun ist dieß zwar die Fleischbrücke so eigentlich nicht geworden, da auch die Pegnitz kein großer Kanal war, allein es wurde doch ein Bogen daraus, der sich sehen lassen kann und von Wenigen überboten werden wird.

Steigt man aber vom Rathhause die Höhe hinan, „Vestner Berg" geheißen, so gelangt man zu Nürnberg's größter Merkwürdigkeit, zu der alten Burg, wo die Burggrafen hausten, so schön erhalten, wie wenige aus jenen Tagen. Ich will von der alten Linde, welche die Kaiserin Kunigunde gepflanzt, schweigen, ebenso von dem tiefen Brunnen Carls des Großen, aber ich will Euch hinführen vor die Evangelisten Meister Albrechts, vor dem Bilde Carls des Großen, vor Meister Cranachs Venus, mit der Goldkette um den nackten Leib und vor Holbeins Luther. Alte Kunst umfängt uns hier; gute Nacht neue Zeit! Wir treten hinaus auf den Söller und blicken auf Stadt und Land, und ein Blatt rollt sich auf: alte Geschichte überschrieben. Nicht in kalten Worten, sondern in frisch lebendigen Bildern schweben die Figuren handelnd, die Thatsachen lebend an uns vorüber. Dort sprengt der Paylinger Eppelein über die Brustwehr und hinterläßt die Hufesspuren für spätere Jahrhunderte, und aus jener Thür, dem Thiergärtner-Thor zunächst, das wir hier so nahe haben, schreitet ein ernster Mann, in dunkelrothem Talare mit Gelb geschlitzt, das Barett auf die lang gekräuselten Haare

gedrückt, und schlägt den Weg zur Allerwiese ein; es ist sein täglicher Spaziergang. Dort athmet er freier als in seinem Hause, das ein unruhiger, böser Geist mit ihm theilt. Wer sich über dieses Verhältniß sattsam aufklären will, der lese Leopold Schefer's Meisterwerk „Künstler-Ehe." Der Mann ist aber Albrecht Dürer.

Und drüben auf dem Felde, „dem Knobeler Lande", wie es die Leute nennen, arbeiten die fleißigen Menschen, und schaffen den Sand in blühende Küchengärten um; hier gedeiht das beste Gemüse, was Deutschland hervorbringt; mit Spargeln sind ganze große Aecker bepflanzt, und die Petersilie wird hier so zart gezogen, daß man sie wie Spinat und Sauerampf bereitet und mit großem Wohlgefallen unter dem Namen „Peiterl" als Lieblingsgericht verspeiset.

Streicht man nun so durch die Straßen Nürnberg's, so drängen sich uns bei jedem Schritte angenehme und merkwürdige Erinnerungen auf. Dort das Arsenal, mit seinen festen Thürmen, mahnt an der Reichsstadt Waffenmacht; hier meldet eine Aufschrift „zum Hans Sachs", daß wir uns vor dem Hause des Dichter-Schusters befinden, den zu ehren, man hier ein Bierhaus anlegte, um sein Andenken mit Bier und Würsten zu feiern; dort ist die Grübelstraße, hier die Dürerstraße; aber auch der Zeitgenossen wird in solcher Weise gedacht, wie die Binder- und Platner-Straßen beweisen mögen, die ihre Namen von dem Bürgermeister und dem in diesem Augenblicke reichsten Bürger Nürnberg's erhalten haben.

Eine interessante Erinnerung rief in mir die Insel Schütt hervor, die sich mitten in der Pegnitz befindet und keiner besonderen Auszeichnung werth ist. Aber die bekannten und bei der Jugend so beliebten Muschelkasten werden hier gemacht und in frühester Kindheit schon las ich mit einer Art von verzeihlicher Sehnsucht die Worte darauf: „Zu finden auf der Insel Schütt bei Nürnberg." Daß ich mir dabei etwas Anders dachte, als ich nun wirklich auf der Insel Schütt fand, wird Jeder leicht einsehen. Ich stellte mir eine grüne Insel mit schönen Bäumen, von lieblichem Gewässer umflossen, vor, eine Art von Insel der Seligen. Dort findet man die schönen Muschelkasten, mit den bunten, prächtigen Farben, woraus man so viel herrliche Sachen schaffen kann, Pferde, Menschen, Häuser, Hunde u. s. w. Der Muschelkasten war das Urei aller Dinge und solches Wunder findet man auf der Insel Schütt, wenn man am Ufer spazieren geht. Ob denn wohl Nürnberg an dem Meere liegt? dacht' ich dann wohl dabei.

Vieles hat sich seitdem verändert; ich — die Insel Schütt — und

ſo viel Andres noch — aber die Farbenkaſten ſind ſich gleich geblieben. Die Kinder von heute, die dieſes etwa leſen, dürfen die Verſicherung hinnehmen, daß die Kinder, welche jetzt 40 bis 50 Jahre zählen, ſie einſt eben ſo in die Hände bekamen; ſchwärzlich mit den ſchönen, unregelmäßigen, hellgrünen Flecken, als wenn man einigen kleinen Vögeln die Füßchen hellgrün angeſtrichen hätte und dann geſagt: Allons, Vögelchen, ſpringt nach Euerer Luſt und verziert mir dieſe Muſchel-Käſtchen, zur Freude der Kinder!

Wie einfältig-lieblich! Und die urerſten Erfinder hatten eben ſo Recht, wie ihre Nachfolger; an gewiſſen Dingen ſoll man weder rücken noch rütteln; ſie ſind gleich anfänglich ſo vollkommen und erfüllen ihren Zweck ſo gut, daß ſich nur zu ihrem Nachtheile daran verändern ließe.

Darum kommt auch der Correſpondent von und für Deutſchland ſtets in ſeiner länglichen Geſtalt heraus, die ihn von allen deutſchen Zeitungen unterſcheidet; dieſer Hang zur Unveränderlichkeit iſt einigen andern Dingen noch in Nürnberg beigegeben, und ich bin wahrlich nicht geneigt, deßhalb irgend Jemand einen Vorwurf machen zu wollen.

Der Dutzendteich iſt Nürnberg's Bois de Boulogne. Es iſt ein Wald, worin ſich ein Dutzend Teiche befinden ſollen, wovon man dem größten, dem einzigen, den ich kenne, den Namen „Dutzendteich" gegeben hat, nach der Analogie des alten Kinderliedes am heiligen Dreikönigs-Abend:

„Und wenn noch Einer bei uns wär',
So wär' ein heil'ger Dreikönig mehr!"

Alſo der Dutzendteich hat ein gutes Wirthshaus und einen Platz unter Bäumen, wo man Bier und Caffee trinkt, Tabak raucht und allerlei Speiſen verzehrt, worunter die Karpfen des Teiches, nicht den letzten Rang einnehmen. Hieher geht und fährt Nürnbergs Beaumonde hin, und an ſchönen Sonntagen gewährt es Vergnügen, die langen geputzten Reihen die Königsſtraße hinab, dem alten Frauenthor zuwandeln zu ſehen.

Auf dem Wege zum Dutzendteiche, hart an der Chauſſee, liegt der St. Peter, ein Wirthshaus, neben einem Kirchlein, das auch ſtark beſucht wird.

St. Leonhard, der Mondſchein in Goſtenhof, Sünderbühel (die vormalige Richtſtätte), Hummelſtein, die Vorſtadt Wöhrd und andere mehr ſind Spazierorte in der nächſten Umgebung; der Hahnenberg-Zwinger, der Frauenthor- und der Schloß-Zwinger ſind Vereinigungs-Punkte in den Ringmauern ſelbſt. Jeder Platz hat ſeinen beſtimmten

Tag, wo die Gesellschaft sich dort zu versammeln pflegt, so daß es den Nürnbergern durchaus nicht an Unterhaltung fehlt.

Man kann die Gegend um Nürnberg nicht schön nennen, aber interessant ist sie gewiß. Ueberall flach, zeigen sich nur nach Südwesten, einige bewaldete, sanftansteigende Höhen; hier liegt die sogenannte „alte Veste", mit ihren Erinnerungen an Wallenstein.

Wo man sich auch befinden mag, bildet die alterthümliche Stadt, in gerader Linie, mit ihrer malerischen Burg, ihren schönen Thürmen und Domen und den dicken Mauerthürmen, einen schönen Hintergrund. Nach allen Seiten zeigen sich hohe, einzeln stehende Landhäuser, wie kleinere oder größere Schlösser, roth oder gelb angestrichen, mit Erkern und spitzen Thürmchen und dreieckigen Giebeln, von Mauern umgeben. Sie gehören den alten Patrizier-Familien, die daran nichts geändert haben, sondern sie so ließen, wie sie solche ererbten. Das Alles ist noch, wie es im Mittelalter war, und man kann sich ein gutes Bild jener Zeit entwerfen, wenn man eine Weile in Nürnberg wohnt. Auch in den Sitten der Einwohner hat sich Vieles erhalten.

Eine glänzende, wenn gleich nur vorübergehende Erscheinung war der Schmaußenbuck, der von einem reichen Kaufmann mit vielen Kosten angelegt worden war. Hier wurde dem Könige von Baiern, als er Nürnberg besuchte, ein sinnreiches und geschmackvolles Fest gegeben, das den Eigenthümer zu Grunde gerichtet haben soll. Ueberraschungen auf Ueberraschungen drängten sich; mit jedem Schritte entfaltete der Schmaußenbuck dem erstaunten Monarchen neue Reize. Eine Messe war improvisirt worden, wo in zierlichen Boutiken junge Mädchen in dem eigenthümlichen Costüm jeder Provinz des Königreichs die Hervorbringungen derselben feil hielten. Der Eigenthümer hatte Sinn und Geschmack; es ist Schade daß seine Mittel nicht auslangten. Das Fest soll 7000 Gulden gekostet haben; das war viel für einen Nürnberger Patrizier; allein 500 Pfund was wäre das für einen Englischen?

Die Gasthöfe sind zu loben; sie sind wie Alles hier von modernem Luxus und feinster Eleganz sehr entfernt, wenn sie gleich einen ächt deutschen Comfort, der zunächst in Reinlichkeit und Ordnung besteht, blicken lassen. Der Baier'sche Hof von Auernheimer ist in dieser Hinsicht einer der besten Gasthöfe in Deutschland; man findet sich dort bald wohl und heimisch und lernt die bedeutendsten Männer der Stadt kennen.

Die Frauenholz'sche Kunsthandlung und die damit verbundene Bildergallerie war einst berühmt; die Campe'sche Sammlung verdient eben-

falls geſehen zu werden; die Riegel und Wießner'ſche Sortimentshandlung iſt bedeutend. Das Beſtelmeier'ſche Magazin wo man vom Nürnberger Spielzeug bis zum Ammeublement eines Pallaſtes, Alles finden konnte, ſteht jetzt nicht mehr ſo einzig da, wie zur Zeit ſeiner Gründung, auch andere Städte haben nun ähnliche Etabliſſements, die jedoch weit glänzender und großartiger ſind.

Hinter dem Beſtelmeier'ſchen Magazin wird an gewiſſen Tagen der Woche eine Art von Markt gehalten, die „Leipziger Meſſe" genannt, wo man oft Curioſitäten und alterthümliche Gegenſtände kaufen kann, die hier auf dem Pflaſter von den Verkäufern ausgelegt werden.

Der Nürnberger iſt fleißig und zum Handel und Wandel ſehr geneigt, aber eben ſo dem Vergnügen ergeben, das aber nie mit Koſten verknüpft ſeyn darf, wenn es ihm Genuß gewähren ſoll. Er lebt ſehr mäßig. Reichthum herrſcht nicht, ſondern ein angenehmer Wohlſtand, der lediglich durch Sparſamkeit erzielt wird, und vom Vater auf den Sohn vererbt.

Der größte Aufwand den ein Nürnberger außer dem Hauſe macht, beſteht in Bier, und wenn's hoch kommt ein Paar Würſte dazu, die ihrer Vortrefflichkeit wegen, weit und breit bekannt ſind. Man kann nicht ſagen, daß es keine dicken Leute in Nürnberg gebe, aber behaupten wollen, daß man dort vielen Leuten begegne, denen das Schlemmen und Nichtsthun anzuſehen ſey, hieße verläumden.

Der Nürnberger iſt groß, bleich, mit eingefallenen Wangen, in der Woche eben nicht rein gewaſchen, und nur Sonntags im Staate. Die vornehmen Nürnberger mögen ſich hier nicht beleidigt finden, von ihnen ſpreche ich hier nicht. Die meiſten Einwohner ſind Handwerker, Feuerarbeiter zum großen Theile, die ſind gemeint. Man durchſtreiche an einem heißen Tage die lange Lauferſtraße bis zum Thore, oder eine andere, und gucke in die offenen Fenſter und Thüren, wo ſie ſtehen und ihr mühſames Tagewerk vollbringen, emſig hämmernd oder drehend, oder bohrend, in aufgeſtreiften Hemdärmeln, und gebe mir Unrecht, wenn man kann. Man hat hier ſonderbare Hantierungen, von denen nicht abzuſehen iſt, daß ſie ihren Mann nähren und doch thun ſie es. So iſt z. B. das Fabriziren der kleinen Nachtlichter ein wunderbares Geſchäft, und ich ſah Familien, vom Vater bis zum kleinen fünfjährigen Töchterchen, im Dachſtübchen ſitzen und ſich daran im Hungern und in der Geduld üben. Man denke nur daß man 100 Stück für einige Kreuzer erhält, und dazu noch einen ſogenannten Schwimmer,

ein Zängchen von Blech, eine hölzerne Schachtel und eine Beschreibung und Anleitung in vier Sprachen. Was ist daran wohl zu verdienen?

Allein die Sache wird fabrikmäßig betrieben, und eine ordentliche Familie kann mehre tausend Nachtlichter in einem Tage machen.

Seit dem Mittelalter sind die sogenannten Gelb- und Rothgießereien von Nürnberg hochberühmt. Die Kunstwerke „das Sebaldusgrab," die Figuren am schönen Brunnen und an der Liebfrauen-Uhr sind daraus hervorgegangen. Jetzt wird so etwas nicht viel mehr gemacht; Mörser Leuchter, Schnallen u. A. sind an die Stelle gekommen. Die Arbeiter bilden jedoch noch immer die alte Innung und werden „die Rußigen" genannt. Der Name bedarf keines Commentars. Die Leute sind groß und stark und rauh und grob in der Regel. Sie stehen in dem Rufe tüchtige Klopffechter zu seyn, und man pflegte sich ihrer zur Privatrache zu bedienen, wenn es galt, Jemanden „das Leder durchzubläuen." Sie sollen sich leicht dazu hergeben; zu Mord und Todtschlag nie, und es ist Unrecht sie mit den Venetianischen Bravo's zu vergleichen.

Poesie ist in Nürnberg nicht zu Hause, aber man wird keine angenehmeren Philister auf der Welt finden als hier, und Mittelalter und Kunst müssen dazu beitragen ihnen und ihrem Wesen Interesse zu verleihen. Welche Stadt in Deutschland ist denn wohl poetisch? War es selbst Weimar, zur Zeit seiner höchsten Blüte? Poetische Menschen, die eine Stadt bewohnen, machen diese noch nicht poetisch.

Nürnberg hat Vieles vor andern deutschen Städten voraus; es ist eine wirklich merkwürdige Stadt; ihr Charakter ist ächt deutsch, und jeder Deutsche wird sich hier wohl befinden. Wenn eine Stadt es verdiente, Deutschlands Hauptstadt zu werden, so wäre es Nürnberg, das noch überdieß den Vorzug hat, im Herzen des Vaterlandes zu liegen. Es wäre nur schade, daß dann seine Erhöhung auch den Verlust seiner Eigenthümlichkeit nach sich ziehen würde.

Der Nürnberger ist stolz, er nennt sich gern einen Großstädter, und wenn er recht im Zuge ist, einen Republikaner.

Ich kannte einen Mann, der Grübel's Freund gewesen war, und eben so schöne Gedichte machte. Ein langer Mann; auf dem dürren Halse saß das vertrocknete Gesicht, in dem zwei tief liegende, schwärmerische Augen brannten; ein dünner Haarstreif säumte die hohe Stirne. Er war Schneider, und arbeitete übermäßig fleißig, fabrizirte in den Freistunden Nachtlichter, und dichtete Sonntags; dazu machte er Statisten, an den drei Abenden, wo im Stadttheater Vorstellungen gegeben wurden, wenn man seiner bedurfte. Kann man ihm vorwerfen, daß

er seine Zeit nicht gut angewandt habe? Und doch war der Mann oft mürrisch, wenn er seine Zeit überdachte und fand, daß er sie nicht gehörig angewendet; dann war mit ihm kein Auskommen. Der kleinste Widerspruch reizte ihn bis zur Wuth, er bäumte sich und sagte mit Bitterkeit: „Ich bin ein Republikaner! was wollt Ihr Sclavengezüchte?" In seinem Herzen war Nürnberg noch nicht an Baiern übergeben worden, er sah noch immer die alte freie Reichsstadt vor sich, ohne Polizei und Gendarmen, mit ihren Stadtsoldaten, und glücklich bei ihren mangelhaften Institutionen.

Ich nenne den Mann nicht, und seine fixe Idee könnte ihn in jetziger Zeit zu Schaden bringen, wenn er noch nicht gestorben wäre. Ich hoffe jedoch das Letztere, denn er hat ein sehr mühseliges Leben geführt.

In Nürnberg sind auch treffliche Kneipen zu finden; jene kleinen, finstern Stübchen, wo die Decke den Gästen auf dem Scheitel liegt, mit hölzernen Bänken und langen Tischen, dicken, grünen Oefen und räucherigen Bildern an der Wand. Hier werden sie noch durch hochrothe Vorhänge an den Fenstern ausgezeichnet, die mit weißen Franzen besetzt sind, welches einen prächtigen Eindruck gewährt.

Vormittags und Abends versammeln sich hier bunte Reihen von Bürgern und Honoratioren, um ein Gläschen nach Gusto gemischten Reben- oder Gerstensaft zu trinken, und dabei über „Krieg und Kriegsgeschrei" ein lautes Wort vernehmen zu lassen.

Kaffeehäuser giebt es nur zwei im Orte, die Abends stark besucht werden. Ich weiß eigentlich nicht wie sie zu dem Namen kommen, da hier eben auch nichts Anders als in den Bierhäusern genossen wird, und von Kaffee, Conserven, Thee, Schokolade oder Gefrorenem niemals die Rede ist. Conditoren giebt es wenig, Lebküchler viele; alle Näschereien, die hier bereitet werden, riechen nach frischem Honig und nehmen mehr oder weniger den Character von Lebkuchen an.

Nürnberger Witz, der in der Vorzeit zum Sprüchwort wurde, zeichnet noch immer die Einwohner aus; es ist damit jener Mutterwitz gemeint, der allem Nützlichen förderlich ist. Es ist hier schon viel erfunden worden, aber noch mehr wurde nachgeahmt. Die Nürnberger haben seit vielen Jahren schon ihre Kettenbrücke, und nun besitzen sie ihre Eisenbahn, die erste in Deutschland. Die Frequenz zwischen dem zwei Stunden entfernten Fürth und der Stadt, hat die Actien der Bahn, wie man weiß, sehr gehoben, und wohl zunächst das deutsche Eisenbahnfieber erregt, dessen Paroxismen nun aber schon nachzulassen beginnen.

Fürth, das man jetzt in wenig Minuten erreichen kann, gehört gleichsam nunmehr zu Nürnberg; es ist die Vorstadt, wo die Handelsleute wohnen. Hier ist Alles freundlich; Neubauten entstehen und werden schnell vollendet, gerade Straßen, überall Fabriken, viel Handel.

Juden, die in Nürnberg nicht übernachten dürfen, haben in Fürth ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Auch dieß giebt Nürnberg eine Eigenthümlichkeit im Aeußern, die es jedoch mit einigen andern deutschen Städten theilt. Eine Stadt ohne Juden hat eine andere Physiognomie, als eine Stadt, deren Einwohner stark mit jenen gemischt sind. Tieck lobt Fürth sehr, er geht aber als Enthusiast offenbar zu weit. Im Innern von Deutschland zeichnet diese kleine Stadt sich allerdings durch einen starken merkantilischen Anstrich aus; was wäre dieß aber an der Seeküste?

Unvergeßlich wird mir der Eindruck seyn, den mein Eintritt in Nürnberg durch das Vestnerthor machte, als ich in die enge Straße hineinrollte, wo eben viele Frachtwagen bepackt wurden. Ich war zum ersten Male hier, und doch schien mir Alles so bekannt! Es war mir wie ein Traum, und erst nach und nach gelang es mir, die Erklärung dieses sonderbaren Gefühls aufzufinden. Ich hatte wirklich Alles schon gesehen; im Bilde wohlverstanden. Denn die Bilderbücher, die zerschnittenen Geduldspiele, die Landschaften und Gärten, welche die Kinder zum Aufstellen erhalten, Alles kommt aus Nürnberg — es ist Nürnberger Spielzeug, was unser erstes Glück ausmacht — und dieses giebt die Gegenstände wieder, die hier nur gefunden werden, die Häuser und Menschen, die Hantierungen u. s. w.

Wir Alle verleben unsere Jugend auf diese Weise in Nürnberg, was Wunder also, wenn wir uns in reifern Jahren, hier einige Zeit so wohl, wie in der zweiten Heimath befinden.

— — Ich darf wohl nicht erst für die aufmerksamen Leser bemerken, daß dieß nur Fragment ist.

Bilder aus Griechenland.

Von

L. Feldmann.

Fahrt mit dem Omnibus von Athen nach dem Pyräus.

Athen, October 1836.

Die Verbindung des Pyräus mit Athen, welche bis jetzt für das Publikum nur zu Fuße oder zu Pferde hergestellt war, hat eine große Bequemlichkeit durch das Privat-Unternehmen eines spekulativen Engländers gewonnen. Ein monströser Omnibus fährt seit einigen Wochen täglich viermal und vierspännig von der Hauptstadt nach der eine Stunde entlegenen Hafenstadt und eben so oft zurück, stets mit voller Ladung. So gern ich reite, so zog mich doch der Reiz der Neuheit an, und schon in den ersten Tagen saß ich in dem mit Menschen gefüllten Conversations-Kasten. Unter den Fahrenden befanden sich Engländer, Franzosen, Deutsche, Russen, Griechen, Türken und sonstiges Volk. — Alle Sprachen wurden gesprochen, mich jedoch konnte keine mehr anziehen, als die meines Nachbars, eines ächten Altbaiern, welcher, wie er mir sagte, Peter hieß und mir überhaupt, wie es bei Leuten dieses Schlags Sitte ist, sogleich seine ganze Lebensgeschichte erzählte. — Unter andern erfuhr ich auch, daß er wegen unglücklicher Liebe (wie so viele Andere) nach Griechenland ging, denn er glaubte, weil er sechs Fuß ohne Schuhe mißt, dem Herzen der Gretel näher zu seyn, als sein Nachbar Hanns, der viel kleiner war, als er; aber er täuschte sich, denn bei der letzten Kirchweih, die er in seinem Dorfe erlebte, tanzte Gretel mit dem Hansel und nicht mit ihm. — So etwas ist hinreichend, ein empfindsames Herz zu vernichten. — Doch unser gekränkter Held spielte Peter den Großen, verließ seine Heimath, ging nach München, ließ sich anwerben und wurde griechischer Soldat. Seine erste Garnison war Corinth, wo es ihm jedoch nicht gefiel, denn er versicherte, seitdem er dort war, wundere er sich nicht mehr, daß Paulus an die Corinther schrieb und nicht selbst hinging, denn wenn er nicht dahin commandirt worden wäre, würde er auch

keinen Augenblick in dieſem Neſte geblieben ſeyn. Ueberhaupt gefiele es ihm in Griechenland gar nicht, er fände Alles enorm theuer. Z. B. ein Bierrauſch, der ihm in Baiern kaum acht und vierzig Kreuzer koſtet, käme ihm hier auf zwanzig Gulden. — Und trinken muß der Menſch doch. — Ferner habe man in Deutſchland ſo viel Aufhebens von den griechiſchen Alterthümern gemacht, und ſelbſt die fand Peter nicht beſtätigt; denn er hätte gleich in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts auf klaſſiſchem Boden nach den ſieben Weiſen Griechenlands gefragt, und man hätte ihm nicht einen vielweniger gar ſieben zeigen können. — Auch die Mädchen fände er nicht nach ſeinem Geſchmack und er würde nie eine Griechin zur Frau nehmen, ſchon aus der einzigen Urſache, weil ſie gar keinen Begriff von einem ordentlichen Knödel haben, vielweniger von den ſonſtigen Tugenden deutſcher Hausfrauen. — Leider wurden mir die fernern Bemerkungen des ſchlichten biedern Peters durch ein plötzliches Geſchrei von Auſſen entzogen, welches ein Unglück verkündete. Ein nicht aus dem Wege gehender Eſel wurde von den Vorderpferden niedergerannt und hatte das Unglück, von dem ſchnell dahin eilenden Omnibus völlig gerädert zu werden. — Alles bedauerte dieſes arme Thier und namentlich ſah ich die zarten überlaufenden Aeugelein einer mir gegenüberſitzenden Dame, ſich hinter ein weiß gewaſchenes Schnupftüchlein retiriren, um dem Verunglückten, jämmerlich Geendeten eine Thräne zu weihen. Um nicht hartherzig zu erſcheinen, fand ich kein anderes Mittel, als den todten Eſel geſprächweiſe wieder aufzugreifen und ein lebendiges Bild von der erbärmlichen Exiſtenz dieſer bedauerungswürdigen Thiere in Griechenland zu entwerfen. — Freuen Sie ſich, ſchönes Fräulein, begann ich meinen Sermon, daß dieſer Dulder ausgerungen hat, denn wahrlich nie habe ich daran gedacht, daß es der klaſſiſche Boden iſt, auf welchem man den Eſel achten lernt. — Ein griechiſcher Eſel iſt ein Kapital-Vieh, und ich verſichere Ihnen, ein deutſcher Eſel (es ſind Ihnen gewiß deren auch ſchon vorgekommen) iſt nichts gegen ſolch ein klaſſiſches Langohr. — Ein griechiſcher Eſel von kleinſter Art trabt unverdroſſen einher, während er auf ſeinem Rücken eine wohlbeleibte Bäuerin trägt, zu dem auf beiden Seiten mit fruchtgefüllten Körben beladen iſt, worin außer dem gewöhnlichen Inhalt noch einige Kinder kauern; auf dem Hintertheil ſitzt endlich noch der Vater dieſer Eſelslaſt und ſticht mit einem Meſſer oder ſonſtigem ſpitzen Inſtrumente das unter ſeiner Bürde faſt erliegende Thier durch die graue Haut, um deſſen Gang zu beſchleunigen. — Zu Hauſe angekommen findet ſolch ein gutmüthiges Laſtthier weder Stall noch Pflege, ſondern muß, müde wie es iſt, in der Nähe des Hauſes

herumlaufen, wo er ſich einige vertrocknete Pflanzen, Diſteln, dorniges Strauchwerk und ſonſtigen vegetabiliſchen Ausſchuß zuſammenlieſt und Alles genügſam mit gleichem Appetit verzehrt. — Und doch gehört der Eſel in Griechenland eigentlich zur Familie und ſelbſt der ärmſte Bauer —

„zählt er die Häupter ſeiner Lieben"

zählt dieſes nützlichſte und wohlfeilſte Glied unter ſeinen Angehörigen mit, welches keine andern Koſten, als die des Ankaufs verurſacht, da ſein Unterhalt nicht die geringſte Ausgabe veranlaßt. — Die Barbarei der Griechen gegen Thiere iſt außerordentlich. — Die Pferde werden ſtatt der Sporen mit ſcharfen eiſernen Schaufeln, die zugleich die Bügel des Reiters ſind, in den Leib geſtoßen, daß ihnen, halb todt gejagt, das Blut nach jedesmaligem Ritt in Maſſe entſtrömt. — Die Hunde werden unaufhörlich mit Steinen geworfen, ſo daß das Geheul der Getroffenen uns durch Mark und Bein geht. — Die Haſen werden mit abgeſchoſſenen Füßen noch lebendig in den Straßen zum Verkauf ausgeboten. — Es verſtimmt mich, mehre dieſer unwürdigen Szenen anzuführen; jedenfalls iſt es aber gewiß, daß unter allen dieſen Leidenden der Eſel der größte Märtyrer genannt werden darf. — Nachdem dieſes unglückliche Thier mit eigener Lebensgefahr Menſchen und Laſten über ſteile Berge, über unwegſame Klippen mit der Vorſicht eines Weiſen getragen hat, bekommt es Schläge und Stöße ſtatt Speiſe und Trank. Kein Wunder, daß dann ſein Geſchrei unangenehm lautet und abwechſelnd, indem es ſeine Affecte dadurch zu erkennen gibt, aus hohen in tiefe und aus dieſen wieder in hohe Töne übergeht, daß einem das Herz im Leibe brechen möchte.

So weit war ich mit meiner Eſels-Abhandlung, als der in Pyräus angekommene Omnibus hielt. — Das Fräulein drückte mir gerührt die Hand und ſagte pathetiſch, mich, Peter und die ſchweißtriefenden Roſſe mit einem vielſagenden Blick anſehend:

„Tröſtet Euch, ihr Hunde, Eſel, Pferde,
Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!"

Griechenlands gegenwärtige wiſſenſchaftliche Kultur.

Griechenland, welches einſt auf der höchſten Stufe der Künſte und Wiſſenſchaften ſtand, welches in ſeiner Glanzperiode nebſt den großartigſten Monumenten auch die größten Männer aufzuweiſen hatte, ſank unter dem Joche des eiſernen Schickſals ſo, daß es erſt ſeit wenigen Jahren durch die glücklichen Auſpicien ſeiner neuen politiſchen Lage ſich

den civiliſirten Völkern wieder anſchließen konnte. Eben in dem Grade, wie jene Völker, welche, ſeit Jahrhunderten an ihrer Bildung arbeitend, vorwärts ſchritten, kamen die Griechen ſeit Jahrhunderten zurück, und wo früher das Licht einer wahren Aufklärung hell leuchtete, trat nach und nach die ſternloſe Nacht der Unwiſſenheit ein.

Nach langer verderbender Finſterniß zog endlich eine neue Dämmerung gemeſſen und langſam am politiſchen Horizont herauf. Mit ihr begann auch in Griechenland eine neue Saat, die ſchnell Wurzel faßte, und deren goldene Früchte nicht ausbleiben werden, namentlich, wenn das Hauptaugenmerk auf die geiſtige Bildung der Jugend, durch gute Schulen und andere Anſtalten zur höhern wiſſenſchaftlichen Ausbildung, gerichtet iſt. — Leider ſteht es mit dem Schulweſen, obwohl es ſchon einige Elementar-Schulen und Gymnaſien gibt, trotz des Lobes der Zeitungen, hier noch ſchlimm, und oft betrachte ich deßhalb den vor einer elenden, armſeligen Hütte kauernden alten Mann mit einem Webeſtrumpf in der Hand, um welchen auf kahler Erde zwanzig bis dreißig Kinder mit übereinandergeſchlagenen Beinen kreisförmig umherſitzen, und ihrem alten Vorbuchſtabirer nachſchreien, daß man dabei das Gehör zu verlieren in Gefahr iſt. — Zwar ſcheinen es die griechiſchen Eltern nicht beſſer zu wollen, als nach dieſem alten Herkommen zu unterrichten; denn erſt jüngſt wurde die ſo treffliche amerikaniſche Schule von den Einwohnern der Inſel Syra mit Gewalt, auf Veranlaſſung der Geiſtlichkeit, vertrieben, weil ein unvorſichtiger proteſtantiſcher Lehrer ein Marienbild aus dem Schulzimmer entfernte, worauf ſich, nach der Ausſage einiger der nachläßigſten Schüler, ſogleich der Teufel hinter der großen Schultafel gezeigt haben ſoll. — Die leichtgläubigen Weiber, denen die Kinder dieſe Mähre nach Hauſe brachten, trieben es nun ſo arg, bis die aus dem Unterrichtszimmer verbannte heil. Jungfrau gerächt war; welche Rache, von den Männern ausgeführt, in der Vertreibung der ganzen Anſtalt beſtand, die ſich hierauf in Athen niederließ, wo ſich ohnedieß ſchon eine Schule dieſer Art befand. — Es iſt jedoch zu verzeihen, wenn Griechenland noch an einen Teufel glaubt, da doch ſelbſt in Deutſchland ſein Daſeyn neuerdings erwieſen wurde.

Griechenland beſitzt bereits mehre Schriftſteller und Dichter, deren Namen anerkannt ſind. — Ich nenne hier nur die beiden Soutzo und Rizo, welche Werke lieferten, die ſich ſowohl franzöſiſcher als deutſcher Ueberſetzungen zu erfreuen hatten. Die griechiſchen Dichter beſingen meiſtens die Thaten und Schickſale ihrer berühmteſten Landsleute mit außerordentlicher Wahrheit und glühender Phantaſie; ihre Sprache iſt höchſt feuerig, ausgezeichnet und bilderreich. — Zu bedauern iſt, daß

eine Menge Werke griechischer Dichter, die hier erscheinen, gar nicht versendet werden, sondern nur auf Subscription ins Leben treten und eben so schnell, nachdem sie einmal gelesen, ohne irgend eine öffentliche Beurtheilung wieder verschwinden. Alle Pressen, namentlich in Athen, sind beständig in thätiger Wirksamkeit und meistens mit dem Drucke von Broschüren und Zeitschriften beschäftigt, deren letztere für eine Anzahl von 18,000 Einwohnern, wie man gegenwärtig annimmt, im Uebermaaße da sind. Ungeachtet eine starke Kaution für die Genehmigung zur Herausgabe eines öffentlichen Blattes geleistet werden muß, bestehen doch folgende:

Athina, Sotir, Proini, Kyrix, Eos, Tachidromos, Elpis, Ajenitista Ellas und noch mehre andere. Wenige hievon tragen zur Bildung und Aufklärung des Volkes bei, die meisten sind politisch, raisonirenden Inhalts und tragen nur zu oft das Gepräge frei gewordener Sclaven. Die Wißbegierde nach dem Inhalte solch einer frisch aus der Presse kommenden Zeitung ist selbst bei dem gemeinsten Griechen merkwürdig. Kaum hat der Austräger das Blatt aus der Hand gelegt, so steht schon zur Befriedigung der ganzen Kaffehaus-Gesellschaft ein Vorleser auf Stuhl oder Bank und deklamirt selbst die unbedeutendsten Artikel mit höchst markirter Mimik den neugierigen politischen Kannegießern vor. — Je raisonirender der Inhalt, desto lauter der Beifall, welcher oft im größten Enthusiasmus ausbricht. — Dessenungeachtet sind unter diesen Zuhörern eine Masse, die nicht lesen, viel weniger schreiben kann; denn das Schreiben gilt in Griechenland noch für eine so schwierige Kunst, daß gewiß jeder Grieche, der sie besitzt, ein länglichtes Tintenfaß in seinem Gürtel trägt und so gleichsam das Merkmal seiner Fähigkeit öffentlich zur Schau trägt. Selbst mehren Individuen des griechischen Staatsraths wäre vielleicht bange gewesen, wenn sie vor ihrer Wahl eine Prüfung dieser Art hätten bestehen müssen. Nur jene Griechen, welche ihre Bildung außerhalb ihres Vaterlandes genoßen und meistens europäisch gekleidet sind, können auf höhere Bildung Anspruch machen, sind aber auch die erklärtesten Feinde der gebildeten Deutschen.

Die Künste, die einst Hellas als ihr Mutterland betrachten konnten, sind gänzlich verwaist und auch vorläufig noch nicht wieder adoptirt. Die Baukunst allein sucht namentlich durch die deutschen Arbeiter sich wieder heimisch zu machen, und der im Werden begriffene Königsbau dürfte seiner Zeit als würdiger Rival der neuen Architektur neben den erhabenen alten Baudenkmälern stehen.

Die Bildhauerei, welche hier die höchste Stufe erreicht hatte, ist nun förmlich aus diesem Lande verschwunden. Jetzt gibt es hier kaum

mehr einen geſchickten Steinhauer, viel weniger einen Bildhauer. — Ein neuer Impuls zu dieſer erhabenen Kunſt iſt durch die Wiedereröffnung des Marmorbruchs im Pentelikon gegeben, welcher jedoch vorläufig nur zum Neubau des königlichen Palais benützt wird.

Die Malerkunſt iſt den jetzigen Hellenen gänzlich fremd. Es wäre eine ſchwere Aufgabe, momentan einen guten griechiſchen Anſtreicher, aber noch ſchwerer, einen mittelmäßigen Maler zu finden.

Die guten Vorbilder, welche durch ausländiſche Künſtler den Griechen in allen Zweigen täglich gegeben werden, laſſen jedoch bei deren unbeſchreiblich leichter Auffaſſungsgabe und eminenten Talente in kürzeſter Zeit eine Wiederbelebung dieſer entſchlafenen Künſte hoffen, was um ſo eher mit Beſtimmtheit angenommen werden kann, da die Regierung bei ihren im Verhältniß ſo geringen Einnahmen zu den enormen Ausgaben, ihr Möglichſtes thut, alle Theile, welche zur allgemeinen Kultur beitragen, gleichzeitig zu beachten. Lächerlich iſt es, von vielen Leuten ſagen zu hören: „Es iſt noch nichts geſchehen!“ — Iſt es denn ſo leicht, aus einem Chaos, welches verwickelter, als das Urchaos war, eine Welt zu bilden?! Sind Menſchen Götter?!

Ein Theaterabend in Athen.

Ein magiſch ſanftes Abendroth vergoldete die ausgedehnten Ebenen Athens. Es war October, jedoch die milde und entzückende Temperatur verkündete einen zweiten Frühling, als Erſatz für die herben Leiden, welche Menſchen, Thiere und Pflanzen unter den ſenkrechten Strahlen der alles verſengenden Sonne, während der vorhergehenden drei Monate ertrugen. Deſſen ungeachtet eilte das Publikum, trotz der herrlich erquickenden Nacht, welche ſich mit ihrem ſchimmernden Sternenglanze friedlich über Attika's Berge und Thäler niederließ, eilig von der Promenade zurück, jedoch nicht, um ſich zwiſchen vier Mauern, wie bei uns in Deutſchland, am warmen Ofen, vor dem Herbſtfroſte zu ſchützen, ſondern um in den freien offenen Räumen des dachloſen Theaters den doppelten Genuß der Natur und der Unnatur gleichzeitig zu haben. —

Die hölzerne Anſtalt, welche in der Form einer Arena erbaut iſt, und außer dem Parterre drei Logenreihen übereinander beſitzt, war heute ſtärker wie gewöhnlich beſucht, denn der Zettel verkündete das große Drama: „Saul.“

Voller Erwartung saß ich vor dem ungebleichten Vorhange, der in frühern Zeiten vielleicht einmal ein bescheidenes Tisch- oder Leintuch war und jetzt die Scheidewand zwischen Griechenlands Weltbühne und Bühnenwelt bildete. — Die Strauß'schen Triswalzer bereiteten als Ouvertüre das Publikum auf die traurige Katastrophe vor, welche sich im Laufe des Dramas vor unsern Augen entwickeln sollte. — Endlich, nachdem lange der Bretterboden unter den stampfenden Füßen der ungeduldigen Zuschauer erdröhnt hatte, zog sich die trotz ihrer unschuldigen Farbe doch nicht fleckenlose Gardine gegen den Himmel, und

„Herein mit bedächtigem Schritt,
Der David tritt." —

Ein Cavallerie-Säbel, den ihm irgend ein gutmüthiger Lanzenreiter-Wachtmeister geliehen haben mochte, hing als *starke* Wehre an seiner *schwachen Seite*

„Er sah sich stumm
Rings um"

worauf er einen griechischen Monolog sprach, von dem ich nichts verstand, als daß er sehr lang war. Jonathan, Sauls Sohn, unterbrach dieses Selbstgespräch,

„Indem er behend,
Aus den Coulissen rennt"

und wie es schien, den Herrn David hart anging. Ein paar tüchtige Reiterpistolen schmückten den Gürtel dieses Königlichen Sohns, welcher eben durch diesen Bewaffnungsverstoß bewies, daß *er* das Pulver nicht erfunden hatte. — Nach langen Debatten, die von den Griechen häufig beklatscht wurden, —

„Spie das seitwärts stehende Haus
Zwei Acteurs auf einmal aus."

Der eine, ein schwermüthiger, in rothem Zeug eingewickelter Mann hatte zwar nur einen Degen mit einem Lieutenants-Port-d'epée an der Seite, ich merkte jedoch gleich, daß es ein König sey und noch dazu ein König von *Israel*, denn er *handelte* gleich, und um nichts Geringeres, als um die Krone, welche ihm Samuel, der Hoheprieſter, für David entreißen wollte. Die Handelnden schienen jedoch nicht einig zu werden, und diese mißlungene Spekulation machte den armen Saul schwermüthig und melankolisch. —

„Wie das der David erschaut,
Sagt er laut"

er wolle als der erste Tonkünstler seiner Zeit dem König etwas vorspielen, um ihn zu erheitern. —

„Drauf ſetzt er ſich nieder
Und ſingt ſeine Lieder.“

Ich vermuthete einige in Muſik geſetzte Pſalmen zu hören; wie ſtaunte ich aber, als der Virtuoſe David mit kräftiger Stimme, nicht von der Harfe, ſondern von der großen Trommel begleitet, die Marſeillaiſe mit franzöſiſchem Texte begann, und ſie in ſchmelzenden Accorden dem Herrn Saul vortrug. Aber Saul, nicht für ſolche Freiheitslieder geſtimmt, indem er ſelbſt bei ſeiner Thronbeſteigung der republiſchen Verfaſſung des gelobten Landes ein Ende machte, ward darob nicht aufgeheiterter, obwohl ſich David noch die Mühe gab, eine Arie aus Moſes, eine aus der Stummen von Portici, ja ſelbſt ein Reiterlied von Körner dem melancholichen König vorzutragen. Selbſt Sauls Tochter, ein hübſcher Burſche, mit blonden Locken und eben ſolchem Schnurrbart, war nicht im Stande, obwohl ſie ſich, wie ein Zettel um ein Arzneiglas, ſtets um ihres Vaters Hals hing, deſſen Stirnfurchen hinwegzuküſſen. — Des andern Tages hörte ich, nachdem ich die Vorſtellung nur während dreier Acte ausgehalten, daß ſich Saul im fünften erſtochen haben ſoll, wobei ich nichts bedauerte, als daß er nicht ſchon im erſten Acte auf dieſe glückliche Idee gekommen war. David, welcher ſchon früher incognito vom Hohenprieſter zum Könige geſalbt wurde, ſtieg, als der Vorhang fiel, auf den Thron. —

Die beſondere Vorliebe, welche die Griechen, wenn auch nicht mehr nach den fein philophiſchen Begriffen des Ariſtoteles für die Tragödie haben, erleichtert, bei den ſehr geringen Mitteln des griechiſchen Theaterunternehmers, deſſen Wirken, indem das Schauſpiel-Perſonal meiſtens aus Liebhabern beſteht, welche aus purer Neigung die Rollen der Könige ohne Civilliſte, die der Helden ohne Gehalt ſpielen und ſich einzig und allein mit dem Ruhm begnügen, den ihnen das nicht zu ſtrenge richtende Publikum von Zeit zu Zeit angedeihen läßt. — Weibliche Individuen gibt es bei der griechiſchen Bühne nicht; ein ſchöner Knabe regt die reizbare Phantaſie der Griechen hinlänglich auf, um für ein Mädchen gehalten zu werden. —

Jedenfalls iſt es gut, daß bei dem Stande des jetzigen Theaters die Didaskalien der Griechen nicht mehr exiſtiren, denn hier hätte die Kritik mit jenem neuern Recenſenten rufen müſſen:

„Das Stück geſehen?! Noch mehr that ich, des Dankes werth!
— Ich hab' es leider auch gehört!“

Ueberſicht der 1836ger Saiſon zu Baden.

Nachts um die zwölfte Stunde des erſten Octobers tönte der furchtbare Ruf: „Messieurs, faites votre jeu. c'est la derniere taille, les jeux sont finis pour cette saison!“ Donnerworte, ganz unerwartet für die um die grünen Tiſche verſammelte Menge. Der Landchirurg *** von D. fiel wie aus dem Himmel; er pflegte alljährlich erſt zum Spätherbſte zu kommen, da in andern Jahren die Saiſon nach der Mitte October geſchloſſen wurde; auch dieſe Nachſaiſon gedachte er noch einen kleinen Coup zu machen; und ſiehe da, man nimmt ihm den Biſſen vor dem Munde weg, und das war ärgerlich, ſo zu ſagen. — Wie's dem Landchirurgen ging, ſo ging es noch Mehren, die ihre kleinen oder größern Verluſte durch einen lezten gewagten Satz noch zu erſetzen gedachten. Da hieß es denn, friſche Fiſche gute Fiſche; das Waſſer lief den gewinnſüchtigen Leuten im Munde zuſammen und Herr Chabert hatte vollkommen Recht zu ſchließen, einmal, weil das Wetter ſo kalt und unfreundlich war, ſo daß ſich doch nichts Ausgezeichnetes mehr im Curſaale einfand; und dann, weil nur kleines Gewehrfeuer und Plänkeleien am grünen Tiſche aufgeführt wurden. Die großen Spieler waren alle ſchon von dannen gezogen. — Der Schluß der Banken hat aber weiter auf alles Badeleben ſeinen Einfluß. Wie mit Eröffnung des Spieles die Saiſon beginnt, d. h. in Badens bürgerlicher Zeitrechnung, ſo datirt man auch den Schluß der Saiſon vom Tage des Aufhörens des trente et quarante und der Roulette. Das Spiel eröffnet die Saiſon, es mögen Fremde oder Badgäſte da ſein oder nicht; das Spiel ſchließt gleichfalls die Saiſon, es mögen der Gäſte noch ſo viel verweilen, wie da wollen. Alſo das Spiel iſt der eigentliche Focus des Badener Badelebens, und daher habe ich auch meine Ueberſicht der Saiſon mit dem Spiele begonnen.

Es ist unstreitig wohl der wesentlichste Theil der Unterhaltung des Publikums, und zieht viele Reisende nach Baden, die sonst nicht gekommen wären; wird aber noch erst ganze Caravanen herbeilocken, wenn die Pariser Banquen geschlossen seyn werden. —

Im Allgemeinen wurde nicht so viel gespielt, wie in früheren Jahren, doch hat die Banque nichts destoweniger durchaus keine schlechte Geschäfte gemacht. Der sogenannten großen Spieler fanden sich nur wenige; aber der Janhagel der sogenannten kleinen Spieler trägt auch seine gewissen Prozente und kann nie fruchtlos werden.

Unter den großen Spielern nenne ich zuerst eine fürstliche Person, die sich mit ihrer ganzen zahlreichen Familie hier förmlich domicilirend niedergelassen hat. Die Gräfin hat sich hier angekauft. Der fürstliche Spieler ist für die Banque eine sichere Rente. An die Stelle des russischen Generals, der voriges Jahr bedeutend pointirte, trat in dieser Saison sein Landsmann. Der Herzog, der das sonderbarste Spiel von der Welt spielt, belustigte wie schon früher durch dasselbe die schaulustige Menge. Die Namen einiger Engländer, die auch bedeutende Sätze machten, sind mir entfallen. Da die Spiellust im Allgemeinen nicht so groß war, so konnte sich ein zweites Roulette, das zur Zeit der großen Saison wieder im Saale aufgestellt war, nicht halten, und ging bald nach seiner Entstehung wieder ein.

Die Spielbanken werfen dem Staate jährlich 27,000 fl. ab; hiefür werden zum Theil die sich stets vermehrenden Anlagen in den Umgebungen besorgt, theils werden sie zu Besoldungen und Abtragung der noch auf dem Conversationshause haftenden Schulden verwandt.

Wie die diesjährige Saison überhaupt sehr reich an Fourberien und Gaunerstreichen mancher Art war, so fielen auch einzelne kleine Excesse an der Banque vor. — Ein gewisser Herr, unwürdiger Sohn eines würdigen Vaters, pflegte den ganzen Tag ohne einen Kreuzer Baarschaft an den grünen Tischen zu sitzen, und schien seine ganze Thätigkeit dem Dienste des spielenden Publikums zu widmen. Er pflegte nämlich den häufig in einiger Entfernung oder im Gedränge stehenden Spielern die gewonnenen Summen dienstfertig darzureichen. Die Croupiers hatten schon längst bemerkt, daß er am Schlusse einer solchen Session etliche Geldstücke zum Pointiren hatte. Da wurde er eines Abends ertappt, wie er einen Napoleon in den Aermel rollen ließ, als er nach gewohnter Art dienstfertig einem Spieler die gewonnene Summe darreichte. Er wurde unbarmherzig zum Saale hinausspedirt und Gendarmen transportirten ihn gelegentlich noch etwas weiter.

Ein Bäckergeſelle aus Carlsruhe ſtahl kurze Zeit vor dem Schluſſe der Banquen 25 doppelte Friedrichsd'or. Abends nach dem Schluſſe des Spiels, wie die Croupiers zur Zählung ſchreiten wollen, greift er zwiſchen die daliegenden Rollen und ſo zum Saale hinaus. Der ganze Schwarm der Croupiers hintendrein, und durch die ganze Promenade ſchallte der Ruf: au voleur, au voleur!! Der Kerl warf in der Angſt ſeine Rolle fort und ließ ſich hintendrein greifen. Es hatte ihn ein ſo paniſcher Schrecken ergriffen, daß er ſelbſt den Ort nicht mehr wußte, wo er das Geld abgeworfen hatte; trotz allen angeſtellten Nachſuchungen fand ſich das Geld nicht mehr, wie ſich leicht vermuthen ließ. —

Einer Falſchſpielergeſellſchaft, die ihre eigentliche Niederlage im Murgthale hatte und deren Mitglieder meiſt aus Engländern beſtand, kam die Polizei früh genug auf die Spur, um ſie im Keime zu erſticken. Dem Beſitzer des Amalienberges wurde deshalb, was ſonſt wohl ſchon anderswo erwähnt und beſprochen iſt, das Gaſtrecht von Seiten des Gouvernements aufgekündigt. —

Derartige Intermezzos dienen gewiſſermaßen zur Unterhaltung des Badepublikums und geben Veranlaſſung zu Reflexionen on various subjects concerning the human life.

In ſolchen Orten, wie Baden, hat die Moralität gerade kein Aſyl; alſo was kümmert man ſich um die Handlungen und ihre Triebfedern; wenn die Ereigniſſe des Tages nur Unterhaltung gewähren, ſo iſt das Publikum zufrieden, und gräint ſich nicht, ob ſie moraliſch oder unmoraliſch ſind.

Nach dem Spiele, als einem für den größten Theil der Badegeſellſchaft ſehr weſentlichen Theile der Unterhaltung, ſind Theater, Concerte, Bälle, Reunionen, Privatgeſellſchaften und Luſtpartien in die reizenden Umgebungen der Quellenſtadt zu beſprechen.

Legt man einen billigen Maßſtab an die Leiſtungen der hieſigen Bühne, ſo kann man ſeine Zufriedenheit ausdrücken. Die Geſellſchaft bildet ein gutes Enſemble und kleine Stücke wurden oft beſſer gegeben, als ich ſie in großen Städten ſah. Nichtsdeſtoweniger wird das Theater von Fremden wenig beſucht; dafür opferte aber die hieſige Einwohnerſchaft der Kunſt, ſo daß ſich der Director zu beklagen keine Urſache hat, zumal er 1500 fl. Zuſchuß aus der Spielkaſſe erhält. Hätte Baden in den Sommermonaten das größte und vollkommenſte Theater, die fremden Zugvögel würden es nicht fleißiger beſuchen, als bisher geſchehen. Dieſe Erſcheinung zeigen alle Badeörter. Der größere

Theil der Fremden hat daheim gute Bühnen, größere Stücke haben ſie dort ſchon über dieſelben ziehen ſehen. Und wer mag am ſchönen Sommerabende im geſchloſſenen Raume eingeſperrt ſeyn, wenn er nach Baden gekommen iſt, ſich der ſchönen Natur zu erfreuen?

Es gaſtirten auf der hieſigen Bühne eine Engländerin, Demoiſelle Stuart und Herr Kunſt. Daß ſie es Beide nicht zu einem europäiſchen Rufe bringen werden, iſt wohl ſonſt ſchon erwähnt worden. — Da das Durchgehen dieſes Jahr gar keine ungewöhnliche Erſcheinung war, ſo machte die Flucht einer Frau von Sehle, die ſich am Tage vorher noch 50 fl. vom Director hatte vorſchießen laſſen, wenig Aufſehen.

Concerte, zu einem Kronenthaler das Billet, wurden viel angekündigt, mitunter auch gegeben, aber wenig beſucht. Auch hier muß der Künſtler nur europäiſchen Ruf erlangt haben, wenn er den Saal füllen will. Das Concert von Pirris war das beſuchteſte, theils, weil er außerordentlich viel Connexionen unter den Fremden hatte und es an Mühe, Billette unterzubringen, nicht fehlen ließ; theils weil eigner Ruf, der ſeiner Pflegetochter und die Mitwirkung der Mad. Haizinger durch Declamation, der Herren Haizinger und Reichel vom Carlsruher Theater viel verſprachen.

Alle andern reüſſirten nur wenig oder gar nicht; dieſes gilt namentlich von einigen Orgelconzerten.

Madame Gordon, die auch in die Straßburger Affaire verwickelt zu ſeyn ſcheint, theilte daſſelbe Schickſal der Menge. Ihr Ruf ſchien nicht der beſte zu ſeyn; viele Recommandationen an ehrenwerthe Perſonen blieben unbeachtet von dieſen. Herrenbeſuche nahm ſie häufig an; der Prinz Louis Napoleon Bonaparte wurde am häufigſten bei ihr geſehen. Merkwürdig, wie man oft irgend Etwas vermuthet, man weiß ſelbſt nicht, warum, das man ſpäter beſtätigt findet. So ſagte eines Tages der Hauswirth von Mad. Gordon, ohne ſich einen Grund ſeiner Vermuthung angeben zu können, es ſcheine ihm, als wenn oben bei der fremden Dame ein Complott oder eine Conſpiration geſchmiedet würde. Ende gut, Alles gut. Mad. Gordon macht ſich plötzlich aus dem Staube, ohne ihre Schulden bezahlt zu haben, nachdem ſie ſich Concertgebens halber hier 3 Monate lang aufgehalten hatte.

Die Bälle und Reunionen im Converſationshauſe ſind unſtreitig der Glanzpunct der Sommergeſellſchaft. Was Schönheit, Reichthum, Luxus, Glanz und Mode nur irgend aufzubieten vermögen, findet man hier verſammelt und vereint. Die vor dem Hauſe aufgeſtellte Oran-

gerie ist in den Ballsaal gestellt worden; die brillantesten Kronleuchter, unter denen der größte 15000 Franken gekostet hat, verbreiten des Tages Helle durch die wohlduftenden Räume des großen Hauses. Unter Orangen, blühenden Granaten und der bräutlichen Myrthe sitzen Schönheiten von England, Deutschland, Frankreich und Rußland im gewähltesten Putze gruppenweise vertheilt. Der staunende Neuling in solch gewählten Versammlungen glaubt sich in ein Feenreich versetzt, tritt er unter die zu gleicher Lust und zu gleicher Genußsucht versammelte Menge. —

Plötzlich öffnet sich der kreisende Schwarm der Herren, die die Mitte des Saales eingenommen haben. Madame la grande-duchesse! ertönt es von allen Seiten, der sich zurückdrängende Kreis schließt sich hinter der fürstlichen Dame und begleitet die hohe Theilnehmerin des Vergnügens bis zu dem für sie in Bereitschaft gehaltenen Platz am obern Ende des Saales. Eine weiße Feder ziert das fürstliche Haupt; leutselig und herablassend zur Rechten und zur Linken grüßend enthusiasmirt sie die Menge durch die Noblesse ihres Betragens und die Freundlichkeit der Worte, die sie den zunächst stehenden Personen adressirt. Die jüngste, noch unverheirathete Prinzessin, bewegt sich lebensfroh durch die Reihen. Der Beobachter ist zweifelhaft, ob er ihrer Schönheit, ihrem Anstande oder der edeln Einfachheit ihrer Toilette mehr Bewunderung zollen soll. —

Zu beiden Seiten der fürstlichen Damen drängt sich der anwesende deutsche und russische Adel; der französische und englische mischt sich unbekümmert um das Drängen nach jener Region unter die Notüre der Ballgesellschaft.

Ehe wir uns unter die tanzenden Paare mischen, sehen wir uns noch ein wenig im Kreise umher und greifen die gewissermaßen public characters der Gesellschaft heraus.

Unter rothblühenden Granaten, zur Seite eines Myrthenbaums, zieht die Schönheit des Gesichtes und der Taille, die Eleganz und der Geschmack der Toilette zweier Töchter Albions unsere Aufmerksamkeit auf sich. Miß H. nebst ihrer verheiratheten Schwester Mrs . . * Sie sind ganz gleich gekleidet; nur in den Bändern verschieden; die eine wird von rothen, die andre von blauen umflattert. Die Aehnlichkeit beider Schwestern, verbunden mit der gleichen Toilette, ist so täuschend, daß nur der verschiedene Farbenglanz der Bänder sie von einander unterscheiden läßt. Töchter eines Banquiers aus Londons Umgebungen, fühlen sie sich recht wohl in der haute volée der Gesellschaft; in

Schönheit und Anstand thun sie es mancher altadeligen Dame zuvor. Die eine schon verheirathet, die andre, neben der Myrthe sitzend, leider schon Braut. Miß H. verschenkte ihre schöne Hand erst in Baden; vor Kurzem wurde in Mannheim die Hochzeit gefeiert. Beide haben die Zwanziger noch nicht passirt; Schönheit erhält in allen Sphären der Gesellschaft ihren gerechten Tribut, und so ist das schönste aller Schwesterpaare mit Recht beständig von einem großen Schwarme eifriger Anbeter umschwärmt.

In Anstand und Toilette übertreffen sie die routinirteste Pariserin, eine seltene Erscheinung bei Engländerinnen; der blendend weiße Nacken mit den brillirenden Colliers, der reiche Spitzenbesatz, das Ebenmaß schöner Formen umkreisend, die schwach gerötheten Wangen und der Purpur der Lippen mit dem schönsten Elfenbein dazwischen, ein vielversprechendes Auge und der kleine, reizende Sylphidenfuß, die Taille — si mince — lassen den glücklichen Tänzer, der im rauschenden Gallopp diese schönen Formen umschließen darf, im höchsten Wonnegefühl schwelgen.

Da wir einmal bei Britanniens schönen Kindern weilen, so wollen wir auch einmal jener hohen Gestalt, die am Arme eines Unbekannten durch den Saal zieht, nachgehen. Die Gesichtszüge sind schön und edel; aber der Zuschnitt ihrer Toilette ist der barockeste unter der ganzen weiblichen Bevölkerung des Conversationshauses. Das Kleid, nicht graziös die langen Formen umschließend, schleppt am Boden nach und muß beim Tanzen hindern. Die schmale Taille umschließt ein massiver, goldener Gürtel, gleich einem großen Ringe. Daß man diesen großen Ring so wie ähnliche Armbänder jeden Ballabend sieht, macht keinen angenehmen Eindruck. Im Cotillon tanzt Miß * * * mit Herren, ohne daß diese vorher präsentirt worden wären; eine auffallende Erscheinung bei Engländerinnen, die bekanntlich selbst in England mit Niemand tanzen, es sey denn, daß der Herr vorher vorgestellt wäre. Daß es aber mit dieser Präsentation hier nicht so gar genau genommen wird, davon möge folgende Anecdote den Beweis ablegen. Eines Abends kömmt ein Gentleman auf mich zu, ohne mich oder ich ihn je vorher gesehen zu haben, mit den Worten; Present me, please, to that Lady! einem Engel, dem ich selbst gern präsentirt worden wäre. Als ich ihm dieß bemerkte, wandte er sich an den zunächst stehenden Herrn mit derselben Bitte. —

Miß * * * hat schon beide Indien gesehen; macht dabei Verse und lies't Poeten und Prosaiker. Es scheinen sich in ihr alle Launen ihres Geschlechts vereinigt zu haben. Eines Nachmittags ladet sie ein ganzes

Corps junger Herren in das Wäldchen von Favorite zum Picknick; unglücklicher Weiſe fehlt aber der eigentliche Favorit. Man wartet auf ihn bis gegen 5 Uhr Abends; als er auch da noch nicht erſcheint, wird die ganze Geſellſchaft aufgehoben und muß trockenen Mundes wieder von dannen ziehen. Die ganze Erſcheinung dieſer nicht mehr ganz jugendlichen, aber immer noch hübſchen Dame, nennen die Engländer ſelbſt eine fantastical appearence. —

An der Seite ihrer Mutter ſitzt dort, das Haar à demi chinoise geſchürzt, Lady G. Mutter und Tochter au dernier gout gekleidet. Lady G. ſpricht faſt alle lebenden Sprachen der civiliſirten Welt, und dieſe ohne Accent und lieſ't die Alten. Trotz des Anſcheines einer gelehrten Dame hat ſie doch glücklicher Weiſe den Geſchmack an geſelligen Vergnügungen noch nicht verloren; ſie tanzt viel und läßt ſich den Hof von faden jungen Herren machen. Ihre Mutter iſt nie verheirathet geweſen; doch die haute volée ſcheint dieſen Umſtand nicht zu wiſſen oder nicht zu berückſichtigen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Literarische Uebersichten

von

G. S.

I.

Seit einigen Jahren wurde von verschiedener Seite die Frage aufgeregt: haben wir gegenwärtig eine Literatur? Und die Antwort sprach sich nicht unerwartet dahin aus: wir haben eine solche gehabt, jetzt haben wir keine, wir werden unsere Kraft anstrengen müssen, eine neue zu begründen. Welche Folgen dieß zum Theil gehabt hat, ist hinlänglich bekannt. Doch die Hauptsache stand fest und steht heute noch: *eine junge Literatur ist auf dem Wege sich zu gestalten.*

Zwischen den Triumphen unserer alten Literatoren und den ersten Schwingungen des neuen Ringens liegt ein für unsere Literatur ödes und mit Wucherpflanzen aller Art übersäetes Feld, auf dem man die edelsten Nachwüchse der vorangegangenen Epoche so schwer unterscheidet, als die ersten Verkündigungen einer bessern Aera. Vom Tode Schiller's, des strebsamsten Practikers der alten Zeit, zieht sich das lange, einsam wirkende und nur die Kräfte der Tüchtigsten verknüpfende Leben Göthe's hin, ohne die Nation, ohne die Zeitliteratur zu beherrschen. Da war Alles wirr, zerzwistet, vorbereitend. Die ächte alte Zeit mit der befruchtenden Gewalt ihres großen, damals noch lebenden Dichterhauptes vereinsamte immer mehr, während sich die Breite der Literatur in den Gährungen einer ermüdeten, über Maaß ruckbaren und in alle Extreme geworfenen Generation wachsend verschlechterte. Unsere classische Periode hatte Früchte getragen, die es eben so schwer war zu überbieten, als vergessen zu machen. Dagegen sich das neue Dichten und Trachten einerseits zwar fortentwickelte und die Mängel fühlte, die selbst in dem Vollendetsten unverkenntlich waren, und doch nicht Kern, nicht Stoff einer frischen Erweiterung greifen konnte, andererseits unter den Einflüssen einer auf das blos Practische, niedrig Volksthümliche und den Lüsten der Gesellschaft schmeichelnden Richtung zusehens verwilderte. Hier stehen wir denn zwei Hauptfiguren gegenüber, welche das Sinken unserer alten Literatur eigentlich geleitet haben, Tieck nämlich und Kotzebue. In Tieck sublimirte sich das Streben, es verlor sich in das Idealistische, Gestaltlose, Willkührliche; durch Kotzebue ließ es sich herab, und lief in die trivialste Natürlichkeit aus. Die Epoche, die Lessing angeregt, Göthe geschaffen und Schiller auf ihre volksthümliche Höhe hob, ging an der Verfeinerung und an der Gemeinheit zu Grunde. Da entstand der Zwischenact von 1805 bis 1832 und eine Literatur der Versunkenheit, die zwar todt, aber noch nicht begraben ist, und die noch heute hemmend nachwirkt.

Die drei Epochen, die unsere Literatur aufweis't, lehnen sich an drei große Thatsachen unserer Nationalgeschichte: Friedrich den Großen, die Befreiungskämpfe und die Julius-Revolution. Unsere classische Literatur gehört durchaus dem Zeitalter Friedrichs an. Wir begriffen damals unsre totale Nichtigkeit, der Geist verjüngte sich, alle Bewegungen des Zeitalters dienten zu unserer innerlichen Erhebung, während wir gleichzeitig das wurmstichige Gebäude des äußeren Daseyns ruhig zertrümmern sahen. Unsere classische Literatur war eine

in kunſtreichen, tiefſinnigen, ſchwungreichen Schöpfungen kräftigende Vorbereitung. Wir dachten an das Vollendetſte, wir griffen ſelbſt nach dem Donnerkeil Jupiters und vergaßen oft darüber das Feld zu pflügen, das unſere Kinder ernähren ſollte. Die Literatur von 1805 iſt eine frohe Botſchaft, eine Anweiſung, die in Geſtalt und Form auf die Unſterblichkeit unſerer Nation gegeben wurde. — Nach allen Seiten zeigt unſer Claſſicismus abgeſchloſſene Reihen und Spitzen, welche in unſere neueſte Fortſchritte, in unſere Zukunft hinausragen. Selbſt die franzöſiſche Revolution wurde dieſes inneren geiſtigen Bildungslaufes nicht Herr, als die ureigene Kraft jener Literaten anfing zu ermatten. Die Kraft aber mußte ſich bei äußerem Mangel früh aufzehren. Schon zu Schiller's Lebzeiten ging das Rumoren und das Verflüchtigen, die Vagheit und die Bürgerlichkeit an, der claſſiſche Enthuſiasmus ließ nach und die Folgen der Xenien wurden durch Uebertreibungen und durch Widerſprüche aller Art neutraliſirt.

Politiſche Wirren begannen die Intereſſen zu theilen, eine Spannung trat ein, der rohe Augenblick rief rohe Kraft in's Leben. Aber als wollte man die Wirklichkeit verhöhnen, ſchwelgte man jetzt in der Vergangenheit, träumte eine Mährchenwelt nach, klimperte Sonnette — und dieß in demſelben Moment, als Fichte mit ſeinen Reden an die deutſche Nation, die Alleinherrſchaft des Geiſtes, die wir bisher genoſſen hatten, vernichtete und die Geltung des reinen Willens, der Perſönlichkeit und der That proclamirte. Durch dieſes Zauberwort ſeine eigene Großgeiſtigkeit opfernd, weihete er den Genius bänglich „practiſchen Zwecken", Deutſchlands Befreiung trat ein, und der Drang der Nothwendigkeit hatte den ſtillen, ſtetigen Fortgang einer idealen Geiſter- oder, wie es Klopſtock nannte, gelehrten Republik unterbrochen. Die Herrſchaft unſeres Gedankenlebens war an trübe, willkührliche Verſuche, an die unſauberen Probleme des Tages übertragen worden. Die Nation war gerettet, wieder errungen, aber die claſſiſche Literatur war zu Ende.

Iſt es doch, als wenn mit dem practiſchen Enthuſiasmus die Fähigkeit und die individuelle Kraft gebrochen wären. In welcher Weiſe ſich dieſes ereignet hat, wer den Verfall der früheren Literatur vorzüglich begünſtigte, wurde ſchon angedeutet. Doch der wahre Grund dieſes Sinkens, dieſes Nachlaſſens der Kraft, dieſer Verſchlimmerung lag in der Natur der Dinge. Was eine Literatur ohne nationale Unterlage, ohne volksthümlichen Anhalt vermochte, das hatte die unſerige zum Staunen der Welt geleiſtet, das wird wohl niemals übertroffen. Allein zwei große Begünſtigungen unterſtützten auch dieſe Größe. Dichter und Philoſophen damaliger Zeit erfreuten ſich noch einer Illuſion und einer Freiheit, die mit ihnen unterging. Dieſe beiden Wendepuncte ſind näher in's Auge zu faſſen.

Es war in Deutſchland eine Zeit — und unſere Aeltern, unſere Greiſe haben ſie erlebt, wo kein vorzüglicher Geiſt durch den Zuſtand der Nation gehemmt ſchien, das Vollenden zu erzielen. Wohl kannten ſie die bürgerliche Miſere ihrer Umgebung, faſt alle unſere großen Männer rüttelten am Philiſterthum. An was mahnte der Götz von Berlichingen? Schiller gar deſperirte an alledem, was man nationale Ueberlieferung heißt. Dieß hinderte jedoch keinen dieſer Heroen, kühn an das Werk zu gehen, und die Bedeutungsloſigkeit des Stoffes, den man vorfand, zu verachten. Wie hätten ſie die Größe ihres Geiſtes oder Dichterkraft glänzender bekunden ſollen, als wenn ſie durch ihre Werke ihren Zeitgenoſſen die Meinung gleichſam octroirten, die Zeiten des Perikles, der Mediceer, der Eliſabeth ſeyen um nichts beſſer geweſen, als die nach dem Hubertsburger Friede, während der Unruhen in Lüttich und dem Raſtatter Congreß. Ohne Frage haben unſere claſſiſchen Autoren, ſelbſt wenn ſie das Bewußtſeyn oder die Ahnung des ungeheuren Abſtandes ihrer Begünſtigungen von denen eines Griechen oder eines Shakeſpeare in ſich trugen, dennoch von dieſer Verſchiedenheit keine Notiz genommen. Wie groß mußte das Selbſtgefühl ſeyn, wenn man es wagte,

den Mangel, dem man ausgesetzt war, gänzlich zu ignoriren. — Das deutsche Volk brachte nichts als Gelehrigkeit entgegen. Man durfte die innerste Seele ausathmen; man mußte sich ein Publikum schaffen. Oder auf welchen Rechtstitel hin hätte die Nation Ansprüche an ihre Coryphäen gehabt? Allein nicht lange blieb das Volk in der unkritischen Empfänglichkeit. „Was hat mir Europa gegeben?“ rief Göthe schon in seinem venetianischen Epigramme, als er der faden Hinweisung auf die ersten Begehrnisse, die das Zeitalter an ihn machte, anfing überdrüssig zu werden. Schweigt, ihr Ungeweiheten! denn wenn ihr einer Literatur werth seyd, so seyd ihr es blos, weil wir, Nachkommen eines „glücklicheren“ Geschlechts uns die Mühe nehmen, euch mit einer solchen zu überraschen! Wie um die Fürsten alter Zeit sammelte sich eine Aristokratie von Dankbaren um unsere Mustergenien, man bildete sich nach ihnen, und stolz auf die Auserlesenen, die man versammelte, gehoben durch den Beifall, den jeder Wurf erlangte, mußte man des Glaubens werden, der Genius allein vermöge Alles, und der Geist könne einer weit zurückstehenden Nation darreichen, was ihm beliebe. In Wahrheit, der nationale Augenblick existirte für diese Glücklichen gar nicht. Nichts herrschte über sie, als das Ideal einer Schönheit und einer Wahrheit, das sie aus der Verlassenschaft wirklich classischer Zeiten und aus dem eigenen, unendlichen Vollendungstriebe geschöpft hatte. Riesenwerke sah man entstehen, die Kritik der reinen Vernunft mitten aus einem sich erst erneuenden Selbstbewußtseyn, ein Vernunftrecht aus der totalen Niederlage des politischen Lebens, einen Wallenstein in einer Zeit, die mit ihrer ganzen Kraft nicht fähig war, die Rheingränze zu beschützen, einen Faust unter einem Volke, das in trockenem Worte und modischem Unglauben mehrer Jahrhunderte dahingewelkt war. Welche Erhebung! Selbst Schiller, der durch das Glück seines Naturells dem deutschen Volke so innig verbunden war — vergaß sein Volk, so sehr er konnte, um den Gipfel seiner Kunst zu ersteigen, derselbe Schiller, der doch, ohne es zu wollen, nächst Fichte das Meiste beitrug, dieses Volk von der Stufe reinen Empfangens und Gewissens auf den Standpunct des Willens, der Kritik und der Mitwirkung zu heben. Schon regte sich ein weckender Volksgeist. Es gab neue Dogmen, es gab Weisen, die mit Tyrannei drohten, allein noch ging die Illusion nicht unter. Schiller verlor sie nie, und wenn Göthe's Glaube oder Muth zu wanken begann, belebte er sich noch ein Mal an dem Jugendfeuer seines Freundes, das ihm auch, als verwaist'tem Dioskuren, wie ein schützender, erregender Genius beiwohnte. Weil man von seiner Volksnichtachtung einen so idealen, mäßigen, künstlerisch tugendhaften Gebrauch machte, weil man selbst so gesund, tüchtig und achtungswerth war, blieb die Illusion des Denkens, Dichtens, Strebens, Zeit ihres Lebens diesen Männern treu. Doch die minder Hochstehenden ergriff bald der Sturm von Außen und nahm ihnen die Binde des Glücks unwiederbringlich vom Auge. Was die Revolution in Deutschland noch nicht erzwingen konnte, fiel mit der Auflösung des römischen Reiches und mit der napoleonischen Macht zusammen. Man spürte, was dem Volke und was auch unserer Literatur gebrach. In ihr vermißte man sogar die Heilkraft für die Nationalkrankheiten und für nächste dringende Bedürfnisse schien nirgends Sorge getragen. Der Geist fing an, an sich selbst zu zweifeln. Die Mittelmäßigkeit sprach das Recht an, selbst mit der Größe zu hadern. Die sublime Literatur kämpfte selbst wider ihre edelsten Genossen. Man wüthete im eigenen Fleisch! Das Glück, der Muth, die Illusion war vorüber und die großen Meisterwerke eines halben Jahrhunderts drückten selbst die Hoffnung herab.

Noch schlimmer als die schwindende Illusion des Vermögens war der Verlust der Freiheit mit seiner Fähigkeit zu walten, wie man kann, wie man nach seinen inneren Gesetzen muß, und — was doch am Ende auch zu beachten ist — wie man Lust hat. Vor der Volksermannung war

unſere Literatur eine ſouveraine Macht, man trug das Geſetz in eigener Bruſt; wenn es einen äußeren Zwang gab, ſo war es nur die Totalität aller Herrſchenden und Tüchtigen, die ihn übten, es war die Scheu, die kaum Einer vor dem beſten Genius ſeines Volkes verlor. Noch gab es keine ausſchießenden Parteien, ein Kant und ein Jacobi werden neben einander gewürdigt, nur die Geiſtigſten kämpften gegen einander, der Geſchmack-ſchloß den Wieland nicht aus, weil ihn einige Göttinger Jünglinge verdammten und die Xenien waren nichts als eine Verherrlichung, eine Proclamation des Genies. Wie konnte es fehlen, daß der Geſammteindruck dieſer Literatur auf unſer Volk ein maſſenhafter, ein außerordentlicher wurde, und daß, wie es neuerer Zeit immer die Folge ächter Literatur geweſen iſt, die Bildung der Sitten damaliger Zeit die überraſchendſten Veränderungen erlebte? Es ging durch Alle das allgemeine Gefühl, daß der Geiſt unſerer Notabilitäten dem allgemeinen Geiſt in Denkart und Sitte unendlich weit vorausgeſchritten ſey. Wie Prieſter höherer Weisheit ehrte man unſere Autoren und es herrſchte eine angeſehene Ariſtokratie der Bildung, welche den ſouverainen Geiſt der Führer mit der öffentlichen Meinung vermittelte. Wo aber die Wirkung ſo groß iſt, da fühlt man auch die Macht, und — was gleich iſt — die Freiheit, die man beſitzt. Und wer ſich ihrer recht bewußt war, der konnte ſich getroſt dem Drange ſeines eigenen Genius überlaſſen. Vor Mißbrauch ſchützte der Gedanke an einen ſo bedeutungsvollen Beruf. Dieſem und keinem andern Glücke ſeiner Autoren verdankte Deutſchland ſeine claſſiſche Literatur.

Kann denn, dieß frage ich Jeden, die Literatur etwas Anderes ſeyn, als die Offenbarung des freien und ſich dieſer Freiheit bewußten Genius? Woran hat ſich die Verbeſſerung neuerer Volks- und Staatszuſtände herausgebildet, als aus den Pfennigen, die man dem Reichthum großer Geiſtesplane ſchweigend entlieh? Allein die neue, anfängliche Volkserhebung hielt ſich für berechtigt, dem künftigen Aufſchwung der Literatur die Richtung vorzuzeichnen. Es kam leider ſo weit, daß dieſe nichts als der Abdruck, der getreue Sancho Panſa des Zeitgeiſtes ſeyn ſollte. Von dieſer Zeit an brachte unſere ſpätere Literatur, eingeſperrt in dieſen volksthümlichen Käfig, nur Producte an's Licht, welche ſich ſämmtlich gegenſeitig deſavouirten und eine große Verbrüderung aller Mittelmäßigkeit veranſtalteten. Wenn die Literatur ein „Spiegel“ des Zeitgeiſtes wäre, ſo iſt ſie es wenigſtens nie unmittelbar, ſo darf ſie wenigſtens nicht bloß ein bloßer Spiegel ſeyn wollen. Was zeitgeiſtig an ihr iſt, iſt eben weiter nichts als was ſich in geſunden Zeiten von ſelbſt verſteht, was gerade das Natürlichſte daran iſt und was nur dann gelegentlich in's Gedächtniß gerufen, ja als Geſetz proclamirt werden konnte, wenn es zufällig abhanden zu kommen drohte. Freilich mußte es ſehr unnatürlich erſcheinen, daß, als die Nation wieder anfing, ihre nächſten Intereſſen in's Auge zu faſſen, gerade die Romantik eine völlig rückwärts liegende und unzeitgemäße Fabelwelt als das Höchſte und Sublimſte einer neuen Dichtkunſt heraufbeſchwor. Es war freilich nicht an der Zeit, daß wir unſer Labſal ſuchen ſollten in der Naivetät der Haimonskinder und in den Legenden des Mittelalters. Nur dann hätte die Romantik ein Recht gehabt, zu behaupten, ein fortſchreitender und klangrechter Ton unſerer Literatur zu ſeyn, wenn ſie ſich entſchloſſen hätte, in der Wälder-Erneuerung des biderben Deutſchthümlers Jahn, den poetiſchen Willen der Nation anzuerkennen; und dieß wollte, dieß konnte doch die Mühe der „Waldeinſamkeit“ nie. Ja, es war wirklich das bitterſte Geſchick ſolcher Poeten, daß ſelbſt der bloße Zeitgeiſt, ja die vorübergehendſte Fratze und Schattirung deſſelben noch das Recht auf ihrer Seite hatte, die Unzeitgemäßheit eines ſolchen Talentes, wie Tieck eins iſt, anzuklagen. Wer wird nicht verſucht, um ſo blühende Begabung trotz ihrer „Wunderlichkeiten“ gegen ſo triviale Maßſtäbe in Schutz zu nehmen, wenn's nur immer möglich wäre? Iſt es doch leider das

ärmlichſte, was man in Kunſt und Literatur wirken kann, wenn man nur den Zeitgeiſt vertritt und die Abſchweifungen fähiger aber nachtheilig einwirkender Genien zurückweist. Was iſt denn dieſer Zeitgeiſt, dieſer Zeitgemäße? Nichts Anderes als das um ſich greifende Gefühl dringender und nächſtliegender Bedürfniſſe, für das der Weltgeiſt eine zahlloſe Glaubensarmee mittlerer Fähigkeiten in's Feld ſtellt und zur rechten Sekunde ſeine tüchtigſten Arme ausfindet. Aus dieſem Kreiſe von Begriffen und Anſchauungen ſtieg niemals das empor, was man im großen Sinn eine Literatur nennen kann. Es iſt grauenhaft, wenn alle großen, alle höchſten Kräfte nichts vertreten ſollen als den Zeitgeiſt, deſſen Sieg, wie weit er verdient und wünſchenswerth iſt, auch ohne ſolche Anſtrengungen nicht ausbleibt.

Aechte Literatur iſt eher die Urſache, eher der Leitſtern des Zeitgeiſtes, ſein Lehensherr, aber nie ſein Vaſall. Zeitgeiſt iſt ja nur das jeweilige Reſultat der Volksbildung, welches die geniale Kraft einer vorangehenden Geiſterreihe erwecken mußte. Jener Theil der Wahrheit, mit dem ſich die Durchſchnittsbildung befaſſen kann, iſt nur ein wechſelnder Nachglanz deſſen, was das Brillantfeuer der Geiſterwelt von ſich blitzte — einzelne aufgefangene Funken, practiſche Concentrationen. Die überirdiſche Feſſelloſigkeit des Genies erlebt hier die niederſchlagende Empfindung, wie wenig die Breite der Menſchheit, ſelbſt der Edleren und Beſſeren, in ſich aufnehmen und verwirklichen kann. Was ſind denn die Apoſtel des Zeitgeiſtes, als nur die muthigeren, animirten Kräfte jenes Oceans, deſſen Trägheit auch ſie bändigen würde, wenn der Geiſt nicht allbelebend über den Waſſern ſchwebte? Die beſſere Minorität, die für den Zeitgeiſt arbeitet, iſt im ſtrengſten Sinne doch nur ein beſſerer Pöbel.

Man hat mit Recht die Anſprüche der Nation, der Zeit, der Wirklichkeit gegen eine Literatur geltend gemacht, die dem wie ein fremdartiges Weſen ſchnurſtracks widerſprach. Wohl hängt in ſeinem Urſprung der freie Geiſt mit dem gegenwärtigen Zuſtande des Allgemeinen oder Gemeinen zuſammen. Jede tüchtige Kraft wird durch ihre Denkweiſe die Spuren des Bodens bewähren, dem ſie entſproſſen iſt, auf dem ſie erzogen wurde, dem ſie angehört und für den ſie wirken ſoll. Aber wirken auf ihre Weiſe. Dieß iſt zwar ein Zuſammenhang mit der Gegenwart und dem Zeitgeiſte, aber es iſt keine Abhängigkeit von ihnen. Wenn ſie nur recht empor lebte aus der Wirklichkeit, darf die Literatur als ihr unveräußerliches Eigenthum das Recht anſehen, über die nächſten Bedürfniſſe der Gegenwart hinauszugreifen. Mit einem Worte, es iſt ihre Aufgabe, ihre Pflicht, mehr zu ſeyn, mehr zu geben, als was der bloße Zeitgeiſt iſt, was er will. Sie iſt das Plus, die lebendige Freiheit des Geiſtes, eine Errungenſchaft, die dann wieder in dieß oder das Schibolet für die ordinäre Brauchbarkeit zuſammenſchrumpft. Hemmt der ſogenannte Zeitgeiſt dieſe freie Bewegung, ſo entzieht er ſich ſeine eigenen Nahrungsſtoffe und wird täglich mehr, wie er es ſchon geworden war, zur Fratze. Was erweitert, was verklärt die gemeine Denkart? Wer nimmt die Vorurtheile weg? Wo fließt der Bronnen der Wahrheit? Nur aus dem Geiſte, der aus ſeiner innern Tiefe ſchöpft, nur aus dem Genius, der neue Quellen öffnet, indem er ſich ſelbſt hingibt. Nur in dem Innern einer höhern Menſchenclaſſe liegt der Same, der allmählig die Stoppelfelder gemeiner Anſicht, der den Zeitgeiſt und die Sitten befruchtet. Wer nimmt uns die Freiheit, die Tiefe unſeres eigenen Ichs zu durchforſchen und mit den herausgegrabenen Schätzen die Weltlage um einige Schuhe weiter auf ihrer Bahn hinauszurücken? Die Literatur beherrſcht die Sitten, indem ſie ſelbſt den Zeitgeiſt umwandelt.

Zur Zeit unſerer claſſiſchen Literatur wagte dieſer Zeitgeiſt nicht, die Geiſter zu modeln. Da gab es noch jene Tyrannei nicht, die das Regen unſerer beglückteſten Köpfe nach den armſeligſten Maßſtäben oder nach zeitbeliebenden Cathegorien aburtheilte. Als aber der Wille eines Jeden, das Streben und die bürgerliche Haltung für ſich allein anfingen ein Verdienſt ge-

nannt zu werden — und es war nothwendig, daß dieß geschah — seit dieser Zeit bildete sich ein gemeines, bürgerliches Urtheil, Kraft dessen man dem freien höheren Willen, jeder höheren Kraft den beschränkten und selbstgefälligen Plunder des sogenannten Zeitgeistes entgegensetzen durfte. Wie sich die jungen Leute auf Schulen und Universitäten für befugt hielten, den Staat und das öffentliche Leben zur Vernunft zu bringen, so durfte sich jetzt jede Mittelmäßigkeit, die der Zeitgeist zu seinem Organ erkoren, für berechtigt glauben, den Maßstab des Aechten, Guten und Richtigen abzugeben. Männer, die erst vor Kurzem etwas gelehrt hatten, schlug man wie Kinder ihre Lehrer, und denen, die die Geberde dieser neumodischen Kritik, die solche Gesetzgeber nicht anerkennen wollten, drohte man mit bürgerlichem Anathem. So gingen wir nicht bloß der Illusion, sondern auch der schönen, der wahren, der nothwendigen Freiheit des Menschengeistes größtentheils verlustig. Als Göthe seinen Faust publizirte, fragte er wehmüthig nach den Seelen, denen er seine ersten Lieder gesungen. „Wo ist es hin, das freundliche Gedränge?“ Armer, großer Göthe! Die Nicolai's, die Du als Jüngling besiegtest, sind noch einmal aufgestanden und am Abende deines Lebens hattest Du es mit Leuten zu thun, die man schnell vergißt, denen aber der Zeitgeist den Mund schwellte, und die da hießen: Merkel, Müllner, Menzel. Mittelmäßigkeiten, nichts als Mittelmäßigkeiten, aber doch Zeitgeist.

Die Begünstigungen der ältern deutschen Literatur wurden also mit Schiller begraben. Es fragt sich, ob wir sie wieder ins Leben rufen können. Das Volk stand auf, der Sturm brach los und das Philisterthum siegreich im Befreiungskampfe, angethan mit den schmuckvollen Gewändern des Zeitgeistes, bald bürgerlich liberal, bald frömmelnd pietistisch, ward jetzt zur Tagesordnung erhoben. Jedes Talent litt unter dieser Tyrannei und es mochte Manchem ein größeres Unglück scheinen, vom Himmel Gaben empfangen zu haben, die man nicht brauchen darf, als gar keine. Aus ewigen, doch für die verlangende Menschheit unzureichenden Wahrheiten, aus Gesinnungen, die als nächste, innerlichste Pflichten jeder Seele anliegen, schnitzte man ein Feigenblatt für die Eitelkeit und für die Dummheit. Will man den deutschen Geist damit beschwichtigen? Hatten doch die nationalen, die rein menschlichen Wirren der Gegenwart, unvermeidliche Dinge, ohnedieß zerstörend und befangend genug gewirkt. Die Illusion war hin, und nun nahm man uns noch den Muth und die Freiheit.

So kam ein trauriges Interregnum in unsere Literatur — die lange Zeit, wo man über den Vorzug Schillers oder Göthe's debattirte, die öde Zeit der Belletristik, die, was sie Besseres in ihren Registern zählt, den Nachwirkungen der vorigen Zeit, dem Einflusse weniger noch lebenden Magnaten oder der noch geringeren Zahl verdankte, welche einen neuen Aufschwung der Literatur vorbereitete. Freilich die Wissenschaften hatten während dieser Zeit ihren überaus fruchtbaren Fortgang, selbst die neue Philosophie arbeitete sich im Stillen aus. Doch überall mangelte die Einheit, die durchgreifende Wirkung, und es bedurfte für Wissenschaft und Literatur eines gemeinsamen Durchbruchs, damit man wisse, ob die in unangemessenem Grade angeregten bürgerlichen Hoffnungen und aufgestellten Gesetze sich anmaßen dürften, den geistigen Entwicklungsgang der Nation zu unterbrechen und die tieferen Forderungen abzuschneiden.

Damit eröffnete sich die dritte Epoche oder eine neue Hoffnung für die Literatur. Ein jüngst von aussen erregter politischer Sturm brachte die verhältnißmäßige Unreife des deutschen Bürgerthums in unzweifelhaftes Licht, und an ihm lag es wahrlich nicht, daß nicht kläglichere Resultate zum Vorschein kamen. Doch neben ansehnlichen bürgerlichen Fortschritten blieb uns ein noch überaus wichtiger Gewinn: man ist von gigantischen Erwartungen in Hinsicht auf unsere politische Lage und von den Täuschungen, die auf Edlere und Tüchtige überkommen wären, zurückgekommen, man dachte wieder ernstlich darauf, neue Quellen zu eröffnen, für die natürliche Entwicklung unseres Volkes zu arbei-

ten und manches nachhaltige Mittel wieder in Wirkſamkeit zu ſetzen, welches man aus lauter bürgerlichem Hochmuth lange Zeit verwahrloſet hatte. Wo man nur ſucht, da finden, da bieten ſich neue Schätze. Es galt Eroberungen in der Ideenwelt, es galt die Sehnſucht nach neuen literariſchen Zulänglichkeiten zu befriedigen. In Kurzem ſtellte ſich Vieles, das lange um entſchiedene Anerkennung gerungen hatte, unwiderruflich feſt, wie es denn auch nicht an Uebertreibungen mangelte, die in ſo bewegter Zeit einen neuen Eifer begleiteten. Allein ein Streben hatte ſich unverkennbar geltend gemacht, der Wille, das Aufblühen einer neuen Literatur zu unterſtützen, und damit dieß möglich würde, die Literatur zunächſt in ihre ſelbſtſtändigen Rechte und Anſprüche wieder einzuſetzen. Die bürgerliche Reaction gebehrdete ſich fürchterlich dagegen, und kann doch dem Strome, der ſich Bahn bricht, keinen Einhalt thun. Schon ſpürt man allenthalben geiſtige Erfriſchung, die Miſſionszweige finden zu gleicher Zeit lange in Frage geſtellte Stützpuncte, nicht der Horizont, aber der Standpunct, die Betrachtungsweiſe hat unerwartete Sicherungen gewonnen, und eine werdende Literatur, von einzelnen Bemühungen der letzten zehn Jahre angekündigt, treibt jährlich Hoffnung erregende Knoſpen empor. Wir knüpfen die literariſchen Gelüſte wieder an, wo unſere claſſiſche Literatur ſie nicht herzuſetzen vermochte, und wenn bisher nur Geringes geleiſtet ward, ſo iſt dem Größeren doch der Raum geöffnet. Unbeſchadet der äuſſeren bürgerlichen Bewegung unſerer Zeit will die Literatur ihre Rechte zurücknehmen, die ſie den practiſchen Anforderungen gegenüber ſich nie hätte ſo weit entreiſſen laſſen ſollen. Sie wieder darin einzuſetzen, bleibt das erſte, das unabwendbare Prinzip jedweder Literaturthätigkeit. Dagegen ſind alle Widerſprüche vergeblich. Nur kommt es darauf an, daß ſie von ihrer wiedergewonnenen Freiheit auch den edelſten und angemeſſenſten Gebrauch mache, daß ſie ſelbſt ihren Urſprung und ihre Lehre nie vergißt, worüber zu wachen die zweite Aufgabe literäriſchen Treibens wird.

So laßt uns der Zukunft entgegenſchreiten! Zwar kommt die alte Zeit und das alte Glück nie wieder. Allein hat man auch die Illuſion nicht mehr, das wahrhaft Dauerhafte mitten in einer veränderlichen Zeit und das Ideale auf einer unvollkommenen Nationalbaſis erſchaffen zu können, ſo muß ſich doch, wer Eignes ſchaffen will, in dieſe Illuſion zu verſetzen wiſſen; und kommt uns nach den einmal wach gewordenen Volksanſprüchen, nach der Emancipation der Mittelmäßigkeit, nie jene aufmerkſame Freiheit wieder, die unſere Vorfahren genoſſen, ſo muß man doch von ihr auch zu ergreifen wiſſen, ſo viel die Weltlage, unſer Genius und unſer Gewiſſen erlauben. Der Gedanke an manche vielleicht unſere Nachkommen drohende Barbareien, regt freilich die wehmüthigſten Stimmungen an, allein dieß fordert deſto nachdrücklicher eine lebendige Literatur, die ſolche Ahnungen Lügen ſtrafe. Vielleicht trägt die anſcheinend nicht politiſche Beſtrebung neuer Literatur das Meiſte dazu bei, den Zeitgeiſt nobler, das Bürgerthum zuläſſiger, die Sitten feiner und die Nation zu politiſcher Erhebung fähiger zu machen. Doch dahin kann die Literatur nur dann ihren Einfluß äußern, wenn ſie ihre alte würdige Stellung wieder zu erringen und ſich nicht zum Nachzügler der öffentlichen Meinung, ſondern zum Schöpfer des Nationalgeiſtes und der Sitten zu machen weiß. *)

Vermiſchtes.

St. Peterſburg, den 30. November. Herr Koesvelt, ein reicher engliſcher Gutsbeſitzer, ließ im Juli v. J. der ruſſiſchen Regierung durch den Botſchafter Grafen Pozzo di Borgo eine Sammlung ausgezeichneter Gemälde zum Kaufe anbieten. Zur Beſichtigung derſelben reiste Herr Labenſkij nach London und in Folge der Unterhandlungen deſſelben mit dem Herrn Koesvelt wurden ſieben von den

*) Wegen Mangels an Raum folgt der dramaturgiſche Artikel Nr. 1. im nächſten Hefte.

besten Gemälden bekannter Meister, darunter die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde und dem heil. Johannes, im Hintergrunde eine Landschaft, von Raphael, für 9400 Lst. oder 235,000 R. angekauft. Herr Labenskij kaufte auf seiner Rückreise in Paris ein Gemälde von Biard, das die Unruhe in einem Kriegsfahrzeuge vor der Schlacht darstellt, für 6000 Franken. Alles für die Eremitage. — Die zwanzigste Nummer des Bulletin scientifique der kaiserlichen Akademie enthält u. A. eine Note sur une peau d'aurochs (Bos urus) envoyée du Caucase und Seconde Note sur le soubre ou aurochs par M. Baer.

— Vorige Woche befand sich in Berlin ein Mann, der sich Ober-Rabbiner in Algier nannte, und Geld zur Einlösung seiner Söhne einsammelte, die in Gefangenschaft Abd-el-Kaders gerathen sein sollten. Er gab wunderliche Notizen über den Zustand der Kolonie.

— Eine merkwürdige Vorstellung fand in diesen Tagen im Théatre des Variétées zum Benefiz des berühmten Schauspielers Frederic Lemaitre statt. Zuerst wurde ein dreiaktiges Lustspiel gegeben, worin Frederic die Hauptrolle spielte, hierauf folgte der vierte Akt des Kean mit der Scene aus Romeo und Julie, worin eine berühmte englische Schauspielerin die Julie spielte; dann kam ein Walzer aus der Oper Faust an die Reihe, worin Frederic selbst mit einer Tänzerin der großen Oper, Madame Montessu, tanzte; endlich kam Bär und Bassa, bloß dieses einzige Mal von dem alten Pensionisten Brunet, Lepeintre d. ä., Vernet, Odry und Frederic dargestellt. Den Beschluß machte ein allgemeiner Galopp.

— Die Eröffnung der Maskenbälle in der großen Oper zu Paris ist auf den 17. December festgesetzt. Der erste Ball wird zum Besten der Armen des Bezirks Statt finden.

— In Christiania, der Hauptstadt von Norwegen, erscheint ein kleines Journal in französischer Sprache, unter dem Titel: Der Schneeballen, redigirt von der Frau Gräfin Cäcilia Mörner, Gemahlin des bekannten Generallieutenants und eine Freundin der Frau von Staël. Sie ist jetzt 70 Jahre alt; dessen ungeachtet scheint uns der Schneeballen, dessen erste Nummer wir so eben erhalten, mit vielem Feuer redigirt zu seyn.

— Der Doctor Henoque in Paris hat den Zuckerbäckern in dieser Weihnachtszeit den Gefallen gethan, öffentlich zu erklären, daß die Bonbons den Zähnen nicht schädlich seyen. Da nun Herr Henoque einer der ersten Zahnärzte in Paris ist, so kann es nicht fehlen, daß in diesem Jahre mehr als gewöhnlich Zuckerwaaren gekauft und von den Damen mit süßeren Mienen angenommen werden.

— Crab und Nettle. Viele Blätter haben schon davon berichtet, daß die Ratten Paris mit einer allgemeinen Verheerung drohen. Nun haben Speculanten die zwei berühmtesten Rattenfänger, Crab und Nettle aus London kommen lassen, um diese Plage nicht nur auszurotten, sondern auch zugleich den schaulustigen Parisern ein Schauspiel zu geben, wie es seit langer Zeit schon für die Londoner besteht. Der Fürst Pückler hat in seinen Briefen eines Verstorbenen eine solche Lustbarkeit nicht nur beschrieben, sondern auch bildlich darstellen lassen.

— Im Covent-Garden-Theater in London wird in diesem Augenblick unter dem Titel: Thalaba, der Zerstörer, eine Art von Melodrama aufgeführt, das großen Zulauf erhält. Das Sujet ist aus den Gedichten von Southey entlehnt. Der wirkliche Wagen des Birmanenkönigs Ara erscheint darin von sechs Pferden gezogen auf der Scene, nebst einem Kameel und zwei Stieren von Guzarate. Der Courier meint, daß diese „Exhibition“ für das Covent-Garden-Theater wieder goldene Tage herauf beschwören werde.

Telegraph von Deutſchland.

Recept zur Geiſtesdiät.

Hier zur geiſtigen Diät
Unſer Recipe probatum!

Stets zufrieden mit dem Fatum,
Ob es uns zum Gott erhöht,
Oder bin zum Staube weht!
Unbeſorgt, was für ein Datum
Morgen im Kalender ſteht!
Selbſt gepflanzt und ſelbſt geſät
Auf ſein eignes Gartenbeet!
Jahr für Jahr post Christum natum
Unum Carmen delicatum
Nicht ein Opus desperatum,
Nicht ein Epos, das beatum
Arioſtum übergeht!

Hier zur geiſtigen Diät
Unſer Recipe probatum!

(Oeſterl. Bl.)

Allerlei.

Man meldet aus Berlin: Dem muſikaliſchen Publikum wird es angenehm ſeyn zu erfahren, daß Herr Concertmeiſter Max Bohrer, dieſer berühmte Celliſt, der einſt der Unſrige war, von Paris, wo er vor wenigen Wochen ein Concert in der großen Oper (ein ſehr ſeltener Fall für Paris) mit glänzendem Erfolg gegeben, hier eingetroffen iſt, und im Lauf der nächſten Woche auch hier ein Concert zu veranſtalten gedenkt.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Porträt von Heinrich Laube nebſt Facſimile.
2) Drittes Blatt zur Geſchichte der Mode, aus dem Zeitalter Franz I., dem ſogenannten siècle de la renaissance, deſſen Geſchmack neuerdings wieder ſo in Aufnahme gekommen iſt. In jenen Tagen haben Künſtler erſten Ranges, die von dem Könige nach Frankreich gezogen wurden, allerdings das Wiedererwachen der Liebe zu den Künſten ſehr befördert.
3) Ein Original-Modebild aus Paris.
4) Drei Lieder aus einem Cyclus von volksthümlichen Geſangs-Compoſitionen von Peter Lindpaintner.
5) Drei Illuſtrationen zu Hebel's Gedichten:

Der Karfunkel:

1) Wo der Aetti ſi Tuback ſchnätzlet, ſe lueget en d'Marei
Fründlig und bittwis a: „Verzelis näumis, o Aetti,
„Weiſch ſo wieder, wie necht, wo's Chüngi het welle vertſchlofe!“
Drüber rucke 's Chüngi, und's Anne Bäbi und d'Marei
Mit de Chunklen an's Licht, und ſpanne d'Saiten und ſtriche
Mittem Schwärtli 's Rad, und zupfen enander am Ermel.
Und der Joppi nimmt e Hampfle Liechtſpöhn, und ſetzt ſi
Nebene Liechtſtock hin, und ſeit: „Das willi verrichte.“
Aber der Hans Jerg lit e lange Weg überen Ofe,
Lueget aben und denkt: „Do obe höri's am beſte,
„Und bi niemes im Weg.“ Druf, wo der Aetti ſi Tuback
Gſchnitte het, und 's Pfifli gfüllt, ſo chunt er an Liechtſpohn,
Und hebt 's Pfifli drunter, und winkt in gierige Züge,
Bis es brennt. Druf druck er 's Füür mit de Fingeren abe,
Und macht 's Deckeli zu. Se willi denn näumis verzehle. — —

2) — — Doch ſelg er
Zitlich in's Wirthshus g'wandlet, und über Bibel und Gſangbuch
Sin em d'Charte gſi am Samſtig z'oben und Sunntig.
Flueche het er chönne, ne Hex im rueſtige Chemi
Hätt ſi bſegnet und bettet, und d'Sternen am Himmel hen zittert.
's het e mol im grüene Rock e borſtige Jäger
Zug'luegt, wie ſie ſpiele. Mit unerhörte Flüeche
Het der Michel Stich um Stich und Büeßli verlohre.
„Du vertlauſſch mer nit!“ ſeit für ſi ſelber der Grünrock.

d'Wirthene hets no ghört, und denkt: „Iſchs öbbe ne Werber!"
's iſch ke Werber gſt, der werdets beſſer erfahre,
Wenn der Michel gwibet het und 's Güetli verlumpet.

3) Sellen Oben iſchs in ſchwere Gidanke vertſchlofe,
Selli Mittnacht hets e ſchwere bedütſeme Traum gha.
's iſch em gſt, es chömm vo Stauſe füren an d'Landſtroß;
An der Landſtroß goht e Chapeziner und bettet.
„Schenket mer au ne Helgli, Her Pater, went der ſo gut ſy!
„Bini nit e Bruut? 's cha ſy, 's het guti Bidütig."
Landſem ſchüttlet ſi Chopf der Pater, und unter der Chutte
Leugt er e Hampfle voll Helge. „Do zieh der ſelber eis uſe!"
Seits, und wo nes zieht, ſo lengt's in ſchmutzigi Charte.
„Heſch echt 's Eckſtei-Aß? 's bidütet e rothe Charfunkel;
„'s iſch ke gute Schick." — „Jo weger," ſeit es, „das hani."
Wieder ſeit der Pater: „Se zieh denn anderſt, o Brütli!
„Heſch echt ſiebe Chrütz?" — „Jo weger," ſeit es und ſüzzget. —
„Tröſt di Gott, zieh anderſt! Es chönne no beſſere drin ſy.
„Heſch e blutig Herz? „Jo weger!" ſeits und erſchrickt drob. —
„Jez zieh no ne mol, 's cha ſy, di Heilige chunnt no!"
„Iſchs der Schuſtebueb?" — „Es wird wol, biſchauet en ſelber!" —
„Jo de heſch en! Tröſt di Gott! Er ſchuſtet di abe."
So hets im Kätterli traumt, und ſo hets ſelle mol gſchloſe.

An die Leſer.

Das Jahr iſt zu Ende und die verſprochene Bogenzahl iſt, mit Lettern gehörig bedruckt, redlich geliefert worden. Daß Alles, was im Jahrgang 1836 erſchienen iſt, allen Leſern gefallen, iſt nicht anzunehmen. Doch darf ich hier wohl die Hoffnung ausſprechen, daß es mir gelungen ſeyn möge, den größten Leſer-Kreis im Auge, in der bunten Mannichfaltigkeit, für Jeden Einiges zu bringen, das ſeine Aufmerkſamkeit in höherem Grade zu feſſeln im Stande geweſen wäre. Ein anderes Ziel iſt wohl nicht zu erreichen. Wenn man bedenkt, wie viel vergebliche Briefe im Anfange geſchrieben, wie viel unpaſſende Einſendungen vergebens geleſen werden müſſen, wie ſchwer es iſt, einem ſo umfaſſenden Werke nur erſt Form und Farbe zu geben, damit es ſich in der gebildeten Welt mit Anſtand zeigen könne, ſo wird man nicht zu ſtreng über ein Inſtitut urtheilen, das noch ſo jung iſt, und daher die vom Beginnenden unzertrennlichen Mängel an ſich trägt. Ohne der Beſcheidenheit zu nahe zu treten, darf ich jedoch auf den Fortſchritt aufmerkſam machen, der ſich in unſern vereinten Beſtrebungen zeigt und der am augenſcheinlichſten durch eine Hinweiſung auf den Fortgang belegt werden kann, deſſen ſich das Unternehmen erfreut. Die Zahl von 2500 Abonnenten, die ſich binnen 18 Monaten für die Europa gefunden haben, überſteigt ſo ſehr den gewöhnlichen Kreis der zahlenden Theilnehmer an Journalen und Flugblättern, daß ich wohl berechtigt bin anzunehmen, die Chronik der gebildeten Welt ſey in die Kreiſe der Häuslichkeit eingedrungen und werde dort mehr gewürdigt, als die gewöhnlichen Tages-Erſcheinungen, man betrachte ſie als ein literariſches Bedürfniß der Familie, als ein Familien-Magazin im rechten Sinne, ohne daß ſie dieſen Namen als Titel trägt. Dieß gibt nun natürlich der Redaction den Fingerzeig, nach welchen Seiten des wiſſenſchaftlichen, artiſtiſchen und ſocialen Lebens ſie beſonders ihr Augenmerk zu richten haben wird, ſo wie auch die Zuverſicht, daß ihr Leſerkreis ſich immer mehr und mehr ausdehnen müſſe. Nicht der Eigennutz iſt es, der uns dieſe Ueberzeugung ſo froh hier ausſprechen läßt, ſondern das Bewußtſeyn, durch unſere Mittheilungen auf unſere ſocialen Verhältniſſe im Allgemeinen wahrhaft günſtig einzuwirken.

In dieſer Hinſicht bleibt mir nichts übrig, als folgende Verſicherung zu wiederholen, welche die verehrten Leſer zu Anfange des vorigen Jahres von mir empfingen:

„Wir werden nie vergeſſen, welche Achtung man der guten Sitte, dem Anſtande und der Ehre der Literatur, ſo wie allen beſtehenden Satzungen ſchuldig iſt, wodurch die Ruhe und das Glück der Geſellſchaft erhalten werden, und durch deren Antaſtung man jene wohl untergräbt, die Vollkommenheit unſerer Zuſtände aber nicht um ein Haarbreit fördert. Die ſteteſte Wachſamkeit ſoll darauf gerichtet ſeyn, daß jeder Familienvater unſere „Chronik der gebildeten Welt" ſeinen Töchtern getroſt überlaſſen könne, und daß ſie ſomit ihres Namens ſich vollkommen würdig bezeige.

Stuttgart, 1. Januar 1837.

August Lewald.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Heinrich Laube.

Lith. Anst. v. Pobuda Reis & Co.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Zeitalter Franz I. 1515.

Lith Anst v Pohrida Rees & Cie

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

Univ. of
California

Zwölf d

Nro 1. Meine

mit Ausdruck.

Stime

Verhallte

Verschmachte

Wer Herz zu

O Schatten

P.F.

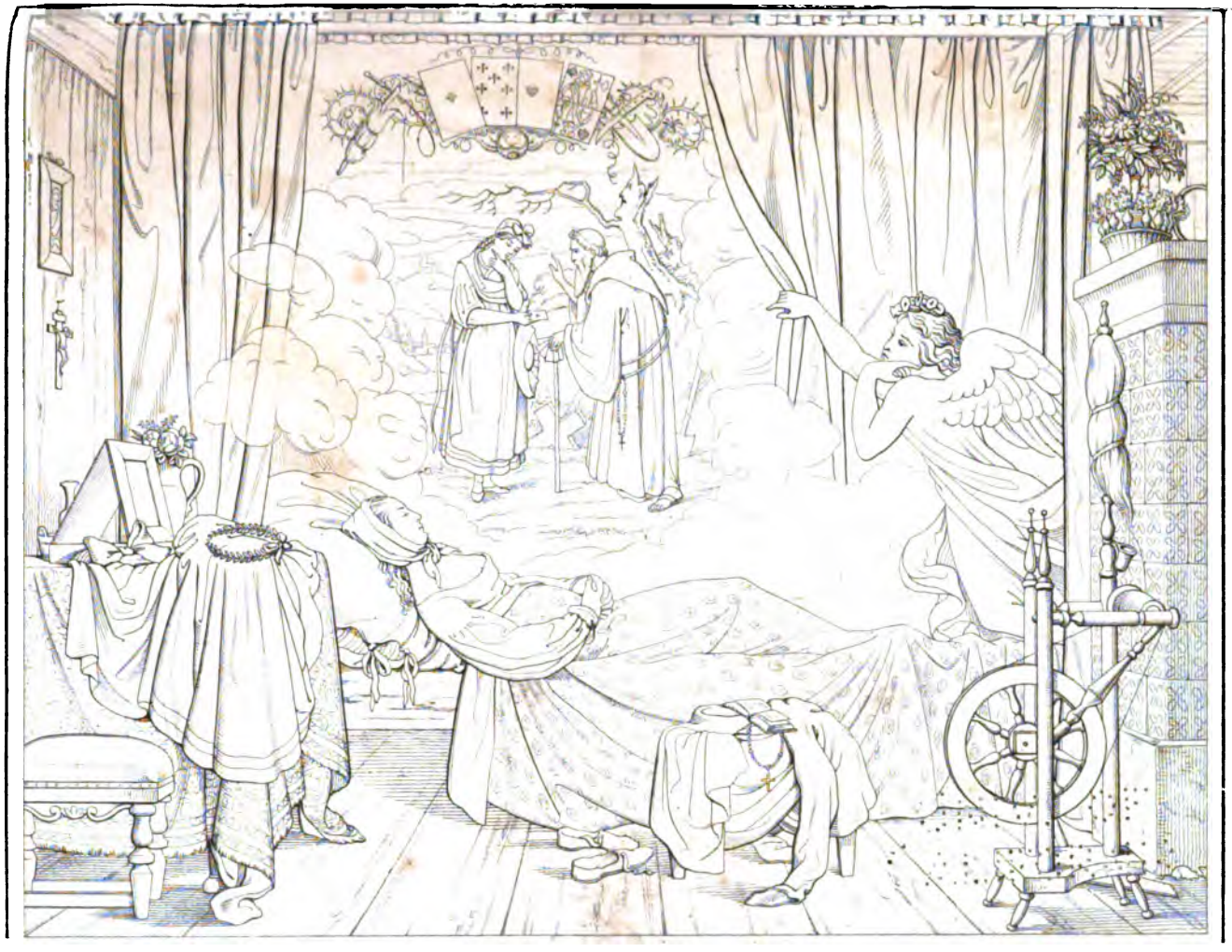
Nro 2. Lebewohl

wehmüthig.

Stime

P.F.

dol.



Digitized by Google

Ungariſche National-Schilderungen,

mit bildlichen Erläuterungen

von

Arthur Schott.

I.

Auf der Puſzta.*)

Müde von der weiten Reiſe über's öde Heideland, ſenkt die Sonne ſich dem Horizont zu. — Still tritt ſie in die goldenen Thäler, in die Berge, die dort am Himmel aufgethürmt, ſie zur Ruhe jetzt empfangen. — Die einz'gen Thäler ſind es, die ſie heut geſehen, die einz'gen Berge, dieſe Wolkenbilder auf den ungemeſſenen Haiden.

Die Nacht tritt ſchüchtern auf die weite Erde, noch zögert ſie — halb bangend, die Sonne möchte wiederkehren. — Da drängt der Wind ſich ſchnell herbei, der loſe Geſelle, er ſpottet der Bedächtigen, lacht und ruft: „Komm, Schweſter, eile! nun iſt der Spielplatz unſer; die Sonne iſt hinunter, ſie kehrt nimmer wieder!“ Wie er ſo ruft, ſo ſucht er raſch nach Baum und Strauch, nach Bach und Fels, daran ſich zu ergötzen. — Doch nichts, gar nichts auf dieſem weiten Haidenmeer; da jagt er böſe Staub und Sand aus dem verſengten Gras empor und ruft: „Der Sonne will den Rückweg ich verbauen!“ So ſtürmt er fort, treibt dichte Wolken nach dem Weſten zu, die goldnen Thore dort zu öffnen. — Jetzt kecker, breitet ſich die Nacht aus auf der weiten Erde. — —

---

*) Puſzta, Puszta, ſo viel als Haide.

Meinem Reiſekameraden, dem Roſſeknecht, brach dieſe Scene ſein langes Stillſchweigen, er rief: „Wir kriegen Regen, Herr!“ Er rief es in den Wind hinein, als gält es jedem Andern außer mir. Ich dachte: „gut! mag ſeyn!“ und drückte tief mich in die Bunda *) ein; der aber ſteckte ſeine Pfeife auf den Hut und warf den kurzen Schafpelz über ſich, dann mahnt er ſeine Roſſe mit Peitſchenhieb und rauhem Treibers-Wort. — Alle Sterne erloſchen am Himmel; er ſchien einzuſchlafen, es mochte ihn die ewig weite Haide wohl verdrießen, drum drückte er die Augen alle zu und überließ uns ſo dem Sturme und der Nacht allein. Vom Weſten kam der Wind jetzt wieder hergeeilt, er raſ'te, daß er die Sonne nicht mehr eingeholt, wüthend trieb er jetzt mit uns ſein Spiel. — „Wir kriegen Regen, Herr!“ rief wiederum der Roſſeknecht und wandte ſich zu mir, ich ſagte: „eilen wir!“ Da trieb er weiter, ſeine Roſſe ſchnaubten, ſie witterten den friſchen Duft, der dem Gewitter vorweht, wenn drüben der Regen auf verſengte Haiden fiel.

Fernher tönt ein leiſer, dumpfer Donnerſchlag, die Erde zittert. Es ſah mein Roſſeknecht ſich wieder um, er ſteckte die Geiſel neben ſich in's Heu, auf dem er ſaß, er ſtrich den Bart und ſagte: „Nun Herr! ſo ſitzet feſt, wir eilen!“ Da nahm ich ſtatt der Antwort die Geiſel von der Seite; ich wollte nach den Roſſen vor ſie ſchwingen, doch mein Gefährte hielt mich noch zurück und rief: „laßt's, Herr! ich zieh die Peitſche, wenn ich ſie brauche, mein Tsilläk **) ſcheut!“ Kaum hatte er ſo ausgeredet, ſo hatte das Gewitter uns ereilt, ein Blitz, darauf ein fürchterlicher Donnerknall! Da fuhr Eins der Roſſe empor, als ob es in den Wolken ſich ſcheu verbergen möchte; doch riß es noch der finſtere Knecht zur Ruh. Allein der Schrecken hatte ſchon die andern drei erfaßt und im Windesflug ging's vorwärts mit den Wolken, die trieb der Sturm uns nebenher. Frei flogen alle vier, als hätten ſie nichts mehr hinter ſich; ein jedes wollte vor und keines blieb zurück.

Der Sturmwind ſelbſt war Meiſter worden; unſre Roſſe zu ermuthigen, hatte er Wolken vorgeſpannt. So treibt er fort in wilder

*) Bunda iſt ein langer Pelz, von dem man gewöhnlich die ſchön mit Stickereien ausgearbeitete Hautſeite nach außen trägt. Wenn es regnet, kommen die Haare heraus. Dieſes Kleidungsſtück iſt ächt national.

**) Tsillák, Tſchillak, auf deutſch „Stern“, iſt in Ungarn bei Pferden, welche ein ſolches Zeichen auf der Stirne haben, ein Name.

Eile die Geſchwiſter von der Haide; ich aber legte jetzt die Peitſche nieder. —

Nur vorwärts ſpannte ich den regen Sinn, mein Ohr hörte nur auf den Regen; der Blick verſank in dichten Nebeln; das Denken machte müde.

So fuhr' ich träumend hin; nur hie und da ſchoß ein Gedanke mir im Kopf, wie eben jetzt der Blitz mit ſeinem Donnerſchlag durch Nacht und Regen fuhr. Da hob ſich ſchnell der Knecht empor, er fluchte auf, doch mir drang nur verbiſſenes terremtette *) zum Ohr. Ich wollte nach den vordern Pferden ſehen, die er raſch angezogen hatte; doch kaum hatt' ich mich aufgerichtet, ſo ſtürzten Wagen, Mann und Roß. —

Vom Sturme waren wir in's Bett von ſtillem Waſſer und Binſen hingeworfen. Schnell ſtand ich wieder auf, ich hörte Tritte und ſah mich um, da flog auf dunklem Pferde ein weißer Reiter hart an uns vorüber. Ich ſah ihn nur den Kopf nach uns herüber drehen, und dann verſchwand er ſchnell, wie er gekommen, in der dichten Nacht. So treibt die Möve auf der wüſten See, die gähnend ihre ſchwarzen Schlünde öffnet, wenn der wilde Sturm ihr ſeine Opfer zuführt. Doch Beide, See und Sturm verhöhnend, netzt ſie ihre Schwingen in den ſchwarzen Wellen-Furchen und ſchießt dem Pfeile gleich, vom grimmen Sturm getragen, durch all die drohenden Gefahren.

Das Gewitter war verflogen, als hätt' es jene Haide-Möve mit ſich fort. Nur der Regen war geblieben. „Mein Wagen iſt noch ganz, Herr! kommt und helfet mir!" rief der Knecht. Ich ging und half den Wagen auf die Räder ſtellen. Wir ſtanden nun an einem Bache, der dem Sturm die Gränze abzuſtecken ſchien, denn hier war das Gewitter wie verſchwunden. Nur weiß und formlos trieben dort zerriſſene Stücke vom düſteren Nachtgewebe in das Weite. Der Bach ſang nicht mit munteren Wellen, ernſt ſchlich er und trübe ſeinen Weg durch Binſen. Er quoll nicht hervor aus dunkler Kluft, um oben auf der Erde ſich zu freuen; nur Thränen waren's, die der Himmel der Haide, ſeiner ſtummen Schweſter, hat geweint. So floß er fort, um dann im frem-

*) Terremtette, wie tärrämtättä, heißt wörtlich überſetzt: „geſchaffen hat." In Verbindung mit andern Worten wird's zum Fluche.

den Lande, wenn er die öde Weite hat durchreist, sein Klagelied zu murmeln vom Schmerz des Himmels und der stummen Haide.

Wir fuhren weiter, doch sachte nur, das heiße Blut der Rosse zu dämpfen. Fein ist der Sinn der Pferde und leicht erschreckt am eigenen Fehl. Am Wagen mußt' es fehlen, denn immer hörte ich den Rosseknecht, wie fluchend ihm manch' rauhes Wort, sich durch die Zähne drängte. — Noch war das Ungewitter aus seiner Seele nicht geschieden, ihn zu versöhnen reicht' ich ihm jetzt meine Flasche hin. Fest setzte er sie an und war zufrieden. Drauf trieb er ruhig die Rosse weiter und sagte: „Herr! auf dem Szálás *) drüben, wovon ihr hier dieß Feuer seht, dort bleiben wir." „Ich denke auch, wir bleiben dort," erwiderte ich darauf, „dann mache Deine Deichsel wieder fest, ein vorderes Rad streift an den Leitersprossen." Wie wir so ausgeredet, so sah ichs auf dem Horizonte düster durch die Wolken flackern, es war der Schein vom Hirtenfeuer auf dem Szálás drüben. Wir fuhren weiter und sahen um uns her, wie Sterne an dem Himmel die Heerde weißer Rinder. Sie stand zerstreut in lichten Gruppen auf der Haide und fuhren wir vorüber, so stellten sie sich lässig unbesorgt zusammen. Da wurde es plötzlich laut, uns umgab ein Haufen Hunde, lang und weiß behaart, die bellten, als wollten sie den Weg hierher versperren. Wir kamen näher zu dem Feuer und sahen schon ein dichtes Dach von Stroh, jetzt trieb der Knecht sachte im Trabe vollends hin.

Wir hielten an und stiegen ab, umringt von all' den Hunden, den rauhen Wächtern dieser öden Colonie. In der Erde tief war hier ein Wohnraum ausgegraben, drin war vor Sturm und Wetter Ruhe; ihn bedeckte ein Dach von gutem Stroh, durch dieses trieb ein großes Feuer seinen falben Rauch. Drunten saßen bärt'ge Männer im leichten Hemd auf zott'gem Schaafpelz ruhig gelagert, sie rauchten, aßen, tranken, und wenig Worte waren's, die sie sprachen. Aus der Hütte sprang ein Knabe mir entgegen, der wünschte gute Zeit mir und wehrte die Hunde ab. Er schrie und schlug nach ihnen, er warf, daß sie zurück sich ziehen sollten, und kaum vermochte er sich Ruhe zu erkämpfen. Jene waren streng in ihrem Dienste, wo sie allein nur Meister waren. Schwer will der Treue in seinem Amt vom Oberen sich meistern lassen, versteht er nicht, was dieser will. —

*) Szálás, Salasch, bedeutet „Hof." Hier ein einzeln stehender Wohnort für Hirten.

Der Knabe half indeſſen, die Pferde ausſchirren. Die Hunde rochen ſcheu noch um ſich her und ſchlichen dann auf ihre Runde. Der Knabe nahm meine Bunda und trug ſie in die Hütte; dann rief er mir zurück: „Kommt Herr! an's Feuer hier!“ und wie er ſeiner Bürde ſich entledigt, kam er wieder zu den Pferden, ſie zu füttern. Ich nahm die Waffen noch vom Wagen, die Seitenwehr und meine Flinte, ſo ging ich dann hinunter. Die ſtummen Wirthe grüßt' ich alle; ſie wendeten ſich forſchend nach mir her. Dieſem und jenem entwiſchte leicht ein Gegengruß aus dem wilden Barte; die andern ſchwiegen ſtille. Ruhig legt' ich mich auf meinen Pelz und ſtille blieb es wie zuvor. Hie und da nur drang ein ſcheuer Blick, ein kräftig Wort zu mir, und draußen kauten ruhig die Pferde. Jetzt kam mein Knecht herein, er ſchüttelte den Pelz ab, und ließ vom Hut herunter das Regenwaſſer triefen, dann nahm er ſeine Pfeife und ſprach zu mir: „Herr! noch einen Schluck aus Eurer Flaſche!“ Ich lachte, reichte ſie ihm hin, er nahm ſie, trank daraus und rief alsdann: „Die Pferde ſind verſehen, wir können ruhen jetzt.“ Mit dieſem ging er hin zum Feuer, ſich eine Pfeife anzuſtecken. Er brachte Allen guten Gruß, die ihre Augen jetzt vom Feuer weg auf ihn gerichtet hatten.

Sie grüßten ihn, und einer langt' eine Kohle aus dem Feuer und ſprach: „Hier nimm! Wer iſt denn dieſer dort?“ ſo redend richtet er den Blick auf mich, da ſtand ich auf und ſagte: „Kein Ungar, aber wohl ein Ungarnfreund! ich trinke drauf und reichte ihm die Flaſche; „nimm hier von dieſem Sirmier *). Der nahm nun ſachte ſie zur Hand, ſetzte an, that einen langen Zug und ſprach: „Ein Sirmier!“ Dann gab er ſeinem Nachbar auch die Flaſche, der trank und ſetzte öfter ab, endlich ſchaute er nach mir und rief: „Den letzten noch auf Euer Wohl!“ „Trinkt zu, bis er zu Ende iſt,“ ſprach ich, die Zeit wirds wieder füllen!“ und reichte nun dem Dritten meine Flaſche. Der nahm ſie ernſt und trank, doch wenig, und dieß wenige nur ſtumm. Der Vierte nahm das Wort und ſprach: „Die Zeit gibt wenig Schnaps, doch wenn die Flaſche leer, ſo trinket ihr mit mir!“ „Du Schelm,“ rief jetzt ein Fünfter, noch jungen Angeſichts, „wo haſt Du Deine Flaſche? zeige ſie, und thu' dem fremden Herrn daraus Beſcheid; doch mir gieb jetzt die rechte!“ So redend riß er die Flaſche

*) Sirmien iſt eine Provinz in Nieder-Ungarn. Es wird dort ein ſehr guter Branntwein gemacht, der hier gemeint iſt.

an ſich, doch jener lächelte und höhnte, „beſauf' Dich nicht, Du biſt noch jung!" Jetzt rief ein Alter von den Andern noch, die nicht getrunken hatten: „Ich glaube, Miska, Du haſt die Flaſche leer gemacht und bringt die Zeit nicht einen Schnaps, ſo müſſen wir indeſſen dürſten." Die Flaſche mußte nun wohl leer ſeyn, denn ſtille ſtellte ſie der Junge hin, ſtand auf und ſtopfte ſeine Pfeife, dann ging er hin zu meinem Roſſeknecht und ſah dem Knaben zu, der eben jetzt die Klinge meiner Seitenwehr zur Helle hielt; hierauf nahm er ſich die Scheide und trat damit, ſie auch zu beſchauen, zum Feuer. Jetzt waren Andere aufgeſtanden und kamen mit der Flinte, die ging von Hand zu Hand, ein Jeder ſetzte an, dann wieder ab, dann dreht er ſie zur linken und zur rechten Schulter. „So ſeyd ihr wie die Kinder, die auch nach Allem haſchen!" rief Miská *) unter ſie, derſelbe, der die Flaſche mir geleert, „dieß iſt das Eigenthum von dieſem Herrn, von unſrem Gaſte."

Wie er ſo ausgeredet hatte und zu mir ſich wandte, erkannte ſchnell ich wieder jenen weißen Reiter, der kurz zuvor beim trüben Bach auf dunkelm Roß an uns vorüber flog, der Möve gleich beim Sturme auf dem Meere. Nun nahm er Flinte, Scheid' und Klinge, trieb einen Hund, der ſich auf meine Bunda ruhig gelagert hatte, mit einem Fußtritt fort und legte ſorglich Alles wieder hin.

Indeſſen ſetzte ſich mein Knecht zum Feuer und träufelte noch auf der letzten Gluth Speck ſich auf ſein Brod. Er lud mich ein, mit ihm zu eſſen, doch wie ich gehen wollte, ſo ward es draußen laut und Miska rief dem Knaben zu: „du Gábór **) ſieh' einmal draußen, was läuft das Vieh zuſammen!" Kaum hatte er ausgeredet, ſo ſchlugen ſchon die Hunde an, ſie rennen fort, weit in die Nacht hinaus und immer mehr verlor ſich ihr Gebell. Die Heerde irrte wild umher, man hört's an dem Stampfen, an dem ſcheuen Brüllen der Rinder und am Schnarren der erſchreckten Roſſe.

Die Männer alle in der Hütte eilen hinaus zu kommen; da hört man Miska wieder rufen: „Räuber! Räuber! kommet! eilet! Támás ***)! Pista ****)! auf die Pferde!" „'s ſind Räuber da!" rief

*) Miskó oder Miska bedeutet Michael. Es wird Miſchko oder Miſchka ausgeſprochen. Gleichbedeutend iſt Mihaly und Pista.

**) Gábór, heißt Gabriel.

***) Támás, ſo viel als Thomas, wird Taunvaſch ausgeſprochen.

****) Pista ſo viel als Miska lautet Piſchta.

Gábór nach. Ich wendete mich um, da sah ich eben noch, wie im Galopp der flinke Miska in der Nacht verschwand. Schnell rüsteten sich Alle, die Rosse wurden aufgezäumt, es ward geflucht, geschrien; der Eine zerrt sein Pferd herbei am Halfter; der Andere reitet schon davon. Ein Dritter eilt noch in die Hütte, wirft seinen Pelz um und ergreift den Buszógán *), ihn seinem Feind zu zeigen, so schwang er sich auf sein flinkes Roß und flog den Kameraden nach.

Bald war es still auf diesen Lärmen, die Hirten alle schnell beritten, waren fort und nur dem leisen Echo gleich tönte aus der Ferne der Hufschlag flüchtiger Pferde, darunter der Heerde dumpfes Brüllen. Ein leichter Wind verwehte jetzt noch diese letzte Spur, da erst sprach mein Knecht bedächtig: 's sind Räuber!

Ich stieg hinaus und wollte spähen, ob nichts zu hören sey. Ich sah nach unsern Rossen, hier fehlte eins. Dieß rief ich meinem Rosseknecht zu, der kam und sah sich um und schwieg, dann streifte er den Haber noch zusammen, der umher zerstreut am Boden lag, und gab ihn seinen Pferden. Jetzt ging er wieder in die Hütte, fluchte und nannte seinen Tsillak; kam wieder, warf den Pelz vor seine Pferde hin, drauf legt er sich zur Ruhe, sein letztes Wort war ein terremtette. Nun holt' ich meine Bunda mir und lehnte mich an's Dach der Hütte, und sah den Himmel an. Dran drängte sich ein Sternlein um das andere wieder aus den Wolken, da sagt ich zu mir selber: „Kaum hat der Himmel ausgetobt, so treibt sich auf der Haide böses Spiel. Ich dachte dieß und sonst noch andere Dinge, dann sah ich wieder zu den Sternen, die ruhig versöhnend auf die Haide niederschauten. Endlich ging ich wieder in die Hütte, schürte mir das Feuer auf und legte mich daneben. Ich schloß die Augen und das Kauen der Pferde draußen war diese Nacht mein Wiegenlied. Zwei Sterne sahen traulich in die Hütte und so entschlief ich.

Doch! — nicht lange mag's gedauert haben, da hörte ich meinen Knecht, der zankte mit dem Knaben Gábór, „du Schelm hast mir mein Roß genommen und es in Schweiß gesetzt, nun hat es nicht ge-

*) Buszógán oder Boszogán, eine ungarische Nationalwaffe, ein kurzer Stab von Holz oder Metall oben mit einem schweren verschiedenartig geformten Knopf versehen. Sein Ziel war, gleich dem des Morgensterns der Schweizer, der Schädel des Feindes.

freſſen.“ Gábór entgegnete ihm drauf: „es kann ja jetzt noch freſſen; es war halt Noth, ich bin den Räubern nach! ſchlaft wieder fort, ich will füttern! — habt ihr die Pferde denn getränkt?“ „E was! getränkt,“ rief der erzürnte Roſſeknecht, „der Teufel finde euern Brunnen! komm, führe mir die Stangenpferde, ich führ' das vordere rechte; zeige mir den Weg.“ Es gingen Beide, die Pferde zum Tränken hinzuführen. — Ich legte mich auf's andre Ohr. — Nicht lange ſtand es an, ſo hörte ich im Schritte zwei Reiter kommen. Ich richtete mich auf, zu ſehen, was es gäbe. Ich ſah den flinken Miska wieder, läßig ritt er ſeines Wegs und neben ihm ſaß ernſt auf einem Schimmel der ſtumme Trinker dieſes Abends. Auch jetzt noch war er ſtumm.

Als Miska mich erblickte, rief er: „mir iſt's geglückt, Herr! wo ſind die Andern? „Ich weiß es nicht,“ war meine Antwort, „hab' keinen mehr geſehen.“ Da wendete der ſich zum ſtummen Kameraden: „Támás! ich wette, die Heerde iſt gepfändet! dort gegen jenen Teich iſt gleich der fremde Hotter *)!“ „Kann ſeyn!“ ſprach Támás, „doch Pista wandte ſich mit András **) auf die rechte Hand; dort rannten zwei davon, die trieben uns den ſchönſten Ochſen fort, den Csáko ***), den beßten Freſſer unſrer Heerde.“ „Was reitet Pista für ein Pferd?“ fragte Miska wieder. „Ich mein', ich ſah die lange Flucht des Kedves ****) unter ihm,“ erwiederte der Andere: „ein gutes Pferd, doch die Räuber hatten großen Vorſprung.“ Während dieſer Reden hörte ich meinen Roſſeknecht vom Brunnen wieder kommen. „He!“ rief Einer, „da kommen wieder Zwei!“ Miska ſagte: „der Kutſcher iſt's des Fremden; er wird vom Tränken kommen.“ Támás erkannte Gábór jetzt und rief ihm zu: „Du! Gábór komm und binde hier die Kuh an dieſen Wagen, damit ſie ſich nicht mehr verlauft!“ Miska ſprach drauf zum Roſſeknecht: „iſt dein Vierter krank, daß er nicht ſaufen will.“ „E was!“ erwiederte Der, „krank; der Schelm da ritt ihn in die Hitze!“ und deutete auf Gábór.

---

*) Hotter, anſtatt Markung.

**) András, Andraſch, Andreas.

***) Csáko, wird ausgeſprochen wie Tſchako, Dſchako oder Eſchako, und heißt ſo viel als Gabliger. Es iſt ein Ochſenname, der einem Thiere mit beſonders gablig geſtellten Hörnern zukommt.

****) Kedves, ausgeſprochen wie Kättwäſch, heißt „Süßer“; häufig ſind Pferde ſo getauft.

Die Roſſe waren unterdeſſen abgezäumt und wälzten frei ſich nun am Boden; mein Knecht band jetzt die ſeinen wieder an den Wagen und fragte: „wie iſt es denn? habt ihr ſie eingeholt?“ Drauf entgegnete ihm Miska, „Den, welchen ich in's Auge nahm, Den holt' ich ein und jagte ihm die Beute ab, die kropfige Kuh, die Széuka *) da, er konnte nicht ſo mit ihr eilen.“ — Ich ſtellte mich nun auch zur Gruppe, da wandte Miska ſich zu mir, „Herr! ein Schluck aus eurer Flaſche wär' jetzt recht angelegt bei mir!“ „Wohl gönnte ich Euch einen,“ ſprach ich, „doch ſie iſt leer; Ihr ſelbſt habt ihr den Garaus ja gemacht!“ Da lachte er und meinte, „hat denn die Zeit noch keinen andern Euch gebracht!“ Solche und manche andere Reden hatten wir gewechſelt, da ging Támás in die Hütte und lagerte ſich zum Feuer. Gábór ſah zu, wie die Pferde den letzten Hafer noch vom Boden rafften, dann zog er den Tsillak am Halfter und führte ihn zum Brunnen; mein Knecht rief unterm Wagen vor von ſeinem Lager: „Gábór, laß ihn ſachte ſaufen, er ſetzt oft ab!“ dann kehrte er ſich auf die andre Seite.

Jetzt hörte man von Ferne das wilde Brüllen einer Heerde; „die ſind's“ rief Miska und drückte ſchnell ſein Ohr, lauſchend auf den Boden. Da kam vom Brunnen eiligen Schrittes Gábór wieder, den Tsillák nach ſich ziehend, und rief: „he! Miska! ich höre was, ich glaub' ſie kommen!“

Wir ſtanden, horchten, gafften in die Nacht hinein, und endlich fühlten wir am Boden durch die Füße den ſchweren Tritt der Heerde. Zwei Hunde kamen vorgeſprengt und drängten ſich mit ſchmeichelnder Gebehrde um uns her. Da hub Miska wieder an: „Gábór! ſchür' das Feuer auf! mach's groß, ſie ſollen ſehen, daß ich ſchon zurück bin!“ Gábór ſchürte, wir gingen den Kommenden entgegen.

Ruhigen Trittes kam die Heerde, umgeben von berittenen Hirten. „Habt ihr Alles, Ferénz!“ **) rief Miska dem Vorderſten entgegen, und der erwiderte: „wenn Du die Széuka haſt, ſo fehlt uns nur der Csákó, doch den wird Pista bringen.“ Széuka ward losgebunden, und zur Heerde wieder frei gelaſſen. Die Reiter zäumten ihre Pferde ab, und ließen ſie laufen. Es waren alle wieder da, bis auf den einen, den ſie Pista nannten. Wir ſetzten uns im Kreiſe um das Feuer.

*) Széuka heißt Blonde; es wird „Seüka“ ausgeſprochen.

**) Ferénz heißt Franz.

Der alte Ferénz der Heerde-Meiſter, der ihr immer vorging, nahm das Wort und fragte Miska: „Wie haſt Du denn die Széuka eingeholt?“ „Ich holte ihren Räuber ein,“ entgegnete ihm der, den ſchlug ich auf den Schädel, daß er herunterſank, er liegt vielleicht noch auf derſelben Stelle. Die Széuka trieb ich wieder vor meinem Pferde her und da begegnete ſchon Támás mich. Nun rief ein Anderer: „Du haſt das beſte Pferd der Welt! Miska! haſt Du ihn ſchnell erwiſcht? „Drüben bei dem Graben,“ erwiderte Miska und ſah mich an, „ihr Herr! ihr kennt ihn wohl, es iſt derſelbe Graben, den heute euer Kutſcher euch gezeigt.“ Ich lachte: Ich denke, ja! ich ſollt' ihn kennen. Da ſchlugen plötzlich die Hunde wieder an, wir fuhren auf und gingen vor die Hütte; es ſprengte ein ledig Pferd daher, umraſt von all den Hunden, und vor der Hütte hielt es ſtill. Ich war der erſte, der es am Halfter faßte; da rief Miska hinter mir: „das iſt der Pista!“ Die hinteren bekreuzten ſich und riefen voll Schrecken nach: „das iſt der Pista! Dann ward alles ſtille. Endlich brach Miska das lange Schweigen wieder, er rief Gábór, daß er ihm den Fuchſen ſchnell wieder richten ſolle, und wandte ſich zu Támás: „Du kommſt mit mir, wir ſuchen beide, den, den ich getroffen, und den, der ohne Pferd, Gott weiß, wohin gerieth; ſein Pferd will ich bei der Hand führen.“ Mit dieſen Worten ſaßen beide ſchon zu Pferde, und verſchwanden in der Nacht. Drei oder vier gingen, die erſchreckte Heerde zu bewachen, die andern legten ſich zur Ruhe nieder. Der alte Férenz nahm das Wort und ſprach: „Ein Teufelskerl, der Miska, er iſt überall, und immer hat er Glück. Wie kam er damals durch, als er den Ráczen *) hat erſchlagen, drunten in der Grenze; noch trägt er ſeinen Pelz.“

Ein anderer ſprach darauf: „Ein gutes Roß und einen feſten Leib der jede Noth erträgt, den Teufel ſelbſt im Herzen; dann geht es ſchon!“ Nun ward es ſtille, der Mond trat aus den Wolken und ſtreute Schlummer auf uns nieder. In die Hütte ſchienen freundlich wieder jene Sterne, es trieb die Heerde ſich auf der Waide ſtill umher. Das Kauen unſerer Pferde war wiederum das Wiegenlied. Darunter hörte man das Schmauchen einer Pfeife. Mit dieſem war es endlich ruhig. —

*) Mit dem Worte Rácz bezeichnet der Unger den Illyrer.

II.

Der Kázsán.

Alle Flüsse, nachdem sie ihre Jugend verlebt, und ihr Vaterland, die Gebirge, denen sie entsprungen sind, verlassen haben, werden ruhiger und treiben ihre Fluthen still durch die flächeren Thäler. — Nicht so die Donau, die jungfräuliche Königin der Flüsse des mittleren Europa. Sie behält ihren jugendlichen schalkhaften Charakter bei, der mit ihrer Größe bis zur excentrischen Unart wächst. Bald macht sie sich groß, bald klein, bald eng und tief, dann wieder seicht und breit, bald stürzt sie sich brausend über spitzige Klippen und Felsen, Leichentrümmer jener Riesen, deren Heer sie durchbrochen, bald treibt sie ihre Wasser gegen die Felsen, und spritzt ihren Schaum spottend nach den Spitzen der durchbrochenen Berge, bald bohrt sie mit ihren Wirbeln tief in's Herz der Muttererde, dann wirft sie zürnend ihre Wasser wieder auf, sie trotzt, weil sie keinen Ausweg gefunden. —

Sie stand, nachdem sie sich mit den Wassern der Theiß, der San und der Drau, ihrer untergeordneten Schwestern, vereinigt hatte, sinnend im jetzigen Banat; welches sie überschwemmt hielt, einen Ausweg zu finden. Hier stellten sich ihr die Karpathen mit ihren mächtigen Häuptern in den Weg, und der alte Sterbeth, der Meister dieser Wächter hielt die mächtige Königin in strenger Huth, daß sie ihre Grenzen nicht durchbrechen möge. — Welche Macht mag die Riegebändigte gegen die Kraft dieses Starken angewendet haben?! Wir begreifen es nicht. — Wir sehen nur den Mächtigen, den Wächter der Urzeit in seiner Mitte durchrissen. Die eine Hälfte dieses Riesen scheinen die Fluthen verschlungen zu haben, die andere aber steht halb nackt, todt; mitleidig decken Bäume und Gesträuch seine Blößen. Traurig still kreiset der Adler darum, wie ein längst vergessener Gedanke, der seinen Ursprung sucht. Die Donau selbst, die mächt'ge Siegerin, schleicht sich ängstlich durch den eng gebrochenen Paß. Ihre Wirbel sind stumm, ihre Wellen rauschen nicht, es ist, als scheute sie noch die Trümmer des alten Sterbeth. — Der Sieg über ihn war hart, sie fürchtet einen zweiten.

Gewiß ist der Kaßan einer der sehenswerthesten Punkte an der ganzen Donau, sowohl um eine schöne große Natur daselbst zu betrachten, als auch die Kunst und den menschlichen Geist in einer neugebauten Straße zu bewundern. — Hier hauste die mächt'ge Mutter noch

unbetreten, man ſieht nur noch die Spuren jenes Treppelweges, den die trojaniſchen Legionen hier durch die daziſchen Wildniſſe in die Felſen längs der Donau gehauen hatten. Jetzt erſcheinen aber ſelbſt jene Spuren verwiſcht, die Zeit geht darüber wie die widerkehrende Fluth über die Tritte eines Wanderers am Strande; nur hie und da ſieht man noch von einem Felſen zum andern von ſerbiſchen Fiſchern einen halbmorſchen Baumſtamm zum Fußſteig gelegt. Gegenüber von dieſen Ueberbleibſeln römiſcher Größe drängt ſich jetzt eine breite Fahrſtraße an den Bergmaſſen und klippigen Ufern der Donau hin. — Der Bau iſt grandios und ſteht im Einklang mit der mächtigen Natur. Hier mußten ungeheure Maſſen durchſprengt werden, um die Straße durchzuwinden, dort tragen ſteinerne Bogen den Weg über Klüfte, welche tief vom Waſſer ausgewühlt ſind, hier ſchützen den Bau feſte Mauern, dort führt er frei am begrünten Strande hin.

Die neue Straße am Kaßan iſt ein herrliches Denkmal, welches Ungarn dem trajaniſchen gegenüber ſetzt; die Ehre aber gebührt dem verdienſtvollen Grafen Séchenyi István.

III.

Die Sage von der Biene.

Aus dem Munde einer Walachin.

Nach einer walachiſchen Sage war früher die Biene nicht ſchwarz, ſondern weiß, ſo heißt ſie auch noch in dieſer Sprache albina (ἀλβυνα), die Weiße.

Als Gott dieſe Welt erſchaffen wollte, ſo ſandte er die Biene ihrer Klugheit wegen an den Teufel ab, damit ſie dieſen um Rath frage, ob es beſſer ſey, eine Sonne zu ſchaffen oder mehre. Die Biene ging und brachte dem Teufel ihren Auftrag vor und ſetzte ſich liſtigerweiſe auf deſſen Haupt. Wie nun der Teufel dieſen Auftrag vernommen hatte, ſo berathſchlagte er mit ſich, wie er denſelben klug bedenken möchte und ſprach zu ſich: „Gäbe es mehre Sonnen, ſo wäre es nicht gut, denn ihre Gluth könnte die Flammen der Hölle übertreffen und es hätten die Menſchen keine Furcht mehr vor ihr.“ Er ſprach weiter: „Es wäre wiederum nicht gut, wenn es viele Sonnen gäbe, denn ſie könnten die Nacht zum Tag erhellen, und es hätte mein Thun und Laſſen

auf Erden ein Ende.“ Wie er nun ſo geſprochen hatte, ſo rief er: „Es iſt beſſer, wenn es nur eine Sonne gibt.“ Mit dieſem wollte ſich die Biene vom Kopfe des Teufels entfernen und fing an, wie ſie ſich erhob, zu ſummen; da erkannte der Teufel, daß ſie auf ſeinem Haupte geſeſſen und ihn belauſcht hatte. Ergrimmt hierüber ſchlug er ſie mit einer Peitſche ſo heftig um den Leib, daß ſie ganz ſchwarz wurde.

Von dieſem Schlage rührt auch die jetzige getrennte Geſtalt der Biene her.

Die Wahrſagung.

Ein ſpaniſcher Criminalfall.

Vor der prima Sala del crimen in Granada wurde vor einigen Wochen nachſtehender Fall verhandelt.

Don Gonzalez Llondirien wohnte mit ſeinen Aeltern zu Cordova. Er war ſchön, groß, gewandt, arbeitſam, und der Ruhm, die Liebe aller ſeiner Bekannten. Er verſprach die Stütze und die Freude ſeiner Aeltern zu werden, die er von ganzem Herzen liebte. Sie waren der Gegenſtand ſeiner innerſten Gedanken; das einzige, was man ihm vorwerfen konnte, war eine Neigung zur Zurückgezogenheit und Melancholie; aber ſein Trübſinn war ſo einnehmend und ſanft, daß man ihm denſelben gerne nachſah.

Es waren acht Jahre ſeit dem Feſte unſerer lieben Frau del Pilar, als Llondirien dem Amte beiwohnte in jenem prächtigen Tempel, den urſprünglich die Mauren ihrem Propheten errichtet hatten, der aber nunmehr dem chriſtlichen Gottesdienſte geweiht iſt. Er brachte einen Theil des Tages mit Beten zu und irrte in dem dicken Walde umher, den die unzähligen Säulen bilden, von denen das Gewölbe der alten Moſchee getragen wird. Allein wie der Spanier ſagt: tras la cruz el diablo (hinter dem Kreuze lauert der Teufel). Bei Einbruch der Nacht verließ er die Kirche; indem er die Schwelle überſchritt, zwiſchen den Lippen die letzten Worte des Gebetes für das Heil ſeiner Aeltern, die Finger noch naß von dem Weihwaſſer, womit er ſeine Stirn benetzt hatte, trat ihn ein Bettler an, ein kupferfarbiger Menſch mit ſtark ausgeſprochenen Zügen, einer jener gefürchteten Geſellen, die nur von Betrug, Diebezei und Hexen leben. Es war ein Gitano oder Zigeuner.

„Senor,“ sprach er, nachdem er ein kleines Almosen erhalten, „ich will Euch die Zukunft enthüllen. Seyd Ihr nicht neugierig zu erfahren, was Euch Wichtiges im Leben bevorsteht?“

Llondirien fühlte sich von einer unerklärlichen Unruhe ergriffen und war nicht im Stande, das Ansinnen abzuschlagen.

„Kommt mit mir,“ sprach der Bettler, und Gonzalez that, wie er ihm sagte.

Sie gingen eine Zeitlang durch einsame Gassen, die der Gitano absichtlich zu wählen schien, und der junge Corduaner fing schon an, sich seine Unvorsichtigkeit vorzuwerfen, daß er sich so sorglos seinem Führer überlassen hatte. Unwillkührlich griff seine Hand an seinen rechten Schenkel, wo in einer Tasche sein Dolch verborgen war und so seiner Vertheidigung im Nothfalle versichert, schritt er fester vorwärts. Manchmal kam es ihm auch in den Sinn, daß es unrecht sey, seine Hand finstern Zauberkünsten zu leihen; doch diese fromme Betrachtung, diese Mahnung des Himmels überhörte er bald.

Sie gingen zum Thor hinaus und traten in ein Olivenwäldchen, wo sie sich bald mitten in einer Zigeunerbande befanden.

Llondirien zahlte das verlangte Geld und nun begannen abscheuliche Beschwörungen; zuerst verkündete man dem jungen Menschen eine Menge gleichgültiger Sachen, dann aber wahrsagte man ihm, daß er einst seine Aeltern um's Leben bringen würde. Gonzalez gerieth außer sich; allein der Wahrsager sprach ruhig: „Ereifert Euch nicht, mein junger Herr, denn es wird so seyn.“

„Was habe ich wohl begangen, daß der Himmel mich so hart strafen wird,“ sprach der junge Mensch in Verzweiflung.

„Die Guten,“ erwiederte der Gitano, „büßen oft für die Fehler Anderer. Eure Aeltern haben gesündigt, und Ihr müßt ihr Verbrechen sühnen; der Himmel bestraft in Euch das Kind einer verbrecherischen Nonne und eines Mönches, der sein Gelübde gebrochen hat.“

„Du lügst! Du beleidigst eine ehrenwerthe Familie“ schrie Gonzalez, indem er den Zauberer bei der Gurgel packte, und seinen Dolch hervorzog; allein man schleuderte ihn fort und entblößte vor seinen Augen Klingen, die mindestens eben so lang als die Seinige waren. Es blieb ihm nichts übrig, als sich zu entfernen und er kehrte zu seinen Aeltern traurniger heim, als er es bis jetzt gewesen war. Viele Tage verfolgte ihn der entsetzliche Gedanke, der durch die Vorhersagung des Zigeuners in ihm erzeugt war. Endlich, als er es nicht mehr auszuhalten vermochte, wollte er ein Mittel ersinnen, um zu bemessen, welchen

Glauben er jenen finstern Worten beilegen sollte. Nur die Zeit war im Stande, ihn hierüber aufzuklären, doch war es möglich, den Schleier von der Vergangenheit zu reißen. Ganz in Thränen aufgelöst, warf er sich seinem Vater zu Füßen und fragte ihn, ob es wahr sey, daß er einst die Kutte getragen, daß seine Mutter dem Altar verlobt gewesen. Noch immer hoffte er, daß die Antwort ihm seine Ruhe wieder schenken würde und harrte darauf in Todesangst.

„Ach, sagte sein Vater, wie sehr hätten wir gewünscht, Dir dieses Geheimniß zu verbergen, das Dir nur ein böser Geist enthüllt haben kann. Im Jahr 1796, als ich zwanzig Jahre alt war, wurde ich in ein Kloster gebracht, wo ich bis 1808 blieb. Zu dieser Zeit wurden die Klöster von den feindlichen Truppen entweiht und geplündert. Ich floh. Eben so mußte Deine Mutter ihr Kloster verlassen. Ich sah sie zum ersten Male. Unser gleiches Unglück brachte uns näher und wir verbanden uns, um vereint es leichter ertragen zu können. In den Augen der Welt mag unsere Aufführung strafwürdig erscheinen, aber vor Gott wird jedem Vergehen Barmherzigkeit zu Theil. Nach langem Umherirren, fern von unserer Heimath, ließen wir uns in dieser Stadt nieder, wo uns Niemand kannte. Wir verdanken unsere Existenz der Betriebsamkeit und der Ersparniß. Gott begünstigte unser Streben und wir sind glücklich, Dir die Früchte unseres Fleißes hinterlassen zu können."

Obgleich diese Eröffnung das religiöse Gefühl des jungen Menschen beleidigte, so fühlte er doch die Liebe zu seinen Eltern dadurch unerschüttert; aber zu gleicher Zeit wuchs seine Besorgniß, daß der Zigeuner auch in Hinsicht der Zukunft die Wahrheit gesprochen haben könnte. Um dieses für immer zu verhindern, beschloß er bei sich fest, Cordova zu verlassen. Er gab vor, daß der Wunsch ihn beseelte, die Welt zu sehen, und bat seine Aeltern inständig, ihm die Erlaubniß zur Reise zu geben.

„Warum willst Du uns verlassen?" sprachen diese. „Bleibe bei uns. Willst Du besseres Brod als unser Weizenbrod haben? Trau' unserer Erfahrung. Ein Stein, der rollt, sammelt kein Moos, und wer nach Wolle ausgeht, kommt geschoren zurück." *)

Sie fügten dann noch andere Gründe hinzu, aber Gonzalez blieb unerschütterlich. So wurden sie denn bewegt, ihre Einwilligung zu

*) Wir geben diese sprichwörtlichen Redensarten, welche in Spanien stets im Munde des Volkes sind, dem Originale getreu. D. U.

geben, und nachdem er eine ziemlich beträchtliche Summe empfangen und ihren Segen dazu erhalten hatte, machte er sich vorerst auf den Weg nach Madrid, um von da nach Frankreich zu gehen. Allein er war noch nicht auf dem halben Wege nach der Venta del Carpio, als er sich rechts wandte, um den Pueblo de Castro Rio zu erreichen, dann Baena, Lasventas und Alcala la Real. Hierauf verließ er wieder die große Straße und warf sich in die Einöden der Sierra von Granada. Er kaufte im Gebirge eine kleine Hütte, woran ein großer Garten stieß, der mit einer dichten Hecke eingefaßt war. Hieher zog er sich zurück, um als Einsiedler zu leben, Buße zu thun, und das Unglück abzuwenden, von dem er bedroht war. Er lebte von der Jagd und von dem, was ihm sein Garten lieferte, und betete die größte Zeit des Tages in einer Capelle, die er selbst am Ende seines Gartens der heiligen Jungfrau errichtet hatte. So lebte er sechs Jahre lang in der tiefsten Abgeschiedenheit, blos Sonntags ging er nach Campillo de Arenas und Carcheligio. Ein- oder zweimal im Jahre besuchte er wohl auch Benalva, um Pulver und Blei, und was ihm an Kleidung abging, einzukaufen, und die Felle der von ihm erlegten Thiere an den Mann zu bringen. So war das Leben Llondiriens, und aller Nachforschungen der Justiz zum Trotze konnte nichts aufgefunden werden, das ihm zum Vorwurf gereichte.

Auf einem seiner Ausflüge nach Campillo de Arenas lernte er Catalina Azabache kennen, die ein schönes Mädchen war. Sie war die Tochter rechtlicher Aeltern, in sofern man solche Benennung sehr armen Leuten zutheilen kann. Er hielt um ihre Hand an, und bald wurde Catalina seine eingesegnete Frau*). Nur kurze Zeit brachte sie jedoch Segen in die Hütte. Kaum war ein Jahr verstrichen, so wurde er eifersüchtig und zwar ohne Grund, denn Catalina hatte nichts gethan, das ihn beunruhigen konnte. Er sagte sich, daß ein so schönes Weib unmöglich ihn allein lieben konnte. Oftmals gab er vor, auf die Jagd zu gehen, und schwärmte mehre Tage lang um sein Haus, um seinem Argwohn auf die Spur zu kommen; dann kehrte er auch wohl plötzlich zurück, allein stets fand er die gute Catalina mit dem unbefangenen Lächeln auf den Lippen ihm heiter Willkommen zurufend.

Während der ersten Tage des Octobers 1836 war Gonzalez seit

*) Die Spanier nennen mujer de benedicion, hijos de benedicion rechtmäßige Frauen und Kinder.

frühem Morgen auf die Jagd gegangen; die Nacht war schon angebrochen und er war noch immer nicht zu Hause. Der Wind blies heftig und der Regen goß in Strömen herab. Catalina beunruhigte sich nicht über die Abwesenheit ihres Mannes, denn gar oft schon hatte er die Nacht in den Hütten der Ziegenhirten zugebracht. Sie setzte sich an ihren Tisch, um ihr Nachtmahl einzunehmen, als plötzlich an die Thüre geklopft wurde. Ein Greis und eine alte Frau, die ganz erschöpft schienen, baten um ein Obdach. „Gomez bedrängt Cordova," sagten sie, „und seit zwei Tagen irren wir umher, ohne zu wissen, wohin. Mögt Ihr nun Carlisten seyn oder die Cachucha*) tragen, so habet Mitleid mit uns und nehmet uns auf." Catalina hatte stets von ihrem Manne gehört, man solle Gutes thun und es nachher vergessen.

Sie zauderte nicht, schürte den Brasero an und vertauschte die nassen Kleider der Alten mit andern von den ihrigen und denen ihres Gatten. „Hier," sagte sie zum Greise, „nehmt dieses Kleid von Fell; Ihr habt ganz die Statur meines Gonzalez. Sein Pellico paßt Euch herrlich." — „Ach," sagten die Alten, „auch wir hatten einen Sohn Namens Gonzalez, allein er hat uns verlassen und seit acht Jahren haben wir nichts von ihm erfahren." — „Der böse Sohn kann unmöglich mein Gonzalez seyn," sprach die junge Frau, „denn kein Tag vergeht, ohne daß er für seinen Vater Don Vincente Llondirien und für seine Mutter Donna Dolores de Arurzun betet."

Bei diesen Namen entfuhr den beiden Alten ein Schrei der Ueberraschung. „Mein Sohn! mein Sohn!" riefen Beide.

Es wurde ihnen nicht schwer, ihrer Schwiegertochter zu beweisen, daß sie wirklich die Aeltern ihres Mannes seyen. Diese weinte vor Freuden und bedeckte ihre Hände mit Küssen. Sie verlangte, daß sie sich zu Bette legten und da nur ein Bett in der Hütte war, so sprach sie: „Ich werde doch vor Freuden nicht schlafen können, laßt mich dafür der heiligen Jungfrau für unser Glück danken." Und mit diesen Worten lief sie in die Capelle am Ende des Gartens, die ihr Mann gebaut hatte.

Während dieser Zeit lauerte Gonzalez in einem Hohlwege, mehr als jemals von Eifersucht gefoltert. Beim Verhör gestand er später dem Corregidor, daß es ihm wie mit glühenden Eisen in die Brust geschnitten habe, wobei ihm eine hölliſche Stimme in die Ohren getönt,

*) Man nennt Cachucha eine Art Kappe, welche 1824 von den National-Freiwilligen und den eifrigsten Anhängern der Constitution getragen wurde.

daß Catalina ihn entehre. Nachdem der Regen etwas aufgehört hatte, machte er ſich auf den Heimweg, feſt entſchloſſen die Beleidigung zu rächen, welche ihm die Hölle beſtändig vorſpiegelte.

Unweit von ſeiner Hütte ſchüttete er friſches Pulver auf die Pfanne, weil das alte naß geworden war.

So wie er die Thüre öffnete, waren die erſten Gegenſtände, welche er erblickte, einige Männerkleider, hie und da im Zimmer zerſtreut, nebſt den Stücken einer Weiberkleidung, die er für Catalina's erkannte. Zwei in den Decken halb verborgene Köpfe ruhten im Bette. Er konnte an ſeiner Schande nicht mehr zweifeln. Ohne näher hinzuſchauen ſchoß er ſeine Doppelflinte auf beide Köpfe los, die die volle Ladung erhielten. Dann ohne ſich umzuſehen floh er in die anſtoßende Kammer, wo er bleich, zitternd und eiskalt auf einen Seſſel fiel. Kaum war eine Minute verſtrichen, als Catalina mit heiterem Lächeln vom Garten herkam. „Ich habe die Schüſſe gehört," rief ſie freundlich, „und bin ſogleich herbeigeeilt . . .

„Zurück, weiche von mir, arme Seele," ſchrie Gonzalez mit ſtarrem Blicke, „zurück, ich werde Meſſen für Dich leſen laſſen, viele Meſſen."

„So wache doch auf, lieber Mann," rief die junge Frau, indem ſie ihren Arm um ſeinen Nacken ſchlang. „Höre doch nur, ich habe Dir die angenehmſte Nachricht mitzutheilen. Deine guten Aeltern . . ."

Bei dieſen Worten ſtrömte der kalte Schweiß, der Gonzalez auf der Stirne bereits ſtand, noch reichlicher. Mit zuſammenſchlagenden Zähnen ſtammelte er: „Wo? wo?"

„Drinnen in unſerem Bette," rief Catalina, indem ſie mit dem Finger nach der Thüre deutete.

„Meine Aeltern!" ſchrie Clondirien und fiel beſinnungslos zur Erde.

Nachdem die arme Frau ihn in's Leben zurückgerufen hatte, erfuhr ſie von ihm das ſchreckliche Ereigniß. Sie drang in ihn zu fliehen. Er aber verlangte, ſeine Strafe zu erleiden und eilte ſogleich zum Corregidor von Alcala la Real, dem er ſein Bekenntniß ablegte.

Die Thatſache wurde ſeinen Erklärungen gemäß befunden und der Alcade Mayor trug darauf an, Gonzalez zum Tode der Vatermörder zu verurtheilen, aber das Gericht von Granada veränderte die Strafe in fünfjähriges Gefängniß, da der Sohn nicht die Abſicht gehabt hatte, ſeine Aeltern zu ermorden.

Dieſe Sentenz wurde dem hohen Rath von Caſtilien unterlegt, allein bei den politiſchen Sorgen, welche die Hauptſtadt Spaniens in

dieſem Augenblick erfüllen, kann es mit der Entſcheidung noch einige Zeit anſtehen. Die Freunde des Verurtheilten geben die Hoffnung nicht auf, daß eine erneute Unterſuchung ihn von aller Strafe befreien wird. Wenn auch nicht das ganze Publikum eine ſo glückliche Wendung hoffen zu dürfen glaubt, ſo wünſcht man ſie doch, und ſelbſt die Richter wollen ein Gnadengeſuch bei der Königin Regentin mit aller Kraft unterſtützen.

Der unglückliche Gonzalez ſelbſt bleibt, wie natürlich, bei allen dieſen Verſuchen gänzlich theilnahmlos. Anfänglich befand er ſich im ſtillen Wahnſinn, und nur der liebenden Sorgfalt ſeiner Gattin iſt es zuzuſchreiben, daß er jetzt wieder ein wenig zur Beſinnung gekommen iſt, wenn man dieſes überhaupt in ſeinen Verhältniſſen ein Glück nennen kann.

Zum Schluſſe möge hier Rouſſeau's bekannter Ausſpruch eine Stelle finden: „Die Ereigniſſe werden nicht vorhergeſagt, weil ſie ſich begeben werden, ſondern ſie begeben ſich, weil ſie vorhergeſagt wurden.“

Leben in Weimar.

Der anfängliche Plan, über Verlauf und Erfolg der jüngsten Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte das Wesentliche in diesen Blättern zusammenzustellen, ist durch umfassende frühere Berichte in anderen Zeitschriften vereitelt worden. Wer indessen noch näher über das wissenschaftliche Detail der dießjährigen Sitzungen der Gesellschaft sich zu belehren wünscht, wird Befriedigung finden in dem bei B. F. Voigt in Weimar angekündigten, leider aber noch nicht erschienenen „Amtlichen Bericht der Herren Geschäftsführer, Dr. Kieser und Dr. Zenker, über die dießjährige Versammlung der Naturforscher und Aerzte Deutschlands in Jena."

Seitdem die Naturforscher uns verlassen haben, lebten wir hier ein ungemein unersprießliches Winterleben: Nässe ohne Regen, Kälte ohne Schnee, Residenz ohne Hof, ein malcontentes Mittelding, bei dem man sich kaum einen flüchtigen Blick in das Schauspielhaus, oder einen raschen pas auf dem Balle zu machen getraute. Doch zuletzt ist es besser geworden. Der erste Schnee ist gefallen und der Hof ist heimgekehrt.

Die schönen Tage von Stuttgart, von welchen der treue Nürnberger so viel Festliches berichtete, sind nun vorüber, und die Hoheiten sehen ihr Weimar viel heiterer wieder. Es hat sich in der Physiognomie der Residenz viel, sehr viel verändert, nämlich die Lage der Mundwinkel. Die Freude des Wiedersehens war groß und allgemein, größer noch, da sie mit der Lust der Neugierde sich paarte, zu erfahren, ob man unsern jungen Erbgroßherzog Karl Alexander recht bald als glücklichen Bräutigam begrüßen dürfte, so wie es uns die Frankfurter Journale schon zum Voraus förmlich verkündet hatten. Die zahlreichen Verlobungs- und Hochzeits-Carmina werden wohl inzwischen

gehörig gefeilt werden können, denn es verlautet noch durchaus nichts Positives über diese Verbindung. Die Pariser Galanterieläden haben mithin Zeit genug, sich von der Niederlage des Oldenburger Trousseau's genügend zu erholen.

Die Stelle der erwarteten schönen Braut aus Süden, deren Liebenswürdigkeit Weimar bereits kennen gelernt hat, vertrat ein anderer verehrter, noch näher verwandter Gast aus Norden, Großfürst Michael von Rußland, welcher am Hofe seiner edeln Schwester das Fest der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus zu feiern gedenkt. Der auch in Weimar accreditirte erste kaiserlich russische Geschäftsträger und bevollmächtigte Minister, Andreas von Schröder, ist dem Großfürsten von Dresden aus entgegen geeilt.

Es ist neuerdings wieder sehr viel zu Verschönerung Weimar's geschehen. Den größten Dank verdient ohne Zweifel dabei eine Behörde Weimar's, welche sich nennt: „Großherzogliche Immediatcommission zum Wiederaufbau der am 6. October 1834 hier abgebrannten Gebäude daselbst." Durch ihre Thätigkeit ist eine dem Residenzschlosse zunächst gelegene, sonst ziemlich penible Partie der Stadt durch Gewinnung freier Plätze und breiterer Straßen wesentlich verbessert worden. Die Erfurter Vorstadt hat durch eine Anzahl trefflicher Neubauten, Besitzungen angesehener Kauf- und Gewerbs-Leute, ungemein gewonnen. Alle diese Häuser liegen, gleich römischen Villen, mitten im frischen Grün der Gärten. Auch nach dem großherzoglichen Park und dem Lustschloß Belvedere hin trifft der Fremde manchen geschmackvollen Neubau, meist mit hervorspringenden kleinen Balkonen, einer Lieblingsidee der weimarischen Baukunst, nicht selten auch mit Kaufgewölben und niedlichen Bazars im Erdgeschoß, geradlinigen Dachaufsätzen und dergleichen poetischen Dachornamenten, welche die schwebenden Gärten der Semiramis kaum mehr vermissen lassen. Alle diese Unternehmungen werden von den Oberbehörden auf das liberalste begünstigt, geleitet und unterstützt. Man sieht, daß es dem weimarischen Bürger wohlig um's Herz ist. Aber auch mehre öffentliche Gebäude werden Zierden der Stadt seyn.

Vor einigen Tagen feierte unser Stadtmilitär ein schönes Fest; unter Trommelwirbel und Fahnenwehen wurde das neuerbaute Hauptwachgebäude, gegenüber dem Schlosse, eingeweiht. Es ist weit geräumiger und zweckmäßiger als die alte Hauptwache, deren baufälliges Gerippe nun an den Meistbietenden verkauft und abgerissen wird. Das neue Haus ist mit architektonischem Giebelschmuck und Arkaden versehen,

und es mag einen ganz gemüthlichen Anblick gewähren, wenn neben ſilberbetreſſenten Uniformen fürſtlicher Pagen kriegeriſche Schnurrbärte und weiße Schreibfedern öffentlicher Behörden zu den Fenſtern herausſchauen. Das Nützliche iſt hier mit dem Angenehmen und Starken auf die ſchönſte Weiſe gepaart.

Dicht neben dieſer Hauptwache und der alten ſogenannten Baſtille erhebt ſich, als Schlußſtein des Reſidenzſchloſſes ſelbſt, die von dem Landesherrn erbaute neue Schloßkapelle. Schon ſteht ſie vollendet da und nur in den inneren Räumen und an der äuſſeren Dekoration wird noch eifrig gearbeitet. Auch der an dieſe Kapelle ſtoßende neue Flügel des Schloſſes wird dem Kunſtſinne der weimariſchen Regenten Ehre machen. Es werden größere Säle, ein Conſeilſaal, Gallerien, elegante Badezimmer und Boudoirs in altrömiſchem Styl mit bunten Plafonds, Freskobildern, Marmorbüſten und Muſchelverzierungen eingerichtet. Seit mehren Monaten arbeitet der geniale Künſtler, Herr Neher, aus München berufen, (ein geborner Stuttgarter) an den dem Andenken Schiller's und Göthe's geweiheten Zimmern. Herr Neher hat bereits pikante Scenen aus den Trauerſpielen Fiesko und Don Carlos, und aus den Romanzen Fridolin und Ritter Toggenburg öffentlich ausgeſtellt und arbeitet zunächſt an deren Ausführung. Die einheimiſchen Maler Preller, Kaiſer, Remde und Fräulein Seidler ſchmücken jene Gemächer des Schloſſes alljährlich mit werthvollen Bildern, theils der Geſchichte unſeres Fürſtenſtammes entlehnt, theils nach der Natur einheimiſcher Gegenden entworfen. In erſterer Hinſicht verdient Preller's Wartburg als größeres Meiſterwerk rühmliche Auszeichnung. Eben ſo in letzter Beziehung Kaiſer's originelle Auffaſſungen des romantiſchen Felſenſchloſſes zu Dornburg an der Saale, und des alten Kloſters Mildenfurt. Man ſieht, daß Weimar auch in architektoniſcher Kunſt bedacht iſt, ſeinen alten ehrenvollen Ruf nach Kräften zu erhalten. Denn auch für das Wohl ſtädtiſcher Betriebſamkeit iſt durch die Errichtung eines großen neuen Meßhauſes paſſend geſorgt worden; an dieſem Bauwerke iſt der Geſchmack des thätigen Oberbaudirektors Coudray nicht zu verkennen.

Wenn wir hier die weimariſche Kunſt im Allgemeinen beſprechen, ſo kann auch die Malerei und Zeichnenkunſt nicht übergangen werden. Zu keiner Zeit hat Weimar mehr Maler vereinigt, als gegenwärtig; und ſie ſind nicht unthätig geweſen. Nur in der Kürze ſey daher der dießjährigen, ſehr reichen Ausſtellung des groß-

herzoglichen Kunstinstituts gedacht. Sie wurde eröffnet am 3. September und geschlossen am 1. Oktober. Unter der umsichtigen Leitung des Hofrathes Schorn, Redakteurs des Stuttgarter Kunstblattes, erheben sich die einheimischen Kunstanstalten von Jahr zu Jahr großartiger und blühender. Die Gemäldeausstellung gewährte, selbst einem mit umfassenderen Leistungen größerer deutscher Residenzen vertrauten Auge, wahrhaften Kunstgenuß. Ich habe keinen Tag versäumt. Und vor Allem gereichte es mir zu inniger Freude, zu beobachten, wie selbst die Niedrigeren im Volke die fortreißende Gewalt wahrer Schönheit empfanden. Kann sich auch höhere Anschauung und Begeisterung nur in dem Verständigen, dem Gebildeten finden, aber darin besteht eben der unberechenbare Vortheil der ächten Kunst, daß sie Gemeingut ist des Höchsten wie des Niedrigsten im Volke. Die Kunst ist keine leblose Theorie, sie ist praktisches Leben; sie führt durch die Macht der Sinne zu Gemüth und Verstand, zu Willen und That. War es doch die Kunst, welche die Griechen zu dem größten und freiesten Volke der alten Welt erhob.

Allgemeineres übergehend, sollen in Folgendem nur die Spitzen berührt werden. Die vollendetste und schönste Leistung der dießjährigen Ausstellung war unstreitig Preller's Wartburg, mit 4 Fuß Breite und 5 1/2 Fuß Höhe; unübertrefflich in der Kühnheit, Kraft und Fülle, mit welcher der Künstler die aufgeregte Natur des Bergwaldes abspiegelte, großartig und originell in Zeichnung, Beleuchtung und Farbenspiel. Trotz dem, daß man mit geschichtlicher Wahrheit Landgraf Friedrich den Gebissenen zum Schutz seines Kindes mit Eisenacher Bürgern kämpfend, im Vordergrunde erblickt, ist das Gemälde kein Historienbild. Hoch oben thront die ernste Felsenwiege thüringischer Fürsten und des lutherischen Glaubens, die Wartburg, in antikem Gewande, mit zackigen Zinnen und Thürmen; über ihr ist ein schwüler Gewittertag vorübergezogen, dumpf und zerrissen ist das Gewölk; mastige Buchen und Eichen dehnen ihren Blätterschmuck, vom Sturm bewegt. Der letzte Strahl der Abendsonne beleuchtet die felsigen Burgpfade, auf denen der sorgliche Landgraf mit seinem Täufling unter ritterlicher Bedeckung herabzog nach dem benachbarten Kirchlein. Rechts aus den Klüften heraus drängen, Mann an Mann, die Eisenacher Gewappneten, und schon ist der Kampf mit Armbrust, Pfeil, Lanze, Schwert und Streitart entbrannt. Die Ritter, hoch zu Roß, hauen wacker dazwischen, und scheinen zu siegen, wenigstens reitet die Amme mit dem Kind geruhig ihre Straße

fort. Man thäte dem Künstler und sich selbst Unrecht, wollte man in diesem Meisterwerke das Uebergewicht der herrlichsten Natur, des frischesten Lebens nicht anerkennen.

Neher's kolossaler Karton, 75 Fuß lang, den Triumphzug Ludwig des Baiern nach dem Siege bei Ampfing darstellend, verräth ebenfalls einen geschickten und gelehrten Meister, gehört aber nicht eigentlich Weimar an, weil das Isarthor zu München bereits im Besitze des Originales ist. Neher's geistreiche Entwürfe zu Schiller's und Göthe's Zimmern sind bereits berührt. Sieben Wandfelder des Schillerzimmers sind zu Aufnahme von sieben größeren Bildern aus des Dichters dramatischen Werken mit 5 Fuß Höhe und 3 bis 5 Fuß Breite bestimmt. Kleinere Gebilde aus den Balladen werden über den Thüren und Fenstern angebracht. In der Mitte über dem Kamin steht in einer Nische die Marmorbüste des Dichters. Die größeren Gruppen aus Don Carlos und Fiesko, die Neher im Entwurfe zur Ausstellung brachte, waren in schwierigen Raum und ohne viel Staffage gewandt und umsichtig angelegt. Dagegen schien die Zusammenstellung der verschiedensten Situationen aus Fridolin und Ritter Toggenburg zu je einem Bilde verfehlt. Dicht neben dem Gelächter roher Eisenhammerknechte nimmt sich die kirchliche Feier des Priesters in der Kapelle sonderbar genug aus. Auch spricht die bildliche Darstellung des zu Boden hingestreckten, sterbenden Ritters, wie er nach dem Klosterfenster gebrochenen Auges noch hinaufblickt, nicht sehr an. Es fehlt diesen kleinern Scenen an harmonischer Einheit.

Fräulein Seidler hatte Hagar in der Wüste gemalt, wie sie, den eben verschmachtenden kleinen Ismael im Arme, von dem knienden Engel eine mit belebendem Tranke gefüllte Schaale empfängt. Dieß Bild macht den unangenehmen Eindruck der Leere, der Leblosigkeit, des Todes. Dieß todtgelbe Kindlein, der steife Engel, die wüste und öde Gegend, die fahle trockene Luft sind in dieser Zusammenstellung unkünstlerisch. Der Moment des Erfrischtwerdens, des Trinkens, der erwachenden Lebenslust mußte aufgefaßt werden, wenn die Idee nicht an der Ausführung scheitern sollte.

Ein ächtes, blühendes Lebensbild hatte dagegen die Gräfin Julie von Egloffstein gegeben: ein Mädchen, die sich das Haupthaar flicht, halbe Figur in Lebensgröße. Ueppige Fülle der Gestalt, Grazie der Bewegung und treffende Wahrheit bezeichneten dieses Bild

als Mittelpunkt der Bewunderung für Jung und Alt; eine weibliche Hand hatte noch nie mit solchem Feuer, mit solcher Begeisterung gemalt.

Hofrath Carus in Dresden, in belletristischer und streng wissenschaftlicher Hinsicht rühmlichst bekannt, hatte seinem Freunde Göthe ein antikes Grabmal in Oehl gemalt. In einsamer, romantischer Felsbucht steht Göthe's Sarkophag, auf ihm eine kolossale Harfe und zwei betende, knieende Engel. Mitternächtiges Mondlicht scheint die Saiten der Harfe zu bewegen, die Engel lauschen den magischen Tönen, deren Melodie sich im Nebel fortpflanzt bis zu den benachbarten Felsen. Ueber den Berggipfeln ist blauer Himmel. Diese Idee ist poetisch, kühn und genial. Aber die betenden Engel scheinen zu Göthe's Harfe nicht zu passen, und warum die nebelig dumpfe Bergschlucht? Ich habe diesem ossianischen Phantasiestück keinen Beifall abgewinnen können, obschon es sinnreich und fleißig componirt ist. Es schien mir die Rundung, die einfache Wahrheit zu fehlen.

Unter den kleineren Genrebildern verdienen rühmliche Auszeichnung ein politisirender alter Philister am Kaminfeuer, auf dem Knie die Berliner Vossische Zeitung, neben sich den Bierkrug, im Munde die brennende Tabakspfeife von Jacquand; ferner der slavonische Mausefallenhändler vor einer jungen Frau und ihrem Kinde, das sich hinter die fletschenden Zähne des Hofhundes versteckt, von Karl Schulz in Berlin. Wunderbar ist der Eindruck, den das schimmernde Roth des kupfernen Kessels, welchen die Frau eben fegt, im Gegensatz mit dem rußigen Landstreicher und dem Grün der Blätter macht.

Mit hoher Wahrheit und viel Laune aufgefaßt ist die eingetriebene Stierheerde der Porta maggiore von Bürckel, und der Würzburger Schiffsreiter von Schelver. Die Tyroler Bilder von Lorenz Quaglio verrathen mehr Erfahrung und Studium der Natur, als technische Fertigkeit in Mischung der Farben. Der Königssee bei Berchtesgaden von Fohr in München entfaltet bei sorgsamster Ausführung und fast magischem Effekt ein schönes Talent. Die Seestücke von Grolig in Dresden, van der Blyk in Antwerpen, Aschenbach in Düsseldorf, sprachen allgemein an; dagegen erschienen allzu grell und phantastisch die Sturmscenen von Isabey und Gudin in Paris. Nur fortgesetztes Anschauen und Durchdringen konnte hier Spuren von Genialität und Harmonie entdecken.

Unter den Portraits zeichneten ſich die Gemälde Remdus und die Kreidezeichnungen Heinrich Müller's in Eiſenach vortheilhaft aus.

Die erhabene Gunſt der Frau Großherzogin hat mehre der gelungenſten Bilder angekauft, unter den übrigen hat eine öffentliche Verlooſung, welcher auch im Auslande Fortgang verſchafft worden, die angenehmſten Weihnachtsgeſchenke dargeboten.

Schließlich ſey hier noch bemerkt, daß der Verein, welcher ſich hier zu Errichtung eines Denkmals für den Glaubens-Helden, Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar gebildet hat, keinen ſonderlichen Succeß findet. Sey es, daß man nicht vor die rechte Schmiede ging, oder daß die Unternehmer die genügende Publicität nicht genoſſen, man brachte nicht mehr als 600 Thaler zuſammen, mit denen man in der Stadt ſelbſt einen pyramidaliſchen Denkſtein, einen Obelisk oder einen Brunnen zu errichten beabſichtigt. Dieſe Ideen werden nicht ſonderlich von oben begünſtigt, und es wird am Ende nichts übrig bleiben, als ein Denkmal in der liebenden Menſchenbruſt. — Längſt ſchon beſpricht man die Idee, Göthe und Schiller ein gemeinſames Denkmal zu errichten. Man weiß nur noch nicht, wie ſie ohne zu große Aufopferungen hergeſtellt werden ſoll. Der Vorſchlag des Herrn Obermedicinalraths v. Froriep geht dahin, dem Andenken dieſer Männer cursmäßige Geldſtücke in Metall zu prägen, damit es ein nationales, allgemein verbreitetes Denkmal werde. Dieſe Idee iſt nicht neu; die bairiſchen Geſchichtsthaler ſind bekannt. Allein Kunſt und höhere Wiſſenſchaft iſt ein Anderes, als Geſchichte; und die größten Geiſter unſerer Nation müſſen nicht nothwendig in den Händen aller deutſchen Höckerinnen und Deutenkrämer ſeyn. Ein andermal mehr hierüber.

Jetzt nur noch einige Worte über die künſtleriſchen Verhältniſſe des Theaters in Weimar. Das Theater hat ſich ſelbſt in Abweſenheit des Hofes und des Oberintendanten, Oberhofmarſchall v. Spiegel, eines ausgeſuchten trefflichen Repertoirs zu erfreuen gehabt. Schiller und Göthe blieben auch in dieſer Beziehung unvergeſſen, obſchon die Auswahl aus ihren Dramen nicht eben umfaſſend genannt werden kann. Don Carlos, Taſſo, Götz und Fauſt ſind immer noch der Ruhm der Weimar'ſchen Bühne. Die lebensfriſchen Luſtſpiele der verehrten Prinzeſſin finden fortwährend mit Recht Beifall, und werden mit Vorliebe eben ſo raſch als gut in Scene geſetzt. Die Prinzeſſin füllt mit ihren Gaben eine längſt gerügte, weſentliche Lücke der deutſchen Literatur würdig aus; ihre Stücke werden ſelbſt den franzöſiſchen und engliſchen Theater zugänglich ſeyn. In dieſen feineren Converſations-

Luſtſpielen excellirt unſere Bühne, während Oper und Tragödie durchſchnittlich geringeren Kunſtwerth haben. Erſterer fehlt insbeſondere eine gute Baßſtimme, Letzterer noch immer eine prima Donna und Oels, obſchon Regiſſeur Genaſt, wie ſonſt, als vielleicht zu vielſeitiger Kampfheld, Sänger und Componiſt erſcheint. Seidel herrſcht wie ſonſt, im Gebiete der Volkskomik. Der Tenoriſt Knauſt hat treffliches Talent, doch künſtelt und tändelt er gern. Die Damen Baum und Streit füllen, Erſtere die lyriſchen, Letztere die romantiſchen und tragiſchen Geſangpartien, mit Anerkennung aus. Fräulein Lortzing iſt eine eben ſo liebenswürdige als geniale Erſcheinung. Nur wäre ihr mitunter mehr Energie zu wünſchen; ſie begnügt ſich in der Regel mit dem Naiven, und verſucht ſich nicht ohne Erfolg ſelbſt im Koketten. Das rein Tragiſche gelingt ihr weniger. Ihre Griſeldis, Pfefferröſel, Katharina in Guttenberg, und Kätchen von Heilbronn verrathen die denkende und gewandte Künſtlerin. Herr Krieger iſt ein junger, ſehr talentvoller Mann und in manchen intriguanten und pikanten, ſelbſt karrikirten Rollen höchſt originell. Sein Selbitz in Götz von Berlichingen, ſein Fuſt in Guttenberg, ſein Antonio Bandini in Pfefferröſel, ſein Doctor Murr ſind ausgezeichnete Momente. Er verdiente, ſo wie auch ein talentvoller Neuling, Dem. Gebhard, mehr beſchäftigt und gehoben zu werden. Die Herren Durand, Franke und Streit füllen ihre Plätze mit eben ſo viel Würde als Geſchick. Die übrigen Akteurs, ſo wie das Geſangchor unter Chordirektor Häſers Leitung, das Ballet unter Jerrwitz, das Dekorations- und Maſchinenweſen unter Holdermann und Hoeck beſtehen in anerkannter Wirkſamkeit.

Das gros de ballet kann ſelbſt in Berlin nicht beſſer angetroffen werden, obſchon dieſes durch den Abgang zweier höchſt gewandter Groteskkänzer, Gebrüder Franke von Weimar, jetzt zu Roſtock, einen ſehr fühlbaren Verluſt erlitten hat, wogegen es durch die Rückkehr der einheimiſchen Taglioni, Dem. Granert, des allgemeinen Mignons der tanzenden Bühne, wiederum ſehr gewonnen hat. Sie hat abermals eine Lern-Saiſon in Wien gemacht, welche für das Talent ihrer Füße nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben iſt. Möchte doch eine nächſte Reiſe für Kopf, Arme und obere Partien noch reichere Beute bringen.

Mein nächſter Brief wird die literariſche Thätigkeit und das muſikaliſche Leben Weimar's beſprechen. Vorläufig ſey bemerkt, daß Herr Henſelt, ein junger Pianiſt aus München, Schüler unſeres Hummel, durch ſein außerordentliches Talent hier förmlich Furore macht. Man

ſetzt ihn allgemein Hummel und Thalberg an die Seite, und hofft von ihm aus eine neue Periode ſeiner Kunſt beginnen zu können. Leider wird er noch dieſen Winter nach Wien zurückreiſen. Auch wird Herr Auguſt Bürk, der ſich von Leipzig wieder in ſeine Vaterſtadt hieher gewendet, als Weihnachtsgabe einen neuen Roman „Alt und Neu,“ verlegt bei Kummer in Leipzig, bringen, in welchem die literariſchen und zum Theil politiſchen Wirren und Gegenſätze der Zeit, beleuchtet werden ſollen.

Ueberſicht der 1836ger Saiſon zu Baden

(Schluß.)

General *** präſentirt Miß G. als ſeine Schweſter; Miß G. iſt ſeine Tochter.

In ganz ſchwarzer Robe, nur der Kragen weiß, ſitzt dort die Fürſtin L. Sie trauert noch um den ſchon vor einigen Jahren verlorenen Sohn. Das brillirende Feuer ihres geiſtreichen Auges, die ſcharf markirten Züge und die ſtreng nach der Etikette abgemeſſenen Bewegungen bezeichnen dem Beobachter gleich die Dame, die mit an der politiſchen Wagſchaale Europa's zu halten hat. Sie ſpricht wenig, aber der ſie umkreiſende Zirkel geizt, jedes Wort, das ihren blaſſen Lippen entſtrömt, begierig aufzufangen. Ihre Geſellſchafts-Dame, ein deutſches Fräulein, deſſen Namen mir entfallen, ſcheint eigens für die edle Ruſſin geſchaffen. Kalt und ſchüchtern gleicht ſie einer Gliederpuppe; alle ihre Bewegungen und Handlungen gleich abgemeſſen, hört man höchſtens die Worte: Ja und Nein aus ihrem Munde. Bei Spazierfahrten betrachtet die Fürſtin die Räder des Wagens zur rechten Seite, das gnädige Fräulein die zur linken. Das iſt ihre Unterhaltung. Ich ſah ſie nie ein Wort mit einander wechſeln. Die Fürſtin ſoll das Fräulein adoptirt haben.

Zunächſt zur Rechten des Platzes der Großherzogin Stephanie ſitzen die Prinzeſſinnen L. Die reichſte Toilette, die angeborene Würde

des Betragens, verbunden mit herablassender Freundlichkeit und der graziöse Tanz bezeichnen die edeln Russinnen. Ein großer Schwarm bebänderter Herren beeifert sich, ihnen Huldigungen darzubringen. —

Eine der lieblichsten Erscheinungen ist Gräfin Rossy, ehemalige Fräulein Sonntag. Trotz ihrer Weltberühmtheit hat sie sich selbst glücklicher Weise ganz als Deutsche uns erhalten. Gleich einer Fürstin der Gesellschaft zieht sie bei ihrer Erscheinung stets eine große Schleppe aufwartender Herren und Damen nach sich. Eine sorgsame Mutter, drei kleine dicke Buben begleiten sie, hat sie doch noch nicht den Geschmack an der großen Welt verloren. Als Dame von Welt und von allgemein anerkannter Schönheit verwendet sie stets diejenige Sorgfalt auf ihre Toilette, die das schaulustige Auge bei ihr nicht ungern wahrnimmt. Dreimal sah ich sie bei der Mittagstafel und dreimal fand ich sie anders gekleidet; jedesmal vereinigten sich Geschmack, Pracht und Reichthum in Stoffen und Zuschnitt. Daß ihre Stimme noch immer Jedermann bezaubert, davon hatte die dießjährige Sommergesellschaft einige Male Proben. In Soirées sang sie hinreißend; das geladene und ungeladene, draußen vor den Fenstern zahlreich versammelte Publikum klatschte rauschenden Beifall und war hingerissen über diesen himmlischen Gesang. Jeder, der das Vergnügen hatte, die schöne Dame zu hören, wird innig bedauern, daß eine so zauberreiche Stimme der öffentlichen Ausübung der Kunst entzogen wurde.

Aus dem bunten Kreise von Deutschen, Engländerinnen und Französinnen, der zur linken Seite, am Eingange in den Nebensaal Posto gefaßt hat, fällt uns wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit und stets ungetrübten Freundlich- und Fröhlichkeit Fräulein von S. auf. Ein reiches weißes Kleid, durch und durch mit orangegelben Blümchen durchstickt, bezeichnet den gesunden Geschmack der lebenslustigen Tänzerin; deutsche Freundlichkeit verbunden mit französischer Leichtigkeit und Ungenirtheit documentiren, daß sie ersten Kreisen angehört. Den Contretanz tanzt sie unstreitig am schönsten in der ganzen Gesellschaft, daher sie stets die gesuchteste Tänzerin ist. —

Auffallend unterscheidet sich von dieser schönen Tänzerin Mademoiselle de B. Ein kleine Person mit schnippischer Miene, ziemlich aufgeworfenen Lippen hält sie sich für die Königin der schönen Welt. Au dernier gout gekleidet mit ganz enganschließenden kurzen Aermeln, das Kleid wie ein Unterrock zugestutzt, würde man sie an jedem andern

Orte für eine grisette oder Kammerjungfer halten. Voll von Prätensionen verträgt sie es am wenigsten unbemerkt zu seyn; ein ihr gegenüberstehender Tänzer, der vielleicht in der Zerstreuung seine Tour vergessen hatte, entschuldigte sich mit den Worten: pardon, Mademoiselle, je ne vous ai pas remarqué. Von Takt haben ihre Ohren und Füße keine Ideen; daher sie jedesmal etwas vor- oder nachhüpft.

Voilà la jeune france, sagte spöttisch die Baronne d'A. ziemlich laut ihrer Nachbarin in's Ohr, au delà du Rhin on nous avance dans la civilisation et le bon gout, als sie den edeln Anstand und schönen Tanz des Fräulein v. S. im Gegensatz mit Dem. de B. oder La Princesse de B. mit ansah.

Letztere scheint uns wirklich eine Carricatur alles Tanzens und aller gesellschaftlichen Manieren zu seyn. Beschreiben läßt sich so etwas nicht, ohne zu befürchten, den Anstand zu verletzen; derartige Sprünge, Pas und Bewegungen muß man selbst sehen, um den Eindruck zu empfinden.

Solche, aus der großen Menge herausgerissene public characters — wie ich sie sonst nennen möchte, geben gewissermaßen ein Conterfei der haute volée zu Baden. Aber auch Marchandes de Modes mit ihrer dreisten Effronterie und sonstiger Janhagel mischt sich unter sie, und der diffizilste Kenner läuft nicht selten Gefahr, die ärgerlichsten Böcke zu schießen.

Vier und zwanzig Blasinstrumente schmettern plötzlich eine Lanner-Gallopade oder einen Strauß-Walzer durch den Saal; die Herren drängen sich in der Mitte des festlich decorirten Raumes zusammen und die flüchtigen Paare wälzen sich im wirbelnden Walzer durch die getheilte Menge. Zu den Contretänzen spielt eine sanfte böhmische Harmoniemusik.

Schlag zwölf Uhr ziehen Albions Söhne und Töchter von dannen; der Sonntag beginnt und du sollst den Sabbath heilig halten, steht auch bei ihnen im Catechismus. —

Außer den Sonnabendsbällen wird noch dreimal wöchentlich im Reunionssaale getanzt. Es wird für diese Abendunterhaltungen keine besondere Toilette gemacht. Wer etwas gelten will, muß sich auf den Reunionen von Zeit zu Zeit sehen lassen; die sogenannte gute Gesellschaft bildet diese Versammlungen. —

Für den weniger genußsüchtigen Theil der Badegesellschaft und den sinnigen Freund der Natur bilden Badens reizende Umgebungen den bedeutendsten Theil der Unterhaltung.

Die Lichtenthaler Allee und die Promenaden sind den Boulevards und Quais von Paris vergleichbar; man sieht und läßt sich sehen. Bedeutendere Lustpartien werden nach dem alten Schlosse, den Felsen, Ebersteinburg, dem Jagdhause, Yburg, Favorite und das Murgthal hauptsächlich unternommen.

Die so häufigen Pickenicks anderer Jahre unterblieben in dieser Saison gänzlich. Ein unangenehmer Vorfall wegen einer Spielpartie auf dem Amalienberge im Murgthale trug hauptsächlich zum Aufhören dieser Sitte bei.

Obschon die Geselligkeit durch den ungeheuren Zufluß von Engländern im Ganzen nicht gewonnen hat, so fanden außer den öffentlichen Gesellschaften und Partieen doch verhältnißmäßig viele Privatabendgesellschaften statt.

Die Großherzogin Stephanie gab deren wöchentlich an bestimmten Tagen; die andern Glieder der hohen Gesellschaft folgten nach. Doch eine solche Ueberfüllung, wie in andern Jahren, wo man Abends gewöhnlich aus mehren Häusern Tanzmusik erschallen hörte, war nicht bemerkbar. Dafür waren aber die im Conversationshause veranstalteten glänzender und frequenter denn je. —

Nach Spiel und geselligen Vergnügungen kommt nun billiger Weise die literarische Unterhaltung. Denn auch in einem Badeorte will man lesen, und vor allen der Engländer seine newspapers. Hier leistet das Marr'sche Lesekabinet Alles, was nur irgend gefordert werden kann.

Alle nur irgend namhaften Zeitungen und literarischen Blätter Deutschlands, Englands und Frankreichs sind dort aufgelegt. Das Kabinet wird daher stark besucht, doch meistens von Engländern, daher die englischen Zeitungen die vorherrschendsten sind; Galignani's Messenger liegt in zwei Exemplaren auf, und trotz des großen Heeres der andern englischen Zeitungen muß man dennoch oft Stunden lang auf ein freies Exemplar warten.

Der Englishman zeigt sich hier ganz in seiner barokken Eigenthümlichkeit; auf einer Zeitung sitzend, mit der linken Hand eine be-

legend, ſitzt er Stunden lang einer Statue ähnlich da ein Blatt in der rechten Hand haltend und leſend. Der durſtende Nachbar ſieht ihm alle Augenblick über die Schulter; er läßt ſich aber nicht aus der Faſſung bringen, ſondern lieſt womöglich von Oben an, wo Abonnements-Preis, Inſertions-Gebühren ꝛc. ꝛc. ſtehen, alle Spalten durch, das unzählige Heer der Annoncen mit eingeſchloſſen.

Als jüngſt einer in eben beſchriebener Poſition mit dem neueſten Times eingeſchlafen war, näherte ſich ihm ein Landsmann, nahm die Zeitung aus ſeiner Hand, und als jener aus dem Schlummer aufgeſtört, gewaltig weit ſeine Augen aufriß, reichte ihm der Uſurpator ein altes Exemplar mit den trockenen Worten dar: as you not read, Sir, that will do the same! ſetzte ſich nieder und las ſeine Zeitung.

Herrn Marr iſt zu rathen, für's nächſte Jahr die Zahl der deutſchen und franzöſiſchen Blätter allenfalls zu vermindern, aber die engliſchen dagegen in Doubletten aufzulegen, wie es bereits beim Galignani geſchehen.

Nachdem wir nun die Unterhaltungen der Geſellſchaft kurz geſchildert, kommen wir auf dieſe ſelbſt. Die Zahl der Fremden und Badegäſte belief ſich in runder Summe auf 16,000; aber Badens Sommergeſellſchaft war nicht ſo illüſtre, wie in andern Jahrgängen, d. h. es verweilten nicht ſo viele hohe Perſonen und gekrönte Häupter in dem freundlichen Thale. Und wie ſchon früher erwähnt, war der Aufenthalt faſt aller Anweſenden ungewöhnlich kürzer, wie man es ſonſt wohl gewohnt war.

Ein gerade nicht ganz freundliches Frühjahr führte die fremden Zugvögel erſt ziemlich ſpät nach Baden, ſo daß das erſte Stadium der Saiſon faſt gänzlich verloren ging.

Das zweite oder Hauptſtadium bei wirklich ſchöner Witterung war kurze Zeit hindurch äußerſt glänzend und frequent. Ein heiterer Himmel, gemäßigte Temperatur — nur kurze Zeit war die Hitze drückend — und eine gewählte Geſellſchaft vereinigten ſich, die Saiſon ſo glänzend und angenehm zu machen, wie möglich. Daher auf allen fremden Geſichtern Luſt und Freude, auf einheimiſchen Zufriedenheit und Wohlbehagen zu leſen war.

Zu vermuthen ſtand allerdings, daß, da die Geſellſchaft ſich ſpät verſammelt, ſie lange zuſammen halten, oder vielmehr, daß das dritte und letzte Stadium der ſchönen Jahreszeit für das erſte ſchadlos halten würde.

Aber unaufhörlicher Regen, verbunden mit der für dieſe Jahreszeit ſo ſehr empfindlichen Kälte räumte jählings Säle und Häuſer, und verödet und verlaſſen ſtanden plötzlich die Räume, wo noch kurz vorher genußſüchtiges Leben und das Geräuſch einer frohen Geſellſchaft vorgewaltet hatte. —

Engländer machten, wie in den beiden vorhergehenden Jahren, die Mehrzahl der Gäſte aus; auch hatten ſich viele Ruſſen eingefunden. Seit die Prinzeſſin von Oranien das Bad beſucht hat, ziehen ſich ganze Schaaren von Holländern den Rhein hinauf und kehren in Baden ein. Franzoſen und Deutſche machten die kleinere Zahl unter den Fremden aus.

Wo ſo viele Menſchen aus allen Regionen durcheinander gewürfelt werden, da ziehen ſicher alle Auftritte des menſchlichen Lebensdrama's über die Bühne. Geborenwerden, Hochzeitmachen und zum Finale Halsbrechen wechſelt in bunter Reihe.

Die zweite Gräfin Reichenbach ſchenkte ihre ſchöne, reiche Hand einem holſteiniſchen Grafen Luckner, und ein alter reicher Holländer wurde auf ebener Erde ganz unvorſichtiger Weiſe von einem Badener Kutſcher umgeworfen, ſo daß er nach langem Krankenlager und unter vielen Schmerzen ſeinen Geiſt aufgeben mußte. Mehre Unglücksfälle ſind durch ähnliche Unvorſichtigkeiten vorgekommen, ſo daß mit Recht zu wünſchen iſt, daß die Polizei dieſem Unweſen durch kräftige Maßregeln ſteuern möge. —

Nun aber ſind ſie fortgezogen die fremden Gäſte. Des Glückes launenhafte Kugel rollt nicht mehr; Thaliens Tempel iſt geſchloſſen, Tanz- und Harmoniemuſik iſt verhallt, Boutiquen und Gaſthöfe ſind verwaiſet und die Promenaden menſchenleer. Ein wehmüthiges Gefühl umlagert unſre Sinnen, wenn wir eine Kaleſche nach der andern, wohl bepackt, dem Thale entrollen ſehen; wir werfen uns ſelbſt in eine unſerer harrenden, und wandern auch einer andern Region zu, oder wir ſetzen uns nieder und ſchreiben ein Reſumé über die 1836ger Saiſon, welches wir damit ſchließen, daß trotz der 16,000 fremden

Gäste und des unerhörten Glanzes während einer kurzen Zeit des Sommers, dieſe doch nicht ſo ergiebig, wie einige vorhergehende, war. Auch ſcheinen verhältnißmäßig weniger Fremde dieſes Jahr in Baden überwintern zu wollen, als in den beiden früheren.

Lebensfrohe, genußſüchtige Menſchen, ſinnige Bewunderer einer von Ueppigkeit und Pracht ſtrotzenden Natur und Heilung ſuchende Sieche ziehen ſelten oder nie unbefriedigt von Baden fort.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Oldenburg, 19. December 1836.

Noch verweilt das königliche junge Ehepaar in unſerm Weichbilde, als gelehrige Schüler der glücklichſten Ehe im Lande, welche unſer Fürſtenpaar ſo bürgerlich, ſo kindlich glücklich führt. Wahrlich, ein ſolches Beiſpiel wirkt mehr als Predigt und Iffländiſches Schauſpiel. Wehe den Höfen, an denen die Wangen der Damen nur von der Schminke erröthen. Der König von Griechenland hat durch ſeine Freundlichkeit, durch ſeine Kenntniſſe, ſo wie durch ſein ritterliches Weſen, das ihm beſonders zu Pferde ſo ſehr wohl ſteht, unbedingt das Bürgerrecht in jedem Oldenburger Herzen erworben. Die junge Königin iſt ein würdiges Seitenſtück zu dem jugendlichen Hellenen, was Wunder alſo, wenn Amalie und Otto, das A und O der Oldenburger, wie das Alpha und Omega der Griechen werden. — Der 21. dieſes Monats, der Geburtstag der Königin, wird übrigens dem Vernehmen nach der letzte Tag ſeyn, den ſie bei ihrem Vater verlebt, die Majeſtäten werden alsdann zu einer Zuſammenkunft mit den Baierſchen höchſten Herrſchaften entweder nach Aſchaffenburg oder München gehen. In Ermanglung einer noch nicht ernannten Oberhofmeiſterin wird die unſerer Großherzogin, Freifrau von Schell, die junge Herrſcherin bis nach Baiern begleiten. Manche hoffen hier noch auf den irdiſchen Erlöſer, den bis jetzt nur ein ruſſiſcher Adjutant bekommen hat, welcher der jungen Königin den Catharinenorden überbracht hat. Wir aber rufen dem liebenswürdigen Kinde Oldenburgs, wenn auch mit begeiſtertem Vertrauen nicht ohne Wehmuth, die Schlußworte zu, welche den Feſtgeſang von Theodor von Kobbe enden, wo er den deutſchen Chor ſagen läßt:

Fürſtin! es hat dieß Land Dich geboren,
Ziehe in Frieden, doch unverloren
Bleibe Dein Herz uns trotz bräutlicher Wonne,
Täglich berichte die kreiſende Sonne
Täglich erzähle die murmelnde Welle,
Daß Du noch pflegeſt im Herzen die Stelle,
Ob ſie auch ſonſt nur für Hellas erglüht,
Wo das Vergißmeinnicht Oldenburgs blüht.

Literariſche Ueberſichten

von

G. S.

II.

*) Vor jeder weiteren Fortſetzung dieſer literariſchen Ueberſichten ſehe ich mich genöthigt, eine Ueberſicht der Druckfehler zu geben, die meinen einleitenden Artikel im vorigen Hefte verunſtaltet haben und über welche ſich die Leſer der Europa ſo ſehr beklagen können, als der Verfaſſer jenes Artikels. Ich bitte wenigſtens Diejenigen, die mir einige Aufmerkſamkeit ſchenken wollen, dieſen vorigen Artikel nach den Correcturen, die hier folgen, noch einmal zu vergleichen. Was in meiner Hand liegt, ſolches künftig zu vermeiden, werde ich im Intereſſe des Publicums und zu meiner eigenen Sicherung zu bewirken ſuchen. Leider bürdet man dem Schriftſteller, wenn er am Druckort lebt, oft die Sünden auf, die Andere zu verantworten haben.

S. 39 lieſt man von einer über Maaß ruckbaren (?) Literatur, und ich ſchrieb von einer demgemäß unklaren. S. 40 ſtand von mir geſchrieben, die franzöſiſche Revolution ſey dieſes inneren geiſtigen Bildungslaufes der Deutſchen erſt Herr geworden, als die ureigene Kraft unſerer Literatur anfing zu ermatten — und man lieſt, ſie ſey dieſes Bildungslaufes nicht Herr geworden und die Kraft der Literaten ſey ermattet. Weiter unten ſprach ich nicht von bänglich-practiſchen Zwecken, ſondern von bürgerlich-practiſchen Zwecken, denen Fichte den Genius geweiht habe. Auf der nächſten Spalte ſteht, kein vorzüglicher Geiſt ſey zur Zeit unſerer claſſiſchen Literatur durch den Zuſtand der Nation gehemmt erſchienen, das Vollenden zu erzielen. Das wäre unwahr! Bürger konnte ſeinen Homer nicht verdeutſchen, weil die Nation keine Theilnahme bewies. Wer gab die Subſiſtenzmittel für Frau und Kinder, während er Verſe ausmeiſeln ſollte. Wie Manches blieb unvollendet in unſerer Claſſiker-Literatur, weil zu befürchten war, daß die Nation nicht Faſſungskraft genug beſitzen würde, um dem Genius zu folgen. Warum ſchrieb Göthe ſein großartiges Gedicht: „Die Geheimniſſe“ nicht zu Ende. Alſo von dem Streben zu vollenden konnte die Rede nicht ſeyn, obwohl auch dieſer Eifer bei dem durchgehenden Vollendungstriebe nicht mangelte. Dagegen ſchrieb ich: Nichts habe ſie zu hemmen geſchienen, das Vollendete, das iſt das Ideal zu erzielen.

Auf S. 41 habe ich Göthe nicht in ſeinem venetianiſchen Epigramme, ſondern in ſeinen ſo benamſeten Epigrammen citirt. Weiter unten findet ſich wieder ein Nonsens, wenn man nicht corrigirt: Nichts herrſchte über ſie, als das Ideal —, das ſie da und dort geſchöpft hatten (für hatte). Ferner redete ich von trocknem Wort- und modiſchem Unglauben, in welchem Deutſchland mehre Jahrhunderte hingewelkt ſey, was der Druck auch verdreht gab. Auf der nächſten Spalte ſoll Schiller das deutſche Volk von der Stufe des Gewiſſens emporgehoben haben. Es wäre gräßlich, dieß zu behaupten, und ich will ſchnell nachtragen, daß geſchrieben ſtand: von der Stufe des Genießens. Gleich darnach ſoll ſich, wie der Text ſagt, ein weckender Volksgeiſt geregt haben. Was hat denn deutſcher Volksgeiſt neuerer Zeit Großes erweckt? Das beſte an ihm war, daß er ein werdender iſt, und nur von dieſem redete ich. Gern übergehe ich eine große Zahl kleiner, nicht gerade den Sinn zerſtörender Druckverſehen, und ſchreibe es bei dieſer Gelegenheit einzig den Göttern zu, wenn durch ein augenſcheinliches Wunder der Gedankengang für denkende

*) Die durch die Weihnachtstage abgenöthigte Eile des Druckes hat dießmal viele Druck-Entſtellungen veranlaßt, die Herr Dr. Schlesier mit demſelben Recht beklagen muß, als die Redaction, und die für dieſes Mal die Entſchuldigung der Leſer wünſchen laſſen. Es wird von nun an die Sorge der Verlagshandlung darauf gerichtet ſeyn, geeignete Maßregeln zu ergreifen, ſo daß in Zukunft ſchwerlich Urſache mehr vorhanden ſeyn wird, ähnliche Klagen laut werden zu laſſen.

Leser doch noch gerettet worden ist. Um mich an Wesentliches zu halten, kann ich doch eben so wenig verschweigen, daß ich S. 42 dem Reichthum großer Geistesplane einige Pfennige soll entleihen lassen, da ich „Geistesahnen" schrieb, als daß ich unserer Romantik soll nachgesagt haben, sie hätte in dem Deutschthum Jahns den poetischen Willen der Nation nicht anerkennen wollen; wohl aber denn practischen wollte sie nicht darin erkennen. Auch schrieb ich ganz gewiß nicht: Mühe der Waldeinsamkeit, sondern Muse. Ob es auch Mühe gemacht hat, bleibe dahingestellt? Ist man einmal nicht gesund, dann ist die Mühe wohl gering, krank zu scheinen. Einige Zeilen weiter ist wieder der Sinn entstellt, wenn man mir druckte: Jedermann sey versucht, „um" statt „eine" so blühende Begabung in Schutz zu nehmen. Und S. 43 fragte ich nicht, wer dieser, sondern wer dieses Zeitgemäße sey? Auch möchte ich die unfehlbare Allgewalt des Weltgeistes in dringenden Zeitbedürfnissen sich immer siegreich zu bewähren, nicht auf die Sekunde garantiren, da es unseren ungeduldigen Politikern schon eine verlogene Hyperbel scheinen wird, von der rechten Stunde zu sprechen, in welcher die Nothwendigkeit durchbricht. Auf der nächsten Spalte unten schrieb ich von der Tyrannei, die den Segen (nicht das Regen) unserer besten Köpfe — nach zeitbeliebten (nicht zeitbeliebenden) Cathegorien aburtheile. Die 44ste Seite bringt wieder einen total verwirrten Zwischensatz, indem man die Worte: „Täuschungen, die auch Edlere und Tüchtige überkommen waren" in die Mißgestalt verwandelte, die auf dem Papier der zweitausend und mehr Exemplare der Europa steht. Endlich auf der letzten Seite! Ich rede von Wissenszweigen und man liest Missionszweige, ich sage, unsere literarischen Gelüste wollten da wieder anknüpfen, wo unsere classische Literatur sie nicht fortzusetzen vermocht habe, und man liest: herzusetzen. Ich rieth der neuaufstrebenden Literatur, doch ja den würdigsten Gebrauch von ihrer wieder zu gewinnenden Freiheit zu machen, und ihren Ursprung, ihre Lehrer nicht zu vergessen, und es steht gedruckt: ihre Lehre, was man von mancher Lehre der jüngsten Literatur nicht wird behaupten wollen. Ferner soll nach meiner Fassung das literarische Streben auch der Wächter seyn, der den Mißbrauch verhütet, und man läßt mich dieß vom literarischen Treiben behaupten, das zu jeder Zeit eher bewacht werden mußte, als fähig war, der Wächter zu seyn. In diesem Worte liegt etwas Vages, Dissolutes, auf gut Glück hin lebendes und Wagendes, es erinnert an das Mittelalter, an die Irrfahrten der Ritter, an die wandernden Scolaren, an das Studententhum und am eigentlichsten an unser literarisch-belletristisches Gesindel. Das hieße den Bock zum Gärtner setzen! Und zuletzt ermunterte ich zum Selbstvertrauen, das trotz der vortrefflichen Ironie des Mephistopheles unentbehrlich ist, um das Zutrauen der Welt und Einfluß auf sie zu gewinnen, und ich sagte, man solle von der Unabhängigkeit des Geistes wieder zu erobern suchen, so viel die Weltlage und das Gewissen erlaubt, auch wenn jene tiefwirksame Freiheit, die Göthe, Schiller und alle Früheren ihrem Zeitalter gegenüber besaßen, in solchem Grade nie wiederkehre. Und gedruckt liest man dafür jene aufmerksame Freiheit sey entschwunden.

Man wird mir erlauben, daß ich gegen eine solche Verstümmelung dieses ersten, auf größere Theilnahme berechneten Artikels protestire. Es ist wahr, unsere neuere Literatur verdiente mit Recht den Tadel, daß — was sie auch sonst Verdienstliches haben mag — meist incorrect sey, incorrect in Gehalt und Form. Man hört deßhalb täglich gerechte und ungerechte Angriffe der Gegner, und es ist zu hoffen, daß dieß den Fähigen nur zum Heil gereicht. Aber das bedenkt man gar nicht, wie viel die incorrecte, materielle Zeit, der Gallimathias unserer verworrenen und widersprechenden Strebungen an dieser Mangelhaftigkeit moderner Talente verschuldete? Und die da Klage führen, trugen zum Theil das Meiste dazu bei,

die allgemeine Denkart zu verwirren und das Talent auf Abwege zu leiten. Wenn schon Unziemliches von Einzelnen begangen wurde, wer hat die Literatur sich so zu geberden gelehrt, als Leute wie Menzel, der in seinem jetzt so moralisirenden Literaturblatte noch vor wenig Jahren, als Müllner leidigen Andenkens eben gestorben war, drucken ließ, nun sey die Bestie von Weissenfels endlich verrecket, der Sprache, die er gegen Göthe, Voß, Johannes Müller, Hegel, Gentz, Zschokke geführt hat, nicht immer wieder zu gedenken. Das hat seines Gleichen nicht gefunden. Wer hat darnach nur das geringste Recht zu schulmeistern?

Es soll nicht entschuldigt werden, wenn wir incorrect sind, aber ich behaupte, daß wir es im Allgemeinen in solchem Grade gar nicht verdienen, angeschuldigt zu werden. Man gebe nur einmal darauf Acht, welche Schlingen der materielle Geist der Zeit heute dem Genius legt? Man gebe sich Mühe, tüchtig und angemessen zu wirken, man lege seinen Arbeiten eine Feile an, die bisher oft vernachläßigt seyn mochte, und siehe da! wenn wir unser Geisteskind aus der Hand gegeben haben, kommt es uns von Druckfehlern zerfetzt und verunstaltet wieder zurück. Der jetzige Materialismus, der merkantile Schwung fordert, daß das Publicum mit größter Velocität bedient werde. Es ist bald einerlei, was man dem Publicum bietet, wenn man nur recht viel, recht schnell, in recht glänzenden Gewändern gibt. Und wer leidet darunter mehr als der Schriftsteller, der ohnehin genug geplagte und entstellte, und sogar oft von nichtswürdigen Verläumdungen verfolgte? Doch ist dieß Alles leicht zu ändern?

Wenn ich bei ähnlichen Vorkommnissen die mir angethanen Druckentstellungen einfach im nächsten Hefte anzeige, wird der geneigte Leser auch ohne meine Dazwischenkunft die nöthigen Reflexionen machen. Von andern Entstellungen, als die uns der materielle Verkehr zufügt, ist an anderem Orte und bei anderen Gelegenheiten zu erzählen.

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

I.

Unser Theater, hier in Stuttgart, hat zum Jahresschlusse noch mehre Tumulte gesehen, die von Dem. Schebest erregt wurden. Nach meinem letzten Berichte sang sie noch den Tancred, der ihr Gelegenheit gab, ihre schönsten Kräfte zu entfalten, und den Otello mit einem unerhörten, nie gesehenen Feuer. Das Publikum theilte es und wurde zu den freudigsten Excessen hingerissen. War man früher ganz südlich gewesen, so zeigte man sich jetzt wieder nordischer, doch von der nordisch-schönsten Seite. Ein etwas geübter Parterrekenner konnte glauben, er befinde sich in irgend einem Theater an der Spree oder Elbe, etwa in der Königstadt in Berlin. War der frühere Taumel so schön, weil er momentan erregt, zur Ueberraschung für alle beide Theile ward, und die Enthusiasten im eigentlichen Sinne des Worts durch Dick und Dünn trieb, durch Nacht und Nebel, um der Künstlerin zu huldigen, so war hier eine wohlgemeinte Absicht nicht zu verkennen, die, so wohlgemeint sie auch war, dennoch einen Theil der Anwesenden verstimmte. Dergleichen Enthusiasmus überlasse ich ohne Neid dem kalten, bedächtigen Norden, während ich die schöne wärmere Huldigung des Augenblicks gern jeden Abend durch Künstler hervorgerufen sähe. Trügen unsere Damen Blumensträuße im Haar oder vor dem Busen, so würde ich es nicht ungern sehen, wenn sie sich dieser Zier beraubten, um sie in trunkener Verwirrung als Beifallsregen den Künstlern zu spenden. Herrschte bei uns die schöne Pariser Sitte, daß Blumenmädchen in den Zwischenacten Kränze und Sträuße den Herren anböten, um sie den Damen ihrer Bekanntschaft zu schenken, so hätte ich nichts dagegen, wenn sie sie kauften, um damit eine singende Künstlerin auf der Bühne zu bestreuen; ja ich gestattete ihnen selbst so viel Besonnenheit bis vor die Thüre zu gehen, um dergleichen zu kaufen, da vielleicht den zierlichen Blumenmädchen,

denen die glänzende Opera italien und die große Oper nicht verschlossen sind, der Eintritt in ein deutsches Hoftheater mit ihrer duftenden Waare verboten wäre. Aber Alles dieses ist nicht der Fall; wir sehen nichts von lebendigen Blumen im Schauspielhause und an der Thüre des Parterres werden höchstens Winteräpfel, Nüsse und Arienbücher feil geboten. Will man nun einer Künstlerin Blumen und Kränze zuwerfen, so muß man das zu Hause verabreden, wie Jedermann leicht einsieht, und das schmälert in meinen Augen schon bedeutend den Effect.

Diese Anführungen sollen jedoch nicht das Verdienst der Dem. Schebest schmälern. Sie löste ihre Aufgabe so, daß sie ohne Coterie und Verabredung einen Sturm des Beifalls erregt haben würde, wie jener es war, der die herrliche Ueberraschung hervorzauberte, welche diese seltene Erscheinung in unserem Kunstgehege gleich anfänglich erregte. Der Beifall in höchster Potenz wäre eben so wenig ausgeblieben als das übervolle Haus, dessen sich die Chorsänger erfreuten, zu deren Vortheil die Oper gegeben wurde, ohne daß die Mildthätigkeit des Publikums bei dieser Gelegenheit ganz besonders in Anspruch genommen werden durfte.

Was Dem. Schebest hier in Stuttgart in so hohem Grade gelang, die Parthie des Otello mit Glück zu geben, sah ich einer berühmtern Künstlerin, freilich vor einem andern Publikum, völlig mißlingen. Die verstorbene Malibran hatte auch einmal diese Idee, und sang den Mohren, zu ihrem Benefiz in Paris; aber sie machte Fiasco; die galanten Pariser konnten es der schönen Frau schon nicht vergeben, daß sie sich ihnen mit schwarzangestrichenem Antlitz präsentirte, und sich nicht in allen Strahlen ihrer blendenden Liebenswürdigkeit zeigte. Nur das machte sie wieder gut, daß nach einem unsäglich langen Zwischenacte, während welchem der Mohr seine africanische Hülle gegen eine europäische vertauschte, Mad. Malibran in der freundlichsten Gestalt die Lieblings-Partie der Pariser in der Prova d'un Opera Seria gab.

Wir sind nicht so galant, als die Pariser, haben aber desto mehr Kunsteifer, und Niemand nahm es daher der Dem. Schebest übel, daß sie sich schwarz gemacht hatte.

Von den Kränzen, die auf die Bühne gefallen waren, hob Dem. Schebest einen auf, drückte ihn an die Lippen und sprach; dann trat Rodrigo aus den Coulissen und setzte ihr einen Kranz auf, und diese Scene wurde mit Jubel aufgenommen, der sich noch verstärkte, als das Publikum die Gewißheit erhielt, die Künstlerin werde noch einmal vor ihrer Abreise als Romeo auftreten. S. Maj. der König hat geruht, ihr diese Vorstellung als Benefiz einzuräumen, und es ist leicht vorauszusehen, wie ergiebig diese Einnahme ausfallen wird, ohne daß wir das Publikum zur Theilnahme auffordern.

Anträge zu einem verlängerten Gastspiel hat Dem. Schebest ablehnen müssen, da sie ein Contract in Karlsruhe für den Augenblick bindet. Ein Engagement wurde mit Bestimmtheit zurückgewiesen, da die Künstlerin im Sinne hat, zu ihrer weitern Ausbildung noch zu reisen und Paris und Italien zu besuchen. Wir haben jedoch Hoffnung, sie nach der Beendigung ihres Gastspiels in Carlsruhe noch für einige Zeit zu besitzen.

Neben diesen erfreulichen Darstellungen der Oper ziehen sich die üblichen Vorstellungen des Schauspiels in gewohnter Elasticität fort. Hervorzuheben ist Bauernfeld's „Bürgerlich und Romantisch," das im Ganzen sehr gut dargestellt wird, worin jedoch Moritz in der Rolle des bürgerlichen Liebhabers excellirt.

Göthe's Faust ging über die Bühne; von Shakespeare's Othello spricht man, daß er nächstens gegeben werden wird; Raimund's Bauer als Millionär hat Fiasco gemacht, ein sonderbarer Fall, da das Stück überall sehr gut aufgenommen wurde. Man sagt, daß das mährchenhafte Element, das bekanntlich nicht allein in guten oder schlechten Maschinerien besteht, sondern auch im Spiel der Künstler sich hervorthun muß, gar zu sehr in den Hintergrund gedrängt wurde.

II.

Es wird bei den Theatern so viel über das Costüm gesprochen, daß es mir wohl der Mühe werth scheint, über dieß Kapitel einige Worte zu sagen.

Vor allen Dingen muß bemerkt werden, daß das Publikum von diesem Zweige der dramatischen Kunst am wenigsten versteht, und daß es leicht ist, ihm hierin ein X für ein U zu machen. Auch gibt es vielleicht nur zwei Bühnen in Deutschland, denen man in Sachen des Costüms unbedingt Glauben schenken möchte, und die durch gehöriges Studium und Fleiß, den sie auf diesen Gegenstand verwenden, den ihnen geschenkten Glauben verdienten. Die königlichen Schauspiele in Berlin unter der Leitung des Grafen von Brühl leuchteten einmal allen andern Bühnen voran; doch war derselbe, wie Jedermann bekannt, offenbar darin zu weit gegangen

In den meisten Fällen genügt es, einen guten Geschmack in der Anwendung der Farben und Stoffe, des Schnittes u. s. w. vorwalten zu lassen; einen heitern Charakter nicht in dunkeln, schleppenden Gewändern, einen melancholischen nicht im kurzen, windigen Jäckchen hinzustellen, denn durch solche Rücksichtslosigkeit kann der Eindruck, den der Dichter beabsichtigte, offenbar gestört werden.

Nicht blos wenn vom Mittelalter oder von fremden Nationen die Rede ist, soll das Costüm der besondern Aufmerksamkeit der Darsteller empfohlen werden, sondern dieß muß auch eintreten, wenn die Stücke in der Gegenwart und bei uns handeln. Es ist hier wohl schwieriger, das Rechte zu treffen, weil man unter den Zuschauern hiefür — besonders in größern Städten — eine große Anzahl strenger Richter antrifft, welche Fehler und Uebermaaß, was die Franzosen und auch unsere feine Welt mit dem Worte Charge zu bezeichnen übereingekommen sind, mit einem unvertilgbaren Spott verfolgen, der den Künstler, der dazu berufen wurde, Gestalten der höhern Gesellschaft darzustellen, nicht nur empfindlich kränken muß, sondern ihn nach und nach geradezu unfähig macht, seinen Beruf zu erfüllen, indem dieser Makel seinen schönsten Bestrebungen die rechte Wirkung rauben wird.

Daß man sich unbedingt aber den Anforderungen einer mit allem Eigensinne herrschenden Mode unterwerfe, soll hier nicht behauptet werden, vielmehr ist es die Sache sinniger und mit Geschmack begabter Künstler, den Eigensinn der Mode zu beugen, und wenn auch nicht als Gesetzgeber in ihrem Reiche, doch als Vermittler zu erscheinen.

Es darf Niemand verwundern, der unsere Theater oft besuchte, wenn ich geradezu behaupte, daß dieser Theil der Darstellung, wenn gleich nicht vernachläßigt, doch aber in hohem Grade in rechter Weise unberücksichtigt bleibt. Unsere Damen — ich darf wohl nicht erst bemerken, daß ich hier ganz im Allgemeinen spreche — überladen sich, so wie sie eine kokette, schwatzhafte, etwas übertragene Rolle geben. Sie setzen Hauben auf, die nicht nur nicht au dernier goût fabricirt, sondern die ganz und gar geschmacklos sind; eben so Shawls, Fichus und andere Toilettenrequisiten; man sieht zarte Liebhaberinnen in bunten Kattunkleidern, oder — was noch unangenehmer wirkt — in den unausstehlich steifen Kleidern von Gaze, so einfach und nüchtern und doch so gespreizt, wie es seit Jahren herkömmlich ist, sie auf den Harmoniebällen unserer kleinen Städtchen anzulegen. So die junge Gräfin, die Kaufmannstochter, die Künstlergattin, und gleichviel, ob das Stück in Frankreich oder in Deutschland spielt.

Die Französinnen auf der Bühne, und hätten sie kaum zu leben, zeigen darin einen nicht genug zu lobenden Eifer. Einst gab ich einer alternden Schauspielerin der französischen Truppe des Herrn Delcour in Berlin meine Bewunderung zu erkennen, daß ich sie an dem Abende schon dreimal umgekleidet und jedesmal geschmackvoller und kostbarer gesehen hatte, da gab sie mir zur Antwort: „Oui, Monsieur, et ça coute extrèmement cher — mais ce sont les outils du métier, — fügte sie dann lächelnd hinzu. Und die gute Frau war so alt und häßlich, daß sie hier unter métier nur ihre Kunst ver-

ſtenden haben konnte, und dabei war ſie nur seconde mère und bezog einen ſehr kleinen Gehalt.

Unſere jungen Herrn ſieht man auch oft in Ueberröcken und Fracks, die von andern Zeiten und Sitten ſprechen. Sie glauben nicht, was ſolch ein Kleidungsſtück verrathen kann. Und haben ſie gleich die Pfeife aus der Rocktaſche in der Garderobe herausgezogen, ein tückiſcher Kobold deutet gleichſam auf die Stelle hin, und wir ſehen Spitze und Quaſte daran herausgucken. Solche Kleider hängen ſo handwerksmäßig negligeant um die Glieder, es dampft ein ſo ſchlechter Ton aus allen Nähten, der Geiſt der Kneipe brütet darüber, und es haftet dadurch das Unedle an der ganzen Erſcheinung. Ich — für meinen Theil — ſähe lieber Offer wieder in der rothen Uniform, oder Othello wie einen lombardo-venetianiſchen Offizier gekleidet, als einen jungen, parfümirten Grafen mit Lorgnon und Manſchetten in einem durch alltägliches übermäßiges Strapeziren ausgeweiteten, formloſen Rock. Fürchterlicher aber iſt es noch, wenn die höchſte Etikette einen Salonapparat erfordert und wir nun jene ſchwarzen Fracks zu ſehen bekommen, welche die ganze Geſellſchaft in eine ehrbare Innung verwandeln, die Einen aus ihrer Mitte ſo eben begraben hat.

Es kann hier nicht übergangen werden, daß das Anſchaffen moderner Toilette, deren Wechſel ſo vielfach von der Mode bedingt wird, ſich oft nicht mit den Einkünften der Künſtler verträgt, allein dann muß es die Sorge der Bühnenadminiſtration ſeyn, dieſem Mangel abzuhelfen, und ſtets eine Anzahl von Kleidern vorräthig zu halten, welche mit leichter Mühe nach dem jeweiligen Erforderniß abzuändern wären und deren Stoffe nur grob und der wohlfeilſten Art ſeyn dürften.

Etwas Anderes darf hier nicht übergangen werden: dieß iſt der Gebrauch, gewiſſe Rollen in modernen Stücken im altfränkiſchen Rocke darzuſtellen, wenn die Rolle dieß gar nicht erfordert. Ich finde dieß eben ſo abgeſchmackt als die Perücke der Franzoſen in einem Stücke von Marivaux. Eben ſo unzuläßig iſt es auch, einen, wenn gleich alten, doch noch ſehr lebensmuthigen und modern geſinnten Grafen auf der Gaſſe, zu allen Tageszeiten, in kurzen ſeidenen Beinkleidern und ſchwarz ſeidenen Strümpfen, wie einen Kandidaten, herumlaufen zu ſehen, der ſich ſeinem Patrone präſentirt. Dieß ſtrebt dem Darzuſtellenden offenbar entgegen. Geradezu unanſtändig, neuern Begriffen zufolge, wäre es aber, wenn ſich ein vornehmer Herr in einem Badeorte mit cracbats überdeckte; dort, wo Alles nivellirt iſt, und Jeder ſich ohne Rückſichten einem freiern Beiſammenleben in ſchöner Natur und gemiſchter Geſellſchaft hingibt. Wenn aber ein ſolch vornehmer Herr nicht einmal Miniſter oder fürſtliches Haupt iſt, ſondern nur ein freiherrlicher Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft, von dem im ganzen Stücke nicht geſagt wird, daß er eine hohe Stellung im Staate bekleidet, ſo wäre es unerklärlich, warum er den Schein eines abenteurers auf ſich laden, und ſich mit prahlenden Decorationen behängen wollte, bei denen Niemand unter ſolchen Umſtänden an wahre Vornehmheit denken kann. Eine Art Parolles, ein dummer Dorfteufel, ein Prahlhans mag ſich dahinter etwas dünken, denn ein Solcher glaubt auch, er könne mit dem Seidenfutter ſeines Rocks, mit einem ſeidenen Taſchentuch, das er wie ein Handwerksburſche aus dieſem Rocke hängen läßt, oder gleichviel mit einem Orden auf der Bruſt den Andern imponiren.

Mehr darüber nächſtens. —

Miniſter Guizot.

(Zu ſeinem Bilde).

François Guizot wurde 1787 in Nimes von proteſtantiſchen Aeltern geboren. Nachdem er mit großem Fleiße in Genf Philoſophie und Literatur ſtudirt hatte, kehrte er nach Paris zurück, um mit Eifer die literariſche Laufbahn zu verfolgen. Nach und nach arbeitete er an den Journalen le Publiciste, la Gazette, les archives littéraires und le Mercure de France;

1809 gab er ein neues Dictionnaire des Synonymes heraus, und les annales de l'éducation; 1810 ein tableau de l'état des beaux arts en France et du Salon de 1810; endlich das Leben der französischen Dichter aus dem siècle de Louis XIV. Unter der Restauration wurde aus dem Schriftsteller ein Beamter. Der Abbé von Montesquiou, Minister des Innern, erhob Guizot zum Posten eines General-Sekretärs dieses Departements. 1815 begleitete Guizot Ludwig XVIII. nach Genf, und bei dessen Zurückkunft wurde er zuerst General-Sekretär in dem Ministerium der Justiz, hierauf Requeten-Meister im außerordentlichen Dienst. 1817, als die neue Organisation eingeführt wurde, erhielt er den Titel eines Staatsraths. In die Ungnade des Herzogs von Decazes hingezogen, lebte er abermals von den Hervorbringungen seiner Feder. Diesem Lebensabschnitte verdankte man 1) Einige Ideen über die Preßfreiheit; 2) Von der Repräsentiv-Regierung; 3) Versuch einer Geschichte der Republik in Frankreich; 4) Von der Todesstrafe in politischen Dingen. Guizot war königlicher Censor, bis daß diese Stelle aufgehoben wurde, und ebenso Professor der Geschichte an der Normalschule bis zu ihrem Ende im Jahr 1822. Auch gab er mit einem Ungenannten eine Uebersetzung des Shakespeare heraus, die zuerst im Stande war, die Franzosen mit den Schönheiten dieses Dichters bekannt zu machen. Nachdem er zum Professor der Geschichte am Collegium von Frankreich ernannt worden war, wurde er bald wieder von dieser Stelle suspendirt und gab seinen Versuch einer Geschichte Frankreichs vom fünften bis zum zehnten Jahrhundert heraus. Unter seinen Schriften, die wir nicht alle hier anführen können, nennen wir noch seine Memoiren über die Revolution in England, in fünf und zwanzig Bänden.

Als die Revolution 1830 ausbrach, war Guizot Deputirter von Lizieux und wurde Minister des Innern, was er aber nicht lange blieb; seit der Zeit wurde er noch dreimal Minister, und ist es den 6. September des vorigen Jahres endlich zum fünften Mal geworden. Guizot ist außerdem Mitglied der Academie der moralischen und politischen Wissenschaften und vor wenigen Tagen erst in die französische Academie oder das sogenannte Institut eingetreten.

Neues Mittel, Fische zu kochen.

Man wird bis jetzt der Meinung gewesen seyn, daß man, um Fische zu kochen, sie in einen Kessel oder in eine Casserole legen müsse; allein Tom-Crow, ein Neger von der Elfenbeinküste, hat ein viel ökonomischeres Mittel ersonnen. Dieses gab Veranlassung zum nachstehenden Verhör.

Herr Goldham (Marktinspector von Billingsgate). Ich kenne Tom Crow seit langer Zeit als einen Faullenzer, einen Trunkenbold und Dieb von Profession. Vor einigen Tagen bemerke ich, daß er aus allen Kräften der Themse zu läuft, und da ich weiß, daß in solchen Fällen er immer einen Streich ausgeübt hat, so lauf' ich ihm nach, ergreife ihn und finde in der Tasche seines Pantalons zwei von den Fischen, die man Schollen nennt.

Der Lordmayor. Tom Crow, es scheint, Ihr seyd als ein sehr schlechtes Subject bekannt.

Tom Crow. Ach ja, Herr; aber alle Menschen sind mehr oder weniger schlechte Subjecte. Gott der Allmächtige allein ist ausgenommen. (Man lacht.)

Der Lordmayor. Ihr wart schon einmal in der Tretmühle.

Tom Crow. Ach ja, Herr; aber alle Menschen kommen dahin, die Großen wie die Kleinen, von oben nach unten.

Der Lordmayor. Ihr habt die Anklage des Herrn Goldham gehört?

Tom Crow. Ach ja, er kennt mich gut, der Herr Goldham; er ist immer gut mit mir gewesen, schon seit langer Zeit.

Der Lordmayor. Das will man nicht wiſſen. Ihr geſteht alſo, Schollen geſtohlen zu haben, die man in Eurem Pantalon gefunden hat?

Tom Crow. Man hat die Schollen wohl in meinem Pantalon gefunden, ich habe ſie aber nicht geſtohlen, ſondern ich kochte ſie.

Der Lordmayor. Wie? Ihr kochtet ſie? im Laufen?

Tom Crow. Ja Herr, ſo iſt es; ich lief, um mich zu erhitzen, bis daß die Schollen ganz warm geworden waren. Das machte ich ſchon oft ſo, und wenn ich dann ſtill ſtehe, ſo ſind die Schollen gekocht und gut zum Eſſen. (Neues Gelächter.)

Der Lordmayor. Herr Goldham, dieſer Menſch ſcheint unverbeſſerlich. Warum laſſen Sie ihn auf dem Markte.

Herr Goldham. Ich habe ihn ſchon oft genug fortgejagt; allein Abends verhindert ſeine Farbe, ihn zu erkennen.

Der Lordmayor. Ich hätte wohl Luſt, ihn noch auf zwei Monate nach der Tretmühle zu ſchicken.

Herr Goldham. Ich dächte, ein Monat wäre hinlänglich.

Der Lordmayor. Du ſiehſt, Tom Crow, wie nachſichtsvoll Herr Goldham gegen Dich iſt.

Tom Crow. Ach ja, er iſt ein braver Mann, der Herr Goldham, der mich ſchon ſeit lange kennt. Wenn er einmal Fiſche kochen laſſen will, ſo will ich auch für ihn vier Meilen laufen, bis daß ich recht heiß bin, damit ſie recht gar werden.

Der Lordmajor verurtheilt den induſtriöſen Neger nur zu einem Monat Gefängniß.

Tom Crow (im Weggehen). Herr Goldham, das thut nichts, wenn ich meine Strafe überſtanden habe, ſo empfehle ich mich ihren Dienſten, wenn ſie einmal Fiſche zu kochen haben.

Pariſer Gerichtshandel.

Ein junger hübſcher blonder Menſch von blühender Geſichtsfarbe ſteht vor dem Zuchtpolizeigericht zu Paris, des Vagabundirens wegen angeklagt. In ſeinem Weſen ſpricht ſich Arroganz aus, und er läßt einen cyniſchen Blick auf der Verſammlung ruhen.

Der Präſident. Euer Name?

Der Beklagte (mit einer ſtarken Stimme, die im Saale wiederhallt). Arthur.

Der Präſident. Euer Alter?

Der Beklagte (immer in demſelben Tone). Vier und zwanzig Jahre.

Der Präſident. Eure Handthierung.

Der Beklagte. Dieb.

Bei dieſer Antwort, die er mit wahrem Stolze giebt, ſtößt das Publikum einen Schrei des Unwillens aus, wobei ſich auf Arthurs Geſicht ein verächtliches und ſpöttiſches Lächeln zeigt.

Der Präſident. Dieb, ſagt Ihr? Hier wagt Ihr es zu ſagen, dem Gerichte gegenüber, in Gegenwart des Publikums, und überdieß noch, da nichts Euch zu dieſem Geſtändniß aufforderte, da Ihr nicht des Diebſtahls, ſondern blos des Herumtreibens angeklagt ſeyd?

Der Beklagte. Sie fragten nach meiner Handthierung, und ich antwortete: Dieb, dies iſt mein Stand.

Der Präſident. Und was habt Ihr geſtohlen?

Der Beklagte. Was das betrifft, ſo werden Sie es nicht erfahren. Ihr Geſchäft iſt es, mich auf der That zu ertappen, und meines, es Ihnen nicht zu ſagen: ein Jeder thue, was ſeines Amtes iſt.

Die empörende Keckheit dieſes jungen Menſchen zog ihm die härteſte Strafe für ſein Vergehen zu, nämlich ſechs Monate Gefängniß und fünf Jahre polizeiliche Aufſicht.

Nach der Ausſage der älteſten Richter hatte man nie ein Beiſpiel dieſer Frechheit vor den Schranken des Gerichts bemerkt.

Vermischtes.

Französische Blätter machen sich vielfältig über Herrn Löwe-Weymars und dessen Expedition nach Rußland lustig, von wo er eine reiche Frau mitgebracht haben soll. Auch sprechen sie von seinem Baron-Titel, den er erhalten hat, und setzen in ihrer Weise spottend hinzu: „Dieß könne ja Niemand in Verwunderung setzen, da Jedermann die Baronie Löwe im Großherzogthum Weimar hinlänglich bekannt sey. — Herr Löwe-Weymars ist aber ein geborner Hamburger und von jüdischer Abkunft — wie Jedermann weiß, setzen wir hinzu.

— Das unterirdische Geräusch in dem Faubourg St. Antoine in Paris, das sich Niemand erklären kann und das aller Nachforschungen spottet, ist noch immer der Gegenstand des Tagesgespräches. Nach Einigen soll diesem Theile der Stadt ein vulkanischer Ausbruch bevorstehen. Würde die Stadt Paris einen Vulkan erhalten, so wäre sie unglücklicher als Neapel und Pompeji. In der Vorstadt St. Antoine hat das Volk weder Citronen noch Sonnenschein, noch Maccaroni, noch Trauben vom Paustlipp, noch Siesta am heißen Nachmittag, noch Seewinde, die vom Golf herwehen des Abends. Die armen Leute haben Holzäpfel für Orangen, ein Talglicht statt der Sonne, den Straßenbach statt des Golfs, sechs Stockwerke statt der Berge, und doch sollen sie von Lavafluthen bedroht werden. Armer Lazzaroni von Paris, du sollst die Gefahr ohne das Vergnügen haben, Feuer unter deinem Boden und dazu einen Himmel voll Regen! Indessen erwärmst du dich kümmerlich an einem Bündel Reisig und erwartest die Lava, die da kommen soll, und arbeitest dich matt und kämpfest mit Entbehrungen aller Art, indessen du deinen Vesuv erwartest. Denn erscheinen muß er, der Prophet hat es gesagt: dein Jeremias Salvandy.

— Im Departement der Dordogne in dem Orte Cherveix ist am 3. December nach dem Gottesdienste am Kirchweihfest die ganze Kirche zusammengestürzt. Eine Stunde früher und fast die ganze Einwohnerschaft wäre getödtet worden.

Nekrologe.

Passeier, den 9. Dezember. Am 6. d. um 8 Uhr Vormittags starb Anna Ladurner, die Witwe des berühmten Andreas Hofer, in einem Alter von 72 Jahren. Seit der Zeit der verhängnißvollen Katastrophe des Jahres 1809 lebte Hofers Witwe, unbekümmert um die Aussenwelt, in stiller Zurückgezogenheit auf ihrem Landgute am Sand, und fand in der kindlichen Liebe und Sorgfalt der geliebten Töchter Linderung ihrer tief gefühlten Leiden. Doch selbst der Genuß dieser häuslichen Freuden war ihr am späten Abende ihres Lebens nicht mehr gegönnt; drei ihrer verehelichten Töchter starben in dem kurzen Zeitraume von kaum drei Jahren in dem kraftvollsten Alter, und wenige Tage sind es, daß sie durch den Tod ihrer einzigen noch unverehelichten Tochter jeder Stütze beraubt wurde. Dieser Verlust brach der tiefbedrängten, verlassenen Mutter, die jeden Wechsel des Schicksals so heldenmüthig ertrug, das Herz, und sie fand Jenseits ihre Ruhe, die ihr hienieden nicht gegeben war. Abgehärtet in der Schule des Unglücks ward ihr die Charakterfestigkeit des gereiften Mannes, und nur dem bewährten Freunde war ihr tief verschlossenes Gemüth geöffnet, das die edelsten Gesinnungen barg, die aber leider so vielfältig mißdeutet und verkannt wurden.

(Tir. Bot.)

— John London Mac-Adam, dessen Name so volksthümlich geworden ist, da er es war, der die Straßen von ganz Europa verbesserte, die man nach ihm mac-adamisirte benannte, ist den 26. November zu Moffat 81 Jahre alt gestorben.

Telegraph von Deutschland.

Schreibfeder-Angelegenheit.

Die Breslauer Zeitung enthält:

Die bisherigen Anpreisungen der Stahlfedern gingen schon so weit, zu behaupten, es wären die Stahlfedern in allen Büreau's und Schulen eingeführt, und dadurch die Natursedern gänzlich verdrängt worden; Letzteres ist aber nicht der Fall, sondern diese Behauptung und Zurücksetzung der gewöhnlichen Schreibfedern verläumderisch.

Die Nachtheile der Stahlfedern sind bereits so bekannt, daß ich nur anzugeben brauche, wie sogar Medizinalräthe denjenigen Herren, welche ungewöhnlich viel zu schreiben haben und daher Schwäche in den Schreibfingern verspürten, geradezu erklärten, die Metallfedern, deren sie sich bedienten, wären Ursache an dieser Lähmung. Diese Herren mußten nach längerer Kur Natursedern nehmen, diese in der ersten Zeit mit weicher Masse umwickeln, und der Krampf ist seit dieser Zeit weggeblieben. Besonders aber sind Metallfedern für Kinder sehr nachtheilig, weil das Metall eine schwere Hand macht und die Finger übernatürlich anstrengt. Diese Erfahrungen sind Ursache der unheureren Ueberschwemmungen mit Stahlfedern von England aus. Die Engländer und Franzosen gebrauchen wenig oder keine Stahlfedern mehr, wohl aber haben sie neuerdings aus Preußen viele Millionen rohe Federposen nach England und Frankreich bezogen, um dort verbraucht zu werden, weßhalb dieselben seit 2 Jahren um mehr als 30 pCt. theurer geworden sind, was Jeder, der mit diesem Artikel Geschäfte macht, der Wahrheit gemäß bezeugen kann. Wären nun die Stahlfedern so allgemein in der Mode, als einzelne Geschäftsmänner sich nicht entblöden zu behaupten, so würden die Natursedern billiger statt theurer geworden seyn, und gewiß würden dann die Stahlfedern in einem höheren Course stehen. Da diese aber von England verschleudert werden, sind sie so billig, wie die Natursedern, dürften aber eben so schnell wieder verschwinden, als sie gekommen, da die Nachtheile beim Gebrauche derselben nicht lange außen bleiben können. Natur-Schreibfedern aber werden nie verdrängt werden.

Allerlei.

Folgende treuherzige Bekanntmachung kommt aus Trient in deutscher Sprache. Wie mancher im Ausland weilende Tiroler zöge freudig hin! —

„Die Herren Standschützen werden vorläufig in die Kenntniß gesetzt, daß für den Fall, als die freudige Nachricht, daß die eheliche Verbindung des erlauchten Königs beider Sizilien mit der kaiserlichen Erzherzogin Maria Therese, Tochter Sr. kaiserlichen Hoheit des allgemein und von jedem Tiroler hochverehrten Erzherzogs Karl von Oesterreich, in Trient erfolgen werde, sich erwahren sollte, auf jenen Tag daselbst ein großes Freischießen von 50 Spezialthalern zum Besten, und andern angemessenen Prämien, Kränzen und Fahnen statt finden werde.

Die ausführlichere Ankündigung nebst dem Programm der übrigen Feste und Feierlichkeiten wird nachgetragen werden, sobald man in Betreff jenes allgemein ersehnten freudigen Tages etwas Bestimmtes wissen wird.

Trient, den 24. Dez. 1836."

— Aus dem schwäbischen Merkur:

Stuttgart. Viel nicht, aber was ich gelöst, mit Vergnügen und Zufriedenheit; auch bei meinen Abnehmern wird sich dieß bewähren; dafür der gesammten Stadt Glück, Heil und dreifachen Segen! Meinen hohen und geehrten Abnehmern lang Leben, Gesundseyn und schnurstracks in Himmel hinein. Mit frohem Muth und heiterem Sinn, Hurra, Reise ich nach Sachsen hin, Hurra, Hurra, Und schick zurück den Freudenblick, Hurra, Hurra. Die Spitzen laß ich gern zurück, Und

ſcheide, und ſcheide, und ſcheide froh, Hurra, Hurra, Hurra.

J. G. Krüger,
der billige Spizenmann
aus Sachſen.

— Bedauernswürdiger Todesfall. In Goldberg wurde den 21. November d. J., Abends 7 Uhr, eine ſeit acht Jahren (ſeit ihrer erſten Schwangerſchaft) melancholiſch-kranke, wohlhabende Tuchfabrikanten-Frau, der zum Lebensglück nichts mangelte, vermißt. Eine glückliche Ehe, zwei liebevolle Kinder, und Alles, was den Menſchen erfreuen kann, konnte dieſe Bejammernswerthe von ihrer Herzensangſt und Bangigkeit nicht befreien, und alle Verſuche, derſelben ein dauerndes, zufriedenes Leben zu verſchaffen, blieben fruchtlos. Dieſe Unglückliche hatte zu ihrer Entweichung einen Augenblick benuzt, wo ſie ohne Aufſicht war, und bei dem ſofortigen Nachſuchen ergab es ſich, daß ſolche in ihres Mannes Oberrock und deſſen Mütze durch das Hinterthor ihrer Häuſer entkommen war, worauf gedachter Rock und Mütze am Katzbach-Ufer gefunden wurde, und zu der Vermuthung Veranlaſſung gab, als hätte ſie ihren Tod im Waſſer geſucht. — Obgleich, außer der zahlreichen menſchenfreundlichen Theilnahme, zur fortgeſetzten unabläſſigen Aufſuchung derſelben viele Männer gedungen, und dem Finder eine Prämie von 20 Rthlrn. ausgeſetzt wurde, ſo ward dieſelbe doch erſt nach acht vollen Tagen (von zwei Männern, dem Schuhmacher Baumert und Tuchmacher Riedel) unter dem Nikolaiberge, in einem alten, in Steinfelſen gehauenen Bergſchacht, 45 Schritte weit hinein, auf einem Steine ſitzend, leblos aufgefunden. Die Geängſtigte hatte immer einen Aufenthalt geſucht, wo ſie nichts ſehen und hören könnte, und dort ein Kämmerlein in dieſer Art gefunden, wo ſie in der verpeſteten Luft, ohne Speiſe und Trank, ihre Beſinnung verloren und durch Entkräftung entſchlafen war. — Nach dem ärztlichen Ermeſſen konnte die körperliche Hülle noch nicht lange entſeelt ſeyn, weshalb die möglichſten Wiederbelebungsverſuche angeſtellt wurden, die jedoch leider fruchtlos blieben. — Den 1. December wurde der Leichnam dieſer Unglücklichen, in dem Alter von 32 Jahren und 8 Monaten, mit einer Beiſetzung zu ihrer Ruhe beſtattet, die ſie bei ihrem Gemüthszuſtande im Leben nicht fand. Dieſe Beklagenswerthe war in ihrem Leben fromm, edel, bieder und gut; daher ſolche nicht nur von ihren theuern Anverwandten beweint und betrauert wird, ſondern auch von allen, die ſie kannten, innigſt bemitleidet. (Bote aus dem Rieſengebirge.)

— In Wien macht jetzt der bekannte Kliſchnigg auf dem Theater als Affe in einem eigens dazu componirten Stücke „Der Affe und der Bräutigam“ außerordentliches Glück. Die Wiener wollen ſich über ſeine Gelenkigkeit und ſeine Sprünge faſt todt lachen. Als er nach Wien kam und dem Theaterdirector Carl ſeine Dienſte anbot, wies ihn dieſer zurück; Kliſchnigg wandte ſich betrübt gegen die Thüre und kratzte ſich mit dem rechten Fuße hinter dem Ohre. Dieß ſah der erſtaunte Director und engagirte ſogleich den Viehkünſtler.

— Der bairiſche Landbote meldet, daß der großbritanniſche Courier Trikes den 20. v. M. von London kommend, durch München nach Paris geeilt ſey. Er hatte nun freilich Eile; denn von London über München nach Paris iſt der nächſte Weg!

— Aus dem Leipziger Tagblatt:

Allen Freunden eines kräftigen delicaten Stücks ſauren Rinderbratens rathen wir morgen zu Heinike in Reichels Garten zu gehen, wo ſich ſolche gewiß zu ihrer Zufriedenheit überzeugen werden.

Mehre Kenner des ſauren Rinderbratens.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Das Bildniß des Herrn Guizot.

2) Miſko, die Möve von der Haide, zu Arthur Schott's ungariſchen National-Schilderungen, nach der Natur. —

Der Stein und das klare Waſſer auf dieſem Blatte ſind auf Rechnung des Lithographen zu ſetzen, dem die Haidelandſchaft mit Moor und Sumpf auf der Original-Zeichnung nicht ſchön genug vorkam, und der ſie deßhalb verbeſſern zu müſſen glaubte.

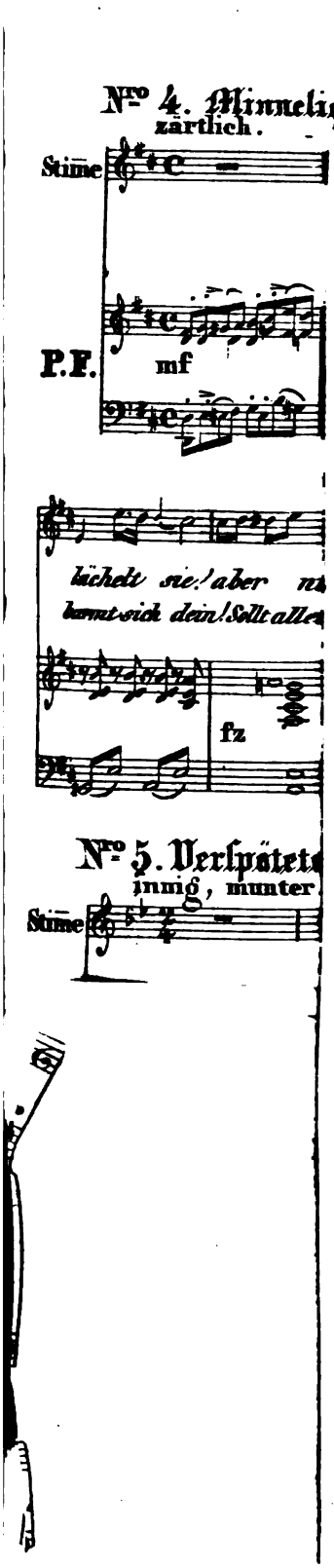
3) Lieder von Lindpaintner.

August Lewald.

GUIZOT,

Minister des öffentlichen Unterrichts
in Frankreich.

Lith. Anst. von Bäuerle, Adler et Cie


Nro 4. Minnelie
zärtlich.
Stime
P.F.
mf
lächelt sie! aber n
kennt sich dein! Sollt alle
fz
Nro 5. Verspätet
innig, munter
Stime

Ungariſche National-Schilderungen,

mit bildlichen Erläuterungen

von

Arthur Schott.

IV.

Die menſchlichen Wohnungen im Banat.

Wie ſich der Charakter eines Menſchen in ſeinem Treiben ausſpricht, ſo findet man ihn auch bei einem Volke in ſeinem Handel und Wandel, ſo in allen ſeinen Werken.

Um nach Charakterzügen bei den verſchiedenen Nationen, welche das Banat bewohnen, zu forſchen, zeichnete ich hier einige Wohnungen bei, die unter ſich alle ſehr verſchieden ſind.

Nro. 1. iſt das Haus eines wohlhabenderen deutſchen Bauern, wie ich es ſehr häufig in der Militär-Gränze im walachiſch-illyriſchen Regimente antraf. Das Ganze iſt von Backſteinen aufgeführt und gewöhnlich der Dauerhaftigkeit wegen rauh verworfen. Ehe man in die inneren Räume eines ſolchen einſtockigen Hauſes tritt, kommt man auf einen langen, freien Gang, der oft faſt die ganze Fronte des Hauſes einnimmt. Die innere Einrichtung hat gegen andere deutſche Bauernhäuſer nichts Merkwürdiges.

Gewöhnlich haben ſelbſt werthvollere Häuſer dieſer Art hier blos Schindeldächer; jedoch fängt man auch ſchon an, mit guten Ziegeln zu decken. Um dieſes zu begünſtigen, werden in der Militär-Gränze Häuſer, welche mit Ziegeln gedeckt ſind, auf einige Jahre ſteuerfrei.

Deutsche Häuser im Banate zeichnen sich außer ihrer Solidität noch durch ein größeres Verhältniß des Fruchtbodens gegen den übrigen Raum aus. Dieß hat seinen natürlichen Grund in dem cultivirteren Betrieb der Landwirthschaft eines Deutschen.

Die meisten soliden Bauernhäuser trifft man in der Militär-Gränze in solchen Orten, wo viele Deutsche wohnen. Die Ursache hievon ist die, weil die Grenzer ganz nach deutschem Cultus regiert, von allen Nationen in Ungarn am höchsten besteuert und sehr strenge zur Arbeit angehalten sind.

Nro. 2. Ungarische Bauernhäuser sind nach den deutschen ihrem Aeußern und Innern nach am besten eingerichtet. Die Stockmauern sind so wie die Riegelwerke gewöhnlich aus ungebrannten Ziegeln gefertigt; häufig ist aber auch das Ganze aus Lehm gestampft. Die Dachung ist von Schilf, Stroh ꝛc., seltener von gebrannten Ziegeln. Stall und Boden sind beide sammt dem Schupfen unter ein und demselben Dache. Der Fußboden ist mit Brennziegeln belegt oder aus Lehm gestampft. Der Reinlichkeit wegen weißet die ungarische Bäuerin fast alle drei bis vier Wochen das ganze Haus von außen und von innen.

Nro. 3. Aehnlich den ungarischen sind ihrem Inneren nach die walachischen und illyrischen, welche letztere ganz ein und dieselbe Bauart haben. Man gelangt nämlich auch durch die Küche, die hier zugleich die Stelle der Hausflur vertritt, in die Wohnstube, welche durch einen großen irdenen Ofen geheizt wird; das Erste, was dem Eintretenden in die Augen fällt. Im Uebrigen aber sind sie verschieden. Die kleinste walachische Hütte hat nämlich auch, wie die deutschen banater Häuser, ehe man in ihr Inneres tritt, einen freien Raum, den ungarische Häuser nicht haben. Dieses ist in linderen Jahreszeiten die Schlaf- und Ruhe-Stätte der Hausbewohner. Es ist dieß das gerechte Mittel zwischen dem Wohnen hinter Wänden und dem steten Leben im Freien. Die Sitte stammt vom Süden und hat sich bei diesen roheren Nationen, wie die Walachen, Serbier, Illyrer u. s. w. forterhalten. Auch in Griechenland, von wo aus sie ohne Zweifel nach Italien kam, ist sie üblich. Am meisten fiel mir diese Sitte bei den Walachen auf, denn sie beobachtete ich am meisten, weil ich unter ihnen war. Die Zeit konnte eine gewisse Wildheit an diesem asiatischen Nomadenstamme nicht verwischen; es ist, als scheute sich der Walache noch immer, zwischen Wänden eingeengt zu wohnen. Nur rauhe Witterung treibt ihn in sein Haus; dann gönnt er aber auch seinen jungen Hausthieren allen,

neugeborenen Kälbern, Ferkeln, Lämmern und Küchlein ſamt ſeinen Hühnern ein Obdach in ſeiner Wohnung.

Der Gebrauch der offenen Räume beim Eingang der walachiſchen Häuſer mag nun wohl auch der Urſprung jener langen freien Gänge in der Bauart der deutſchen Bauernhäuſer im Banate ſeyn.

Sämmtliche Wände der walachiſchen Häuſer ſind aus zugehauenen eichenen Hölzern zuſammengelegt, in welchem Geſchäfte die walachiſchen Zimmerleute vor allen andern die geſchickteſten ſind. Die Spalten zwiſchen dieſen Hölzern ſind mit Erde, Steinen, Moos, Raſen ꝛc. verſtopft. Zuweilen iſt das ganze Haus von außen mit Lehm rauh verworfen. Innen ſind ſie gewöhnlich mit dieſer Erde glatt verſtrichen. Die Dachung iſt von Schindeln, Stroh, Moos, Schilf u. ſ. w. Für das große Feuer in der Küche hebt ſich aus dem Dache ein leichtbedeckter, langer, kegelförmiger Rauchfang, der aus demſelben Material, wie das Dach geferrigt iſt.

Die meiſten Häuſer der Walachen kann man leicht aus einander legen und in großen Stücken transportiren; denn oft ziehen es die Walachen mit ihrem alten Nomadenſinne vor, mit Haus und Hof auf einen andern Platz zu ziehen. Darum bauen ſie keine Fundamente und ſtellen ihre Häuſer nur oberflächlich auf die Erde. Ich ſah einmal den Transport eines ganzen walachiſchen Hauſes, an welches das Zugvieh des halben Dorfes geſpannt war.

Noch einfacher als alle bisher angeführten Wohnungen ſind:

Nr. 4. die Lehmhütten, wie wir ſie z. B. auf dem proedium Udvárszálás bei der Herrſchaft Jám im Kraſſovaer Commitate hatten. Man kann ungefähr dieſelben als die erſten Anlagen zum Häuſerbaue betrachten. Sie beſtehen blos in vier aus Lehm geſtampften Wänden von etwa 1 ½ Fuß Dicke. Die Fenſterlucken haben nur 1 Quadrat-Fuß im Durchmeſſer und ſind häufig nur mit Papier verklebt, zuweilen aber auch ganz offen. Dieſe Hütten haben keinen förmlichen Dachſtuhl, ſondern die Decke von Stroh, Moos, Schilf u. ſ. f. ruht nur auf horizontal oben aufgelegten Stangen. Der Rauchfang iſt blos eine Oeffnung in dieſem ſonderbar einfachen Dache. Hier iſt kein Fruchtboden oder Keller, nichts der Art. Alle Geräthſchaften und etwaige Fruchtvorräthe ſind in ein und demſelben Gemache. Noch einfacher iſt manchmal die nebenangebrachte Stallung. Sie beſteht nur in einer ausgehöhlten Strohtriſte. In dieſe Höhlung kommt das Vieh zu ſtehen und dann wird ſie mit einem vorgeſchobenen Wagen verſperrt.

Mit dieſen Hütten ſchließt ſich die Reihe der ſtabilen Wohnungen,

welche hauptſächlich alle den ſogenannten Hausplatz (einen eingefriedigten Raum) mit einander gemein haben und wir kommen nun zu andern, welche vorübergehend benützt werden, die aber, da ſie blos für örtliche Zwecke dienen, auf keinem beſondern Hausplatze ſtehen.

Unter dieſen geht der walachiſche Salaſch voran. Dieſer beſteht in einem kleinen ſtrohbedeckten Reiſichgeflechte von viereckiger, häufig aber auch faſt formloſer Geſtalt. Dieß iſt die Behauſung des Schäfers und ſeiner Hunde und auch der Schwächlinge der Heerde. Rings um dieſe zieht ſich ein Reiſichgehege, um die Schaafe darin des Nachts vor den Angriffen der Wölfe und vor dem Ausbrechen während eines Gewitters zu bewahren.

Sehr verſchieden von dieſen ſind die ungariſchen Erdhütten, Wohnungen der Feldhüter, Panduren, Béreſchen während der Tretzeit, Schlafplätze der Cſchikoſchen, Gulaſchen u. ſ. w. Es ſind dieß Souterrains und nur die Dächer ragen über das Niveau der öden Pußten. Das Innere der bezeichneten Hütte iſt in zwei Gemächer getheilt. Das erſte hievon enthält einen niedern aber großen Heerd und ſtellt alſo die Küche vor; da es zugleich aber auch die Stelle des Hausflurs vertritt, ſo hat der treue Wächter dieſer Wohnung, der Hund, ſeine Lagerſtätte hier. Das zweite Gemach enthält zu beiden Seiten eine Bettſtelle, aus rohen Stangen zuſammengelegt, an den glatt geſtrichenen Wänden ein paar Fächer für die wenigen kleinen Hausgeräthſchaften und dann eine kleine Fenſteröffnung auf der hinteren Seite dieſes Erdgeſchoßes.

Eine Erdhütte, wenn ſie mehren Hirten udgl. zum Uebernachten dient, iſt nur eine große mit einem dichten Strohdache verſehene Grube. Gewöhnlich macht man ſie in die Nähe von Brunnen und Viehtränken, wo das Waidevieh um die Mittagszeit und des Nachts ruht. Dieſe Erdhütten ſind als Souterrains an und für ſich warm, und können beſonders wenn ſie klein ſind, in der rauheſten Jahreszeit ſehr leicht warm gehalten werden; wenn z. B. ein oder mehre Bund Stroh die Stelle der Thüre vertreten.

Eine dritte Art von Erdwohnungen ſind die der Zigeuner. Die Form zu denſelben nahmen ſie von ihren Zelten, unter denen ſie bei ihrem unſtäten Aufenthalte überall zu leben gewohnt ſind. Immer verfolgt, überall flüchtig, haben die Zigeuner in Ungarn nur ſelten eine Stätte, wo ſie längere Zeit verweilen; daher ihre leicht zu transportirende Wohnungen, ihre Zelte. Werden ſie irgendwo länger geduldet als ſonſt, ſo bauen ſie ſich Hütten, jedoch mit möglichſt geringem Auf-

wand von Arbeit und Material. Daher die Form der beigezeichneten Zigeunerhütten. Es ſind nur einfache, auf ebenem Boden aufgeſtellte Dachſtühle, welche mit Stroh, Moos, Reiſich, und werden ſie auf längere Zeit gemacht, mit Erde gedeckt ſind. Die Höhe und Weite dieſer Zellen iſt je nach Bedarf. Iſt der eine oder der andere ein Feuerarbeiter, ſo macht er ſie höher, iſt ſie aber blos zum Schlafen, ſo wird ſie niederer gebaut. Die einfache Verfertigung dieſer Zellen entſpricht vollkommen der trägen Bedürfnißloſigkeit des Zigeuners.

Der Anblick einer ſolchen größeren Zigeuner-Colonie iſt ſehr eigenthümlich, weil faſt das ganze Treiben einer ſolchen Gemeinde im Freien vor den Hütten ſpielt. — Schwarze, ganz nackte Kinder klettern oben auf den Zellen herum, oder balgen ſich ſchreiend mit den Hunden unter denſelben; Weiber rauchen, ſpinnen, nähen oder ſtillen Kinder und ſitzen ſo auf dem Raſen umher; Männer ſchmieden, beſchlagen Pferde, ſtehen um die Kochfeuer und diſputiren ſo lebhaft mit Maul, Händen und Füßen, als wären ſie in der größten Zankerei miteinander begriffen. — Geht jetzt ein Reiſender, ſey er auch nur von geringem Stande, vorüber, ſo wird alles ſtill, die Männer ſchweigen und legen ihr Werkzeug weg und bücken die entblößten Häupter tief herab, die Weiber erheben ſich, und ſehen ſcheu zu Boden; die Kinder aber eilen herbei, ſingen, trompeten durch die Fäuſte, knien hin um zu betteln.

Mit dieſen letzt beſchriebenen Zellen, an welche ſich noch die Zelte und bedeckte Wagen der Zigeuner reihen, ſchließt ſich die Anzahl der künſtlichen menſchlichen Wohnungen im Banate. Gehen wir in der Betrachtung weiter, ſo kommen wir auf das Leben in Felſen-Grotten, Klüften, im Dickicht des Waldes u. ſ. w. So bilden die Wohnungen der Zigeuner, der Hirten, Feldhüter u. ſ. w. den Uebergang zu denen der freien Söhne der Pußta und des Waldes — der Räuber.

V.

Von der Statution eines Grundherrn.

Die Statution in Ungarn iſt die geſetzliche Einſetzung eines Edelmanns in den ewigen Beſitz eines Grundeigenthums, welches dieſer als Schenkung übernehmen will. Ohne dieſe Handlung iſt ſelbſt das Wort des Königs ungültig. Sie muß binnen Jahresfriſt, nachdem die Donations-Urkunde und der Statutions-Befehl vom Könige ausgegangen ſind, vollzogen werden, weil dieſe Actenſtücke nicht länger Kraft haben.

Am Tage der Statution, welche auf der zu übernehmenden Herrschaft unter freiem Himmel und im Beiseyn des (homo regius) Mann des Königs und des (homo capitularis) Glied vom Capitel, nebst einem (testimonium legale) gesetzlichen Zeugen, bestehend im Stuhlrichter und Jurasor des betreffenden Bezirks vorgenommen werden muß, verliest der homo regius im Namen des Königs die Schenkungsacte und den Statutions-Befehl, übergibt sodann mit einer Anrede an die Unterthanen förmlich die Herrschaft dem neuen Besitzer mit allen darauf haftenden Rechten. Der homo regius und capitularis führen dann den neuen Grundherrn an der Hand im Kreise umher, d. h. sie führen ihn um die Grenzen; alsdann empfängt er aus der Hand des ersteren ein Stück Erde zum Zeichen des ewigen Besitzthums. Nun hält der neue Grundherr eine Anrede an seine Unterthanen, indem er ihnen verspricht, alle Pflichten, welche einem Grundherrn obliegen, getreulich zu erfüllen. Nach diesem wird er dann auf die Anrede des homo regius von seinen Unterthanen jubelnd in die Höhe gehoben.

Während dieser Handlung und nach derselben noch 15 Tage, wovon die damit beschäftigten Personen 3 in loco, die übrigen aber nicht weiter als auf eine Station Entfernung zubringen müssen, steht es jedem Edelmanne, wenn er glaubt, Recht zu haben, frei, gegen die Statution zu protestiren. Trotz dem geht aber die Handlung, als Befehl des Königs, vor sich und wird zu Ende gebracht, nur heißt sie alsdann statutio vulnerata (beschädigte). Der Proceß wird dann nachher bei der Königlichen Tafel fortgeführt und dort nach Recht entschieden. Ist einer oder der andere mit dem Ausspruche nicht zufrieden, so kann er von da an die Septemviral-Tafel appelliren.

Nach Verfluß der 15 Tage ist die Statution, wenn sie in dieser Zeitfrist nicht angegriffen wird, solenn, und heißt dann statutio pura (reine). Es kann jetzt keine Action wegen Insolennität mehr stattfinden.

Es wäre z. B. ein Solennitätsfehler, wenn bei verschiedenen Unterthanen der Herrschaft die Schenkungsacte nicht in allen betreffenden Sprachen bekannt gemacht würde. Hier könnte eine Action wider die Statution stattfinden, und es könnte so der Grundherr aus dem Besitze getrieben werden.

Da nun die Statution eines Grundherrn in politischer Hinsicht ein so wichtiger Act ist, so wird dieselbe auch mit großer Solennität und mit einem ungeheuern Aufwande begangen. Zu einer Statution werden nicht nur alle Freunde und Nachbarn eingeladen, sondern es ist dabei die ganze Nachbarschaft ohne Unterschied des Standes, Bauer und

Edelmann, nach ungarischer Sitte, willkommen. Die Statution ist somit auch ein schönes Nationalfest der Ungarn.

Ich hatte in diesem Frühjahre Gelegenheit, in einem deutschen Dorfe im Temeser Comitat einer Statution anzuwohnen. Was ich hier darüber mittheile, entnehme ich meinen Reisenoten vom Jahr 1836.

Nachdem wir im Dorfe, in welchem die Statutionsfeier abgehalten werden sollte, angekommen und in ein Bauernhaus quartiert waren, so suchten wir den Platz auf, wo eben nach abgehaltenem Gottesdienste der Statutionsact auf oben beschriebene Weise vorgenommen wurde. Es waren hier zwei Abtheilungen Bauernmiliz aufgestellt; die eine war vom betreffenden, die andere von einem benachbarten, aber zu derselben Herrschaft gehörenden Dorfe. Die Miliz der Inwohnenden hatte um die Versammlung einen Cordon gezogen um dem Andringen der gaffenden Menge zu wehren.

Bei dem Lebehoch, welches die Unterthanen dem Grundherrn brachten, gaben beide Milizen ziemlich gut ausgeführte Pelotonsalven und von der Anhöhe herab wurden 6 Böller gelöst.

Die Handlung war vorüber und man erging sich noch vor Tische auf dem Rasen, weil das Wetter sich aufgeheitert hatte. Wir gingen, um die Speise- und Trinkanstalten (denn diese sind nach dem Statutionsacte das Wesentlichste) zu betrachten.

Es war zu diesem Behufe ein großes Bretterhaus aufgeschlagen, in dessen Mittelpunkt sich ein Rondell für die Tanzlustigen befand. Hinter diesem Bretterhause, in welchem auch die gedeckten Tafeln standen, befanden sich außer einigen kleinen Nebengebäuden, in welchen die Glas- und Porzellain-Repertoirs und Keller angebracht waren, ein eben so großes ähnliches Gebäude, darin war die Küche, die Speisekammer, Caffeesiederei und die Conditorei.

In allen diesen Räumen war Leben Tag und Nacht hindurch. In geringer Entfernung hievon waren im Freien Tische und Bänke leicht mit Laubwerk bedeckt, für die Bauern, Deutsche, Ungarn, Walachen und Illyrer, für Alle, welche kommen wollten. Hier dampften volle Kessel mit Gulyasfleisch, Paprikás u. s. f., daran, bis es fertig war, Hungrige die Nasen weideten. Weiter seitwärts von hier befand sich die lebendigste Scene. Hier war eine Menge gemischten Volkes um ein großes Feuer versammelt, über welchem ein ganzer Ochse am Spieße steckte. Zwei rüstige Metzger wendeten an einem sechszölligen Balken den Braten und bestrichen dessen Oberfläche mit Salzwasser. Sie hatten hiezu große leinene Flecke an Stangen gebunden. Hier war der Rauf-

platz der Bauern, je nachdem ein Deutscher oder ein Walache sich ein größeres Stück Fleisch von dem großen, für die Allgemeinheit bestimmten Braten zugeeignet hatte. Jede Partei schützte die ihrigen mit Faust, Stock und Messer. Auf diese Weise fehlten denn auch über die Mahlzeit bei dem Statutionsfeste die Gladiatoren nicht.

Die Zeit zur Tafel war gekommen, und man setzte sich nun bunt durcheinander, wie man es finden konnte oder wollte, zum Tische, der durch die kunstreiche Hand des Zuckerbäckers mit den schönsten Aufsätzen geschmückt war. Zierlich adjustirte Husaren servirten für 540 Personen, und gewiß konnte sich Niemand über lässige Bedienung beklagen. Die Küche war in jeder Hinsicht üppig, und die Speisen waren, wenn man bedenkt, in welcher Masse gekocht werden mußte, fein zubereitet. Der Keller war einfach, aber genügend; man trank Magyarader als Tischwein, Ausbruch und Champagner floß zum Dessert; auch war für das beste Banater Bier gesorgt. Es wurden viele Toaste ausgebracht, die stets mit Musik und Kleingewehrsalven begleitet wurden; zum Refrain wurden allemal die 6 Böller von der Anhöhe herab gelöst, wenn die Bauern-Kanoniere just geladen hatten.

Nach der Tafel entfernte man sich und kleidete sich zur Abend-Unterhaltung wieder um. Mit einbrechender Nacht wurde ein Feuerwerk losgebrannt, welches aber mehr zur Ehre des neuen Grundherrn, als seines Verfertigers diente. Jetzt begann der Ball, den zu beschreiben ich aber unterlasse, weil er durchaus nach deutscher Sitte abgehalten wurde. Hier und Mittags schon bei Tische wechselten eine böhmische und eine Zigeunerbande miteinander im Vortrage von ungarischen, deutschen und Galloptänzen.

So dauerte die Festlichkeit drei Tage lang und länger, immer kamen neue Gäste wieder, wenn andere gingen. Schon am zweiten Tage flogen Gläser und Teller zur Erde, was gewöhnlich am letzten Tage zur Verherrlichung des ungarischen Nationalfestes mit allem, was da zerbrechlich ist, geschieht.

Ein Beispiel von der Ausgelassenheit, die gewöhnlich bei einer Statutionsfeier stattfindet, gibt Folgendes:

Ein Grundherr wollte bei einer solchen Gelegenheit seine Gäste noch nicht fortlassen und ließ ihnen deßhalb die Räder aus den Wagen nehmen. Diese wollten fort und verlangten ihre Räder, jener aber gab sie nicht heraus. Diese drohten halb scherzend, ihm Alles zu zerschlagen, was zerbrechlich sey, wenn er sie nicht ziehen lasse; der Grundherr warf die erste Flasche und den ersten Teller durch die Fenster, die

Gäſte machten's nach. Jetzt drohten dieſe wieder, ihm das Haus anzuzünden, wenn er ſie nicht fortlaſſe; jener warf den erſten Brand in's eigene Haus, mit deſſen Zuſammenſtürzen die Statutionsfeier ein Ende hatte.

Welchen ungeheuren Aufwand eine ſolche Statutionsfeier erfordert, läßt ſich, abgeſehen davon, wie viel Menſchen und Pferde hier die ganze Zeit hindurch ausgehalten werden, daraus erſehen, daß ſogar für die größten Kleinigkeiten, wie Cigarren, und in den Quartieren für Lavoirs, Matratzen u. ſ. f. geſorgt iſt.

Eben beſchriebene Statution ſoll die Grundherrſchaft gegen 80,000 fl. gekoſtet haben.

Reiſen in Deutſchland.

Von

August Lewald.

Jobten.

Ich kam aus einem nordöſtlichen Winkel von Polen, als ich Deutſchland zum erſten Male betrat. Der Eindruck iſt nicht zu beſchreiben. Nachdem man ſich in Schmutz und Sand abwechſelnd viele Wochen gequält und die herrlichen Hotels von Sluchſchizza, Rochloſchizza, Naramis, Wieruſchow u. ſ. w. kennen gelernt hat, und nun endlich bei Kempen die ſchleſiſche Ebene betritt — welch ein Genuß! Der erſte deutſche Gränz-Kretſcham, wie weit er auch von dem Ideal entfernt ſeyn mag, erſcheint uns wie ein hotel des princes, wir ſitzen mit Wolluſt unter den Schnapstrinkern, denn ſie haben reine Hemden an, die Wirthin und ihre Mägde, der Wirth und ſein Hausknecht, Alles iſt ſo menſchlich und — gewaſchen; wir können zur Nacht friſchen Kalbsbraten und getrocknete Zwetſchgen haben, und ſo überdrüſſig uns auch dieſe Zuſammenſtellung für die Folge wird, ſo ergötzlich erſcheint ſie uns hier, wo wir ſie zum erſten Male begrüßen.

Vor uns lag das Städtchen Oels; einige ſtattliche Gebäude, eine verhältnißmäßige Reinlichkeit und ein deutſcher Gaſthof nahmen uns ſehr zu ſeinen Gunſten ein. Ich mag hier kein Urtheil über Alles dieſes abgeben, es würde gewiß partheiiſch ſeyn. Am fernen Horizonte erblickte ich eine dunkle Wolke, die meine Aufmerkſamkeit erregte. Sie war auffallend dunkel am klaren Abendhimmel und wankte nicht und wich nicht, und behielt ſtets dieſelbe Geſtalt.

Mein Begleiter lachte und ſagte, die vermeintliche Wolke ſey der Zobtenberg, den das Rieſengebirge ſo weit als möglich, als Vedette, in die Ebene vorgeſchoben habe, und der daher im ganzen Lande ſichtbar ſey, wenn noch von ſeinen viel höheren Kameraden nicht das Geringſte verlaute.

Ich machte Augen! Es war der erſte Berg, den ich in natura zu ſehen bekam, denn der alte Galtgarb, den wir Oſtpreußen zwar Berg tituliren, und der mir heiliger Erinnerungen wegen, auch ſtets heilig bleiben wird, kann eigentlich doch nicht zu den Bergen gezählt werden. Ich freute mich, als wir uns am andern Morgen aufmachten und dem Zobten immer näher kamen; meine Sehnſucht ihn zu beſteigen, wuchs; nach und nach wurden uns ſeine Umriſſe deutlicher, wir bemerkten, daß er mit Wald bewachſen ſey, wir konnten ſeine Schluchten und Klüfte ſehen; es war ein ganz reſpectabler Kegel.

Endlich kamen wir nach Breslau und hier hatte ich zum erſten Male den Genuß, die ganze Kette des Rieſengebirgs zu begrüßen. Sie dämmerte im fernen Nebel und war lockend genug; aber einladender war ſtets der Zobten, der ſo nah ſtand, und ſo neugierig, als ein Berg nur ſeyn kann, in Breslau's Straßen hineinſchaute. Es ſchien, als ob Rübezahl ſich dieſe Warte zu dem Behufe gebaut, um in Allem, was in Breslau geſchah, ſogleich ſeine Naſe haben zu können.

Mit einem lieben Freunde machte ich mich denn auch bald auf den Weg. In Schleſien iſt's zu Anfang Mai's ein gar liebes Reiſen. Alles in Blüthe und das ganze Land iſt ein Garten. Wenn nur das viele Branntweintrinken nicht wäre; damals freilich incommodirte es mich nicht ſehr, da ich aus Polen kam, und ſelbſt einige Schlückchen täglich zu nehmen pflegte. Es mag ſeyn, daß das feuchte Clima Niederſchleſiens und die rauhen Winde, denen es von Norden und Oſten ſtets ausgeſetzt iſt, der Mangel an Wein und ſchlechtes Bier den Genuß des Spiritus auf gewiſſe Weiſe wohl entſchuldigen können, aber beſſer wär's immer, wenn andere Verhältniſſe ihn entbehrlich machten. Nichts macht ein Volk dümmer und entnervter, als der Fuſel. —

Der Weg zieht ſich vom Schweidnitzer Thor in Breslau beſtändig hinan, und ſo gelangt man nach und nach immer höher und höher, ohne es zu merken. Wir waren ſchon recht hoch, und es dunkelte bereits ſtark, als wir das Städtchen Zobten am Fuße des Berges erreichten. Es iſt klein und unanſehnlich und ein Bergſtädtchen im eigentlichen Sinne des Worts. Die Straßen ſind hügelig, Bächlein rinnen darin über Kies

und Geſtein, und die Häuſer ſind klein, reinlich und maleriſch unordentlich.

Wir ſetzten uns zum Kaufmann Ferrari in's traute Stübchen und verlangten ein Glas herben Ungar; dieß war das Vernünftigſte, was man in unſerer Lage thun, und das Erquicklichſte, was uns Zobten, das Bergſtädtchen bieten konnte.

Welch ein einſames Leben in ſolch einem Orte; welche Entbehrungen für einen Mann von Welt und Erziehung; und doch war einer unſerer erſten Romanciers, ein Schriftſteller mit Walter Scott verwandt und keiner ſeiner Nachahmer, dazu verdammt, hier einen großen Theil ſeines Lebens zuzubringen. Ich muß hier meinen Leſern das wehmüthige Bild vergegenwärtigen, man ſieht daraus deutlich, was es mit dem Ruhme in Deutſchland für ein köſtliches Ding iſt. —

Ich war bald nach der Kriegszeit nach Breslau gekommen und befand mich eines Abends im Theater, als einer meiner Freunde mich auf einen kleinen, unterſetzten Mann aufmerkſam machte, der unweit von mir im Parterre ſtand, den Stock auf dem Rücken haltend und mit emporgerecktem Halſe einem Stücke zuſchauend, das ſchon mehr als einmal das Gelächter des Publikums und meine ſchlechten Witze herausgefordert hatte, obgleich es zur ernſten Gattung zu gehören ſchien. Ich ſage zu gehören ſchien, denn die eigentliche Tendenz des Verfaſſers konnte man nicht herausfinden. Es hieß die böhmiſchen Amazonen und der Stoff war aus der Zeit des Aufſtandes der Mägde der Königin Libuſſa genommen. Allein das Ganze war nicht großartig aufgefaßt, ſondern der Dichter hatte nur eine Epiſode gewählt. Zwei Ritter verirrten ſich im Walde und kamen in das Gehege der wilden Vlaſta, wo ſie elendiglich umkommen ſollten, aber dadurch gerettet wurden, daß die blutdürſtigen Männerfeindinnen ſich ſämmtlich verliebten. Das Stück hätte ironiſch aufgefaßt Glück machen müſſen, und nur in der Behandlung lag es, daß ernſte Stellen belacht werden konnten und das Ganze langweilig befunden wurde und keinen Total-Eindruck machte.

Ich war durch die Bewegung der Umſtehenden im Zwiſchenacte dicht zu jenem aufmerkſamen Zuſchauer gedrängt worden, und ließ eben meiner ſatyriſchen Ader freien Lauf, als mein Freund mich am Aermel zupfte und mir in's Ohr raunte, der Nebenſtehende ſey der Verfaſſer des Stücks und ich möchte meine Sarcasmen menagiren.

Ich betrachtete mir jetzt den Mann etwas aufmerkſamer. Schall hatte mir von ihm geſprochen und ihn als talentvoll bezeichnet. Als

Schriftsteller hatte er übrigens noch keinen Namen. In Breslau hatte er ein Gelegenheitsstück „der 18. October“ geliefert, das besonders durch einige eingestreute komische Scenen, die von Local-Interesse waren, ein bedeutendes Glück gemacht; hierauf war von ihm ein großes Spektakeldrama „die Heilung der Eroberungssucht“ aufgeführt worden, dem gleichfalls die kurz vorübergeschwundene Erscheinung des großen Eroberers ein besonderes Interesse lieh. Der kühne Zuschnitt dieses Stücks, worin uns in besonderen Tableaux Träume versinnlicht wurden, war übrigens allerdings geeignet, von dem Talente des Verfassers eine bedeutende Meinung zu erlangen. Sein drittes Product, womit er Breslau's Repertoir bereicherte, war endlich dieses Schauspiel von den böhmischen Amazonen, das aber nicht den Ruhm der beiden vorhergegangenen Werke erreichte, wie ich so eben berichtete.

Der Verfasser, der jetzt durch mein Stillschweigen das nöthige Feld gewann, sich zu äußern, spürte, wie das so oft der Fall ist, zum Glücke nichts von dem Fiasco, sondern war sehr erfreut über das Spiel der Künstler und schien die Sache so zu nehmen, als wenn ihm ganz allein die Komödie vorgespielt würde. Wir hüteten uns zu widersprechen und störten seinen Himmel nicht.

Van der Velde, dieß war der Mann, mochte damals im Anfange der dreißiger stehen, und lebte in Breslau als Beamter beim Criminalgerichte. Seine Lust am Theater, und die Stücke, die er für dasselbe verfaßt hatte, wurden ihm jedoch von seinen Vorgesetzten sehr übel genommen und ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß ein ernster Criminalrichter, der in hochnothpeinlichen Fällen über Kopf und Kragen seiner Mitmenschen abzusprechen habe, sich nicht mit dergleichen Allotria abgeben dürfe. Die betrübte Folge für ihn war, daß er übergangen wurde, so oft die Maschine ihn hätte fortschieben können, und daß er endlich ernstlich daran denken mußte, sich ein anderes Sort zu machen, um sich und seine zahlreiche Familie aus dem Drucke dieser Existenz zu befreien.

In tiefen Sorgen und Gedanken war der arme van der Velde, als ich ihn, nach jenem Theater-Abende näher kennen lernte. Schall, unser väterlicher Freund, wurde auch von ihm zu Rathe gezogen und sollte Mittel und Wege angeben. „Sie haben viel Talent,“ sprach Schall, „insonders zu gestalten und zu schildern, legen Sie sich auf die Erzählung.“

Und er gab ihm Stoffe an, nannte ihm die Quellen dazu, und ging ihm treu zur Hand, wie er es so liebevoll in damaliger Zeit vielen Beginnenden gethan, die sich ihm vertrauensvoll naheten. Und deren waren nicht Wenige; Schriftsteller, Musiker, Maler und Schauspieler!

Ich erinnere mich nicht ohne Rührung der Stunden, wo Van der Velde,

„die Brust von tausend Welten trächtig"

an Schall's Bücher-Repositorien umhersuchte und sich nach Mitteln umsah, seine Stoffe mit Fleisch und Leben zu bekleiden; wie er oft nur das damals noch ziemlich unvergriffene Conversations-Lexicon mit Heißgier befragte und nach dieser magern Quelle mit seiner lebendigen Phantasie die ersten historischen Genrebilder für Deutschland schuf, und sie so kräftig auszumalen verstand, daß sie elektrisch wirkten. Wer dieß penible Streben, zwischen Armuth und Trieb zu schaffen, beobachtete und die angenehmen Werke damit vergleicht, die daraus entstanden, kann nicht umhin als dem Schöpfer derselben ein großes Talent zuzuerkennen.

Die Abendzeitung, die damals ihren ersten Flug nahm, war van der Velde ein willkommener Fund, seine Arbeiten niederzulegen, und so wie diesem die Zeitung ihren spätern Flor, so verdankte der Dichter dem Leser-Kreise, den die Zeitung als geborene Dresdnerin sogleich bei dem dortigen leselustigen Publicum gewonnen hatte, seine schnellere Bekanntwerdung. Es war eine glückliche Constellation. Eines trug und hob das Andere wechselseitig, und Beide konnten von Glück sagen, sich sogleich gefunden zu haben.

Der Beifall, der dem Schriftsteller van der Velde zu Theil wurde, besserte indeß nichts an seinen äußern Verhältnissen; der Ehrensold, wie man damals das Wenige zu benennen anfing, was man von Zeitschriften und Buchhändlern erhielt, reichten nicht hin des Dichters Lage besser zu gestalten, und seine neuerlichen Bestrebungen waren eben so wenig geeignet, seine ihm vorgesetzten Perücken besser für ihn zu stimmen. Er sah sich genöthigt seinen Abschied zu fordern und fand es endlich am Angemessensten, die Stelle eines Stadtrichters in Zobten anzunehmen, wohin er sich denn mit seiner ganzen Anwartschaft an deutschen Ruhm, mit seiner vollen Phantasie und seiner zahlreichen Familie, hoffend und getrosten Muthes begab.

Hier lebte nun der Dichter im Angesichte des alten bewaldeten Berges, umgeben von den gebrechlichen Häusern, auf vulkanischem Boden, denn der Zobten ist nach allen Anzeichen ein erloschener Vulkan

und hat auch schon in der Gestaltung Aehnlichkeit mit dem zweigipfeligen Vesuv, ein Leben der Entbehrung und freiwilligen Entsagung, während er die Leser der Abendzeitung fortwährend entzückte und der Arnold'schen Buchhandlung bedeutendes Geld eintrug. Hier lebte der arme van der Velde, und war überglücklich, konnte er bei Ferrari ein Gläschen herben Ungars trinken, während am Rhein und am Belt, auf Villen und in Salons, seine neuesten Erzählungen mit Gier verschlungen wurden; während sein Name den Ersten und Besten beigezählt wurde, hatte er nichts davon, nicht einmal die Bewunderung des Kuhhirten oder sonstigen Mitbürgers, der in ihm den Stadtrichter ehrte, ohne den Schriftsteller in ihm zu ahnen.

Ist es nicht rührend zu denken, daß kein neuerer Dichter, selbst Spindler nicht einmal, solche Anerkennung fand, als van der Velde, so allgemein und doch in so hohem Grade edler als Clauren, und daß er selbst nichts davon genoß, als den falben Wiederschein in einem Briefe, den ihm etwa der Redacteur der Abendzeitung schrieb, wenn er ihm am Schlusse des Semesters die Abrechnung nebst den Paar Thalern Verdienstes sandte.

Ich sah den todtkranken Walter Scott, auf seiner Rückkehr von Neapel durch Deutschland reisen. Er hinkte, auf seinen Führer gestützt, durch die Arkaden im Münchner Hofgarten, und man drängte sich hinzu, als man erfahren hatte, wer der hinkende Greis sey. Aber van der Velde hätte zur Zeit seiner größten Thätigkeit eine andere Aufmerksamkeit erregt; eine Reise, die er durch Deutschland unternommen hätte, wäre für ihn zum Triumphzuge geworden. Er aber zog es vor, in Zobten umherzustolpern, und sich in den Freistunden, die ihm sein Beruf ließ, für die Abendzeitung abzumühen. Diese hatte ihn freilich in's Publikum eingeführt, wie sie sich brüstend behaupten konnte, und die Arnold'sche Buchhandlung beginnt noch zehn Jahre nach seinem Tode die Anzeige seiner Schriften mit den Worten: „Anzeige für Gebildete."

Der arme berühmte Mann starb traurig wie er gelebt, in den besten Jahren. Als er eben seine Alltagssuppe aus der Terrine auf den Teller schöpfen wollte, rührte ihn der Schlag; er quälte sich dann noch eine kurze Zeit und schloß die Augen. Zobten bewahrt sein Grab.

Van der Velde's Ruhm hat ihn nicht lange überlebt; die jetzige Generation fragt nur noch selten nach seinen Werken. In der minu-

tiöſen Art zu ſchildern und auszumalen, trifft er auf merkwürdige Weiſe mit Scott überein, den er — da er zu ſchreiben anfing — nicht kannte. Aber Scott ſchildert, was ihn umgibt und was er in Saft und Blut in ſich aufgenommen; bei van der Velde iſt es eine mühſam zuſammengetragene Moſaik, die er aus eigenen Mitteln, oft unrichtig und mangelhaft ergänzt, wo ihm Nachweiſungen fehlten. Hätte van der Velde ſein Schleſien ſo ſchildern mögen, wie Scott ſein Vaterland, ſo hätten wir Werke, wenn auch nicht von allgemein anſprechendem Intereſſe, aber doch von größerem innern Werthe erhalten.

Zobten und Hof — Titan und die Entdeckung von Amerika! So lebten, ſo ſchufen deutſche Genies! —

Wenn man auf den Zobten will, ſo muß man ſich um drei Uhr auf den Weg machen. Der Führer mit der Laterne voraus, die Reiſenden hintendrein, ſo geht es gemächlich zwiſchen den Gärten des Städtchens hin, über Wieſenabhänge, bis zum Walde, der gar bald ſeine kühlen Zweige den Wandernden entgegenſtreckt.

Von einer Alpentour iſt hier nicht die Rede. Nirgends betritt der Fuß den kahlen Felſen; nirgends führt der Weg zu ſchwindelnden Abgründen, ſondern allmählig, auf Wieſengrund, oder im Walde auf Nadeln, die von den Bäumen herabfielen, ſteigt man zum Gipfel empor. Es iſt eine der bequemſten Bergſteigen, die ich je gemacht habe, aber die Ausſicht, die man von dem faſt dreitauſend Fuß hohen Gipfel hat, iſt deßhalb nicht minder ſchön und lohnend.

Oben auf dem Gipfel iſt eine kleine Capelle erbaut, die in einem ziemlich verwüſteten Zuſtande war, als ich den Zobten beſtiegen hatte, aber bei plötzlich eintretendem Unwetter doch ein Obdach zu gewähren im Stande iſt.

Hier oben hätte man Blücher begraben ſollen, und einem alten Invaliden, ſo lange es deren noch mit dem eiſernen Kreuze von 1813 gibt, die Hut des modernen Hünengrabes anvertrauen ſollen. Jetzt ruht der alte Vorwärts bei Kriblowitz an der Landſtraße. Die Idee, ſein Grabmal auf dem Zobten zu errichten, erſchien mir der Größe ſeiner Erſcheinung und der Bedeutung in der Zeitgeſchichte angemeſſener.

Wie von allen Vorpoſtenbergen, ſo auch von dieſem iſt die Ausſicht in die ſchleſiſche Ebene reich und intereſſant. Nach Südweſt hat man die Verzweigungen des Rieſengebirges bis nach Böhmen hinein, und die Felſen der Grafſchaft Glatz, die in jenem Augenblicke mir ein

neidiſcher Nebel entzog, ſind ſo nahe, daß man glaubt, ſie mit den Händen greifen zu können.

Man lehrte mich hier eine eigene Art von Genuß, den ich ſpäter bei Bergbeſteigungen öfter anzuwenden Gelegenheit hatte. Ich gebe das Recept zum Frommen der Reiſenden, die es noch nicht kennen ſollten. Man bücke ſich und ſchaue durch ſeine eigenen Beine die Gegend an; dieſer optiſche Kunſtgriff erhöht den Reiz des Geſchauten bedeutend.

Nachdem wir der aufgehenden Sonne unſern freudigen Gruß dargebracht hatten, machten wir uns wieder auf den Weg und waren zu Mittag im Städtchen.

Der Abſtecher nach Zobten iſt von Breslau leicht zu machen, und es wird ſicher Niemanden reuen, ihn gemacht zu haben.

Blätter aus einem Album.

Von

Sidonie von Seefried.

I.

Die Herzogin von Abrantes.

In der gewiſſenhaften Selbſt-Zeichnung der Herzogin von Abrantes aus den bekannten Memoiren findet man die großen, geiſtigen Augen, die ſchwarzen Haare, die feinen Lippen, die kleine Naſe, wie hier in dieſem Bilde meines Albums, und doch hat ſich die Herzogin mit großer Verläugnung im Enſemble nicht geſchmeichelt.

Ich dachte mir immer dieſe Frau wie eine lebende Vendôme-Säule aus der Kaiſer-Zeit, die noch die Trümmer aus der Geſchichte der abenteuerlichen Epoche hoch und kräftig überragt. Ich hätte ihr gerne einen Immortellen-Kranz zu Füßen gelegt, ſo wie man am Fuße der National-Trophäe ſolche Opferkränze ſieht, die mit ihren ewigen Blumen den Ruhm und den Tod ſchmücken.

Noch eine von den wandelnden Geſtalten aus dem Kaiſerthum. Man denkt ſich jetzt dieſes Reich ſo fern wie im Mond; es iſt das Mährchen, das man den Kindern vorſingt; es hat uns einmal ergötzt wie Robinſons Geſchichte und wir wiſſen wohl dieß Etwas, das uns ſo unglaublich ſchien, ſo fabelhaft, ſo über Wolken ziehend wie der wilde Jäger, ſo über Winde und Wellen gebietend wie Proſpero — dieß Etwas ſey der Kaiſer Napoleon geweſen.

Später im Leben wird die Erzählung dramatiſch.

Wir blicken auf einen Sarg hin, der mitten auf dem Ocean vor Anker liegt, ein neuer Leuchtthurm für die Ehrſucht der Welt. Wenn

die Kränze der Eitelkeit, des Ruhmes und aller fantastischen Träume der Jugend blühen und duften und farbenglühend die Stirne krönen, so ist man plötzlich am Ende der Geschichte, an einem einsamen Grab. Hier aber tritt uns wieder aus Napoleons Leben die ganze Poesie entgegen. Die Lyrik im patriarchalischen Hause zu Ajaccio, die Epopöen auf den Streifzügen durch die halbe Welt und das Drama auf der Insel St. Helena.

Für mich hatten stets die Menschen, die ihn kannten, die nur in seiner Zeit lebten, einen geschichtlichen Nimbus. Ich konnte mir denken, wie der Gewaltige seine Generation mit fortriß, wie sie auf seinem Todtenroß im sausenden Fluge über Schlachtgefilde bis in das Grab stürzte und unserer Zeit die kühlere Aufgabe ließ, ihn ruhig zu beurtheilen und den Schimmer seiner Thaten von dem Werthe zu trennen.

Die Herzogin ist, was man in Frankreich une femme supérieure nennt. Gehalten und klassisch möchte ich sogleich ihre Erscheinung nennen. Man liest in diesen Zügen ein Sinnvolles, das an großen Erfahrungen reifte. Es liegt in den Physiognomien ausgezeichneter Menschen aus jener Epoche ein Etwas, das nicht Ruhe, nicht Resignation scheint, mehr eine Vergeistigung der Seher ist, nur daß jene den Blick der Vergangenheit und nicht der Zukunft zuwenden.

In einem Boudoir-Salon, wo Toilette, Schreibtisch, Junot's Bild, die Büste der Mutter, jener Griechin aus dem Stamme der Comines, die reiche Vergangenheit, die resignirte Gegenwart seltsam zusammenstellen, trat mir die hohe Gestalt der Herzogin wahrhaft plastisch entgegen. Ihre schönen, glänzenden Haare, die der Coiffeur so eben ordnete, flossen um ihre Schultern und hernieder beinahe bis zu den Füßen. Ueberrascht von dieser Erscheinung und in dem matt beleuchteten Zimmer wurde meine Stimmung feierlich, bis ihre Worte belebend, elektrisch die tausend Gedanken anstatt der Lichter anzündeten. Ich habe nicht leicht Aehnliches bei einer Conversation empfunden. Es war der Magnetismus ihrer Worte, der die Gedanken anziehen, beleben, mit den übrigen zu verbinden wußte, eine Allseitigkeit der Ansichten, die nie allein die Oberfläche berührte; aber Verstand und Gemüth, die ganze Seele in Aufruhr brachte.

Es schien mir als lese ich jetzt erst die Memoiren. Alle Wechsel im Schicksale der Herzogin gingen an meiner Seele vorüber. Das Kind, wie es mit dem Kriegsgott spielt, der Hof der Josephine, die Vicekönigin in Lissabon, die Heldin in Spanien, die barmherzige Schwester am Lager des Wahnsinns, Napoleons Riesenfall, mit ihm der Untergang

ihres Hauſes und endlich über den Trümmeen hin ein Engel ſchreitend, die fromme Tochter, die ein Gelübde von der Welt getrennt, das Gebet dahin ſendet, wo allein das Gewebe irdiſcher Schickſale zerreißt vor dem ewigen Lichte des Friedens.

Die Herzogin führte mich in unſrer Unterhaltung zuerſt in ihre letzte Soirée, die ich zu beſuchen abgehalten war, und nannte mir die Berühmtheiten, welche ich verſäumt hatte. Wir ſprachen von der Gräfin L..., Lord Byrons Freundin, die jenen Winter in Paris anweſend, in die Cirkel der Herzogin aufgenommen war. Die ſchöne Frau! rief ſie im Entzücken, und Byrons verwilderte Melancholie mußte auch in dieſem Ausdruck der Liebe und Milde die Ahnung des Friedens finden. Jetzt iſt ihrem Leben die Seele und der Impuls genommen. Wenn man an das Automaten-Schickſal der verwaisten Liebe denkt, ſo erregt ſie die tiefſte Theilnahme. Schon ſeit mehren Jahren reist Byrons Freundin durch alle Länder, um wo möglich die innere Stimme wieder zu beleben mit äuſſerem Treiben und der Nothwendigkeit des Handelns, die das Reiſen mit ſich bringt, und auch in dem erloſchenen Leben doch noch einige Kräfte erregt. So muß Byrons Schatten wie eine Sturmwolke mit fort und weiter ziehen und die Ruheloſigkeit, mit der ſein Geiſt Allen, die ſich ihm liebend opferten, den Stempel des Unglücks tief eindrückte, wirkt noch nach ſeinem Tode fort.

Eine zweite Figur aus dem Salon, der deutſche Maler S. hatte mit ſeinem kindlich wahren Gemüth und ſeiner candeur die Herzogin ſehr angeſprochen; wie denn auch die geiſtreichen Pariſer an dem Fremden nur intereſſirt was wahr, eigenthümlich, nationell iſt. Uebrigens hatte dieſer Maler auch den Franzoſen ein Kleinod gebracht, das Bild eines jungen Mannes, den ſie einſt in der Wiege ſahen. Damals nannten ſie ihn den König von Rom, jetzt: den bleichen, armen Knaben.

Eine ſchöne, aber etwas unbedeutende Frau eines ausgezeichneten Mannes gab der Herzogin Veranlaſſung, ein Bonmot zu ſagen: Ce n'est pas surprennant! Les grands hommes aiment à se reposer! und als man ihr ſagte, daß ſie ſich den Haß einer Dame in Paris zugezogen, die ſich beleidigt fühlte in dem Portrait ihres Vaters, das die Herzogin in den Memoiren gab, ſagte ſie gelaſſen: *Voilà ce que c'est de dire ce que tout le monde dit.*

Die Literatur berührend, ſtellte die Herzogin Frankreichs und Englands Schriftſteller in Parallele. Victor Hugo's *Nôtre dame de Paris* war ihr das chef-d'oeuvre des franzöſiſchen Romanes. Walter Stott's Werke, Ivanhoe mit ſeiner kunſtvollen, unübertrefflichen Charakterzeich-

nung analyſirte ſie mit ſehr viel Geiſt. Ueber den neuen Roman des Herrn von Cuſtines „le monde comme il est," gab ſie mir eine treffliche Kritik aus ihrer Feder. Ihre Katharina II. war ſo eben erſchienen und ſie ſprach mit Begeiſterung von dem reichen poetiſchen Stoff, den jene Zeit-Epoche der großen Kaiſerin bietet. Unſere deutſche Literatur ſchien ihr weniger bekannt, nur der König von Baiern war ihr Repräſentant des ganzen poetiſchen Strebens in Deutſchland, und die Poeſie ſeines Wirkens und die Größe aller ſeiner Ideen fanden auch in ihrer Seele einen Wiederhall der Bewunderung.

Da man in Paris nie aus einem Salon tritt, ohne zwei Worte wenigſtens über Politik gehört zu haben, ſo fiel es mir auch nicht auf, daß die Converſation eine ſolche Wendung nahm und in einer Phraſe, die leicht hingeworfen wurde, ein ganzes politiſches Glaubensbekenntniß lag, das die vernünftige Mehrzahl in Frankreich aus verſchiedenen Gründen theilt.

„J'aime la tranquillité et je ne conçois pas ce mal-aise qui fait remuer les français actuellement sans but et sans gloire."

Wir waren im Winter 1835.

Ich führe hier noch eine Stelle aus den Memoiren der Herzogin an, die dieſe femme forte am beſten bezeichnen:

Eine Frau alſo, die alle Wunder des Zeitalters und den furchtbaren Umſturz aller Dinge geſehen, die ihr Auge gewöhnt an die leuchtenden Geſtirne, die ihr vorüberzogen, und zugleich auf das kriechende Gewürm ihr zu Füßen ſah; dieſe Frau, die mit demſelben Ohr den Donnerſchlag hörte, der einen Thron ſtürzte, und den Siegesgeſang eines ganzen Volkes; dieſe Frau iſt geſtählt mit Kraft und ihre Seele wird ſtark ſeyn; ſie wird nicht den Tod fliehen, wenn der Tod ihr begegnet; ſie wird große Gedanken haben und großen Willen.

II.

Das Diorama.

Wo werden Sie mich heute hinführen? ſagte ein Engländer, der erſt in Paris angekommen ſehr neugierig war, die Wunder der Weltſtadt mit jenen der Themſe zu vergleichen. — Ich will ſie nach Gent führen. — Wie? auf einer Eiſenbahn? — Nein. — Auf Locomotiven? — Nein. — In einem Luftballon, auf einem Adler, der uns durch die Wolken trägt. — Wie ſarkaſtiſch! Lachen Sie aber nicht zu früh; es kann nicht lange mehr währen, ſo fahren wir auf Luftſtraßen über ganz England hinweg, ihrer Nationalität an der Naſe vorüber. Aber davon iſt jetzt nicht die Rede.

Heute reisen wir nach Gent, sehen auch noch den Schwarzwald und ruhen einen Augenblick in der alten Kirche St. Etienne du Mont aus. — Was? den Schwarzwald, Gent und St. Etienne? — Bleiben Sie in ihrer Ruhe und verlassen Sie sich auf mich. — Und wir steigen in den Wagen. Der Engländer, immer den Kopf ausser dem Wagenschlage, ernst und sehr wichtig in seinem Guide de Paris blätternd, mich aber doch nach dem Namen eines jeden Gebäudes fragend. Ich mit großer Geduld und Gutmüthigkeit zu jeder Antwort bereit. Mein kalter, ruhevoller Engländer betrachtete mit einer gewissen Verachtung die engen, schmutzigen Straßen, versperrt durch Karren und Wagen. Ich muß gestehen, daß wir auch nicht gerade den schönsten Theil der Weltstadt sahen. Was thut es auch? Hat London denn nicht alte und krumme Straßen? Man muß nur immer die schöne Seite von allen Dingen sehen wollen! — Jetzt sind wir auf den Boulevards. Ich denke, sage ich, daß diese Doppelreihe grüner Bäume einen freundlichen Anblick gewährt? — Ja, erwiedert er langweilig, das ist nicht so übel! — Bald hält der Wagen still. — Wo sind wir? aber ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu besinnen, führe ich ihn durch einen langen Corridor plötzlich zur Schelde, an den Hafen von Gent. Er bleibt unbeweglich und ich, zufrieden mit seinem Erstaunen, betrachte mit neuer Bewunderung diese durchschimmernde Fluth, den Kai, die Gebäude, die Atmosphäre, die ihren feuchten Duft über Alles zieht. — Recht gut! sagt mein Engländer, so ist es in London, so ist auch unsre Sonne und unsre Beleuchtung.

Indessen wird die Sonne strahlender, sie scheint die Nebel zu zerreißen, die den Horizont noch verdunkeln. Die Schiffe vergolden sich, die Luft spielt in dem Tauwerk, die Welle strahlt den Himmel zurück und nach und nach verschwimmt der Glanz, und durch alle Abstufungen des Lichtes kommt man zu der Stunde, wo Alles zweifelhaft wird, wo die schwanken Schatten sich vermischen und brechen; jetzt leuchtet die Stadt und der Mond; die Scene, in einem neuen Lichte, zeigt wieder entgegengesetzte malerische Effekte. — Mein Insulaner scheint in Betrachtungen verloren. Ich treibe ihn, mir zu folgen, und in weniger als einer Minute sind wir mitten in schauerlicher Wildniß. Hohe Felsen, ein finstrer Wald, ein reißender Strom, eine ermordete Frau, die, wie es scheint, hier beraubt liegt, der Hut eines Mannes, eine zerbrochene Brücke, von der vielleicht ein zweites Opfer in die Wellen versenkt wurde, und dort in jener Felsenhöhlung das Feuer, das noch lustig brennt! Ein Schauer überfällt Euch; Ihr zittert, hier noch mitschuldig zu werden an der gräßlichen That, Ihr klagt dort den hellleuchtenden Mond an, daß er sein Licht dazu gegeben hat! Und doch gleitet er noch ruhig hin zwischen leichtem

Gewölke und verstohlen dringt sein Strahl durch die Lichtungen des Waldes und bildet die tausend phantastischen Formen. — Hier ist sie nun die ganze wilde Natur, hier glauben wir nun wahrhaft: wir sind im Schwarzwald.

Mein Engländer schweigt und bewundert. Das ist genug für einen Nichtbewunderer, ich führe ihn also in so günstiger Stimmung sogleich in die Kirche St. Etienne du Mont, zwei Schritte weiter.

Die Kirche ist verödet, nur zwei Engel von weissem Marmor sind in Anbetung vor dem Heiligen. An den Seiten schwankt das Licht, bricht durch die Gemälde der alten Fenster und schmückt sich mit ihren bunteſten Farben. Die tiefen Wölbungen, die durchbrochene Treppe, die sarazenische Architektur geben dem Gebäude ein eigenthümliches Ansehen. Die Gedanken verlieren sich in den dunkeln Bildern der Vergangenheit, die Majestät des Herrn erfüllt den Tempel und ergreift uns in heiliger Stille. Das Geräusch der Welt verhallt, Freude und Schmerz ist nur noch ein sterbender Ton an Eurem Ohre und jetzt beinahe sinkt ihr auf die Knie. So, in süßer, unbestimmter Andacht verloren, entschwindet Euch der Tag; Dämmerung, Dunkel dringen ein. Ihr wollt gehen; da, plötzlich, in der Tiefe des Chores leuchtet eine Lampe, dann eine andere, dann die Kerzen, die auf dem Altare brennen, dann jeder Leuchter mit allen seinen Lichtern, und endlich überströmt der Glanz den ganzen heiligen Vorhof. Die Kirche ist im Festkleide, Gold und wieder Gold glänzt an allen ihren Verzierungen. Der Chor ist besetzt mit Leviten in weißen, leinenen Kleidern, das Volk drängt sich in das Schiff, die Orgel tönt im heiligen Liede — es ist die Mitternachts-Messe! der Heiland ist Euch geboren! — Der letzte Ton verhallt, die Lichter verlöschen, die Menge verliert sich, — es ist tiefste Nacht, — endlich ein matter Strahl, — das erste schwache Licht, — ein zitternder Schimmer an der Marmorstufe, — es wird Tag, — die Stühle sind leer; der Chor ist einsam.

Und wer ist es, der die Natur so hervorbringen kann, die Kunst besitzt, so wieder zu schaffen? Ehre Herrn Daguerre für diese Wunder seines Talentes!

Und der Engländer? Ach! ich hatte ihn vergessen. Er sagt: sehr gut, und dann bedankt er sich. Sind das nur Farben? — Nichts Anderes, erwiedere ich. Die Genialität des Malers zeigt sich vorzüglich in der Art das Licht zu vertheilen und zu wechseln, und dieß bringt den eigentlichen Zauber hervor. — So? gleichviel, erwiedert er gelassen und gähnend. Ich will einmal wieder kommen und dann werde ich hinter die Leinwand sehen.

Briefe aus München.

Zum Jahresschluß.

Videte, vigilate et orate, nescitis enim neque diem neque horam.

Wenn man das alterthümliche Mazarigäßchen nach dem Frauenfriedhof hinabgeht, liegt ein Seitenthor der Frauenkirche vor uns, über dem eine Sonnenuhr mit dem Thierkreis gar zierlich und mit bunten Farben abgebildet ist, und unter dem Ganzen steht der Spruch: „Seht Euch vor, wachet und betet, denn Ihr wißt weder Tag noch Stunde" — und in der That, das sogenannte Ziehglöcklein, welches geläutet wird, um fromme Christen zum Gebet zu mahnen, für einen Mitbruder, der in den letzten Zügen liegt, hat mit geschäftigter Zunge die Wahrheit jenes Spruchs fleißig verkündet, seitdem die hunnische Seuche, die Geißel Gottes über uns geschwungen, und gar Manchem die letzte Stunde verkündet, der Tag und Stunde nicht gewußt hat. An Memento mori fehlt es nicht, und selbst unsre karge Straßenbeleuchtung, welche mehr die Finsterniß bezeichnet als sie erhellt, hat sich einen Luxus gestattet, gewiß sehr gegen ihren Willen, denn die ärztlichen Hilfsanstalten, deren es viele giebt, sind — wie in ähnlicher Zeit die Bureaux de secours in Paris — mit blutrothen Lampen angezeigt, und vor den Wohnungen der Meßner (Küster), wo geistliche Hilfe bereit ist, brennen grüne Lampen, und auch am Tage begegnet man gar zu häufig den Priestern in schwarzen Mänteln mit der letzten Oelung und dem Leichenwagen mit mehren Särgen beladen. Dazu kam gleich im Anfange des Ausbruchs der Krankheit ein öffentliches Ereigniß, das man nach der Art, wie es statthatte, wohl ein Trauerfest nennen muß, da es uns den Tod in ausgesucht gräßlicher Gestalt vor

Augen führte, und in feierlichem Zuge durch die Straßen schleppte Allein fiat justitia et pereat mundus. Daß die Kinderquälerin Birnbaum den Tod verdient hatte, kann keiner Frage unterworfen seyn; da nun einmal der Tod von Menschen über Menschen verhängt werden darf und muß, und es war wahrlich nicht der geringste Grund zur Begnadigung vorhanden. Ich war aber sehr erstaunt, daß man bei dieser Gelegenheit und unter solchen Umständen das ganze Armensündergepränge der hochnothpeinlichen Carolinischen Halsgerichtsordnung beibehalten hatte. Ein schauderhaftes Rococo aus den besten Zeiten des Mittelalters, das an Vehmgericht und Blutbann erinnerte. Sie erlassen mir wohl die Einzelnheiten und Ihre Leser werden mir auf's Wort glauben, wenn ich versichere, daß an der Ceremonie nichts fehlte. Es war ein wahrer Ehrentag des Büttels, der die chirurgische Operation so geschickt vollführte, daß er nicht nöthig hatte applaudite Quirites zu rufen, denn — wie hiesige Blätter behaupten — soll der Enthusiasmus des dichtgedrängten Publikums unaufgefordert Beifall gespendet haben — es war zufrieden, das sonst so schwer zu befriedigende Publikum; über zwei Stunden hatte der Aufzug durch die Stadt gedauert, und das nochmalige Vorlesen des Urtheils vor dem Stadtgerichte, wo vor einem mit blutrothen Draperien gezierten Fenster der Stab gebrochen wurde, und Jeder hatte sich satt sehen können an der armen Sünderin, an der düsteren Majestät der hohen Criminaljustiz und an dem Blutgerüste — man war zufrieden. Leider ist das überall so, nicht blos hier, wo wieso die Masse den Genuß eines Stiergefechts oder einer Hinrichtung zurück. Die Neugierde der Massen hat etwas Schreckerregendes für mich, wessen schämt man sich, wenn Alle oder so Viele es thun? Nun vom Richtplatz kehrte man in die Stadt zurück, und in der Stadt fand man die böse Seuche, dort war der Tod ein Schauspiel und begnügte sich mit einem zum Voraus bestimmten Opfer, hier wollte er mehre, und Keiner wußte weder Tag noch Stunde, aber daran dachten sie nicht, die Vielen, Vielen, die hinausgeströmt waren, um das eine Weib bluten zu sehen. Und dennoch bewirbt man sich um die Gunst dieser Menge, die nur so Vieles kann durch ihre Vielheit. Große und Künstler, und Alle, die Ruhm begehren und über diese Vielheit erhoben werden und ihr entnommen seyn wollen, streben nach dem Beifall der Menge. Und ist das etwa eine andere? Keineswegs — es ist immer die Masse, die den Sieger krönt und den Hinrichtungen nachläuft, es giebt nur ein Publikum und es ist immer ein hochzuverehrendes. Was nun die Krankheit betrifft, so sind wir statistisch

gut weggekommen, denn auch hier entscheidet die Zahl, ein Krankenbericht zählt nicht die Thränen, sondern die Todten! nicht ihren Werth, sondern ihre Menge. Die Krankheit ist so im Abnehmen, daß man ihr Ende als bald bevorstehend annehmen kann; beim Abschluß der Rechnung wird man finden, daß sie sich hier weniger verbreitet hatte, als in den meisten andern Städten von gleicher Volksmenge. Nur in einzelnen Fällen trat sie plötzlich in großer Intensität auf, im Allgemeinen zeigte sie sich mit vorbereitenden Stadien, und darum konnte die Prophylaxis viel ausrichten. Die Maßregeln der Regierung sind musterhaft, und man muß die unermüdliche Sorgfalt und Wachsamkeit, überall Hilfe bereit zu halten mit dem aufrichtigsten Dank anerkennen. Homoeo- und Allopathen und Wasserärzte streiten sich nun um den Erfolg oder vielmehr Nichterfolg der Methoden, und schieben sich Leichen zu. Dabei kommt die Homoeopathie am besten weg, denn sie hatte fast keine Kranke, aber dafür hat sie jetzt ein Spital, das sich ohne Zweifel jetzt sehr gut halten wird, da wir, mit Gottes Hilfe, bald keine Cholera mehr haben werden. Die Cholera aber nimmt von der Facultät keine Notiz, ihr Wesen ist noch immer ein Geheimniß, das alle Methoden und Systeme mit gleichem Erfolg zu erforschen streben. Es ist unbegreiflich, in Neapel geschah fast nichts, um der Krankheit entgegenzutreten, oder vielmehr die Maßregeln, wenigstens im Anfange, waren eher geeignet die Krankheit zu fördern, hier geschah Alles, was nur denkbar vorgekehrt werden konnte, und wenn man den Berichten trauen kann, so scheint das Endergebniß in der Hauptsache fast gleich zu seyn. So viel kann mit Sicherheit behauptet werden, daß die Prophylaxis sehr viel Gutes stiftet, aber sie muß fast immer dem gemeinen Manne aufgedrungen werden, der sich ihr auf jede Weise zu entziehen sucht, und es hat nicht gelingen wollen, diese Medicophobie zu heilen. Und nun gar, wenn die Herren sich zanken, und doch keiner das Wort des Räthsels gefunden hat!

Ich sah das ausgezeichnet schöne und geschmackvolle Hochzeitgewandt der jungen Königin von Griechenland. Werden wir die holde Fürstin selbst zu sehen bekommen? Die böse Zeit bringt uns wohl auch um diese Freude. Es war ein wahrhaft tragisches Schicksal, das die beiden griechischen Kriegsgehülfen von der Seite des jungen Königs rieß, in dem Augenblicke, wo sie Zeugen des ersten Familienfestes des neuen Königthums seyn sollten; der Verlust der edlen und tapfern Miaulis und Mauromichali beugte den König tief in einem Augenblicke, wo die Hand der Liebe den schönsten Kranz in seine Krone flocht. Ist es nicht,

als müßten dieſe treuen Freunde des Königs, die in den vorderſten Reihen der Befreier ihres Vaterlandes ſo ruhmvoll geglänzt hatten, ſich zum Opfer hingeben, um ihn zu warnen, die holde Braut nicht in den Bereich des giftigen Ungeheuers zu bringen, deſſen mörderiſcher Hauch die ſüßeſten Bande vernichtet? Wahrlich, man kann ſich dieſes Gedankens kaum erwehren, denn ſo war auch ihr Tod dem Vaterlande geweiht, wie ihr Leben es geweſen. Alle, die das Glück hatten, die Königin von Griechenland zu ſehen, ſchildern ſie nicht blos als anmuthig und liebenswürdig, ſondern auch als geiſtreich. Die griechiſche Königshochzeit in Oldenburg ſoll ein überaus ſchönes Feſt geweſen ſeyn. Unter dem Bilde eines Ahnherrn des uralten Oldenburger Stammes, Chriſtian IV. Königs von Dänemark, des Helden der nordiſchen Meere, ſtand der Altar, vor dem eine Tochter ſeines Hauſes von einem katholiſchen Biſchofe getraut wurde, mit einem Enkel des Maximilians, der einſt im Glaubenskampfe den Oldenburgern auf blutigen Schlachtfeldern gegenüberſtand, und ſie folgt dem Gemahl, um mit ihm den Thron Griechenlands zu theilen. Eine ſolche Zuſammenfügung hätte der Roman kaum gewagt — und nun läugne man, daß die Ereigniſſe der Geſchichte ſich weit wunderbarer geſtalten, als die Gebilde in der Einbildungskraft des Dichters. Allein worüber dürfen wir uns jetzt wundern? Die Wirklichkeit klingt wie ein Märchen — der Obelisk von Luxor erhebt ſich am Strande der Seine, ein preußiſcher Fürſt baut ein Landhaus in Sparta, man wird bald in bequemen Dampfſchiffen von Ulm nach Trebizond fahren können, und franzöſiſche Soldaten erfrieren in Africa. Die Wunder werden abgenützt, es geſchehen ſo viele, daß man gar nicht mehr daran glaubt — einige wenige abgerechnet, die reſtaurirt werden, wie die Ameublements im Styl der Renaiſſance, der aus der Mode kommen wird, wie die Geheimſtübchen im chineſiſchen Geſchmack. Mit den Wundern iſt es wie mit der Geſellſchaft „Hilf Dir“ wenn man welche macht, ſo hat man ſie, aber die gemachten Wunder halten nicht lange vor. Politiſche Ueberraſchungen nennt man bildlich Wunder, ſie ſind es freilich nicht, wenn ſie auch der Einbildungskraft momentan ſo erſcheinen. Napoleon verbrauchte für ſich ein ganzes Heldengedicht — als der Attila der franzöſiſchen Volksbewegung, durchſtürmte er in wenigen Jahren die Geſchichte eines Jahrhunderts, und als die halsbrechende Staatenpyramide, die er aufgethürmt hatte, zuſammenbrach, kehrten die Vertriebenen zurück, konnten aber das alte Bett nicht finden, und die alte Zeit nicht, und wirklich war ſie auch eine andere geworden, aber ſie wollten die neue nicht, und wollten die

alte wieder haben. Vor Kurzem ſtarb, wie Sie wiſſen, im benachbarten Oeſterreich der ehemalige König von Frankreich. Es iſt gar nicht lange her, daß ich ihn ſah, den ehrwürdigen alten Mann, der ſich in die neue Zeit gar nicht finden konnte. Ich ſah ihn in der Meſſe — man konnte ihn immer am beſten zu ſehen bekommen in der Meſſe oder auf der Jagd — und betrachtete ihn mit Rührung. In dem veränderten franzöſiſchen Königstitel ſcheint mir ein tiefer Sinn zu liegen, der alles Vorgegangene ganz gut erklärt. Carl X. wäre nicht in Görtz geſtorben, wenn er König der Franzoſen geworden wäre, aber er wollte nur König von Frankreich ſeyn, er kannte die Franzoſen nicht und die Franzoſen kennen das alte Frankreich nicht mehr. Das alte Frankreich war mit den Bourbons ausgewandert, aber der Graf von Artois hatte es wieder zurückgebracht, und als er König wurde, wollte er es auf den alten Platz hinſtellen, aber der Boden war minirt; Carl X. verſtand ſich nicht, wie Hamlet, auf das Treiben der Maulwürfe und ſo legte er ſelbſt die Lunte an die Mine, die aufging und ihn mit dem alten Frankreich nochmals über den Canal zurückſchleuderte. Und er brachte es mit ſich als Reliquie nach Holyrood, nach dem Hradſchin und nach Görtz. Das alte Frankreich kann noch eine lange Reihe von Regenten haben, wie die Biſchofsſitze in partibus infidelium. Le roi ne meurt pas — und wirklich ſind die Anhänger der Tradition des alten Frankreichs ſo für dieſes Adage eingenommen, daß ſie in ihrem Eifer nun ſogar zwei Könige haben. Das Alles wiſſen Sie, aber vielleicht nicht, daß dieſer Dualismus uns hier in München in Verlegenheit ſetzt. Wir haben Salons, in denen nur Ludwig XIX., und andere, in denen nur Heinrich V. König von Frankreich iſt. Wie ſoll das nun werden? Ich weiß es nicht, aber ſo viel iſt gewiß, daß jetzt Ludwig Philipp König der Franzoſen iſt. Sie wiſſen, daß man ſich hier auch lebhaft für den Carlismus intereſſirt, der jetzt ein neues oder vielmehr ſein altes Feld zu gewinnen hofft, und intereſſant iſt allerdings die Politik unſerer Tage, ſchon weil ſie romanhaft geworden iſt, und in dieſem Roman behauptet der Carlismus eine ſchöne Rolle. Er hat den Vendéerzug der Herzogin von Berry geliefert, deſſen Kataſtrophe beſonders überraſchend und dabei doch ſehr natürlich war; wir haben jetzt den prächtigen Zug des nach Art der Mönche terminirenden Gomez, und was können wir nicht von der Miguelistiſchen Armada erwarten? Aufgemuntert von ſo ſchönen Beiſpielen haben es die Gegner denn auch nicht an Ueberraſchungen fehlen laſſen, die den politiſchen Sabbath vollſtändig machten. Ich

frage, findet man in Gil Blas, in Guzman Alfarache oder in Lazarillo de Tormes etwas Tolleres als Ferdinands Teſtament und die drei Königinnen der Halbinſel mit ihren Camarillas und ihren Hofhaltungen, denen wir ſo köſtliche Incartaden verdanken, wie neulich die in La Granja und in Belem? Freilich: „Was Ihnen ſo lächerlich vorkommt, hat auch ſeine ernſthafte, ſehr ernſthafte Seite.“ Unter dieſer romanhaften Oberfläche grollen die Principien, die mit unerbittlicher Conſequenz ſich zur Entſcheidung drängen. Es iſt mißlich, von der Iſar aus dieſe dornenreiche Frage zu berühren, da man gar zu leicht in den Fall kommt, Strafe erleiden zu müſſen, wenn man nicht iſt, was Plutarch etwas unbillig von einem Geſchichtſchreiber verlangt — *αβασιλευτος* — und was wir auch nicht ſeyn wollen. Indeſſen, was vor aller Welt Augen offen da liegt kann man mit Recht auch als vorhanden anzeigen. Die Sturmfluten der franzöſiſchen Staatsumwälzung haben zuvörderſt in Frankreich ſelbſt alle aus früheren Jahrhunderten überkommenen hiſtoriſchen Zuſtände, Staatseinrichtungen, Sitten und Gebräuche hinweggeſchwemmt. Dieſer elektriſche Stoß hat ſich aber unſerm ganzen Welttheil mitgetheilt, und obſchon er außerhalb Frankreich das Beſtehende nicht ganz über den Haufen warf, ſo hat er es doch faſt überall mehr oder weniger abgeändert oder wenigſtens in Mitleidenſchaft gezogen. Die Frage iſt längſt nicht mehr eine blos franzöſiſche, ſondern eine europäiſche, und das hat ſich wohl am klarſten dadurch dargethan, daß es eben das vereinigte Europa war, welches bei der Reſtauration dem von einem prätorianiſchen Syſtem befreiten Frankreich die beſte Frucht ſeiner Revolution in einer Verfaſſung brachte. Ja das vereinte Europa geſtaltete in vielen ſeiner Staaten die Regierungsform nach dieſem Princip und andere haben ſpäter dieſe Bahn eingeſchlagen. Bei dieſer Gelegenheit — und es ſcheint uns zu charakteriſtiſch, um nicht darauf aufmerkſam zu machen — lief ſogar, unverſehens glaube ich und im Geſchäftsdrange, eine Verfaſſung mit unter, wie ſie ihres Gleichen in Europa kaum gehabt. Ich meine die von Norwegen. Napoleon hatte — ich glaube auch im Geſchäftsdrang — Ponte Corvo den Schweden überlaſſen ohne, wie es ſchien, ſonderlich viel darauf zu geben, aber nachdem die Könige des Kaiſers alle abgedankt, war Carl XIV. Johann der Einzige ſeiner Heerführer, der von einem Throne aus dem Bellerophon nachſah, als er mit Cäſar und ſeinem Glück nach St. Helena unter Segel ging. Allein die vereinten Mächte ſteuerten den Thronfolger des alten Herzogs von Südermanland mit einer Morgengabe aus, wie ſie faſt nur in öſtlichen

Mährchen vorkommt, denn er konnte seinem Adoptiv-Vater ein Königreich zubringen und vereinte auf seinem Haupte ein Zwillingspaar der drei scandinavischen Kronen. So wunderbar dieß auch seyn mochte, so war die Annahme und Garantie der auf Eidsvold gegebenen norwegischen Verfassung doch noch viel wunderbarer, denn Norwegen hat eine sehr freie Verfassung, welche die königliche Gewalt so beschränkt, daß der König von Schweden nicht viel mehr als das Protektorat über Norwegen ausübt und keine andern Einkünfte aus dem Lande bezieht als ein Leibgeding von 96,000 Species (240,960 fl.) für sich und den Kronprinzen; Norwegen hat keine kostspielige Armee, keinen Hof, keinen Adel, aber es hat volle Preßfreiheit, deren Mißbrauch nur von dem Gesetz geahndet werden kann. Die Norweger hatten keine Revolution gemacht, die Staatenerschütterung seit den achtziger Jahren war ihnen ganz fremd geblieben, sie hatten davon gehört, aber nichts davon empfunden als die alliirten Großmächte ihnen sagten: „Ihr müßt schwedisch werden!" Die Norweger ergaben sich darein — „aber," antworteten sie — „als freie Männer mit einem Grundgesetze." — „In Gottes Namen, seht zu wie Ihr fertig werdet!" Und sie sind fertig geworden, und sogar sehr gut. In den zwei und zwanzig Jahren seit Einführung dieser Verfassung ist durch sie das arme Land zum Wohlstand gekommen, denn es bezahlt seine Schulden und wird bald keine mehr haben, es ernährt sich selbst, während es früher wie eine Colonie verproviantirt werden mußte, und im ganzen Lande hat die vollkommenste Eintracht geherrscht ohne irgend eine Störung. Nun soll hiemit keineswegs gesagt seyn, daß dieses Beispiel Nachahmung verdiene, noch viel weniger soll dazu aufgefordert werden, denn allerdings waren die Verhältnisse in jenem Lande eigenthümlicher Art und Natur. Was in Frankreich so gewaltsam zerstört werden mußte, hatte in Norwegen nicht stattgefunden, denn dort war kein großbegüterter und einflußreicher Adel, keine mächtige Priesterschaft und kein gunstspendender Hof, auch hatte Norwegen keine Encyclopädisten, keine Agitatoren, überhaupt keine politischen Leidenschaften gekannt, es war nichts zu sühnen und nichts zu rächen, und so trat die neue Ordnung der Dinge ein ohne in Widerspruch mit alten Zuständen zu kommen und ohne wohlerworbene Rechte zu verletzen. Das ist nun im übrigen Europa ganz anders, und darum würde eine solche Verfassung ohne große Störungen nicht eingeführt werden können. Sie ist indessen nun einmal, wenn auch in einem entfernten Theile von Europa und zwar als nichtrevolutionäres Ergebniß vorhanden, und darum haben wir auf sie hingedeutet, da sowohl ihr

Urſprung als ihr bisheriger Erfolg charakteriſtiſch iſt in Beziehung auf das Ganze und die Entwicklung der Zeit. Wir ſehen nun, daß das Princip einer Regierungsform mit der Vermittelung einer, mittelbar oder unmittelbar aus der Wahl des Volks hervorgegangenen Vertretung das in dem größten Theile von Europa vorwaltende iſt, und ſelbſt der Carlismus verſpricht verfaſſungsmäßige Zuſtände, man möge ihm nun glauben oder nicht. Es ſcheint alſo nicht von einem andern Princip die Rede ſeyn zu können, wenigſtens nicht von einem ſolchen, welches dem ſeit der Völkererhebung gegen die Napoleoniſche Gewalt vorherrſchenden entgegenſtände, wohl aber davon, einen Widerſtand aufzuſtellen und zu erhalten gegen die Gewalt, welche ohne einen ſolchen mit einer Art von Naturkraft uns in die äußerſten Conſequenzen des Princips drängen würde, mit denen unſer geſellſchaftlicher Zuſtand noch lange im Widerſpruch bleiben wird. Wird dieß nun ohne Störungen gelingen können, und, wenn dieſe ſich früher oder ſpäter ergeben ſollten, werden ſie durch Protokolle zu vermitteln ſeyn? So fragt man wohl am Schluſſe eines Jahres, das im Stillen ſo manche Ereigniſſe vorbereitet und — wenn der Ausdruck erlaubt iſt — ſo viel Zukunft angeſetzt hat. Ich werde jedenfalls nicht der Einzige ſeyn, der die Antwort ſchuldig bleibt — nesoimus enim neque diem neque horam.

Es hätte der afrikaniſchen Löwen in der van Akenſchen Thierbude vor dem Carlsthore nicht gebraucht, um unſre Aufmerkſamkeit auf ihr ſonneglühendes Vaterland zu lenken, das, wie wir erfahren, denn doch auch ſeine kalten Launen hat. Prokeſch hat geiſtreich bemerkt, daß die Beduinen noch dieſelben Kinder der Wüſte ſind, wie ſie es zu den Zeiten des alten Teſtaments waren, und wir ſehen, daß die numidiſchen Krieger nicht anders ſind, als Jugurtha ſie kannte. Das iſt leicht erklärlich, denn Afrika iſt entſchieden das conſervativſte Land in der Welt, dort iſt Alles geblieben wie es war, und nichts abhanden gekommen als das bischen Chriſtenthum, das einſt an den Küſten klebte. Wer hätte das gedacht, daß Achmed Bey und ſein Lieutenant — und er verdient den Namen, denn er hat den Platz gehalten — dem gelehrten Guizot die Thronrede ſtreichen und abgeſchnittene Köpfe und Franzoſenohren in den Pariſer Ständepallaſt hineinwerfen würden, die nun Thiers und Dupin auffammeln werden, um mit dieſen verſtümmelten Figuren ihre Philippika gegen die Doctrin zu ſchmücken. — Die Beſetzung der Küſte von Afrika iſt nicht blos die Sache Frankreichs, es iſt die der Civiliſation, welche erwartet, noch in dieſem Jahrhundert die Küſten des mittelländiſchen Meeres unter europäiſcher Botmäßigkeit

zu erblicken. Frankreich, das ſich ja rühmt, den Vortrab der fortſchreitenden Civiliſation zu führen, hatte allerdings dieſer Aufforderung entſprochen und ſeine Flagge auf die Küſte Afrika's gepflanzt, wenn auch Polignac andere Gründe dazu hatte, als die einer Propaganda der Civiliſation. Die Juliusregierung iſt der Geſchichte eine That ſchuldig, und wenn dieſe ihr nicht die ſechsjährige Dauer ſchon ſehr hoch anrechnet, ſo wird ſie ſchwerlich weder Antwerpen, wo eine abgeſchnittene holländiſche Garniſon zuſammengeſchoſſen, noch Ancona, wo eine päpſtliche Hauptwache überrumpelt wurde, für voll annehmen. Ludwig Philipp, Zwangserbe ſeiner Vettern cum beneficio inventarii, hat die afrikaniſche Ueberlaſſenſchaft nur ungern übernommen, betrachtet ſie als eine Verlegenheit, und der alte Talleyrand ſoll mit ihm einverſtanden ſeyn, das Klügſte ſey, mit guter Art den Barbaren das Feld zu räumen und es Andern zu überlaſſen, der Civiliſation die heißen Kaſtanien aus der Aſche zu holen. Man temporiſirte und nutzte einſtweilen in Afrika Generalgouverneure ab wie Miniſter in Paris. Nun kam die Schlappe Clauzel, bei der wohl Jedermann die geopferten Menſchen beklagt, die aber als Ereigniß heilſam ſeyn kann, denn ſie wird hoffentlich der Sache eine andere Wendung geben. Bourmont brach auf wegen eines beohrfeigten Conſuls, dem man indeß doch ſeine Ohren ließ. Clauzel ging es nicht ſo gut, er verlor mehr als einen Kopf. Wenn nun Ludwig Philipp ſich nicht entſchließen muß, das Pfand einzulöſen, das ein franzöſiſches Heer vor Conſtantine zurückgelaſſen hat, ſo müßte das militäriſche Ehrgefühl in Frankreich ſich merkwürdig umgewandelt haben ſeitdem die dreifarbige Fahne den Adler gegen einen Hahn tauſchte. Aber mit einer militäriſchen Thronrede, wenn auch ſiegreich, die ſich damit begnügt, das im Koth ſtecken gebliebene Gepäck des Herzogs von Nemours heimzubringen, wäre wenig gethan. Nein, die dreifarbige Fahne muß von dem Atlas wehen als Oriflamme des transmediterraneiſchen Frankreichs. Der Erbiſchof von Autun belächelt von ſeinem Rollſtuhl ſolchen und jeden Enthuſiasmus, mit Prophetenſtimme mahnt er an das Schickſal Ludwig des Heiligen und Carl V. an der Küſte Afrika's, an die Peſtkranken von Jaffa und St. Johann von Acre, er zeigt, wie hinter der Barbarei ein Welttheil ſteht, deſſen dumme aber gewichtige Maſſe ſchon aus Inſtinkt gegen die Civiliſation an ſeiner Küſte ſich heranwälzt, er deutet auf die gelbe Wüſte, die das Blut der geſammten Chriſtenheit trinken kann, ohne daß ihre Sandwellen davon roth werden. Und er hat Recht, aber iſt es nicht auch gefährlich, das Begonnene aufzugeben, und iſt es nicht ſicherer, etwas Groß-

artiges zu thun, das Vertrauen einflößen kann, als Algier zu behalten, wie die Spanier Ceuta, die zu faul waren einen andern Nutzen daraus zu ziehen, als den eines Staatsgefängnisses? Ist der Besitz der Stadt Algier nicht viel theurer, als der einer blühenden Provinz, deren Ertragfähigkeit für allen Aufwand vollen Ersatz verspricht? Das Alles wissen die beiden Adepten gar wohl, aber man sollte glauben, sie wären der Meinung, Frankreich könne seine Truppen anderswo als in Afrika nöthig haben.

Justinus Kerner hat uns davon in Kenntniß gesetzt, daß der Teufel in Würtemberg sich gezeigt habe. Wir sind nicht im Geringsten darüber erstaunt und erwarten ruhig, aus wem er hier sprechen wird. Franz Baader hat die Gelegenheit wahrgenommen und ein Sendschreiben an den Teufelsbanner hinausgeschickt, worin er die nicht zu läugnende Wahrheit darthut, daß die Philosophie unserer Tage unvermögend sey, solche Erscheinungen wie die Weinsberger zu erklären. Darin nun bin ich vollkommen mit ihm einverstanden, auch glaube ich nicht, daß die Philosophie sehr darauf versessen ist, diesen Ruhm zu erwerben. Schelling hat allerdings in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung seine Idee von Satan entwickelt, aber Baader wird den Schellingschen Satan für wenig mehr als einen Carteslanischen Teufel halten und er kann auch bestimmt keine solche Kunststücke machen, wie der in Weinsberg. Es bleibt wohl nichts Anderes übrig, als zur Cabbala unsre Zuflucht zu nehmen und der schwarzen Kunst eifrig obzuliegen, vielleicht entlehnt man aus den spanisch-arabischen Universitäten einen Lehrstuhl dafür, wohin es wohl diejenigen gern bringen möchten, die auf dem Krebspfade des Rückschritts so emsig voranschreiten. Schade daß der Verfasser der Nachtseite der Natur grade in Jerusalem ist, ich denke aber, daß wenn er zurückkommt, der Weinsberger Teufel sich dazu versteht, einige Krummsprünge zu machen, um auch von diesem berühmten Manne eine Aufenthaltskarte zu erhalten. — Unsre Tagblattliteratur bedroht uns mit einem neuen Blatte vom neuen Jahre an, der alte „Bazar" soll wieder erscheinen. Welche Waare kann dieser Bazar feil bieten? Die schmutzige Wäsche des Tages — will der Redacteur nicht mitwaschen, oder gar fein und manierlich thun, so bekommt er keine Leser. Unsere kleinen Blätter entsprechen vollkommen ihrer Bestimmung, sie sind einzig in ihrer Art, und wenn einzelne Nummern davon sich über die Gränze verirren, so mögen sie das Ausland wegen des eigenthümlichen und unnachahmlichen Tones und Inhalts nicht wenig ergötzen. Styl und Wortfügung lassen

nichts zu wünschen übrig. Ihr Lobhudel- wie ihr Schimpfsystem sind die beiden Enden desselben Prügels, mit dem auf Freund und Feind losgeschlagen wird, nur kann der Gelobte sich mit größerem Rechte beklagen als der Geschimpfte. Ein hier erscheinendes Blatt „Museum für die elegante Welt“ will, wie man behauptet, vom neuen Jahre an die elegante Welt aus seinem Titel streichen; ob damit eine veränderte Tendenz angedeutet werden soll, kann ich nicht sagen, aber es hat Modebilder und wird auf Velinpapier gedruckt, was doch jedenfalls sehr empfehlend ist und nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.

Mit Vergnügen habe ich in Ihrem Blatte eine Mittheilung aus München gelesen. Der ehrenwerthe Briefsteller überhebt mich der Mühe, eine Liste der Neuigkeiten zu geben, die auf unserer Hofbühne zur Aufführung gekommen sind, eine Pflicht, die ich wenigstens nicht zu den angenehmen zähle. Ich beschränke mich daher auf einige Bemerkungen. Vom Standpunkte der höheren Kritik und mit aller Schärfe ästhetischer Gewissenhaftigkeit die deutsche Bühne zu beleuchten, ist jetzt ein mißliches Unternehmen. Auch hat man es aufgegeben — die Welt hat andere Sorgen. Es kann ja zu nichts helfen, denn die Kritik kann sich nur an die Kunst halten und auf die Kunst wirken, und unsre Theater sind jetzt keine reinen Kunstinstitute mehr, sondern künstliche Unterhaltungsanstalten, in denen man mehr oder weniger auch etwas Kunst erhalten kann. Was soll da die höhere Kritik? Sie würde sich lächerlich machen, wie die Bußpredigt eines Kapuziners auf einem Kasinoballe. Können, wollen, sollen oder dürfen nun auch die Theater nicht eigentliche Kunstanstalten seyn, so gedenken sie doch noch immer ihres Ursprungs, und haben meist die gute Absicht, durch Mittel, die, so weit es thunlich ist, von der Kunst entlehnt sind, zum Vergnügen eines höchstgeehrten und möglichst zahlreichen Publikums beizutragen, und vor Allem wollen sie beurtheilt oder eigentlich besprochen werden. Es hieße nun aber, dieser wohlwollenden Absicht einen schlechten Streich spielen, wollte man solch harmloses Bestreben mit den scharfen Stralen aus dem Brennspiegel der Kritik versengen, und es würde zudem ganz zwecklos seyn, denn das Object würde in den meisten Fällen ganz zergehen und nichts übrig bleiben, als eben die Kritik. So ist es denn gekommen, daß die Kritiker Berichterstatter wurden, die wohl hie und da des Anstands halber ein Urtheil riskiren, das aber nicht so böse gemeint ist und auch nicht so ernsthaft genommen wird, daß daraus ein Unglück entstehen könnte. Hiemit ist Allen besser gedient, und auch die Kunst leidet nicht darunter, denn die ist ja unsterblich und wird in

porta behalten bis bessere Zeiten kommen. Solche Rücksicht und Willfährigkeit darf indessen nicht bis zu einer völligen Nichtbeobachtung dessen, was seyn sollte, erschlaffen, denn ein Berichterstatter hat doch auch Pflichten gegen seine Leser, und größere Bühnen müssen auf der andern Seite sich auch als öffentliche Anstalten betrachten und dürfen als solche nicht außer Acht lassen, so viel Kunst zu retten, daß sie den Namen Kunstinstitute einigermaßen behaupten können, sind sie auch des Erwerbs halber genöthigt, die Neugierde auszubeuten, so muß es doch mit guter Art geschehen. Das gilt nun besonders von Hoftheatern, von denen man erwarten muß, daß sie die Kunst nicht ganz als einen Sinkingfond betrachten, was aber nicht ausbleiben kann, wenn Alles, was diese erhalten kann, im Herabsteigerungswege herbeigeschafft werden soll. Wo kommt man am Ende hin mit einem fortgesetzten Flickwerkssystem? Was nun unsre Hofbühne betrifft, so befindet sie sich in der üblen Lage, nicht alles Gute leisten zu können, was und wie sie es gerne wollte, denn ihr Personalzustand ist weit davon entfernt, au grand complet zu seyn. Doublüren sind ein Luxus, den wir hier nicht kennen, und sie können ja auch entbehrt werden, da hier nicht so oft gespielt wird, so daß der Dienst bequem genug ist, aber die Fächer sollten doch besetzt seyn. Ich verkenne nicht das Verdienst der einzelnen tüchtigen Talente, die wir haben, aber sie sind nicht hinreichend ein Ganzes zu bilden, und eben weil das nicht oder doch nur in wenigen Darstellungen stattfinden kann, so verlieren auch die vereinzelten Bestrebungen an Wirksamkeit. Man will, glaube ich, der Oper zu Hülfe kommen, man will eine deklamatorische Sängerin, eine Soubrette, einen zweiten Tenor, einen Buffo und einen Baritonist engagiren. Aber das Schauspiel muß sich noch ferner behelfen, obschon wir außer der Mad. Dahn keine Liebhaberin haben, wir brauchen eine, die nicht blos neben ihr, sondern auch mit ihr spielen kann — obschon Mad. Fries ganz allein tragische Heldinnen, Anstandsdamen, ernste und heitre Mütter spielt und nur in den komischen Alten Gehülfinnen hat — obschon wir keinen Helden, wenigstens keinen großen, haben für Eßlair, der leider nur selten spielen kann — obschon wir neben unserm talentvollen Dahn keinen ernsten Liebhaber haben, denn Forst, der in Cavalierrollen und im Lustspiel sehr gut ist, und Lang, der Staberl und Damian Stutzel gut spielt, können durch gelegentliche Aushülfe diesen Mangel nicht ersetzen — obschon wir keinen Komiker haben, außer in Volksstücken, wenigstens keinen solchen, daß das Fach als besetzt betrachtet werden kann. Wir sind überzeugt, daß die Intendanz gerne helfen wollte,

wenn ſie könnte, allein die Urſache, die ſie daran verhindert, ſey nun welche ſie wolle, das Ergebniß bleibt immer daſſelbe, wir haben ein unvollſtändiges Schauſpiel, und wir werden eben nicht beſſer daran ſeyn, wenn man ſich auch zu dem kaum zu erwartenden Entſchluß verſteigen ſollte, eine wohlfeile Réplâtrage zu bewerkſtelligen. Einige meinen, das könne nicht ſo bleiben, das iſt aber das Unglück, daß es gar wohl ſo bleiben kann, wenn man es ſo laſſen will, denn wer ſollte Einſpruch thun? Die Inſtanz, der es zuſteht, durch unbewaffnete aber conſequente Intervention einen Aufſchwung herbeizuführen, hat in dieſer wie in andern Angelegenheiten ſich aller Meinung und alles Einfluſſes begeben, und unſre Stadt iſt groß genug, um eine hinreichende Zahl von Müſſiggängern zu haben, die ins Theater gehen, weil ſie ſich und ihre Langeweile nicht beſſer unterzubringen wiſſen, und ſo lange der Kaſſier nicht brummt, wird wohl alles andere Murren nicht viel helfen. —

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Wien, 28. Decbr. 1836.

†† So eben komme ich aus dem Opernhause, wo Dem. Jenny Lutzer, Sängerin vom ständischen Theater in Prag, ihren Gastrollen-Cyclus als Norma Bellini's eröffnete. Die Prager Nachtigall hat das zahlreich versammelte Publikum enthusiasmirt, am meisten durch den frischen jugendlichen Reiz der ausgebildeten Sopranstimme, nicht so sehr durch großartigen dramatischen Gesangs-Vortrag. Von der Norma Bellini's finden wir keine Spur in dieser Leistung des geschätzten Gastes, aber das weiche edle Organ wirkt mit electrischer Kraft auf unsere Gemüthsnerven, die so gerne bei uns südlichen Wienern ihren Verlauf im Ohre haben. Dem. Lutzer ist in jedem Falle ein ächter schöner Stimmsolitär, kein böhmischer Stein, und in unserm Opern-Institute dürfte jener den erhellenden Schliff und die verschönernde à jour Fassung erhalten. Sehr wundert es mich, daß ich im Feuilleton Ihrer Zeitschrift, das doch sonst die Neuigkeiten in der Zeit scharf aufgreift, noch keine zergliedernde Analyse unserer Wiener Oper und der neuen Administration des Kärtnerthor-Theaters gefunden. Es herrscht über Beide ein solch interessanter Meinungskampf in unsern Salons und Bierhäusern, daß die an und für sich unbedeutende Sache wirklich zu einem momentan wichtigen Gegenstand erhoben wird. Die neue Administration des Kärtnerthor-Theaters, welche die Italiener Signori Ballochino und Merelli bilden, hat allerdings eine schwierige Stellung gegen manche von außen einstürmende Hindernisse zu vertheidigen; wie vom Sturmwinde in unsere Mitte geweht, kennt sie weder die mukalischen Bedürfnisse unseres Scenen-Publikums, noch dessen Geschmack richtig, daher die vielen Mißgriffe, welche die Administration dieser Hofbühne bei dem Entrée in die Theaterwelt Wiens begleiteten. Zu diesen rechne ich hauptsächlich die Entlassung einiger Opernmitglieder aus der Administrationsepoche Duports und ihre Zurückberufung, als die Noth am höchsten war. Die Administration dieser Bühne, die kein Wort deutsch, viel weniger wienerisch versteht, soll nun einen aus deutschen Kunstkräften gebildeten Körper zusammenhalten und eine deutsche Oper creiren; dazu hat sie, obwohl aus Ehren-

männern bestehend, dennoch keinen Begriff von der artistischen Leitung einer Bühne und muß sich in dieser Beziehung ihren deutschen Berathern auf Gnade und Ungnade ergeben, die aus sogenannten Regisseurs gebildet sind, und man weiß nur zu genau, wie sehr diese Herren, nur von reinen Kunstmotiven angetrieben, in vereinter Harmonie zum Besten einer fremden Sache hinwirken. Die Opernbühne erfreut sich gegenwärtig der speciellen Protection Sr. Excellenz des Herrn Grafen Sedlnitzky, und dieser hochgebildete Mann widmet die wenigen Mußestunden, welche ihm sein ausgedehnter Geschäftskreis übrig läßt, dem Interesse dieses Kunstinstituts. Dem geläutesten Geschmacke dieses feinen Welt- und Staats-Mannes verdanken wir höchst wahrscheinlich all das Schöne und Neue, was nur bis jetzt die Administration des Kärtnerthor-Theaters geboten. Uebrigens zeigen die Herren Ballochino und Merelli viel regen aufrichtigen Willen, das Beste zu leisten, wir haben bereits Spohr's Jessonda auf eine des Tondichters und des musikalisch gebildeten Wiener Publikums würdige Weise geboten erhalten; an prachtvoller äußerer Ausstattung läßt es die Administration nie fehlen, auch hat sie uns den ersten Tänzer Frankreichs, Herrn Perrot und dessen schöne Gefährtin, Dem. Grisi, auf 6 Monate geschenkt, ein Tänzerpaar, das die Ballet-Liebhaber bis zum siebenten Himmel verzückt. Eine neue Oper, Donizetti's Torquato Tasso, erwarten wir stündlich, eben so wenig fehlen Wiederholungen des Weber'schen Freischützen, dessen Wolfsschlucht dem Sonntagspublikum der fünften Gallerie noch immer viel Spaß macht. Von neuen deutschen Sängern und Sängerinnen hat uns die bestehende Administration noch wenig Erhebliches gebracht. Eine Mad. de Meric, nur kurze Zeit engagirt, wurde von unserem Publikum als invalid erklärt und zog von dannen, eine Dem. Vial, ein hübsches Mädchen, wurde beim ersten Debut von solcher Angst befallen, daß sie mitten in der großen Arie der Semiramis ausrief: „Ich kann nicht mehr!“ und abgeführt werden mußte, ob Wahrheit, ob Dichtung, weiß man nicht genau, auch sie ist nur noch Anfängerin im Gesange und wird wahrscheinlich bald der Mad. de Meric nachfolgen. Mad. Pollert, erst seit Kurzem für diese Bühne gewonnen, ist im Besitz einer schönen Stimme und eines gebildeten musikalischen Vortrags. Durchgekostet haben wir einige norddeutsche Sängerinnen; Fräulein von Faßmann war uns zu eisig, jetzt sehen wir den Prager und Pesther Nachtigallen, der Mad. Mink und der Dem. Lutzer als engagirten Sängerinnen entgegen, und auch Clara Heinefetter, diese Sängerin mit dem La Blatch in der Kehle wird bald wieder die unsere seyn! Von den männlichen Kunsterscheinungen nenne ich nur Herrn Schaber, den Bariton, mit Auszeichnung, einen vollkommen ausgebildeten Gesangskünstler, mit beschränkten Stimm-Mitteln, aber trefflicher italienischer Schule, Herr Ammerlahn hat Talent für Buffo-Parthien und glückliche Darstellungsgabe, aber wenig musikalische Routine. Die alte Garde bleibt noch der Hauptkern dieser kleinen Kunstarmee. Wild, Breiting, Binder, Cramolini, vier Tenore, jeder in seiner Gesangs-Sphäre ausgezeichnet, Standigl, der classische Bassist, dieser unerschütterliche musikalische Fels, Dem. Sophie Löwe, diese herrliche Kunst-Erscheinung, in der Gesang und Spiel zum wunderbaren Ganzen sich vereinen, Marie Henkel, die ächt französische Soubrette voll Grazie und Liebenswürdigkeit, alle noch aus Duports Schule, sie überwiegen tausendmal diese leichte Sprenwaare von Sängern und Sängerinnen, welche die neue Administration gebracht hat. Kreutzer, der Compositeur der Uhland'schen Lieder, ist ein kräftiger Dirigent, aber keineswegs ein vom Orchester geliebter Kapellmeister; dieser hat sich in letzter Zeit manche Lässigkeiten zukommen lassen. Untadelhaft und wahrhaft wie aus Einem Gusse steht der männliche und weibliche Chor da, in jeder Oper hinreißend durch die Harmonie und Fülle edler kräftiger Stimmen. Vom Balletpersonale nenne ich nur die Italienerin Signora Colombon, ein wunderhübsches

Mädchen und glückliche Darstellerin zarter Frauengestalten, und Herrn Gutte, der die Tyrannen der Ballete mit stark aufgetragenem Colorite gibt; die übrigen italienischen Tänzerinnen, welche man auf dem Zettel uns als erste Tänzerinnen weiß machen wollte, sind, Signora Cenito ausgenommen, schwache Chortänzerinnen, die höchstens ihrer plastisch hervortretenden Formen wegen die Lorgnons der Logen auf sich lenken.

Für die Opern-Stagione 1837, beginnend nach Ostern, haben wir manchen werthvollen Gesangs-Genuß zu erwarten. Als Primadonna werden wir die Tachinardi-Persiani hören, als ersten Tenor Poggi, der schon früher Liebling unsers Publikums war, und als ersten serieusen Basso Salvatori, der ein trefflicher Operist seyn soll. In journalistischer Hinsicht wird die neue Administration und ihr Wirken sehr protegirt und die Sänger und Sängerinnen müssen par force in den Journalen gelobhudelt werden; dieß heißt man „einem jungen Unternehmen unter die Arme greifen." Es ist wahr, die Administration des Kärntnerthor-Theaters gibt sich alle Mühe, dem Wiener Publikum Vergnügen zu bereiten, und sie verdient in dieser Beziehung gewiß jede Aufmunterung von Seite der Kritik, aber gar keinen Tadel, nicht den leisesten, nicht den zartesten aussprechen zu dürfen, das gibt der Sache den Anstrich von Engherzigkeit und geistiger Kleinlichkeit. Und doch erinnere ich mich einer Zeit, in der man dieses Institut wenig, und Dem. Schlanzofsky, die talentvolle Tänzerin, nie loben durfte, und jetzt darf man diesen Leuten nicht einmal sehr höflich sagen: Freund, Sie haben gestern um einen Viertel-Ton zu tief gesungen. Die Kritik über diese Bühne und ihre Leistungen zieht sich bei solchen drückenden Umständen wie die Ahnfrau in die stille Klause zurück, und an ihrer Statt erscheint das Theater-Referat, ein breites, langweiliges, geistloses Ding, das anführt, wie oft eine Sängerin oder ein Sänger gerufen wurden.

Nächstens mehr über das conversationelle und geistige Leben Wiens. Dießmal war mein Hauptaugenmerk auf die Leistungen des Kärtnerthor-Theaters gerichtet und deßhalb größere Abwechslung nicht leicht möglich, wollte ich meinen Bericht nicht über Gebühr ausdehnen.

Literarische Uebersichten

von

G. S.

III.

Wenn ich von der Literatur die Meinung hege, daß sie sich in einem frischen Aufschwung befinde, so will ich doch zugleich eingestehen, daß ihr Zustand im Ganzen noch keinen erfreulichen Anblick gewährt. Sie gleicht einem Kranken, der auf dem Wege der Genesung begriffen ist, jedoch in rauher Jahreszeit die Nachwirkungen der Krankheit doppelt durchzumachen hat. Da zeigt sich langdauernde Schwäche, es treten Rückfälle ein, die frischen Kräfte ringen noch mit den bösen Säften, die im Körper geblieben waren, und — je älter man wird, desto schwerer erringt sich die Fülle und die Kraft der Jugendjahre wieder. Unsere Literatur trägt die Spuren einer überlebten Jugend gewaltig zur Schau, und um so unverkennbarer, je mehr sie mit ihrer Jugendlichkeit coquettirte. Was ließe sich nicht in gegenwärtiger Epoche von den Mißlichkeiten, von den Gefahren, von den Fesseln und Mängeln deutscher, und fast in demselben Grade aller europäischen Literatur herzählen? Allein ich muß mich in diesen Artikeln begnügen, gelegentlich einzelne Abwege und Bedürfnisse aufzuzeigen. Ohnedieß arbeiten ja viele Kräfte im Weinberge des Herrn, und es thut ein Jeder wohl daran, die Sache von der Seite zu packen, wo er ihr am nächsten steht. Den allgemeinen Standpunkt, den ich einnehme, versteht man sicher.

Im Einzelnen ist die neueste Literatur sehr erfreulich. Wie Treffliches bringt nicht ein einziges Jahr an's Licht? Um nicht von den Wissenschaften zu reden,

man ſehe flüchtig über den Reichthum der Leiſtungen hin, die in das Gebiet fallen, das wir Literatur nennen, und das Alles umſchließt, was der durch Schrift zu verbreitenden Cultur angehört, ohne in die Reihen der ſtrengen Wiſſenſchaft oder eng practiſcher Zwecke zu fallen, und ohne jener Form zu entbehren, die die nationale Bildung bedarf, um ſich an dem Dargebotenen wirklich zu bereichern. Fortleitung des höheren Menſchenthums, das iſt's ja, was die Literatur aller Zeitalter und Nationen gewollt hat. Es war ihr Ziel, ſelbſt wenn ſie unbewußt den volksthümlichen Stoff und abſichtslos den ächten Inhalt und die ſchöne Form gewann. Und wo hätte ein Zeitalter dieſes Bildungsmittels mehr bedurft, als das gegenwärtige, das wie kein anderes nach allen Seiten hin an der Feſtſtellung der Denkart arbeitet und die thatſächlichen Zuſtände verbeſſern will. Nie hat die civiliſirte Welt mehr Troſt bei ihren großen Geiſtern, bei ihren Schriftſtellern geſucht, als im neunzehnten Jahrhundert. Der fromme Glaube, die zufriedene Beſchränktheit unſerer Väter fällt täglich mehr der Vergeſſenheit anheim. Man fragt nach den Beſchwichtigungen, die der Quell des Geiſtes, der Gott in uns verſprach. Hat uns die zeitherige Literatur in dieſen Erwartungen befriedigt? Etwa die franzöſiſche Romantik? etwa Byron? oder Heine's Reiſebilder? Immerhin! Die Literatur in Deutſchland, die für die Zeit von 1805 bis 1832 characteriſtiſch bleibt, thats ganz gewiß nicht. In jüngſter Zeit ging es uns darin ſchon namhaft beſſer.

Was nun das Neueſte anlangt, ſo haben wir uns gar köſtlicher Gaben zu rühmen, und ſichtbar ändert ſich der Geiſt und die Richtung des Strebens, ſo ſchwierig, ſo gefährdet es iſt. Was man bei uns in traurigſter Zeit eigentlich Belletriſtik benamſete, wird immer mehr verachtet. Dagegen nimmt das wirklich Schöne, das Neue und Energiſche, das wirklich Bereichernde den Vordergrund ein. Es war eine Zeitlang, als müßten ſich geſcheidte Leute bald ſchämen, auf unſerem flachen und lebloſen Literaturfelde zu arbeiten. Wo aber Männer wie Rückert, Varnhagen, Carus, Gans, wo Schefer und Prokeſch, wo ſo viele jüngere und lebendige Fähigkeiten der Nation Auge in Auge ſehen, wo es ſogar unter den Weibern ein Genie, wie Rahel, die ſibylliniſche, und eine Zauberin wie Bettina gab, da darf die Literatur neu ihre Flügel heben und ſelbſt dann noch frohlocken, wenn ſie über die Lautloſigkeit Uhlands, über die Wunderlichkeiten Tiecks, über die Ermattung Heines und über die Unverſiegbarkeit Pücklers Urſache hätte, ſich zu beklagen. Denn es möge erlaubt ſeyn, zu behaupten, daß die beiden Letzteren ſich große Verdienſte um unſere Literatur erworben haben, Verdienſte, die man erſt würdigen wird, wenn die Irren und Wirren, die dabei veranlaßt werden mußten, längſt verſchollen ſind. Hat etwa die jetzige oder gar die letztvergangene Generation ſich irgend auf eine ſo bemerkenswerthe Claſſicität zu berufen? Sagt, ſagt: wo ſteckt eure Claſſicität? Es muß doch endlich geſtattet werden, friſch, lebendig und anregend zu ſeyn, ſelbſt auf die Gefahr hin, von euren Literatur-Regiſtern für unclaſſiſch verſchrien zu werden. Dieſe Aufgeweckтheit iſt doch eurer Claſſicität vorzuziehen, die denſelben Ton und denſelben Vers, den ein Meiſter, z. B. Uhland anſchlug, mit ächter Meiſterſängerei fortdudelt, einer Claſſicität, deren erſte Ausgabe in den Vorrathskammern der Verleger vermodert.

Die poetiſche Literatur iſt überhaupt der ſchwächſte Theil der neueſten Strebungen, obwohl poetiſche Fähigkeiten an Manchen ausgetheilt ſind, der doch kein Lied ſingt, keine Tragödie dichtet oder, um gerecht zu ſeyn, nicht dichten kann. Deſto ſchönere Anflüge, deſto poetiſchere Anſchauungsweiſen bereichern unſere Proſa, eine Sitte, die im ächten und falſchen Sinne von Jean Paul in die Literatur gebracht wurde. Doch hat neuerdings und gewiß nicht in Folge unſerer ſüffiſanten Literatur ein reicher und unvergänglicher Deutſcher erſt ſeine lang entbehrte Anerkennung bei allen edleren Seelen und unter der beſſeren Breite der Nation gewonnen. Eine ſo

seine und heimliche Gemeinde hat Keiner unter den Neueren wie Rückert. Philister preisen einen Dichter oft aus provinzieller Vaterlandsliebe; seinen Heine liest auch der Commis-Voyageur, wenn er etwas Verzweiflung liebt und noch mehr lange Weile hat. Das ist auch Publikum und gewiß nicht ihr einziges. Um Platen gar sammelt sich ein leichtes Corps im Irrgarten der Metrik herumtaumelnder Sprachmeister. Nur Rückert hat blos Menschen entzückt, Menschen im wahren Sinne und doch eine recht ansehnliche Zahl von solchen. Das ist kein Publikum, das man kitzeln muß, um es genußfähig zu machen. Zwei Auflagen Rückertscher Dichtungen kamen nach einander, eine zauberhafte Perlenschnur reiht sich an die andere und man spricht davon, daß noch weitere Bände folgen werden. Der ganze Rückert — welch ein Trost für dürstende Seelen! Rückert gehört, wie so viele Treffliche, die unsere neueste Literatur befestigen helfen, zu den Auserlesenen, die aus unsrer classischen Zeit stammend, der neuesten Periode überliefert wurden, in der sie erst den Stoff, oder den Aether, oder das Publikum vorfanden, kurz an einem Streben Theil nehmen konnten, das einige Jahrzehnte abhanden gekommen schien oder vereinsamt war. Solche Namen, die wir jetzt hoch halten, fallen Jedem ins Gedächtniß.

Doch verhältnißmäßig waren die Leistungen der Dichtkunst in unsrer neuesten Literatur weder an innerer Bedeutung noch an Wirksamkeit dem vergleichbar, was diese oft in schneller Folge außerhalb der Poesie aufzuweisen hatte. Es scheint, als wenn überhaupt nur noch die Größe in der Kunst sich des Einflusses auf ein Zeitalter erfreuen kann, das so lebendig erregt, gebildet und beschäftigt seyn will. Ja trotz unseres Rückert, trotz Stägemann, Chamisso und Eichendorff, trotz mancher jüngeren Fertigkeiten — wann hätte unsere poetische Literatur die ganze letzte Zeit her die Wirkung hervorgebracht, die unsere Prosaiker — Schlag auf Schlag und nach verschiedenster Richtung übten. Was bildet, was erhebt die Beßten? Erinnert ihr euch — um nur von dem Neuesten zu reden — Raumers trefflichen Englands, eines Buches, das in Deutschland fast alle Parteien nöthigte, den Hut vor dem rührigen und reichen Manne abzuziehn? Wer las nicht Varnhagen's Bildnißgallerie aus Rahels Umgang, und wer berechnet den Eindruck einer solchen Humanität auf unsere leider noch so brutale Denkart? Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist in neuer Umarbeitung ein Geschichtswerk, das über die Kreise des blos historischen Wissens und des blos gelehrten Interesses hinausragt. Vorzügliche Theilnahme regt Alles an, was von Carus, dem Arzt, dem Künstler und dem Kunstforscher kömmt! Von seinem neuesten Buche über Paris und die Rheingegenden spreche ich nächstens mehr. Und wenn Eduard Gans für seine „Rückblicke“ nicht die Theilnahme gefunden hat, die sie verdienten, so trägt auch hier der gegenwärtige zerrissene Zustand der Literatur die Schuld. Was für ein sonderbar anziehendes Werk war die Cavalierperspective des Chevalier de Lelly, und welcher Schatz von Anschauungen und lebendigem Gemüthe tritt uns in den eben jetzt gesammelten Denkwürdigkeiten aus dem Orient vom Ritter Prokesch v. Osten oder wie er sich gewiß eben so gern nennen hört, des liebenswürdigen Prokesch entgegen. Von diesem Werke ist der erste Theil (Stuttgart, bei Hallberger, 1836) erschienen. Hiermit hat Deutschland wieder einmal dem Ausland den Rang abgelaufen, denn Lamartine's empfindungsvolle, langgedehnte, reflectirte Erinnerungen konnten nur lüstern nach solch einem lebendigen Prachtbild des Orients machen. Einstweilen weise ich die Stoff und Bildung Suchenden auf dasselbe, und komme, wenn es vollendet seyn wird, in einem eigenen Artikel zu ihm zurück. Ein neues Buch von Theodor Mundt „die Kunst der deutschen Prosa“ darf nur erwähnt werden, um die größten Erwartungen anzuregen. Ich will es selbst erst lesen.

Man glaube aber nicht, daß, weil im Einzelnen so viel Schönes und Gutes an's Licht tritt, der Zustand unserer neueren Literatur deßhalb ein wünschenswerther sey.

Selbst dem Besten fehlt es an Anerkennung, weil die Kleinen sie nicht gönnen, weil die Nation durch die Parteiung ihrer Geister zerstückelt wird, weil die überlebten Reste der früheren Periode und unserer elenden Belletristik noch immer fort- und nachwirken. Und wenn nur die Anerkennung mangelte, das wäre das Schlimmste nicht, die käme vielleicht nach. Aber auch die Einwirkung, die Resultate der edelsten Bemühungen werden auf das Leidigste verringert. Ich habe in meinem ersten Artikel gesagt, die Wissenschaft habe wie die Literatur während der vorangegangenen Zwischenperiode der Einheit ermangelt. Ein Durchbruch sey unumgänglich gewesen. Das ist geschehn, in allen Richtungen geschehn, und es wird sich jeder wahrhaft Mitlebende von selbst sagen, was dazu in Philosophie, in Politik, in Wissenschaft und Literatur den Anstoß gegeben hat, was im Kampf und Irrthum durchbrechen will. Ist etwa die ersehnte Einheit gewonnen? Keineswegs! Aber der Mangel derselben wird nicht mehr durch Halbheit und Mittelmäßigkeit überfirnißt, sondern er ist eingestanden und man weiß, daß nur nach langen Gährungen die Wahrheit uns einigen und versöhnen wird, so weit es unter Menschen möglich ist.

Während die Einheit mangelt, gibt es doch einzelne Einigungsbande, die wenigstens die Besseren an einander halten. Das sind Sätze, sind Muster, für die Jeder einsteht! Die deutsche Literatur hat meines Wissens nur einen solchen Stützpunkt, in der Gesinnung, in der Denkart, in der Kunst und in der Individualität des größten und wegen dieser Größe angefochtensten Dichters: Göthe. Deßhalb hat die jüngste Periode als eine Haupt-Tendenz die feststehende Anerkenntniß dieses erlauchten Geistes verfochten. Der Kampf dagegen verstand sich von selbst, er ist die partie honteuse unserer Literatur. Darum mißfällt es den Strebsamen so sehr, wenn seine Köpfe, wie Gervinus, wie Paul Pfizer ihren Genius an einer ganz idealistischen, unpraktischen Mäkelei mit Göthe und doch nur an einzelnen Vorsprüngen des großen granitnen Urgebirges abmühen. Ihr arbeitet nicht dem Fortschritt, sondern trotz mancher Wahrheit, die ihr verkündet, nur der Begränztheit, nur der Geistlosigkeit — nur der Pöbelhaftigkeit in die Hände. Ihr solltet Besseres thun!

Nie habe ich mich zu den Grundsätzen, zu den Lehren bekannt, aus denen man neuerdings den Begriff eines jungen Deutschlands gestempelt hat. Allein den Talenten, die man als Repräsentanten obigen Begriffs verlästerte oder denuncirt hat, war ich immer freundlichst zugethan, ich sehe noch jetzt in ihnen ansehnliche, mit manchen andern umangefochtenen Kräften gemeinsame Fortschritts-Elemente unserer Literatur und wohl wissend, daß es nicht blos diese jungen Literaten sind, die Fehlgriffe und Verirrungen ihrer Jugend einzugestehen haben, werde ich, so lange sie streben und nicht wirklich in dem Principe untergehn, dem vielleicht der Eine oder der Andere nahe stand, nie aufhören, in ihnen mitwirkende Kräfte am Webstuhl unserer Zeit zu achten. Und nicht ich, nicht Einzelne, sondern ganz Deutschland denkt so, unsre aufgeklärten Regierungen denken es. Ja, als der Verfolgteste derselben, einen Augenblick fast in Gefahr für immer geächtet zu werden, den Angstschrei von sich stieß: „Es ist der Geist des todten Göthe, der in uns gefahren ist, und von dem Schänder seiner Leiche Rache heischt," da erschütterte es alle wie ein Hülferuf der Literatur, das hieß den Namen eines oft verkannten Schutzgeistes anrufen, um die Kannibalen zu erdrücken, das verstanden alle Hochherzigen und man erröthete nicht mehr, sich selbst mit dem Leichtsinn zu versöhnen.

So steht's mit Deutschland's Literatur. Sie fragt nicht nach einem jungen Deutschland, sondern sie schreitet mit diesen Talenten oder auch ohne sie auf ihrer unvermeidlichen Bahn fort.

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

III.

Die Pariſer Theater hatten im Jahre 1834, 188 Neuigkeiten gegeben, worunter 127 Vaudevilles, 148 Autoren waren dabei mitwirkend geweſen. 1835 erſchienen 221 Neuigkeiten, worunter 159 Vaudevilles, und 188 Autoren hatten mitgewirkt. Alſo 42 Stücke und 35 Autoren mehr. Nun ſehe man aber 1836!

Académie royale de musique (2 Opern; 2 Ballets.)	4 Werke.
Théatre-français (2 Tragödien, 5 Comödien und 25 Wiederholungen außerdem.)	7 „
Opéra-comique (außerdem noch 12 Wiederholungen.)	12 „
Théatre italien	1 „
Odéon	3 „
Gymnase	17 „
Vaudeville	22 „
Variétés	25 „
Palais-royal	28 „
Gaité	32 „
Ambigu-comique	27 „
Porte St. Martin	12 „
Cirque olympique	4 „
Théatre-Choiseul (Kinder)	44 „
Folies-dramatiques	14 „
Panthéon	40 „
St. Antoine	34 „
	296 „

(darunter 218 Vaudevillen.)

Sollten, wie es den Anſchein hat, für das nächſte Jahr, das zweite théatre-français, das Odéon und das théatre St. Marceau im April eröffnet werden, ſo kann man nach dieſer jährlichen Progreſſion dreiſt auf jeden Tag ein neues Stück, mithin 365 Stücke vorherſagen.

Jedes Theater hatte außer den gewöhnlichen Erfolgen auch noch einen ſogenannten Succès de Vogue zu zählen. Die große Oper führt dieſe Reihen an; ſie hatte die Hugenotten, den hinkenden Teufel und das Donaumädchen. Das théatre-français hatte Marie von Madame Ancelot. Die komiſche Oper den Paſtillon und die Geſandtin; das Gymnase den Pariſer Straßenjungen (in Deutſchland zu einem Taugenichts gemacht); das Vaudeville Renaudin de Caen und la Dame des Choeurs; die Variétés Kean *); das Palais royal die Marquiſe von Pretentailles; die Gaité la belle écaillère (die ſchöne Auſternhändlerin): das Ambigû Heloiſe und Abälard; die Porte St. Martin die Herzogin von Lavaballière und Leon.

Vieles davon wäre für deutſche Bühnen zu benutzen, und unſere Ueberſetzer mögen ſich tummeln, wenn ſie nachkommen wollen. Die Pariſer ſind ſchon wieder mit Neuigkeiten voran.

Außer einigen beſcheidenen Ungenannten wurden von 188 Autoren Stücke gegeben. Der fruchtbarſte war Bayard mit 12 Stücken; Theaulon und Leuven kommen dann mit 11; Scribe, Anicet und Cognard haben 10; Paul de Kock und Dumanoir 9; Devergers und St. Yves 8; Ancelot, Dupenty, Deforges, Dartois, Vanderburch, Desnoyers, Lubize, Cormon 7; Duvert, Theodor Nezel 6.

Zum erſten Mal figurieten unter den Dichtern die Namen der Mad. Ancelot, dann Clairville, Becor, Bouchardy u. ſ. w. in Allem 24. Hervorzuheben ſind noch Méry, der zum erſten Mal ein Stück aufführen ließ und St. Aguet, von dem früher mehre artige Novellen erſchienen ſind, die ſchon Stoffe zu Vaudevilles für Andere geliefert, wie das goldene Kreuz u. ſ. w.

Opern wurden von 14 Componiſten gegeben, deren Namen ſind: Auber, Meyerbeer, Adam, Riſaut, Griſar, Gomis, Monpou, Fontmichel, Godefroy, E. Prevoſt, Gide, Heinsmin, Mlle. Bertin und Loiſa Puget.

---

*) Die deutſche Umgeſtaltung dieſes trefflichen Luſtſpiels, von der vor einiger Zeit in dieſen Blättern die Rede war, iſt bereits von dem Herrn Grafen von Leutrum, Intendanten des Stuttgarter Hoftheaters, angenommen und zu einer baldigen Aufführung beſtimmt worden. Moritz wird die Titelrolle geben.

Außerdem haben Arien und Accompagnements für Stücke auf den Theatern zweiter Ordnung Nachstehende geliefert: Doche, Guinnée, Pilati, Marquerin, Flottow, Heguet, Massé, Alexander Piccini, Hostié, Berncourt.

Angeregt durch das Drama, dessen Held der große Künstler ist, mögen hier folgende Zeilen eines Freundes nicht unpassend ihre Stelle finden.

Den 15. Mai 1833 starb, nachdem die alte und die neue Welt ihn mit Lorbeern geschmückt, an den übeln Folgen des Grogs Edvard Kean, der britische Mime. Bei Perthes in Hamburg erschien eine Uebersetzung seiner Biographie aus dem Englischen von Georg Lotz. Die Schrift ist zwar eher seine Leidens-, als seine Lebens-Geschichte, und wir müssen sehr bedauern, daß sie so wenige Züge seines unsterblichen Spieles uns aufbewahrt, und zu Nutz und Frommen unsrer Schauspieler überliefert hat, indessen sind schon seine genialen Bizarrerien und seine merkwürdige Laufbahn es werth, unsere Leser ein wenig damit bekannt zu machen.

Im Jahr 1789 spielte ein bildschöner Knabe von zwei Jahren in einer Oper den Cupido, und acht Jahre später erregte er durch die großartige Auffassung Shakspear'scher Charaktere das Staunen der Mrs. Clarke. Da mag er wohl bald auf die Höhen des Lebens gelangt seyn, meint man. O nein, der vortreffliche Tragöde und beste Harlekin Englands, wie ihn eine Logenschließerin nannte, der als Affe in Perouse dem Publikum Thränen entlockte, und durch die Rede des sterbenden Sir Giles in New Way to lebt old Debts Lord Byron, seinen größten Bewunderer, einer Ohnmacht nahe brachte, derselbe hatte oft das Brod nicht, seinen Hunger zu stillen, oft die Kleider nicht, seine Blöße zu decken. Er war Seiltänzer, Kunstreiter, Cajütenjunge, Jokey. Bei einer wandernden Schauspielertruppe bildete er sich; 15 Schillinge wöchentlich, später eine Guinee und endlich 30 Schillinge waren nicht zu viel für Einen, der das Spiel und die Schulden so vorzüglich verstand. Man lobte, man bewunderte ihn, aber oft fand er die Truppe nicht, die ihn nur aufnehmen wollte.

Sein Leichtsinn und sein Jähzorn waren so groß als sein Genie. Er hat dadurch viel gelitten. Wie oft kam er auf die Bühne und wußte in der Trunkenheit nicht ein Wort von seiner Rolle! Man ging aber auch arg mit ihm um. Der Himmel und Hölle beschwor und dem Zuschauer das Herz erschütterte, dem nagte der Hunger am Magen. Man nahm ihm die Rollen, in denen er hätte glänzen können, und eine andere ließ er sich nicht aufnöthigen. Da ging er hin zu seiner Wirthin und forderte Grog! Grog! und konnte nicht spielen. War er dann seiner Collegen so recht müde, so gab er für sich declamatorische Abendunterhaltungen, wozu er, um die Druckkosten zu ersparen, die Ankündigungen selbst schrieb, und die Niemand besuchte. Das hieß Aufmunterung!

Er kam einmal nach London, und er und seine Frau gingen nach Drurylane. Dort sah er John Kemble, und er sprach zu seiner Frau: „Werde ich je diese Bretter betreten?“ „Ich will es!“ raffte er sich auf.

Er ging wieder zurück, litt viel und trank noch mehr, spielte entzückend und spielte, um seinen Sohn begraben lassen zu können.

Die Rolle des Shylok verhalf ihm zu einer Anstellung auf den ersehnten Brettern. Das Publikum erfreute und entsetzte sich. Er gab Jago, Othello, Hamlet — diesen 68 Mal in Einer Saison — Leon, Macbeth, Romeo, Richard III., Lear, die meisten groß wie Shakespear. Wo finden unsere Dichter einen Schauspieler, der sein halbes Leben auf sie wendet? Kean war Shakespear's bester Commentator. Aber er grübelte und studirte auch, wie noch kein Künstler vor ihm.

In Miß Joanna Baillis Drama „de Monfort“ studirte er die Hauptrolle Nachts auf einem Kirchhofe. Hört ihr Schauspieler! Geld hatte er nun die Menge und Durst immer mehr. Er wußte des Gei-

des los zu werden; denn er war der Mann der Liebschaften, die er immer mit demselben Briefe anfing, und mußte wegen Ehebruchs dem Aldermann Cox 800 Pf. St. bezahlen. Eifersüchtig war er wie keiner; er war zweimal in Paris und konnte Talmas Anblick nicht ertragen, der ihn doch so sehr schätzte; aus Eifersucht wollte er seinen eigenen Sohn keinen Schauspieler werden lassen, und verstieß ihn; er wollte der einzige Kean bleiben. Nur die Loden liebte er; er hatte außer dem Golde und Ruhme auch den Knochen der großen Zehe des größern Georg Friedrich Cooke aus Amerika mitgebracht und ließ seine Collegen davor niederknien. So war Kean. Laßt ihn! Er war ein Genie! H.

Das Personal eines Dampfboots.

Die Glocke ertönt, die Landungsbrücken werden weggenommen, wir sagen dem Lande Lebewohl. Der Augenblick der Abfahrt ist nicht das Uninteressanteste der Reise mit einem Dampfschiff. Die Gesichter der Reisenden, die sich einrichten und zurecht setzen, liefern ein belebtes Panorama. Man weht mit den Tüchern, man empfiehlt den Zurückbleibenden seinen Regenschirm, sein Hündchen, seine Vögel, sein Silber, Fenster und Thüren wohl zu verschließen; doch wir verweisen unsere Leser auf frühere Beschreibungen solcher Scenen. Es ist bei der Abfahrt einer Diligence derselbe Fall. Charakteristisch ist bei den Dampfschiffen das Aussehen der dienenden Geister, sowohl bei der Maschine als bei den Effecten der Reisenden. Bei den Diligencen sind diese Leute gewöhnlich leicht und schnell, wie die Eichhörnchen, bei den Dampfschiffen hingegen schwerfällig und einsylbig. Bei den Diligencen hat man stets einige Höflichkeiten für die Damen in Bereitschaft, welche ihre Hutschachtel zwanzigmal nach einander aus allen Tönen empfehlen, wenn man sie gleich dennoch mit Riemen und Stricken zusammenschnürt. Auf den Dampfschiffen unterläßt man die höflichen Worte und sorgt dafür besser für die Effecten. Man reiht sie auf und neben einander um den Rauchfang, und bildet daraus ein ungeheures Imbroglio von Schachteln, Nachtsäcken, Koffern, Felleisen und Körben. Dieses Durcheinander verursacht allerdings nachher einiges Geschrei beim Ausschiffen, allein was thut das?

Wer ein einziges Dampfschiff in seinem Innern gesehen hat, kennt sie alle, sie mögen heißen, wie sie wollen. Ueberall gibt es zwei Plätze, auf dem ersten hat man ein Zelt von Leinwand, wenn die Sonne scheint, und bei schlechtem Wetter einen kleinen Salon mit Spiegeln und Bänken. Auf dem zweiten Platze wie auf dem ersten figuriren fast immer dieselben Personen, hört man fast immer dieselben Gespräche.

Das erste Ereigniß, welches die allgemeine Aufmerksamkeit der Gesellschaft erregt, ist die Fahrt durch eine Brücke, wenn das Geräusch des Kessels plötzlich auf einige Sekunden schweigt, und Rauchfang und Schlauch niedergelassen werden, um durch zu können. Es ist selten, daß diese Operation nicht einen Ausruf der Ueberraschung erpreßte. Damen zeigen sogar etwas Angst. Glücklicher Weise dauert die Crise nicht lange.

Man hat schon oft die Dampfschiffe vor den Diligencen erhoben, allein immer noch nicht die Frage gründlich entschieden. Wenn man mit Dampf reist, so hat man allerdings nicht nöthig, umspannen zu lassen, man schluckt keinen Staub, man wird nicht gestoßen; dafür aber langweilt man sich, dieß ist ein anderer wohl zu beachtender Umstand. Das Dampfschiff verläugnet keinen Augenblick seinen englischen Ursprung. Es hat den Spleen. Man sehe nur, wie sich Alles theilt und sondert. Die Gesellschaft besteht nur aus kleinen Coterien; hier sitzt eine Familie, längs dem Steuer; dort sitzen zwei Engländer, Rücken an Rücken, und betrachten durch ein Glas die Gegenstände der beiden Ufer; auf dieser Seite steht ein Herr mit unterschlagenen Armen, und pfeift, um sich zu zerstreuen, einen bekannten Refrain; daneben sitzt eine Dame auf dem Feldstuhl

und strickt schlafend. In Allem diesem findet sich kein Ensemble, nichts Gesellschaftliches, nichts Mittheilendes; entweder schweigt man gleichgültig, oder man zischelt feindselig vor sich hin.

Die Diligence liefert ein anderes Bild; das ist ein ewiger komischer Roman, voll der lächerlichsten Gegensätze. Die Noth sperrt fünf bis sechs Personen in einen rollenden Kasten. Ein Handlungsreisender, ein Advokat, ein Arzt, ein Tagedieb, ein Student, ein Neugieriger, eine Welt im Kleinen. Man plaudert. Dann kommt die Table d'Hote. Neue Unterhaltung, Späße, Anekdoten u. s. w.

Auf dem Dampfschiff ißt man auch; man ist aber nicht so heiter dabei. Alles ist zu theuer, Alles geht zu langsam; ein einfaches Beefsteak dient leicht zu einer Kriegserklärung zwischen dem Schiffskoch und den Passagieren. Fordert man von dem Koch zu gleicher Zeit fünfzehn Beefsteaks, zwölf Coteletts und zwanzig Eierkuchen, so schreit er, daß er nur zwei Beine und zwei Arme habe. Man streitet und zankt, und unterdeß verbrennen Beefsteaks und Coteletts, und die Saucen setzen sich in den Casserolen an.

Nach dem Essen steigt man wieder auf das Verdeck und thut, was man den ganzen Morgen über gethan: man gähnt, man sieht die Vögel fliegen und betrachtet die Landhäuser, wenn welche da sind. Während des Verdauens entspinnt sich wohl auch in irgend einem Winkel eines jener herrlichen Gespräche über das Wetter, den Wolkenzug und das Theater, die es verdienten, von den Verfertigern dramatischer Sprüchwörter oder ähnlicher Geistesproducte benützt zu werden.

Ebenso gibt es gewisse stehende Figuren auf einem Dampfschiff, die gleich dem Sauerkraut auf deutschen Wirthstafeln nicht fehlen dürfen. So z. B. ist ein Jäger unerläßlich, gewöhnlich in der Person irgend eines Gutsbesitzers der Gegend. Er beschäftigt wenigstens die Aufmerksamkeit von fünf bis sechs Mitreisenden durch das Aufrollen von Jagdgemälden, worin der Graf *, der Baron von *, der Major von * eine Rolle spielen und mit einer gehörigen Sauce von Rehposten und Schrot, Wilddiebereien und Rebhühnern mit Trüffeln, Jagdfrühstücken und dergleichen übergossen werden.

Eine verlassene Gattin darf auch auf einem Dampfboote nicht fehlen. Sie sitzt gewöhnlich seitwärts und arbeitet verstohlen an einer Stickerei. Wenn sie die Augen langsam vor der Arbeit erhebt, so geschieht es, um sie auf den sie umgebenden Schnurrbärten ruhen zu lassen. Sie frühstückt Chokolade, und riecht gewöhnlich nach Aether, Rosenöl und Räuberessig zugleich; sie intriguirt alle empfindsamen Seelen des Dampfschiffes, denn sie ist ein Geheimniß, eine Muthmaßung. Beim Landen ist man dann desto mehr überrascht, sie am Arm eines Unteroffiziers aussteigen zu sehen, der während der Ueberfahrt weit weg von ihr, und ohne sich um sie im geringsten zu bekümmern, zwei und dreißig Cigarren nach einander geraucht hat.

Auch fehlt es den Dampfbooten selten an einem Spaßmacher, der die Reisenden auf alle Weise zu mystificiren sucht. So oft das Dampfboot stille hält, um Passagiers aussteigen zu lassen, so hört man beständig denselben Grüße nachrufen, als zum Beispiel: „Schönen guten Abend, meine Damen, viele Empfehlungen an Ihren Herrn Gemahl; vergessen Sie nicht dieß Päckchen; unterlassen Sie nicht, Hrn. Bonifazius zu grüßen u. s. w. Der Spaßmacher hält sich immer auf dem ersten Platze auf, wenn er gleich nur den zweiten bezahlt hat. Deßhalb muß er immer allerlei Contremärsche beginnen, wenn er den Capitän kommen sieht. Bei Tische hat er immer viel für zerbrochene Gläser und Teller zu bezahlen, die er beim Balanciren zur Belustigung der Reisegesellschaft zerbrochen hat. Außer seinem Ueberrock von Manchester und seiner Pfeife hat er wenig Bagage bei sich.

Eine eigenthümliche Physiognomie nimmt jedoch erst das Dampfboot auf größeren Seereisen an, etwa bei der Ueberfahrt von Livorno nach Neapel. Die Zurüstungen zum Schlafen, das Geräusch der Wogen, Alles dieses öffnet der Beob-

achtung einen weiten Raum. Auf dem ersten Platze sind die Schlafkammern abgetheilt, auf dem zweiten aber muß Alles durcheinander in demselben Raume schlafen. Nun denke man sich einmal solch ein schlafendes, italienisches Dampfboot, welch' ein Contrast!

Hier ein Geistlicher (Canonico), der zuerst nach Civita vecchia reist, um sich von dort nach Rom zu begeben, dort ein Capuziner mit abgestreifter Capuze, der im Einschlafen noch ein Gebet für die Seelen im Fegefeuer an dem Rosenkranze hersagt, während über ihm eine Tänzerin von San Carlo sich in goldenen Träumen wiegt. Ein Maccaronihändler zankt mit einer englischen Zofe, welcher er seinen Platz nicht einräumen will. Daneben sitzt ein wild aussehender Schleichhändler und plaudert mit einem französischen Maler. Man lasse einmal den zitternden Schimmer einer Nachtlampe auf diese Gesellschaft fallen! Hier ein deutscher Kammerdiener in der Nachtjacke, der auf einer Leiter in sein Bett im dritten Stockwerke zu steigen sucht, oder dort eine junge Italienerin, die ihre weiße Hand aus dem halbgeöffneten Vorhang streckt. Man möchte sagen, daß alle diese Schläfer, jeder in seinem Idiome, schnarchen. Welch ein belebtes Bild liefert ein solches Dampfschiff! Liebe, Ehrgeiz, Kunst, Glück, Unruhe, alle menschlichen Begierden und Leidenschaften sind da vereinigt und ruhen unter dem Schutze eines Kessels, den ein einziges Pfund Steinkohlen zu viel zur platzenden Bombe machen kann.

Während nun oben diese Ruhe herrscht, wirken unten ununterbrochen die Cyklopen, die armen Teufel, welche unaufhörlich den Steinkohlendunst athmen und die eigentliche Seele, die Schutzengel dieser schwimmenden Bevölkerung sind. Selten nur wird Franzosen der Kessel anvertraut. Ruhe und unerschütterliche Festigkeit sind dazu erforderlich, und diese besitzt der Engländer. Obgleich sie Branntwein trinken, so behalten sie doch in ihrem halben Rausche immer Vernunft genug, ihr Geschäft zu besorgen, ja der Instinct des Trunkenbolds trägt sogar oft über die gespannteste Aufmerksamkeit des Nüchternen den Sieg davon.

Wir haben hier nur von einer Reise bei ruhigem Wetter gesprochen. Die Schilderung des Sturmes wollen wir unsern Lesern ersparen. Die umgeworfenen Bänke, die erschütterten Magen, die erschreckten Gesichter, den festen Blick des Capitäns, das Toben der Elemente, Alles dieses mag man in einem der beliebten Seeromane suchen.

Nach und nach erhellt sich der Himmel; zuerst fangen die Theetassen zu kreisen an; dort legt schon wieder eine Amme ihren Säugling an die Brust; man spürt den frischen Rauch der Cigarren; da plötzlich hört man ein Freudengeschrei, man sieht die Schnupftücher wehen: Land, Land! Und unsere Reise ist beendet.

Musikalisches.

Der Dichter des Mönchs, den Meyerbeer, und des Pilgers, den Panofka in Musik gesetzt hat, und dessen Oper Stradella so eben aufgeführt werden soll, hat sich nunmehr auch selbst als Componist gezeigt. Er hat nämlich ein Album von sechs Romanzen herausgegeben, unter denen vorzüglich das Lied: **Demain**, ausgezeichnet zu nennen ist.

Vermischtes.

Während des verflossenen Jahres wurden über 20,000 Individuen in Paris arretirt und an das Depot der Präfectur abgeliefert.

— Das erste Werk, welches in der komischen Oper zu Paris aufgeführt werden wird, heißt **les Etats de Blois**. — Aus der neuen Heloise ist ein Drama für das Gaité-Theater gemacht worden, welches unter gleichem Titel in diesem Augenblick dort in Scene geht.

Telegraph von Deutschland.

Neuere Dichter.

Des Mägdleins Lied.

Im St. Johannis-Kloster
Vor vieler Jahre Zahl,
Da mußt ein hübsches Mädchen
Einst enden Liebesqual.
Sie hatte sich versehen,
Und armer Leute Kind
Geliebt, das wollt' nicht gehen,
Der Vater war ein Rind.

Des Geldes selbst in Haufen
Er Herrscher hieselbst war,
Doch sollte es noch kaufen
Der Tochter Reize Schaar.
Und als sie wollt' nicht lassen
Von jenem armen Wicht,
Da ließ er sie erblassen —
Wie Sturm die Rose bricht.

Wenn das Johannis-Kloster,
Das Alte, nun zerfällt,
Seht ihr im Mondenschimmer
Des Mägdleins Bild erhellt.

Bonno.
(Im Erzähler.)

Anekdote.

Zwei böhmische Handwerksgesellen betrachteten an einer Straßenecke Prags den Ankündigungszettel der ständischen Bühne, und der Eine las:

„Die Stumme von Porzitsch*) (v. Portici)."

*) Porzitsch, ein Theil der Altstadt Prags.

„Das muß sein schöne Stuck!" sagte er zu seinem Gefährten; „geh me in Theater."

Und sie gingen hinein. Nach dem 1. Acte fragte der eine den andern: „Nu, Pepitschku! wie gefallt Dir stummes Madel?"

„Es e recht hübsch," antwortete der Befragte, „ale is e Schad, daß redt sie kein Wort."

Allerlei.

Das Leipz. Tagblatt giebt:

Den Herren Buchhändlern wird das vollendete Manuscript von einem übersetzten franz. Romane, welcher in seinem Vaterlande mit glänzendem Beifall aufgenommen wurde, für einen höchst billigen Preis offerirt. Auch ist der Roman noch nicht übertragen worden. Adr. Alfred Leipzig, poste restante. — Armer Alfred! —

— Die Berliner Zeit. bringt allen Ernstes unter den Todes-Anzeigen Folgende:

Den in der Nacht vom 27. zum 28. Oktober d. J., nach einer Erkältung erfolgten Tod der Frau Blutfinkin, gebornen Gimpel, zeigen theilnehmenden hohen Gönnern und Gönnerinnen ergebenst an

die Hinterbliebenen.

Baumgartenbrück und Berlin.

— Drollige Anzeigen. Mein geliebter Sohn ist von mir verschieden! — Sanft ruhe seine Asche, die zu großen Hoffnungen berechtigte.

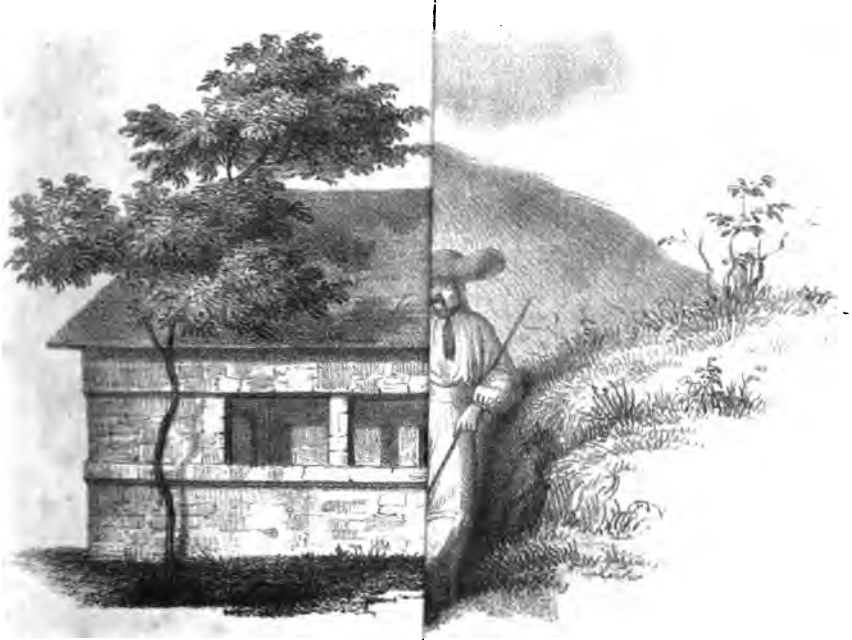
— Zum ersten April sind 3 durcheinander laufende Zimmer zu vermiethen, wo? erfährt man im Intelligenz-Comptoir.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Wohnungen im Banat. Zu den Ungar. National-Schilderungen von Arthur Schott:
   a) ein walachisches Haus,
   b) ein deutsches Bauernhaus,
   c) Ungarische Erdhütte.
2) Original-Modebild aus Paris.

August Lewald.



UNIV. OF
CALIFORNIA

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Göthe, der Student.

Mitgetheilt von

H. König.

Als ich im ersten Bande der von Th. Mundt herausgegebenen „Dioskuren“ meinen Besuch bei Göthe im Jahr 1828 erzählt hatte, gereichte es mir zur Beruhigung, auch mein geringes Weihgeschenk unter dem Bildniß des verehrten Dichters aufgehängt zu haben. Nun sehe ich mich durch Zufalls Gunst zu einem bessern Todtenopfer bereichert. Die hier und dort laut gewordene Klage ist mir nicht unbekannt, daß man dem Andenken dieses seltnen Mannes zu viel von dessen eignen Papierschnitzeln nachschleppe, und zu einem lockern Denkmal aufhäufe. Indeß wenn selbst das reiche Frankfurt auf seiner Main-Insel dem großen Bürgersohne einst noch ein marmornes Denkmal setzen sollte, oder wenn Bettina den ausgemünzten Schatz ihrer Herzensgeheimnisse durch das beabsichtigte englische Wechselgeschäft wirklich so vergrößerte, daß ihr projectirtes Denkmal ein realisirtes würde: immer sollten noch jene Beiträge willkommen seyn, die das Bild des seltenen Dichters vervollständigen, der sich doch am besten durch sich selber ergänzt und verewigt.

Als einen solchen Beitrag sehe ich die drei Göthe'schen Briefe an, die ich hier zu den vielen schon mitgetheilten nachbringe, überzeugt, daß sie merkwürdiger sind, als manche aus späterer Zeit. Ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht die ältesten wären, die bis jetzt von ihm bekannt geworden; wahre Studentenbriefe, aus Leipzig an einen Freund

geschrieben, dem Göthe bis in die späteste Zeit treugesinnt geblieben, und auch in seinem: „Aus meinem Leben" eine freundliche Erinnerung gewidmet hat. — Aus den vielen Briefen Göthe's, die von diesem, vor dem Dichter verstorbenen Freunde verbrannt worden sind, hat sich nur ein halbes Dutzend in die Hände eines Neffen desselben gerettet, der mir solche abzuschreiben erlaubt hat. Doch theile ich nur die drei Studentenbriefe aus 1765 und 1766 mit, die ich in mehr als einer Hinsicht für bedeutend halte. Sie sind buchstabentreu copirt. —

Wem Göthe's Bekenntnisse aus seinem Leben nahe sind, der wandre mit dem sechszehnjährigen Jünglinge nach Leipzig auf die Akademie. Natürlich schmecken die mitgetheilten Erinnerungen des reifen Mannes, in denen vieles aus späterer Reflexion mit eingeschenkt wird, verschieden von dem Sprudel, der uns in den Briefen aus jenen Lebensstunden selbst frisch entgegenkommt.

Ich will dem Leser keine Betrachtung voraus wegnehmen, sondern mich nur auf die Bemerkung beschränken, daß diese drei Briefe gewissermassen ein kleines Ganzes bilden. — Im ersten Briefe sehen wir den jungen Frankfurter eben in Leipzig angekommen, unruhig von den neuen Wirbeln des sinnlichen Tages. Er empfindet nur die neue Umgebung, und welche Figur er selber darin macht. Da ist es denn auch keine Kleinigkeit, was es in Leipzig Gutes zu essen gibt. — Im zweiten Briefe wird der Student schon gemüthlich und muthwillig. Gottsched, im ersten Briefe dem Dichterlehrling sogar noch vor den Leipziger Schnepfen wichtig, wird nach 10 Tagen schon zum Besten gegeben. — Dagegen sticht nun in dem, ein Halbjahr älteren, dritten Briefe die Schwermuth und das an Göthe dem Studenten auffallende Mißtrauen in seinen Dichterberuf ab. Die Handschrift dieses Briefes ist viel zierlicher, und die Feder scheint frisch geschnitten, die in beiden ersten Briefen stumpf und derb, ohne viel Unterscheidungszeichen, die Zeilen hingeworfen hat, die noch schwarz auf dem nun vergilbten Papier stehen. Dann schimmert aber auch in den Versen dieses Jugend- und Aprilbriefes ein sanftes Frühlingsgrün der Poesie durch, und — was diesen Brief vollends wahrhaft vorbildlich macht — setzt sich am Schluß desselben auch schon ein Keimauge jener Göthe'schen Neigung zum Belehren an, die sich in seinen Altersschriften so breit machte, und die wir in seinem Naturel als den Antheil des Vaters erkennen müssen; wie diesen pedantischen Mann nämlich Göthe selber in seinen Bekenntnissen zeichnet.

Hier folgen die Briefe.

Leipzig 20. Oktober 1765.
Morgends um 6.

Rieſe, guten Tag!

den 21. Abends um 5.

Rieſe, guten Abend!

Geſtern hatte ich mich kaum hingeſetzt um euch eine Stunde zu widmen, Als ſchnell ein Brief vom Horn kam und mich von meinem angefangnen Blate hinweg riß. Heute werde ich auch nicht länger bey euch bleiben. Ich geh in die Commoedie. Wir haben ſie recht ſchön hier. Aber dennoch! Ich bin unſchlüßig! Soll ich bey euch bleiben? Soll ich in die Commödie gehn? — Ich weiß nicht! Geſchwind! Ich will würfeln. Ja ich habe keine Würfel! — Ich gehe! Lebt wohl! —

Doch halte! nein! ich will da bleiben. Morgen kann ich wieder nicht da muß ich ins Colleg, und Beſuchen und Abends zu Gaſte. Da will ich alſo jetzt ſchreiben. Meldet mir was ihr für ein Leben lebt? Ob ihr manchmahl an mich denkt. Was ihr für Profeſſor habt. & cetera und zwar ein langes & cetera. Ich lebe hier, wie — wie — ich weiß ſelbſt nicht recht wie. Doch ſo ohngefähr

So wie ein Vogel, der auf einem Aſt
Im ſchönſten Wald, ſich, Freiheit athmend wiegt.
Der ungeſtört die ſanfte Luft genießt.
Mit ſeinen Fittichen von Baum zu Baum
von Buſch zu Buſch ſich ſingend hinzuſchwingen.

Genug ſtellt euch ein Vögelein, auf einem grünen Aeſtelein in allen ſeinen Freuden für, ſo leb ich. Heut hab ich angefangen Collegia zu hören.

Was für? — Iſt es der Mühe wehrt zu fragen? Institutiones imperiales. Historiam iuris. Pandectas und ein privatiſſimum über die 7 erſten und 7 letzten Titel des Codicis. Denn mehr braucht man nicht, das übrige vergißt ſich doch. Nein gehorſamer Diener! das ließen wir ſchön unterwege. — Im Ernſte ich habe heute zwei Collegen gehört, die Staatengeſchichte bey Profeſſor Böhmen, und bei Erneſti über Ciceros Geſpräche vom Redner. Nicht wahr das ging an. Die andre Woche geht Collegium philosophicum et mathematicum an. —

Gottſcheden hab ich noch nicht geſehen. Er hat wieder geheurathet. Eine Ifr. Obriſtleutnantin. Ihr wißt es doch. Sie iſt 19 und er 65 Jahr. Sie iſt 4 Schue groß und er 7. Sie iſt mager wie ein Häring und er dick wie ein Federſack. — Ich mache hier große Figur! — Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer. Ich werd es auch nicht. —

Ich brauche Kunſt um fleißig zu ſein. In Geſellſchaften, Concert, Comoedie, bei Gaſtereyen, Abendeſſen, Spazierfahrten ſo viel es um dieſe Zeit angeht. Ha! das geht köſtlich. Aber auch köſtlich, koſtſpielig. Zum Henker das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehſt du ſie nicht mehr fliegen? Da marſchierten 2 Louisdor. Helft! da ging eine. Himmel! ſchon wieder ein paar. Groſchen die ſind hier, wie Kreuzer bei euch draußen im Reiche. — Aber dennoch kann hier einer ſehr wohlfeil leben. Die Meſſe iſt herum. Und ich werde recht menageus leben. Da hoffe ich des Jahrs mit 300 Rthr. was ſage ich mit 200 Rthlr. auszukommen. NB. das nicht mitgerechnet, was ſchon zum Henker iſt. Ich habe koſtbaaren Tiſch. Merkt einmahl unſer Küchenzettel. Hüner, Gänße, Truthahnen, Endten, Rebhüner, Schnepfen, Feldhüner, Forellen, Haßen, Wildpret, Hechte, Faſanen, Auſtern ꝛc. Das erſcheinet Taglich. nichts von anderm groben Fleiſch ut sunt Rind, Kälber, Hamel ꝛc. das weiß ich nicht mehr wie es ſchmeckt. Und die Herrlichkeiten nicht teuer, gar nicht teuer. — Ich ſehe daß mein Blat bald voll iſt und es ſtehen noch keine Verſe darauf, ich habe deren machen wollen. Auf ein andermahl. Sagt Kehren daß ich ihm ſchreiben werde. Ich höre von Horn, daß ihr euch ob absentiam puellarum forma elegantium beklagt. Laßt euch von ihm das Urteil ſagen daß ich über euch fällete.

Goethe.

2.

Leipzig, d. 30ten Octbr. 1765.

Lieber Rieſe.

Euer Brief vom 27ten der mich äuſerſt vergnügt hat, iſt mir eben zugeſtellet worden. Die Verſicherung daß ihr mich liebt, und daß euch meine Entfernung leid iſt, würde mir mehr Zufriedenheit erweckt haben; wenn ſie nicht in einem ſo fremden Tone geſchrieben wäre. Sie! Sie! das lautet meinen Ohren ſo unerträglich, zumahl von meinen liebſten Freunden, daß ich es nicht ſagen kann. Horn hat es auch ſo gemacht, ich habe mit ihm gekeift. Faſt hatte ich Luſt, mit euch auch zu keifen. Doch! Transeat! Wenn ihr es nur nicht wieder tuht. —

Ich lebe hier recht zufrieden. Ihr könnt es aus beiliegendem Briefe ſehen, der ſchon lange geſchrieben iſt; ihr würdet ihn ſchon längſt haben;

wenn Horn nicht vergeſſen hätte mir eure Addreſſe zu ſenden. Die Beſchreibung von Marpurg iſt recht komiſch.

Das beſte Trauerſpiel Mädgen ſah ich nicht mehr. Wenn ihr nicht noch vor eurer Abreiſe erfahret was ſie von Belſazar denkt; ſo bleibt mein Schickſal unentſchieden. Es fehlt ſehr wenig; ſo iſt der Fünfte Aufzug fertig. In 5füßigen Jamben.

Die Versart, die dem Mädgen wohl gefiel
der ich allein, Freund, zu gefallen wünſchte.
Die Versart, die der große Schlegel ſelbſt
und meiſt die Kritiker für's Trauerſpiel
die ſchicklichſten und die bequemſten halten.
Die Versart, die den meiſten nicht gefällt,
Den Meiſten deren Ohr ſechsfüßige
Alexandriner noch gewohnt. Freund, die,
die iſt's die ich erwählt mein Trauerſpiel
zu enden. Doch was ſchreib ich viel davon.
Die Ohren gällten dir gar manchesmahl,
von meinen Verſen wieder drum mein Freund,
Erzähl ich dir was angenehmeres.
Ich ſchaute Gellerten, Gottſcheden auch
und eile jetzt ſie treu dir zu beſchreiben.
Gottſched ein Mann ſo groß alß wär er vom alten Geſchlechte
Jenes der zu Gath im Land der Philiſter gebohren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja ſo ſieht er aus und ſeines Cörperbaus Größe
Iſt, er ſprach es ſelbſt, ſechs ganze Pariſiſche Schue.
Wollt ich recht ihn beſchreiben; ſo müßt ich mit einem Exempel
Seine Geſtalt dir vergleichen, doch dieſes wäre vergebens.
Wandelteſt du geliebter auch gleich durch Länder und Länder
Von dem Aufgang herauf biß zu dem Untergang nieder,
Würdeſt du dennoch nicht einen der Gottſcheden ähnlichte finden.
Lange hab ich gedacht und endl. Mittel gefunden
Dir ihn zu beſchreiben doch lache nicht meiner, Geliebter.
Humano capiti, cervicem jungens equinam
Derisus a Flacco non sine jure fuit.
Hinc ego Kölbelliis imponens pedibus magnis,
Immane corpus crassasque Scalpulas Augusti, a)
Et magna, magni, brachiaque manusque Rolandi,
Addensque tumidum morosi Rostii b) caput.
Ridebor forsan? Ne rideatis amici.
Dieß iſt das wahre Bild von dieſem großen Mann,

a) Du kennſt ihn doch? den dicken Schornſteifeger.
b) Du wirſt dich noch des Fuchſens Vaters erinnern.

So gut als ich es nur durchs Beyſpiel geben kann.
Nun nimm geliebter Freund die jetzt beſchriebnen Stücke
So zeiget glaub es mir ſich Gottſcheb deinem Blicke.
Ich ſah den großen Mann auf dem Catehder ſtehn,
Ich hörte was er ſprach und muß es dir geſtehn.
Es iſt ſein Fürtrag gut, und ſeine Reden fließen
So wie ein klarer Bach. Doch ſteht er gleich den Rieſen,
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte man ihn nicht
So wüßte man es gleich weil er ſtets prahlend ſpricht.
Genug er ſagte viel von ſeinem Kabinette
Wie vieles Geld ihn das und jen's gekoſtet hätte.

Und andre Dinge mehr, genug mein Freund Ich muß ſchließen. Du weißt doch er hat eine Frau. Er hat wieder geheurahtet, der alte Bock! Ganz Leipzig verachtet ihn. Niemand geht mit ihm um.

Apropos. Haſt du nicht gehört? Der Hofraht beklagt ſich über den Mangel der Mädgen zu Göttingen.

Zu was will er ein Mädchen?
Um die retohriſchen Figuren auszuüben
Um nach der neueſten Art recht hübneriſch zu lieben
Zu ſehn ob die Protaſe ein hartes Herz erweicht.
Zu ſehn ob man durch Reglen der Liebe Zweck erreicht
Zu ſehn ob Mimeſis, die Ploce, die Sarkasmen
So voller Reitzung ſind wie Neukirchs Pleonasmen
Und ob er in dem Tohne, wie er den Ulſo ſingt,
Mit des Corvinus Verſen, das Herz der Schönen zwingt.
Und ob — Mein Blat iſt voll ich werde ſchließen müſſen.
Die Mädgen meiner Stadt und Kehren ſollt ihr grüßen.

d. 6 Nov. 1765.

Goethe.

3.

Lieber Rieſe.

Ich habe euch lange nicht geſchrieben. Verzeiht es mir. Fragt nicht nach der Urſache! Die Geſchäfte waren es wenigſtens nicht. Ihr lebt vergnügt in M., ich lebe hier eben ſo. Einſam, Einſam, ganz einſam. Beſter Rieſe dieſe Einſamkeit, hat ſo eine gewiſſe Traurigkeit in meine Seele gepräget.

Es iſt mein einziges Vergnügen,
Wenn ich entfernt von jedermann,
Am Bache, bey den Büſchen liegen,
An meine Lieben denken kann.

So vergnügt ich aber auch da bin, so fühle ich dennoch allen Mangel des geſellſchaftlichen Lebens. Ich ſeufze nach meinen Freunden und meinen Mädgen, und wenn ich fühle daß ich vergebens ſeufze

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug wird trüber,
Der Bach rauſcht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher ſo ſanft erſcholl.
Kein Vogel ſingt in den Gebüſchen,
Der grüne Baum verdorrt
Der Zephir der mich zu erfriſchen
Sonſt wehte, ſtürmt und wird zum Nord,
Und trägt entriſſne Blüten fort.
Voll zittern flieh ich dann den Ort,
Ich flieh und ſuch in öden Mauern
Einſames Trauern.

Aber wie froh bin ich, ganz froh. Horn hat mich durch ſeine Ankunft einem Teil meiner Schwermuht entriſſen. Er wundert ſich daß ich ſo verändert bin.

Er ſucht die Urſach zu ergründen,
Denkt lächlend nach, und ſieht mir ins Geſicht.
Doch wie kann er die Urſach finden,
Ich weiß ſie ſelbſten nicht.

Euer Brief redet von Geyern. Glaubt denn der ehrliche Mann, daß hier die Auditores hundert Weiſe ſäßen. Er war ja ehemals in Leipzig. Aber, nicht wahr, wie leer waren ſeine Hörſäle.

Ich muß doch ein wenig von mir ſelbſt reden.

Ganz andre Wünſche ſteigen jetzt als ſonſt
Geliebter Freund in meiner Bruſt herauf.
Du weißt, wie ſehr ich mich zur Dichtkunſt neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen ſchlug,
Mit dem ich die verfolgte, die ſich nur
Dem Recht und ſeinem Heiligthume weihten,
Und nicht der Musen ſanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgeſtreckte Hände
Voll Sehnſucht reichten. Ach du weißt mein Freund,
Wie ſehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muße liebte mich und gäb mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leyer zwar
Manch ſtolzes Lied, das aber nicht die Muſen,
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz
Der glaubt es, daß ſo tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß

Aus Meiſterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um empor zu rudern.
Und auch vielleicht, mir von der Götter Hand,
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt ich, ich hab ſie ſchon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als ſchnell der Nebel
Von meinen Augen ſank, als ich den Ruhm
Der großen Männer ſah, und erſt vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da ſah ich erſt, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir ſchien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler ſieht,
Zur Sonn ſich ſchwingen und wie der hinauf
Sich ſehnt. Er ſträubt empor, und windet ſich,
Und ängſtlich ſpannt er alle Nerven an
Und bleibt am Staub. Doch ſchnell entſteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf. Den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auf. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet ſchon
Im Taumel. Doch auf einmahl zieht der Wind
Den Odem ein. Es ſinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor.

Werdet nicht über meinen Galimathias böſe. Lebt wohl. Horn will meinen Brief einſchließen. Grüßt den Kehr. Schreibt. Habt mehr Collegia in Zukunft. Horn ſoll 5 nehmen. Ich 6. Lebt wohl. Gewöhnt euch keine academiſtiſche Sitten an. Liebt mich. Lebt wohl. Lebt wohl.

Leipzig d. 28 Ap. 1766.

Goethe.

Der Salon der Frau von Staël.

Die Herrschaft der Salons ist zugleich mit der Herrschaft der Frauen entschwunden, und es wäre schwierig, dem sogenannten jungen Frankreich einen Begriff vom Einfluß gewisser Salons auf Staatsgeschäfte und Ministerwahlen zu geben. Es war nicht leicht, einen Salon zu besitzen; eine Menge Adeliger, Financiers und Emporkömmlige versammelten täglich in ihrer Wohnung zahlreiche Gäste, gaben Bälle, Concerte in vergoldeten Sälen, und besaßen dennoch keinen Salon, denn die Bedingungen, welche erforderlich waren, diese gefürchtete Macht zu bilden, fanden sich selten vereinigt. Die hauptsächlichste dieser Bedingungen bestand in dem Geiste und dem Character der Dame, welche die Honneurs des Salon machen sollte; sie mußte, ohne alt zu seyn, die Zeit schon zurückgelegt haben, wo man mit einer schönen Frau nur über ihre Schönheit und ihren Putz spricht, und in die Lebens-Epoche getreten seyn, wo der Geist einer Dame von der Eigenliebe der Männer mehr Huldigungen erlangt, wie den Reizen und der Jugend von den Herzen der Männer gespendet ward.

Rang und Vermögen war für diese Königinnen in den Bienenkörben der großen Welt zwar erforderlich, jedoch nicht durchaus nothwendig, denn Madame du Deffant war arm, und Madame Geoffrin die Frau eines Fabrikanten, und dennoch besaßen beide einen Salon, wo man Academiker ernannte und Edicte entwarf. Allein die Fragen, um die es sich damals handelte, waren bei weitem nicht so

wichtig, wie diejenigen, von denen der Salon der Frau von Staël wiederhallte.

Die zweite Bedingung eines Salon bestand darin, daß der Herr des Hauses höflich, nichts bedeutend oder abwesend seyn mußte. Bisweilen duldete man ihn, wenn er sehr liebenswürdig war, allein dieß geschah nur ausnahmsweise, und dann mußte seine Liebenswürdigkeit vor Allem auch dem geringsten Gebot der Dame sich unterwerfen, welche über seinen Salon den Vorsitz führte. Diese mußte sich sehr schwierig in der Wahl der Personen, welche zugelassen werden sollten, zeigen, denn ein Salon, wo Alle „sich können vorstellen lassen, wird bald so schlecht zusammengesetzt, daß er Bedeutung und Einfluß verliert."

Diese Herrinn des Hauses mußte außerdem eine entschiedene Neigung für ausgezeichnete Personen jeder Art und durchaus keinen Neid besitzen, welcher oft hindert, die Dame der Mode, oder den beliebten Schriftsteller des Tages zu empfangen. Sie mußte Feinde zusammenbringen, die Talente hervorheben, die Langweiligen entfernen, Eigenschaften, die sämmtlich Muth und Gewandtheit erfordern.

Außerdem mußte sie sich wie ein Gott im Tempel verschließen, jeden Abend die Getreuen erwarten und sie nie der Verlegenheit aussetzen, den Altar, wo sie anbeten wollten, verlassen zu finden.

Gegenwärtig, wo man jeden Abend bei einem neuen Schauspiel klatschen kann, wo man Routs, auf denen man beinahe erstickt, und Bälle hat, bei denen man vor der Ankunft drei Stunden lang in der Wagenreihe warten muß, kann man die freiwillige Verpflichtung nicht begreifen, welche die Dame des Salons sich auferlegte, nämlich jeden Abend zu Hause zu bleiben, wenn eine Hof- oder Familienfeierlichkeit nicht zur Entschuldigung diente. Man hält dieß für unerträgliche Sclaverei. Allein diese Sclaverei, welche nur darin bestand, sich mit geistreicher Gesellschaft zu unterhalten, war vielleicht nicht so schwer zu ertragen, wie unsre modischen Vergnügen.

Man wird an die Vortheile glauben, welche diese Gewohnheit, zu Hause zu bleiben, darbot, wenn man sieht, wie die thätigste Frau, deren Ankunft in einer Gesellschaft oder im Schauspielhause stets große Bewegung verursachte, sie annahm und beibehielt. Wir meinen Frau von Staël. Sie konnte täglich die Bewunderung, deren ihre Eigenliebe bedurfte, und Gesellschaft antreffen, welche ihrem Geiste neuen

Sporn gab; allein ſie wußte, daß man nur im eignen Hauſe vollkommen herrſcht, und daß, wenn man den eignen Geiſt in Geſellſchaften Andrer beſitzt, man im eignen Salon außerdem den Geiſt Aller, die man um ſich verſammelt, gleichſam als Eigenthum erlangt, daß alle dorthin gebrachten Neuigkeiten alle dort geſprochenen Witzworte dem Beſitz der Herrin des Hauſes anheimfallen, daß dieſe das Recht über Leben und Tod hinſichtlich der Unterhaltung ausübt, und daß die Gewalt, über Alles nach Belieben ſprechen zu laſſen, dem Rechte Alles zu thun und auszuführen, in Frankreich gleichkömmt.

Der Salon der Frau von Staël, deſſen Macht die Ehre hatte, den größten Herrſcher neuerer Zeit in Schrecken zu ſetzen, läßt ſich in drei Zeitabſchnitte eintheilen, den Salon der Revolution, des Conſulats und der Reſtauration; der erſtere war ohne Zweifel der einflußreichſte; dort beſprachen Barnave, Talleyrand, Lameth, Duport, Boiſſy d'Anglas, Portalis, Siméon, Tronçon du Condray, Pontécoulant, Thibaudeau, Chénier, Röderer, Benjamin Conſtant ꝛc. beabſichtigte Dekrete, und entſchieden dort die wichtigſten Ernennungen.

Barras, der einzige Director, welcher bei Frau von Staël Zutritt hatte, ward von ihr unaufhörlich gebeten, die Opfer der Revolution zu begnadigen, und man kann behaupten, daß jeder Beſuch des galanten Directors dieſem eine gute Handlung koſtete.

In einer Unterredung mit Chénier erlangte Madame de Staël von dieſem das Verſprechen, dem muthigen Beiſpiel Pontécoulant's zu folgen, deſſen gewandter Bericht über die Zurückberufung des Herrn von Montesquieu mit um ſo größerem Erfolg gekrönt ward, je lebhaftere Kämpfe er erregt hatte. In Folge dieſes Dekrets verlangte Chénier auch die Anwendung deſſelben auf den Herrn von Talleyrand. Nach deſſen Rückkehr war es wieder Frau von Staël, die ihn mit Barras in Verbindung brachte und ſeine Ernennung für die auswärtigen Angelegenheiten bewirkte, „denn," ſagte ſie *), „Herr von Talleyrand bedurfte der Unterſtützung, um zum Miniſterium zu gelangen, allein er verſtand es, Andere, um ſich dort zu halten, ſehr gut zu entbehren."

*) In den Considérations sur la révolution Française.

Hieraus darf man ſchließen, daß Frankreich das politiſche Daſeyn dieſes gewandten und ewigen Miniſters dem Salon der Frau von Staël verdankt.

Unglücklicher Weiſe bewirkte dieſe Verwandlung eines emigrirten Prieſters von Adel in einen republikaniſchen Miniſter die von der Frau von Staël gehoffte Ausſöhnung nicht. Die Parteien im Rath der Alten und der Fünfhundert blieben gegen einander eben ſo feindlich, wie früher geſinnt.

Frau von Staël empfing in ihrem Salon mehre Männer, die den 18. Fructidor vorbereiteten, und man macht ihr den Vorwurf, daran Theil genommen zu haben. Sie weist die Beſchuldigung zurück, und man darf ihr glauben; ihr Salon allein war ſchuldig. Bekannt iſt die Hingebung, welche ihr edles Herz für die unglücklichen Verbannten dieſes verhängnißvollen Tages ihr einflößte; allein die Rache war dadurch nicht beruhigt, und Herr Devaine zu dem Ausſpruch veranlaßt: Sie iſt eine ausgezeichnete Frau, welche alle ihre Freunde ertränken möchte, um das Vergnügen zu haben, ſie mit der Angel wieder aus dem Waſſer zu fiſchen.

Die Herrſchaft des zweiten Salon's der Frau von Staël hatte keine ſo unheilvollen Folgen; ſie verurſachte nur den Tod des Tribunals, oder beſchleunigte dieſen um einige Monate, denn der erſte Conſul wollte ſchon die parlamentariſche Oppoſition nicht länger dulden; er ſagte damals verdrießlich von den Rednern des Tribunals: Ich habe keine Zeit, auf die Reden dieſer knauſerigen Schwätzer zu antworten; ſie thun Nichts und hindern Alles. Sie müſſen zum Schweigen gebracht werden.

Allerdings bekämpften mehre Glieder des Tribunals, voll von den Ideen der Freiheit, und auf dieß verführeriſche Trugbild blickend, alle vorbereitenden Decrete, die ſie für kleine, dem Abſolutismus gebahnte Pfade hielten. Damals erſchallte der Salon der Frau von Staël von den gerechten Klagen der Partei, welche die Revolution benutzen wollte, nachdem diejenigen, welche ſie ausgeführt hatten, ſchon unterlegen waren. Inſtitutionen, die mit ſo viel Unglück und Blut erkauft waren, verdienten wohl, daß man ſie muthig vertheidigte. Die Entſchuldigung der früheren Zeit thörichter Freiheit ſollte in der gemäßigten Freiheit liegen, welche man als Folge der erſteren hoffte; dieß ſuchten Garat,

Andrieux, Benjamin Conſtant, Daunou, vom Geiſte und dem Enthuſiasmus der Frau von Staël unterſtützt, und ſprachen dann mit Beredſamkeit in den Sitzungen des Tribunals.

Die Wiederholung dieſer Berathungen zu Gunſten der Freiheit fand des Abends bei der Frau von Staël ſtatt. Die gewandteſten Redner benutzten ihre Ideen und Worte; die Meiſten verließen ihren Salon mit einer für den folgenden Tag fertigen Rede, ſo wie mit dem feſten Entſchluß, ſie zu halten, und mit einem Muthe, der ebenfalls das Werk der Frau von Staël war. Da ihre Abſichten im Grunde gut waren, und da das gemißbrauchte und im Anſehen geſunkene Wort der Freiheit alle Phraſen dieſer Männer rechtfertigte, herrſchte durchaus kein Geheimniß in jenen Geſellſchaften. Außerdem machte der Widerhall, welchen der Geiſt der Frau von Staël fand, jedes Geheimniß unmöglich; die Urtheile, die ſie ſprach, wurden ſogleich überall herumgetragen. So erfuhr der erſte Conſul auf ſeinem Lever Alles, was am Tage vorher dort geſagt war, zugleich mit den Angriffen, die er in der Tribunatsſitzung zurückweiſen mußte.

Man erträgt mit Verachtung die Declamationen einer geiſtreichen Minorität gegen einen ausgeſprochenen und durchgeführten Willen, aber nicht gegen Entwürfe, welche zur Reife noch nicht gediehen; hier findet derſelbe Unterſchied ſtatt, wie beim Steckreis, das Schutz erfordert und dem Baum, welcher dem Sturm zu trotzen vermag.

Frau von Staël geſteht uns ſelbſt die Bedeutung ihres Salons für ſie ſelbſt und für die Regierung.

„Der Tribun Benjamin Conſtant, ein Freund der Freiheit und im Beſitz eines Geiſtes, wie ihn die Natur nur ſelten ertheilt, fragte mich über eine Rede um Rath, worin er die Morgenröthe der Tyrannei andeuten wollte. Ich ermuthigte ihn mit aller Kraft meines Gewiſſens, da man aber wußte, er gehöre zu meinen vertrauteſten Freunden, mußte ich Unglück für mich ſelbſt als Folge befürchten. Ich war verwundbar in meiner Neigung zur Geſellſchaft. Am Abend vor dem Tage, wo Benjamin Conſtant ſeine Rede halten wollte, fanden ſich Lucian Bonaparte, ***, ***, ***, ***, und mehre Andre bei mir ein, deren Geſpräch in verſchiedenem Grade alles ſtets neue Intereſſe erweckte, welches Kraft der Gedanken und Anmuth des Ausdrucks bieten kann. Alle, mit Ausnahme Lucian's, ermüdet durch die Verfolgungen des

Directoriums, waren entschlossen, der neuen Regierung zu dienen, und verlangten von dieser nur eine gute Belohnung für ihre Unterwerfung und Ergebenheit. Benjamin Constant trat zu mir heran und sagte leise: Sie sehen, Ihr Salon ist von Personen, die Ihnen gefallen, angefüllt; halte ich eine Rede, so ist er morgen leer. Sie müssen Ihrer Ueberzeugung folgen, erwiederte ich. Begeisterung gab mir diese Antwort ein, allein ich gestehe, hätte ich Alles vorhergesehen, was ich von diesem Tage an erduldet habe, so hätte mir der Muth gefehlt, das Anerbieten auszuschlagen, welches Benjamin Constant mir machte: Er wolle, um mich nicht zu compromittiren, darauf verzichten, mit offenem Widerstande aufzutreten.

Man kennt die Wirkung jener Rede und das dadurch veranlaßte Decret, nachdem die übrigen republikanischen Redner sie nachgeahmt und unterstützt hatten.

Die Glieder des Tribunals, durch das Decret zum Schweigen verurtheilt, kamen wie gewöhnlich im Salon der Frau von Staël zusammen, und fühlten sich glücklich mit Scherzen und beißendem Spott, sich an der Willkür dort rächen zu können, die ihnen die Beredsamkeit der Tribüne untersagte.

Diese boshafte Opposition, die in Epigrammen sich Luft machte, konnte der damals sich erhebenden Gewalt lästig werden, allein diese nicht umstürzen. Was vermochten so viel verwirrte, sich widersprechende, oberflächliche, mitunter auch tiefe Gedanken, deren Tiefe aber im Gespräche sich verflüchtigte, oder durch scherzhafte Form an Ansehen und Kraft verlor? Was vermochten diese zerstreuten Ideen gegen eine einzige, die im Schweigen durchdacht, und mit allem Ernst und aller Festigkeit des Ehrgeizes verfolgt ward?

Der Salon der Frau von Staël bestand aber damals nicht allein aus den Leitern der Opposition; man sah dort auch viele Personen, die mit der Regierung in Zusammenhang standen. Die Brüder des ersten Consuls, die Redacteure der Regierungs-Journale, Roederer und Sauvo, wollten Neuigkeiten dort hören, Talma und Gérard suchten dort Ideen für ihre Kunst. Der Salon war ferner das Asyl der zurückgekehrten Emigrirten; diese fanden dort die ausgesuchte Höflichkeit, die Rücksichten für Geburt und für die edel erduldete Armuth, welche die gute Gesellschaft des ancien regime auszeichneten. Der Herzog Mathieu

de Montmorency konnte dort die religiösen Gefühle äußern, welche sein reines, mitleidiges Herz erfüllten, ohne die Ironie eines alten Atheisten oder eines jungen Esprit-fort befürchten zu müssen. Der Herzog Adrien de Laval bewahrte dort ungestraft seinen feinen, zarten Geist, und die Anmuth seiner edlen, einfachen Sitten. Der Graf Louis de Narbonne bewahrte sich das Wohlwollen der Frau von Staël durch seine Ueberlieferungen vom Hofe und die zugleich sinnreiche und würdevolle Schmeichelei, die ihn später beim Kaiser so sehr in Gunst setzte. Der Chevalier de Boufflers entzückte dort Alle durch seine witzigen Erzählungen, seine muntere Philosophie, seine tiefen, in leichtem Tone ausgesprochenen Gedanken, seinen feinen, durch die glänzenden Erwiderungen des Herrn von Chauvelin unterstützten Spott. Der Graf von Sabran gab schon Beweise seines ausgezeichneten Geistes und edeln Herzens, welche ihn bald darauf bestimmten, der Frau von Staël sich zu widmen und ihr Exil zu erheitern. Diese liebenswürdigen Trümmer des ancien regime unterhielten sich gern mit den überlegenen oder berühmten Männern der Revolution, Chénier, Ducis, Lemercier, Arnauld, Legouvé, Talleyrand, Regnauld de S. Jean d'Angely, Camille Jordan, Andrieux, Benjamin Constant ꝛc. Die Verschiedenheit der Meinungen wich dem Bedürfniß, sich gegenseitig auszusprechen und einander zu gefallen, denn die aufgeklärte Bewunderung der Männer des alten regime war denen des neuen Bedürfniß, und jene Stützen der gemäßigten Aristokratie, die alten Minister der feinen Sitte, sahen gern, wie ihre Aussprüche auf die jungen demokratischen Talente noch Einfluß übten. Jede Partei tröstete sich mit dem, was der anderen fehlte, und dachte sich deßhalb nicht zu erniedrigen; auf gleiche Weise durch die neu entstandene Gewalt neutralisirt, spielten Royalisten und Republikaner mit einander, ohne sich zu lieben und zu fürchten, wie Hunde mit ausgebrochenen Zähnen und Katzen ohne Krallen dieß thun würden.

Dieß Spiel aber mißfiel dem ersten Consul. Vergeblich behauptete Regnaud de St. Jean d'Angely, der standhafte Vertheidiger der Frau von Staël bei Napoleon, der Salon dieser berühmten Frau könne für eine so fest begründete Staatsgewalt nicht gefährlich werden. Napoleon erwiederte: „Es ist kein Salon, es ist ein Clubb!" Vergeblich wiederhoite Herr Regnaud, Frau von Staël sey zu sehr für den Ruhm begeistert, um gegen den Helden Italiens zu conspiriren. Wahrheit, Schmeichelei, Alles scheiterte an dem Widerwillen des Helden gegen

die geiſtreiche Frau. Seine Abneigung war der Haß der Handlung gegen Beobachtung des großartigen Entwurfs, gegen das kleinere Hinderniß, der Leidenſchaft gegen die Ironie. Frau von Staël mußte abdanken. Ein Verbannungsbefehl verurtheilte ſie zur Niederlegung des Scepters der pariſiſchen Converſation. Ihr glänzendes Leben concentrirte ſich in einen Kreis der engeren Freundſchaft, der beneidenswerther war als die Vergnügungen der großen Welt. Unter den Augen des Vaters, den ſie anbetete, von geiſtreichen Freunden umgeben, welche die Verbannung, die ſo Viele gewöhnlich zurückſtößt, herbeigezogen hatte; mit der Erziehung ihrer Tochter beſchäftigt, deren Schönheit, Geiſt und Tugend alle Wünſche ihres mütterlichen Ehrgeizes verwirklichte; jene Werke erſchaffend, die ſie in den erſten Rang der zeitgenöſſiſchen Schriftſteller erhoben, die Huldigung der Fürſten und aller ausgezeichneten Talente Europa's genießend führte ſie ein Leben, wo wir ihren Schmerz über ihr Schickſal nicht theilen können.

Die dritte Epoche, welche den Salon der Frau von Staël in Paris wieder eröffnete, war die der Invaſion. Der Anblick der Coſacken, welche damals auf den Straßen herrſchten, war unerträglich; man ſchloß ſich deßhalb in ſeine Wohnung ein und ließ ſich durch Briefe der Freunde von allem Intereſſanten benachrichtigen, was in den damals modiſchen Salons vorging.

Ein Mann, deſſen beobachtender, zarter, tiefer und beißender Geiſt ſeitdem durch treffliche Werke dem Publikum ſich offenbarte, ſchrieb damals, als er den Salon der Frau von Staël einſt verlaſſen hatte, einen Bericht über den Abend. Dieſer Brief wird jenen glänzenden und letzten Salon, der ſich bald für immer ſchließen ſollte, beſſer ſchildern, als es ſonſt irgend etwas vermag.

Brief an Frau ***

Paris am 8. Mai 1814, 2 Uhr Morgens.

Ich kehre von der Abendgeſellſchaft zurück und will nicht einſchlafen, bevor ich Ihnen erzählt habe, was mich am angenehmſten unterhielt. Unterhält iſt jedoch nicht der paſſende Ausdruck, denn der Salon der Frau von Staël iſt mehr als ein Gemeinplatz, wo man ſich zerſtreut; er iſt ein Spiegel von dem die Geſchichte der Zeit

zurückstrahlt. Was man dort sieht und hört ist eben so belehrend wie viele Bücher, und erheiternder wie viele Comödien. Sie fragen auch, weßhalb ich so wenig lese. Wozu hilft das Lesen, wenn man das Leben an der Quelle zubringt, wo alle Ideen der Zeit geschöpft werden, wenn man ihre Keime sich regen sieht und die Wirkung errathen kann, bevor sie noch unter den Menschen in Umlauf gesetzt werden. Ich entdecke hier unter verführerischer Form, was ich anderswo nur durch Mühe auffinden kann. Hier strahlt Leben und Geist, Feuerströme und Blitze des Genies. Wovon sollen wir leben, wenn wir sie einst verlieren müssen?

Der größte Reiz, welchen die Gesellschaft dieser Dame gewährt, besteht darin, daß man merkt, wie sie uns beurtheilt. Dieser Umstand ertheilt uns sogleich alle guten Eigenschaften, auch leiht sie uns einige der ihrigen, denn ihr Geist ist nicht geizig, sondern verschwenderisch mit den Schätzen ihrer Seele; Seele aber ist etwas Vorzügliches bei Menschen von Geist.

Wenn die bewundernswürdige Beredtsamkeit, die wir schon kennen, auf die Menge gewirkt hat, wenn das Talent die Thätigkeit des Tages ausbeutete, wenn der öffentliche Beruf des Genies vollendet ist, kann man ihr, wie jeder Andren, nahe treten und fühlt dann den Werth, auf ihre Freundschaft Anspruch machen zu können; dann kehrt sie in sich selbst zurück, überläßt sich dem Vertrauen, dessen Bedürfniß eine schaffende Seele stets empfindet, und bleibt allein mit einem oder zwei Freunden, um von sich und von ihnen zu reden; dann bemerkt man bewundernd alle Gaben, die Gott ihrem Herzen ertheilte. Welche Geständnisse erhabener Naivität! welche Lichtblicke in die Menschenseele und die Welt! — welche Entdeckungen in der Geschichte, der Natur, in uns selbst, in Allem, was wir eben so genau wie sie zu kennen scheinen! Man dankt dem Schöpfer, mit ihr zum Menschengeschlecht zu gehören.

So eben klagte sie mir die Gleichgültigkeit gewisser Personen. „Man kann doch," sagte ich, „nicht das hauptsächlichste Interesse aller Leute erregen wollen." — „Aber," antwortete sie mit einem Blick, der die Gemeinschaft des Himmels und der Erde bezeugte, „woher kommt es, daß Jeder dieser Leute mich nicht eben so lieben kann, wie ich sie?"

Dieses naive Geständniß, welches ein von göttlichem Mitleid glühendes Herz sich selbst ablegte, dieser edle Ruf eines unvermeidlichen

und göttlichen Schmerzes malt sie schärfer als Bände von Analysen und Beschreibungen. Ich bewundere sie wie Alle, wenige lieben sie, wie ich; kurz ich finde sie schön! Sie söhnt mich mit dem Leben von Paris wieder aus. Weil sie überall sonst sich unglücklich fühlt, muß sie hier etwas ihrer Natur Analoges antreffen. Ich kann dieses Wechselverhältniß nicht definiren, aber sie sieht heller und weiter wie ich.

Sie wissen, daß der Herzog von Wellington am heutigen Abend sich zum ersten Mal in ihrem Salon einfinden sollte. Ich begab mich dorthin so früh, daß sie noch nicht zurückgekehrt war. Einige gewöhnliche Besucher ihres Salons erwarteten sie ebenfalls. Die bemerkenswertheſten waren der Abbé de Pradt, Benjamin Constant und Lafayette. Sie unterhielten sich; ich stellte mich in einen Winkel um zuzuhören, und befürchte, daß sie mein Schweigen für etwas Andres hielten, als was es wirklich war.

Endlich kehrt Frau von Staël zurück. „Ich komme spät," sagte sie, „allein es ist nicht meine Schuld. Bei *** war ich zum Diner eingeladen und mußte zwischen Fouché und Herrn von M... sitzen; ich saß zwischen Gift und Dolch.

Wir riefen laut auf über die originelle und unglückliche Wahrheit dieser Vergleichung, welche einer scharfen Definition glich. Allein dieß befestigte meinen Entschluß, mich von einer Welt zurückzuziehen, welche den Verrath wenigstens in Worten nothwendig macht. Ich konnte Frau von Staël nicht tadeln, in den allgemeinen Ton der Gesellschaft, in der wir leben, mit einzustimmen, allein ich dachte: wenn die Geister, welche die Massen beherrschen, die gewöhnlichen Schwächen theilen, was soll dann aus den Schwachen werden, die dem Strome folgen?

Viele Personen waren unterdeß angekommen. Alle erwarteten den Held des Abends. Wir hatten ihn nur im Bilde gesehen, und waren ungeduldig ihn sprechen zu hören. Man meldet Mad. Recamier; sie allein konnte die Herrin des Hauses für die Langeweile des Wartens entschädigen. Frau von Staël hat unter diesen Reizen Alles entdeckt, was die Welt von ihr noch nicht zu erwarten wagt. Beide Damen unterhielten sich leise in einer Ecke des Saals bis zur Ankunft des Herzogs von Wellington.

Endlich tritt er herein. Seine edle Gestalt und die Einfachheit seiner Manieren machen auf uns den angenehmsten Eindruck. Sein

Stolz (und dieſer iſt für ihn nothwendig) hat beinahe die Anmuth der Blödigkeit. Frau von Staël war durch dieſe bei Franzoſen ſo ſeltne Stellung und Sprache eingenommen und rief aus: „Er trägt den Ruhm als wäre dieſer Nichts;“ dann neigte ſie ſich in einem Rückfall zum Patriotismus an mein Ohr und fügte hinzu: „Man muß eingeſtehen, die Natur hat noch keinen großen Mann mit geringeren Koſten geſchaffen.“

Wie mir ſcheint, iſt der Herzog mit dieſen wenigen Worten durchaus bezeichnet.

Sie glauben wohl, daß wir hierauf einen ſehr vergnügten Abend zubrachten. Denken ſie ſich: der Herzog von Wellington war noch nicht in den Hintergrund des Saales getreten, als der Abbé de Pradt ſich deſſelben bemächtigte und den Herzog zwang, drei oder vier Stunden lang über ſeine eigenen Ideen von der Taktik (die Ideen des Abbé de Pradt über die Kunſt des Krieges!) ihm zuzuhören: denken Sie ſich den Aerger der Frau von Staël und die Langeweile Aller! Herr Schlegel ſagte, er glaube einen Rhetor zu hören, der vor Hannibal eine Rede über die Kunſt des Krieges hielte.

Dieſe geiſtreiche Bemerkung entſchädigte uns nicht für die Langeweile; Alles, was wir ſchon wußten in gutem Franzöſiſch hören zu müſſen, da wir etwas uns neues, mit fremdem Accent ausgeſprochen, zu vernehmen hofften. Unter den wenigen Bemerkungen, die der engliſche General einſchieben konnte, fiel mir beſonders eine auf. Während der Abbé Athem ſchöpfte oder ſchnupfte, benutzte der Feldherr den Augenblick, um uns zu ſagen, der angſtvollſte Tag im Leben eines Heerführers ſey der einer gewonnenen Schlacht, weil der Sieger, bevor er die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht und am nächſten Tage über den Marſch des Feindes in Gewißheit iſt, noch nicht wiſſen kann, ob er ſelbſt der Beſiegte iſt.

Alles wird hienieden um hohen Preis erkauft, und wollten die Menſchen aller Stände ihre Geheimniſſe offenbaren, ſo würden wir ſehen, wie die glänzendſten Triumphe wenigſtens eben ſo theuer wie ihr Werth iſt, bezahlt werden. Wie dem auch ſey, ich fand eben ſo viel Richtigkeit wie Feinheit in den Worten des Herzogs. Man ſieht, er will Verzeihung für die Neugier erlangen, die er uns einflößt.

Mehre entfernten ſich, durch die geläufige Rede des Herrn von Pradt entmuthigt, der Held ſelbſt gedachte zu fliehen, als es der Frau

von Staël endlich gelang, ihm aus dem Hinterhalt, in den er gefallen war, herauszuhelfen. Sie hielt ihn dicht an der Thür zurück, und es entspann ſich ein ernſtes Geſpräch über die engliſche Conſtitution. Frau von Staël konnte die politiſche Freiheit mit den knechtiſchen Formen nicht vereinigen, welche in den individuellen Berührungen einer auf Freiheit ſo ſtolzen Geſellſchaft zurückgeblieben waren.

„Ariſtokratiſche Sitte und Sprache," antwortete der Herzog, „ſind für Niemand in einem wahrhaft freien Lande anſtößig. Wir gebrauchen dieſe Formeln ohne Bedeutung, wie eine der Vergangenheit dargebrachte Huldigung, und bewahren unſre Ceremonien wie ein Monument, das man ſelbſt dann noch unterhält, wenn es ſeine urſprüngliche Bedeutung verloren hat."

„Iſt es wahr," fragte Frau von Staël, daß Ihr Lord Kanzler während der Parlamentsſitzung kniend zum Könige redet?" — „Ja wohl." — Auf welche Weiſe! — Nun, er kniet. — Aber wie? — Sie wollen es, ſagte der Herzog, und warf ſich unſrer Corinna zu Füßen. — „Ich will, daß Alle dieß ſehen!" rief Frau von Staël und Alle klatſchten einſtimmig Beifall. Dieſelbe Einſtimmigkeit will ich aber nicht bei dem Geſpräche der Zuſchauer auf der Treppe verbürgen.

Nachdem die Uebrigen ſich entfernt hatten, blieb ich noch zwei Stunden bei Frau von Staël mit Herrn Schlegel, deſſen Zorn gegen den Abbé noch nicht verraucht war. Zwei Stunden entzückte mich noch das Geſpräch der Frau von Staël, und bewies mir, mit wie vollem Rechte ich Anhänglichkeit an eine Perſon hege, die der Welt zugleich ſo nahe und ſo ferne ſteht. Sie ſagte uns an dieſem Abend im Enthuſiasmus ihres Talents: „Welch ein Glück, könnte ich 24 Stunden lang Königin ſeyn; wie viel Treffliches — könnte ich — ſagen!" Dergleichen Worte veranlaßten beim Grafen Cadran, meinem Onkel, den Ausſpruch: „Sie wünſchte, die ganze Welt wäre ein Salon, und ſie der Glanzpunkt." Dieſer artige Scherz wäre vielleicht wichtig in gewiſſen Augenblicken ihres Lebens; allein dieſelbe Frau ſagte „Begriffe man Alles, ſo würde man Alles verzeihen."

Dieſer einzige Gedanke würde, ausgeſprochen und ausgeübt, den Werth des Lebens und der Leiden aufwiegen. Es würde eine Arbeit mehrer Nächte erfordern, wollte ich Ihnen das Geſpräch dieſes Abends im Einzelnen darſtellen. Stoff für mehr als ein Buch läßt ſich aus einem zweiſtündigen Geſpräch mit Frau von Staël ſchöpfen. Ich ziehe

es vor, zu ſchlafen, um morgen Ihnen Alles zu ſagen, was ich Sie hier nur ahnen laſſe.

v. Euſtine.

Dieſer Brief ſchien uns ein ähnliches Bild vom Salon und dem geiſtreichen Geſpräch jener Dame zu geben, deren erhabene Sprache bei Frau von Teſſé den Ausſpruch veranlaßte: Wäre ich Königin, ſo würde ich der Frau von Staël befehlen, mit mir immer zu reden.“

Corelli.

Novelle.

Gegen Ausgang des Jahres 1670, als gerade der alte Giambattiſta Baſſini, — einer der beſten oder vielmehr der einzige gute damals in Rom lebende Violiniſt — mit ſeiner zahlreichen Familie, eine anſehnliche Schüſſel Riſetti verzehrte, geſchah es, daß eine alte bejahrte Dienerin zum Herrn trat und meldete, wie ein hübſcher junger Geſell draußen warte, um ihm von dem ehrwürdigen Organiſten von Fuſignano in Kalabrien allerlei beſondere Aufträge zu überbringen.

Es muß hierbei bemerkt werden, daß Vater Baſſini, wie ſeine Schüler und alle Künſtler in Rom ihn nannten, ein ſehr zugänglicher Mann war, bei dem es keiner beſonderen Empfehlungen bedurfte, um Zutritt bei ihm zu erlangen. Die gewöhnliche Benennung „Künſtler“ reichte vollſtändig aus, um Anſprüche an ſein väterliches Wohlwollen zu machen, denn Alle, die ſich der Muſik gewidmet hatten, ſchienen ihm ſämmtlich zu Einer Familie zu gehören, in welcher er ſich ſelbſt als eins der thätigſten Mitglieder mit vollem Rechte betrachtete. Die Verwendung des Organiſten von Fuſignano, ſeines alten treuen Jugendgenoſſen, ſchuf jedoch in dieſem Falle aus dem jungen Fremdling einen ungeduldig erwarteten Gaſt.

Als Baſſini mit freudezitternder Hand die Zuſchrift des Organiſten erbrochen und ſeine feuchten Blicke die bekannten Züge durchlaufen hatten, ſchlang er ſeine Arme um den Nacken des Jünglings und drückte einen väterlichen Kuß auf ſeine blonden Locken.

„Des Herrn Friede möge auf Dir ruhen, mein Sohn,“ sprach der Greis mit gerührter Stimme. „Der würdige Meister Mmari meldet mir, daß Du gute Anlagen zeigtest für die große Kunst — Bassini sprach von der Musik nie anders — und zwar hauptsächlich für die Geige. Wir wollen bald erfahren, wie es damit beschaffen ist, und wegen der Theilnahme, die Du sowohl meinem alten Freunde, als auch mir eingeflößt hast, will ich in Rücksicht auf Deine jugendliche Zukunft Dir reinen Wein einschenken, wie es mit Deinem musikalischen Berufe steht. — Gebt ihm einmal meine Amati, wir wollen sehen, was er kann.“

Tiefe Röthe überflog das Gesicht des Jünglings, als seine Blicke auf sämmtliche Glieder dieser Künstler-Familie fielen, die seiner besorgten Neugier mit unverkennbarem Wohlwollen entgegen kamen. Dann schlug er seine Augen auf zur Decke, drückte die Geige an seine Schulter und begann ohne Vorspiel eins jener alten Stücke, die durch ihre kräftige Einfachheit sich bis auf unsere Tage erhalten haben.

Als sein letzter Accord verklungen war, nickte Bassini zum Zeichen seiner Befriedigung und schwieg dann nachdenkend einige Augenblicke.

„Mein Sohn,“ begann er nach einigem Zögern, „du hast so eben ein gutes Stück leidlich gespielt, vergebens aber denke ich, ein wahres Lagerbuch aller alten und neuen Compositionen, nach, ob ich es schon irgendwo gehört habe. Es liegt in Deinem Spiele ein Ausdruck, der mir wohlgefällt, nur fehlt Deinem Fingersatze noch Kraft und Deiner Intonation Richtigkeit. Die Arie, die Du gespielt, ist ein Meisterstück; nun will ich Dir aber zeigen, wie eine solche Musik vorgetragen werden muß.

Bassini nahm die Amati, und trug eben so sehr unterstützt von seinem unglaublichen Gedächtnisse, wie von der Einfachheit des Stücks, dasselbe mit der ganzen leidenschaftlichen, sein Talent charakterisirenden Kraft vor. Während der Meister solchergestalt dieser Melodie den Zauber einer fast unvergleichlichen Ausführung verlieh, versuchte der junge Musiker vergeblich zwei große Thränen zu unterdrücken, die seine von Gesundheit strahlenden Wangen herabrannen.

„Tiefes Gefühl, mein Sohn! recht! Suche es nicht zu verbergen, denn dieß ist bis jetzt die einzige Anlage, die ich an Dir für unsere Kunst bemerkt habe. Rührung ist Basis und Zweck der Musik, ihr Alpha und Omega.... Aber sage mir doch, ich schäme mich zwar

einigermaßen, Dir dieſe Frage vorzulegen, welcher Meiſter hat dieſe ſchöne Muſik verfertigt; ich muß geſtehen, daß ſie mir neu iſt.“

„Sie iſt von mir,“ entgegnete beſcheiden der Jüngling.

„Langſam, Freund,“ verſetzte die Stirne runzelnd der Meiſter; „zwar läßt mich mein Gedächtniß, ich läugne es nicht, im Stich, deßwegen darf man aber mit meiner alten Praxis kein Spiel treiben. Der Muſiker, der dieſe Melodie ſchuf, iſt ein Meiſter, und gern bin ich erbötig, ihm, wer er auch ſeyn möge, meine Hand als einem tüchtigen Collegen zu reichen.“

Ohne ein Wort zu erwidern, nahm der junge Muſiker eine der vielen im Saale hängenden Violinen, ſtimmte ſie, und gab, als dieß geſchehen, dem Vater Baſſini ein Zeichen, das Stück nochmals anzufangen, und begleitete ihn mit einem ſo tüchtig bearbeiteten Baſſe, daß bei einer gewiſſen Familien-Aehnlichkeit ein ganz neues Stück zu entſtehen ſchien. Als es durchgeſpielt war, improviſirte der junge Mann eine Reihe von Variationen, in denen ſein Grundgedanken ſich ohne Verwirrung entwickelte, unter verſchiedenen Formen ſich zeigte, den Zuhörer wie in einem Zaubergarten umherleitete und endlich mit einem glänzenden Schluſſe endigte, nachdem er ſeine ganze Kunſtfertigkeit gezeigt hatte.

Der alte Muſikus betrachtete den Jüngling, die Geige auf das linke Knie geſtützt und den Bogen in der rechten Hand, mit ſeltſamer Verwunderung.

„Munari hat Recht,“ rief er endlich und reichte ihm die Hand. „Ihr ſeyd ein Künſtler, der zu großen, hohen Hoffnungen berechtigt, doch hat er ſich über Euern wahren Beruf ſchwer getäuſcht. Ihr werdet ein gewaltiger Componiſt, aber nur ein mittelmäßiger Geigenſpieler werden.“

„Verzeihung, Meiſter,“ antwortete der Fremde roth werdend, „doch befandet Ihr Euch ſchon einmal im Irrthum; vielleicht täuſcht Ihr Euch nochmals in Hinſicht auf meine Anlage zur Violine. Munari braucht oft das Sprüchwort, daß, um Pabſt zu werden, man nur den feſten Willen dazu haben müſſe, und ſo gedenke denn auch ich einſt ein Violinſpieler zu werden, der Euch nichts nachgeben ſoll.“

„Wie nennt Ihr Euch?“

„Archangelo Corelli.“

„Gut, Corelli! so sollt Ihr auch die Ehre unserer Kunst werden, und Euer Ruhm soll einst den Namen des alten Bassini, Eures Lehrers, ganz aus dem Gedächtnisse der Nachwelt löschen.“

„Ihr willigt also ein, mich in die Lehre zu nehmen?“

„Und zwar von heute an. Weil es Dein Wille ist, ein Geigenspieler ersten Ranges zu werden, und weil Du Muth in Dir fühlst, die dazu nöthigen Studien zu machen, so will nicht ich der Mann seyn, der Dich Deinem edeln Vorhaben abtrünnig macht.“

„Aber,“ meinte der Jüngling und schwitzte große Tropfen, „es walten noch einige kleine Schwierigkeiten ob.“

„Du willst sagen eine große Schwierigkeit, Gesell! Das heißt so viel, als daß Du keinen einzigen römischen Thaler in Deinem Säckel hast, nicht mahr? Meine Meinung ist nun zwar nicht, daß eine gutgespickte Börse ein überflüssig Ding sey, allein in Deiner Lage ist sie gerade nicht unumgänglich nothwendig. Armuth ist die Mutter des Genies, mein eigenes Talent hatte auch keine andere Amme. Von sechs Kindern, die meine gute Lilia mir gab, sind mir nur vier noch geblieben, Du sollst das fünfte seyn, wir werden etwas enger am Tische sitzen, das ist der ganze Unterschied. Jetzt Kinder umarmt Euch und dann schnell an die Arbeit, denn Gott begünstigt nur dann starke Familien, wenn sie recht fleißig sind.“

Die jungen Leute, die einen guten Theil von ihres Vaters Lebhaftigkeit besaßen, fielen Archangelo um den Hals und umarmten ihn herzlich. Auch Nelia, ein großgewachsenes, schönes Mädchen von neunzehn oder zwanzig Jahren reichte ihm unbefangen die bräunliche Wange, die der junge Fremdling bebend berührte. Die beiden ältern Geschwister gingen dann aus, um Stunden zu geben, der Jüngste setzte sich und begann seine Tonübungen. Nelia begab sich an ihr Clavier und Bassini, um sowohl dem Geräusche des Instrumentes als auch dem eben so geräuschvollen Gespräche seiner Frau mit ihrer Magd auszuweichen, stieg langsam in ein oberes Gemach seines Hauses, wo sein Arbeitszimmer sich befand, und wo er seinem neuen Schüler den ersten Unterricht ertheilte.

Archangelo besaß einen sanften, schüchternen, zugleich aber offenen und einfachen Charaktter; nach wenigen Tagen war er beim ehrlichen Giambattista so eingewöhnt, daß er ganz zu dessen Familie zu gehören schien. Nur Nelia flößte ihm eine gewisse Furcht ein, von der er sich

keine Rechenschaft zu geben vermochte, fielen aber die schwarzen Augen der schönen Römerin auf ihn, so verlor Archangelo plötzlich den Faden seiner Rede, seine Blicke verwirrten sich und er gerieth in gewaltige Verlegenheit. Uebrigens besaß das Mädchen, ihre hohe Gestalt und ihre einer Prinzessin keine Schande machende Haltung abgerechnet, eigentlich nichts Ausgezeichnetes. Ihre Augen strahlten von jener überströmenden Freude, die das köstlichste Sinnbild der Jugend ist und ihr etwas großer, aber mit einer prächtigen zweifachen Perlenreihe geschmückter Mund verschönerte sich durch ein fortwährendes Lächeln.

Rechnet man übrigens einige kleine Schrecken ab, die dem unbefangenen Jüngling die Gegenwart und zuweilen auch die etwas boshaften Aufmerksamkeiten der hübschen Lacherin verursachten, so floß sein Leben höchst gemüthlich zwischen Arbeit und den ganz künstlerischen Erholungen der Familie hin. Und ebenso, wie unser ganzes Dasein nur in Gegensätzen und unerklärlichen Sonderbarkeiten besteht, so geschah es denn auch, daß Archangelo am Ende großen Zauber in dem Widerwillen empfand, den er in der Nähe des Mädchens spürte und Nelia fühlte auch bald einige Verlegenheit mitten in ihren Schäckereien. Gleich dem jungen Adler gewöhnte sich Archangelo in die Sonne zu sehen, ohne die Augen niederzuschlagen; dagegen aber verschleierte Bassini's Tochter ihre Blicke unter der ihrem Geschlechte angebornen Bescheidenheit. Drückt eine feurige Hand eine kalte, und geht die Wärme der einen in die Kälte der andern über, oder findet umgekehrt das Entgegengesetzte statt, so ergibt sich immer ein gleiches Resultat, daß nämlich eine vollkommen gleiche Temperatur sich bei beiden feststellt. So gestaltete sich denn auch das Verhältniß der beiden jungen Leute, der Jüngling verlor seine Schüchternheit, das Mädchen wurde zurückhaltender und ihr gegenseitiges Betragen begann sich mit der entzückenden Farbe einer aufkeimenden Liebe zu schmücken.

Für contemplative Gemüther, die sich ohne sinnlichen Egoismus, ohne Zweck und ohne Ueberlegung, das heißt ohne Berechnung, ganz dem Glücke der Liebe hingeben, gilt der Moment, in dem die Herzen sich verstehen, ohne daß der Mund ein einziges Wort von Liebe gesprochen hat, für die schönste Zeit der ganzen Leidenschaft. Archangelo, der wenig mittheilsam und gewohnt war, seine Gemüthsbewegungen in sich zurückzudrängen, um sie dadurch noch mehr zu steigern, liebte recht von Herzen innig, und hatte die geheime Ueberzeugung, daß er eben so innig geliebt werde. Dieß war auch ungefähr Alles, nach dem er sich

ſehnte, denn die Phantaſie des jugendlichen Künſtlers war ein Heiligthum, das keine ſchuldbewußten Gedanken aufkommen ließ, die Liebe zur Kunſt brannte in ihm mit ſo feuriger Flamme, daß alle andern Leidenſchaften gegen ſie gehalten, nicht aufkommen konnten.

Bei dem Mädchen war dagegen ein anderer Fall eingetreten. Das feurige italieniſche Blut und die Lebhaftigkeit, die in dem Character aller Baſſini's vorherrſchte, machte ihr die unerſchütterliche Ruhe ihres jungen Geliebten faſt unerträglich. Ihrer etwas heftigen Gemüthsart ungeachtet, war ſie in den Grundſätzen einer ſtrengen Tugend erzogen worden, und überdieß beſaß ſie eine ſo gute Meinung von ihren eigenen Reizen, daß ſie nicht entfernt daran dachte, durch Mittel, die dem weiblichen Geſchlechte ſtets zu Gebote ſtehen, ein Geſtändniß zu erhaſchen, das gar zu lang auf ſich warten ließ. Als aber Wochen und Monde verfloſſen, ohne daß Archangelo den geringſten Verſuch wagte, die bis jetzt nur durch zärtliche Blicke und halb erſtickte Seufzer geführte Unterhaltung durch kräftigere Sprache zu erſetzen; ſo geſchah es, daß die Zurückhaltung des jungen Künſtlers Nelia's Herz doch zuletzt empfindlich traf, und daß der dadurch erzeugte Verdruß ihr böſe Rathſchläge eingab.

Unter den vielen Künſtlern, die Baſſinis Haus beſuchten, befanden ſich manche junge Muſiker, die wohl mit Corelli hinſichtlich ſeiner äußeren Vorzüge in die Schranken treten konnten, ohne jedoch wie er den Ausdruck wahrer Engelsreinheit zu beſitzen, die ſein blühendes Geſicht ſchmückte. Nelia that nun, als höre ſie mit mehr Vergnügen, als wirklich der Fall war, auf ihre Artigkeiten. Sehr ſchmerzlich wurde dieß von Archangelo bemerkt, ſeine Beſcheidenheit erlaubte ihm aber nicht, in Klagen darüber auszubrechen, oder dieſe nur durch betrübte Blicke zu erkennen zu geben, und als Nelia ſogar in ſeiner Gegenwart in übertriebenes Lob ſeiner dem Anſcheine nach bevorzugten Nebenbuhler ausbrach, ſo gab Corelli treuherzig dazu ſeine Einſtimmung und ſparte ſeine Thränen für ſeine Einſamkeit auf; das Mädchen, das den Erfolg ihres gefahrvollen Unternehmens nicht einſah, und das immer aufgebrachter über die ſtets ſtärker ausgeſprochene Zurückhaltung ihres ſchüchternen Geliebten wurde, fuhr fort, ihrer Koketterie freien Lauf zu laſſen.

Unter denjenigen jungen Männern, die ſich beſonders um Nelia's Gunſt bewarben, befand ſich auch ein Schüler Baſſini's, der, aus einem edeln neapolitaniſchen Geſchlecht ſtammend, das Studium der

Muſik nur aus Liebhaberei trieb, ſeinem Aeußern nach recht hübſch war, aber einen ſehr gewöhnlichen Verſtand und eine merkwürdige Eingenommenheit von ſich ſelbſt beſaß, und Lorenzo di Monteſerrato hieß. Seine Familie, deren Oberhaupt den Titel „Principe“ führte — ein in Italien ſehr häufig vorkommender Titel — behauptete von einem jüngern Zweige des Hauſes Montſerrat abzuſtammen, das den Kreuzzügen tüchtige Kämpfer geliefert hatte.

Nelia, die Lorenzo ſowohl wegen ſeiner perſönlichen Mittelmäßigkeit, als auch wegen des ſie trennenden Standesunterſchiedes für ſehr ungefährlich hielt, ſchien ihm einen bemerklichen Vorzug vor den andern jungen Männern ihrer Bekanntſchaft zu geben. Vielleicht geſellte ſich auch ein gewiſſer Stolz, eine ſolche vornehme Eroberung an ihrem Triumphwagen zu ſehen, ganz im Geheim zu dem Wunſche, Archangelos Eiferſucht zu erwecken. Mochte es ſich nun aber damit verhalten wie es wollte, genug, Nelia ſteigerte die Beweiſe ihrer angeblichen Vorliebe für Lorenzo ſo weit, daß ſie die Beſorgniß ihrer Eltern erregte, den neapolitaniſchen Cavalier faſt außer ſich brachte und den armen Archangelo beinahe wahnſinnig machte.

Die Löſung dieſer kleinen Intrigue ließ nicht lange auf ſich warten; Giambattiſta Baſſini verlangte von Lorenzo eine Erklärung, und weil dieſer ſich zu einer Trennung von ſeiner geliebten Nelia nicht entſchließen, frei aber über ſeine Hand und über ſein Vermögen ſchalten konnte, ſo zeigte er ſich bereit, die Tochter des Muſikers zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlinn zu erheben, und weil man keinen Zweifel in die Aufrichtigkeit der Liebe Nelia's zu dem edeln Cavalier ſetzte, ſo wurde die Heirath alſobald beſchloſſen und die Braut von allen ihren Verwandten mit Glückwünſchen überhäuft. Anfangs fühlte ſich Nelia über dieſes unvorhergeſehene Ergebniß ihrer Koketterie ſchwer betroffen; dann ſchien Archangelo's Gleichgültigkeit das Opfer ihrer eigenen Neigung zu erfordern, der Gedanke an eine glänzende Zukunft machte ihr den Kopf ſchwindeln, und ohne zu großen Widerſtand gab ſie ihre Einwilligung zu dem eben abgeſchloſſenen Vertrage. Ihr nicht lange dauerndes Zögern wurde auf Rechnung jungfräulicher Schaam geſchrieben, und ihre doch nicht ganz zu unterdrückende innere Bewegung bei dieſem Schritte, ließ ſie in den Augen ihres künftigen Gatten noch viel entzückender erſcheinen.

Archangelo war durch zu nahe Bande der Freundſchaft mit der Familie verbunden, als daß man ihn bei dieſer feierlichen Gelegenheit

hätte vergeſſen ſollen. Die jüngern Söhne Baſſini's ſprangen fort, um ihn in ſeinem kleinen Winkel unter der Terraſſe des Hauſes aufzuſuchen, führten ihn im Triumphe vor die verſammelte Familie, und hier vernahm er denn, wie ſein Meiſter Giambattiſta mit gewaltiger Stimme den Beſchluß verkündigte, der alle ſeine ſchuldloſen Jugendfreuden, alle ſeine Träume von einſtigem Glück, alle ſeine auf die Zukunft gebauten Hoffnungen vernichtete. Außer Stand, ſeine Verzweiflung bei der Ankündigung dieſes traurigen Ereigniſſes niederzukämpfen, ſtieß der unglückliche Archangelo einen Schrei des unſäglichſten Jammers aus und ſank zu Boden.

Sehr glücklich für Nelia hatte ſich Aller Aufmerkſamkeit auf den unglücklichen Jüngling vereinigt, daher bemerkte man nicht die furchtbare Bläſſe, die über ihre Züge ſich ergoß, als ſie den ſchmerzvollen Ausbruch einer Liebe ſah, die ſie theilte, die ſie aber auch für ewig zur qualvollſten Pein verurtheilt hatte.

Corelli konnte unmöglich ſeine Liebe zu Nelia länger verbergen, und weil die Hochzeit erſt nach einigen Monaten gefeiert werden ſollte, ſo vermochte der junge Künſtler nicht länger unter einem und demſelben Dache mit der Geliebten zu hauſen. Dieſer Umſtand betrübte unendlich den ehrlichen Giambattiſta der Archangelo gleich ſeinem eigenen Kinde liebte, und der es für ein Glück gehalten haben würde, hätte er ihm früher ſeine Tochter geben können, bevor er ſie ſo unerwartet mit einem vornehmen Herrn verlobt hatte. Sein Bedauern wurde dadurch noch ſehr vermehrt, daß er ſich genöthigt ſah, ſeinen Schüler aus dem ihm ſo freundlich gebotenen Aſyle gewiſſermaßen zu vertreiben. Der Stolz des jungen Kunſtgenoſſen erſparte ihm jedoch dieſen Verdruß. Er ließ den ganzen Tag über ſich nicht blicken, erſt als am Abend die ganze Familie im großen Gemache ſich zuſammen gefunden hatte und ſchon im Begriffe ſtand, das gemeinſchaftliche Gebet, bevor ſie ſich für die Nacht trennte, zu verrichten, erſchien Corelli mit einem Päckchen unter dem Arme, das ſeine ganze Habe enthielt. Die Bläſſe ſeines Geſichts und ſeine abgeſpannten Züge ſchienen ihn jedoch nichts weniger als zu entſtellen.

„Meiſter," ſprach er endlich, mit kaum vernehmlicher Stimme, „ich will um Euern Segen bitten, bevor ich von Euch ſcheide."

„Du haſt ihn ſchon mein theurer Sohn!" rief der Greis, und drückte den Jüngling liebevoll an ſeine Bruſt. „Möge Gott Dich behüten und ſchützen!" fuhr er fort, und legte ſeine Hände auf Archan-

gelos blonden Lockenkopf; „ſchon jetzt hat er aus Dir einen braven Geſellen und tüchtigen Künſtler gemacht; möge er ferner die köſtlichen Eigenſchaften Deines Herzens und Deines Gemüthes entwickeln, und dann wirſt Du die Welt erfüllen mit Deinem Rufe!“

Nun umringten ihn die drei jungen Leute und vermiſchten ihre Thränen mit den ſeinigen, denn Jeder von ihnen betrachtete ihn als Bruder.

„Und jetzt ſage an, mein Burſch, was gedenkſt Du zu thun? Willſt Du nach Fuſignano zurückkehren, und das Dir von Gott geſchenkte Pfund dort vergraben? Dies wäre eine große Sünde, denn der alte Munari iſt nicht im Stande, ſein unternommenes Werk zu vollenden.“

„Ich gehe nicht nach Fuſignano Meiſter! Herr Matteo Simonelli, der Kapellmeiſter des heiligen Vaters nimmt mich bei ſich auf.“

„Unmöglich!“ rief Giambattiſta und ſchlug vor Verwunderung beide Hände zuſammen: „Matteo Simonelli iſt ein gewaltiger Meiſter, und tauſendmal beſſer als ich, im Stande, Dich durch alle Schwierigkeiten der Kunſt ſicher hindurchzuleiten; ſein Geiz iſt aber leider eben ſo gut bekannt, als ſeine großen Talente, und Du biſt nicht reich genug, Archangelo, um ſeinen Unterricht zu bezahlen.“

„Doch bin ich jung genug um ihm Dienſte gegen Dienſte zu leiſten.“

„Ich verſtehe!“ entgegnete Baſſini und bebte vor Unwillen: „hier warſt Du das Kind vom Hauſe und dort mußt Du.... O Nelia, Nelia!“ fuhr der Alte fort und rang die Hände, welch großes Opfer fordert Dein Glück von mir!“

Nelia war aber längſt nicht mehr zugegen; das arme Mädchen hatte ſich in ihre Kammer geflüchtet; den Kopf unter ihre Bettücher verborgen, um ihr Schluchzen zu erſticken, trat ſie jetzt ihre Lehrzeit als vornehme Dame damit an, daß ſie ihren Stolz, ihre Koketterie und die ganze Zukunft verwiſchte, die ſie ſich zubereitet hatte.

II.

Dieſer unglückliche Ausgang vermochte jedoch nicht die Liebe der beiden jungen Leute zu erſticken, weil ſie aber jetzt aufhörte eine erlaubte zu ſeyn, ſo wollen wir uns bei den Einzelnheiten ihres elenden Daſeins nicht länger aufhalten.

Dem Signor Lorenzo di Monteferrato wollte es nicht gelingen, ſeine Gattin ſeiner ſtolzen Familie vorſtellen zu dürfen, und weil er ſich wegen ſeiner Mißheirath vom neapolitaniſchen Adel gleichſam in Verruf gethan ſah, ſo verließ er Italien und zog nach Paris, wo die Signora di Monteferrato bald in den Kreiſen der vornehmſten Ariſtokratie glänzend auftrat. Kurze Zeit darauf begab ſich auch Corelli, welcher der ihn verzehrenden Leidenſchaft nicht zu widerſtehen vermochte, nach Paris, jedoch nur zu Fuß, und hatte als ganzes Gepäck nichts weiter als ſeine Violine bei ſich, auf der er ſchon eine gewaltige Meiſterſchaft erlangt hatte. Er war nach Frankreich gewandert um ſein Glück zu ſuchen, fand auch Kronen, doch brachte er Verzweiflung im Herzen mit zurück.

Die Geſchichtsſchreiber der Muſik behaupten, daß Lully's Eiferſucht, der damals auf dem Gipfel ſeines Ruhmes ſtand, dem jungen Virtuoſen ſo viel Verdruß und Plackereien erregt habe, daß dieſer gezwungen worden wäre, Paris zu verlaſſen. Dieſe Angaben ſind jedoch unrichtig; wir haben vollwichtige Beweiſe von Lully's Wohlwollen gegen ſeinen Landsmann in Händen, den er ſelbſt bei Hofconcerten einführte, und alle Gelegenheiten aufſuchte, ſein Talent recht glänzend auftreten zu laſſen. Corelli fand Mittel Nelia wieder zu ſehen, und ſie ihrer ehelichen Treue wortbrüchig zu machen. Das ſchuldbeladene Glück der beiden Liebenden wurde ruchbar, Lorenzo war der Letzte der davon hörte, doch wurde er endlich davon unterrichtet, und ſuchte nun um eine Lettre de Cachet nach, um Corelli einſperren laſſen zu können. Noch zur rechten Zeit benachrichtigt, ergriff Archangelo die Flucht; ſechs Monate ſpäter ſtarb Nelia, die mit ihrem Gatten wieder ausgeſöhnt war, bei der Geburt einer Tochter, deren Vater für gar manche Leute ſehr zweifelhaft war.

III.

Im Jahre 1712, ungefähr fünfunddreißig Jahre nach den von uns erzählten Begebenheiten, ſtrahlte das Theater in Neapel, das zwar noch nicht das von San-Carlo, jedoch eines der herrlichſten der damals den dramatiſchen Vorſtellungen geweihten Bauwerke war, während eines

der ersten Abende der Winter-Saison in ungewöhnlichem Glanze. Die gelben Wachskerzen, welche die gewöhnlichen Lichter auf der Bühne und in den Wand- und Kronleuchtern des Saales verdrängt hatten, deuteten darauf hin, daß der König selbst der Vorstellung beiwohnen würde, und die Menge, die schon seit frühem Morgen alle Zugänge des Theaters belagert gehalten, und jetzt den Saal bis oben hinauf füllte, bewies daß irgend ein ungewöhnliches und feurig ersehntes Schauspiel der Neugier dargeboten werden sollte.

Wirklich wollte auch der größte Violinspieler Italiens, den Mattheson, ein nicht sehr feiner Kritiker, „den Fürst aller Tonkünstler" nennt, und den Gasparini mit dem Namen „il vero Orfeo di suo tempo" belegt, Corelli nämlich zum Erstenmale sein bewunderungswürdiges Talent vor dem Enthusiasmus der Neapolitaner leuchten lassen.

Als nun der König Platz genommen hatte in einer reichen offenen Loge, die dem damaligen Gebrauche gemäß für ihn auf dem Proscenium errichtet worden war, und als das versammelte Publikum ihn mit dem gewöhnlichen Beifallszeichen empfangen hatte, führte das Orchester eine Ouverture von Alexander Scarlatti auf, die ungeduldig genug angehört wurde, obgleich sie wenige Tage früher bei allen Dilettanti furore gemacht; hierauf entstand im ganzen Saale eine feierliche Stille, und Corelli erschien unter Vortritt eines Dieners in königlicher Livree, der auf einem mit dem Wappen des Königs gestickten Sammtkissen die berühmte Amati des verstorbenen Giambattista Bassini trug.

Bei dem Anblicke des berühmten Virtuosen erhob sich das gesammte Publikum wie ein einzelner Mensch, und als der König applaudirt hatte, um dem Beifall freien Lauf zu lassen, der außerdem nicht gewagt haben würde hervorzubrechen, ertönte der Saal mehre Minuten lang von solchen donnernden Vivats und Bravo's, daß dessen Gewölbe erbebten.

Damals war Corelli fast ein Sechziger; sein Gesicht hatte trotz der Runzeln des Alters doch den vollen Ausdruck der Güte und der Sanftmuth beibehalten, die ihm in jüngern Jahren so vielen Reiz verliehen. Der große Musiker hatte, obwohl ganz Europa seines Ruhmes voll war, doch nur wenige Reisen gemacht, weil er vielleicht die friedliche Ruhe, die er in Rom genoß zu sehr liebte, oder weil er, wie man behauptete, die Eifersucht der gleichzeitigen Violinspieler fürchtete. Sicher war er, der seinem herrlichen Talente dargebrachten Ehren- und Beifallsbewegungen hinlänglich gewohnt, weil aber die Römer selbst vollkommen bekannt waren mit seinen Zauberklängen, so drückte sich

auch ihr Vergnügen, wenn sie sie hörten, weniger pomphaft und mehr als ob er zur Familie gehöre, aus; der rasende Enthusiasmus der Neapolitaner schon bei seinem Auftreten, setzte folglich den alten Mann in größte Verwunderung und rührte ihn bis zu Thränen.

Corelli spielte an diesem denkwürdigen Abende zwei Stücke, und zweimals steigerte sich der Beifall des Publikums bis zum Wahnsinn; dieser Triumph des berühmten Violinisten war der schönste seines Lebens, leider sollte er aber auch der letzte seyn.

Ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber macht bei dieser Gelegenheit die scharfsinnige Bemerkung, „daß in der Laufbahn eines Künstlers oft seltsame Wechselfälle vorkämen.“ Einige Tage später wurde Corelli bei Hof dringend gebeten, sich abermals hören zu lassen, und spielte eine der Sonaten aus seiner bewunderten fünften Sammlung. Der König fand das Adagio zu lang und zu langweilig, und entfernte sich. Der oben von uns schon angeführte Chronist bemerkt hierbei, ob mit Recht oder Unrecht wollen wir unentschieden lassen, daß der Monarch, beleidigt durch die gewaltigen Beifallszeichen, mit denen der Künstler im Theater empfangen worden, wogegen sein eigener Empfang ganz in den Hintergrund verschwunden sey, ihn hierdurch für seine ihm vom Volke dargebrachte Oration habe wollen büßen lassen. Sei diesem nun aber wie ihm wolle, genug Corelli gerieth hierdurch keineswegs in große Verlegenheit und fuhr herzhaft in seinem Spiele fort, allein die Höflinge, die ihm zuhörten waren zu genaue Beobachter der Etiquette, als daß sie einem Stück hätten applaudiren sollen, das vom Könige schon durch sein Schweigen verurtheilt war. Das Concerto endigte unter lauten Gesprächen und ohne den mindesten Beifall zu erhalten.

Dieser Unfall, wenn man es ja so nennen will, konnte zu leicht wieder gut gemacht werden, als daß die Gemüthsruhe des berühmten Meisters dadurch hätte auf längere Zeit gestört werden sollen. Corelli wußte wohl, daß das Publikum bereit war, ihm eine glänzende Genugthuung zu geben, und daß er unter der Menge mehr Verehrer seines Talentes finden würde, als er eigentlich bedürfe, um die Stimmen der königlichen Schmeichler mehr als hinreichend aufzuwiegen. Er ließ für den folgenden Tag ein Concert ankündigen.

Der König war dießmal nicht im Theater. Corellis Auftreten wurde jedoch nur um so lebhafter und freiwilliger von dem Klatschen des Volkes empfangen, das Einzige, welches von ächten Künstlern gesucht werden sollte. Der Künstler gab dieselbe Sonate, mit der er am

Hofe durchgefallen war; das Adagio, das den König in die Flucht getrieben hatte, wurde tief empfunden, und brachte wundervolle Wirkung hervor, allein es ſtand einmal geſchrieben, daß dieſes Stück für den ruhmvollſten Künſtler Italiens ſehr verhängnißvoll ſeyn ſollte.

Corelli war gewohnt ohne Noten und ohne Begleitung zu ſpielen; während er nun ſo die ſchwierigſten Paſſagen executirte, ſchweiften ſeine Blicke unaufhörlich im Saale umher, als wenn ſein Inſtrument unter der Herrſchaft des aller einfachſten Mechanismus geſtanden hätte. Nach den erſten Takten des zweiten Theils der Sonate verfiel Corelli plötzlich in jene dumpfe Verwunderung, die die Anſtrengungen des Verſtandes bis an die Gränzen des Wahnſinns hinaufſchraubte. Mitten in einer Geſellſchaft prachtvoll geſchmückter Herrn und Damen, hatte Archangelo ſo eben ſeine Nelia erkannt. Nelia, die er ſo viele Jahre lang beweint hatte, befand ſich hier in voller Anmuth, obgleich ihre mächtige Schönheit doch in einem hohen Grade der Reife zu ſtehen ſchien. Gewaltig ſchlug das Herz des Künſtlers beim Anblicke dieſes Weibes, der einzigen Liebe ſeines Lebens. Kurzes Nachdenken bewies ihm jedoch die Unmöglichkeit, der ſich ihm darbietenden Erſcheinung, denn dieſe Dame ſchien höchſtens fünfunddreißig Jahre alt zu ſeyn, und obgleich Kunſt und Entfernung wohl mehre Jahre verbergen konnten, ſo mußte Nelia doch einige Jahre älter als ihr Geliebter ſeyn.

Während der Virtuos nun ſolchergeſtalt eine Beute war des Zweifels und des Erſtaunens, bemerkte er nicht, daß der ganze Saal unterdeſſen dem Einfluſſe einer andern Verwunderung erlag. Ohne es zu wiſſen hatte Corelli bei einer wichtigen Paſſage die Tonart geändert, und ſpielte aus Moll, was das Orcheſter in Dur begleitete. Vergebens erſchöpfte ſich Alexander Scarlatti, der ſelbſt das Orcheſter dirigirte, in Anſtrengungen um den Irrthum zu verbeſſern und den Soloſpieler aus ſeiner Zerſtreuung zu reiſſen. Corelli war gänzlich außer Faſſung gekommen, häufte Fehler auf Fehler, ſo daß es ihm unmöglich wurde weiter fortzuſpielen. Völlig zerrüttet, faſt wahnſinnig trat er ab. Einen Augenblick ſpäter kündete man an, daß plötzliches Uebelbefinden dem virtuosissimo di violino nicht geſtatte, ſein Concert zu vollenden.

Corelli war weit entfernt unempfindlich gegen die öffentliche Schmach zu bleiben, die er ſeinem alten Ruhme zugefügt hatte. Noch lebhafter aber als das Gefühl ſeiner Niederlage, regte ſich in ihm das Verlangen, ſeiner Ungewißheit hinſichtlich der Erſcheinung ein Ende gemacht zu wiſſen, und Alles bot er auf, um den Namen der Dame zu erfah-

ren, die seiner geliebten Nelia so sprechend glich. Man sagte ihm, daß sie die Fürstin Cassinari sey.

Nach Verfluß mehrer Stunden, als der Schlaf Corellis aufgeregtes Gemüth beruhigt hatte, kam ihm der Gedanke, daß diese Dame, deren Anblick ihm das Bild seiner Geliebten so ganz genau zurückgerufen hatte, wohl Niemand anders, als seine eigene Tochter seyn könne, und diese Idee goß in das Herz des Greises einen so tröstenden Balsam, daß er einen Augenblick lang seinen alten Schmerz und seinen neuen Verdruß gänzlich vergaß. Das Glück, seine Tochter sehen, und wäre es auch nur für einen Moment, sie an sein Vaterherz drücken zu können, schien ihm hinlänglicher Ersatz für ein langes freudeloses und schmerzliches Dasein. Der Rest der Nacht verfloß in anmuthigen Träumen der väterlichen Liebe, und so bald die Morgenstunde es erlaubte, begab sich Corelli in den Pallast der Fürstin Cassinari, die allerdings die Tochter des verstorbenen Lorenzo di Monteserrato war.

Nach den ersten Worten eines kalten und stolzen Empfangs gerieth erst der Künstler auf den Gedanken, daß es wohl viele Schwierigkeiten haben dürfte, das Gespräch auf einen Gegenstand zu leiten, der die Ehre einer erlauchten Familie so nahe berühre; er bedachte ferner, wie es sehr leicht möglich wäre, daß seine Tochter den Ruhm einer vornehmen Abkunft, den sie jetzt besaß, wohl der Schande unehlicher Geburt weit vorziehen möchte. Diese Voraussetzung verwandelte sich in große Wahrscheinlichkeit, als Corelli, eingeschüchtert durch die Kälte seiner Tochter, stotternd einige Anspielungen auf sein früheres Verhältniß zu Nelia hatte fallen lassen.

„Halten Sie ein," sprach trocken die Fürstin, „ich will nichts hören, was die Achtung, die ich dem Andenken meiner Mutter schuldig bin, beeinträchtigen könnte. Ich weiß recht gut, daß französischer Leichtsinn sonderbare Gerüchte über sie ausgesprengt hat; der Marcheſe di Monteserrato, mein Vater wußte jedoch die Verläumder schweigen zu machen und die Ehre unseres Hauses unbefleckt zu erhalten .... „Herr Corelli," fuhr sie in einem Tone fort, der seit langen Jahren im Herzen des Greises schlafende Accorde anklingen ließ, „Sie befanden sich gestern unwohl, Ihre eifrigsten Bewunderer mußten bemerken, daß Ihr Gemüth nicht in seiner gewöhnlichen Stimmung war. Ein Nervenzufall vermuthlich, der wie ich hoffe, ohne Folgen bleiben wird."

„Doch gnädigste Frau!" antwortete der Künstler mit seiner rührenden Einfachheit, „ich fühle, daß er mir das Leben kosten wird!"...

Und Corelli vergoß bittere Thränen.

„Ihr Zuſtand iſt wahrhaft betrübend,“ entgegnete die Fürſtin ſtolz; ich werde Befehl ertheilen, daß man ſie in meiner Sänfte heimbringe. Morgen werde ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen laſſen.“

„Morgen,“ verſetzte Corelli, „bin ich nicht mehr in Neapel.“

Einige Schriftſteller haben die tiefe Schwermuth, die ſich ſeit dieſem Augenblicke des großen Künſtlers bemächtigte, der geringen Wirkung zugeſchrieben, die ſeine Rückkunft in Rom hervorbrachte, wo Valentini, ein ſehr mittelmäßiger Violinſpieler, dazumal gerade an der Tagesordnung war. Dieß iſt aber ein Irrthum, der den Adel eines ſolchen Charakters verleumdet. Die augenblickliche und wahrſcheinlich freiwillige Vergeſſenheit, in der Corelli ſeit ſeiner Rückkehr in Rom ſchmachtete, vermochte wohl ſeine Empfindlichkeit nicht bis zu der düſtern Verzweiflung zu ſteigern, die ihn raſch dem Grabe zuführte. Die Memoiren des Cardinals Ottoboni, in deſſen Pallaſte er wohnte, vernichten dieſe ſeltſame Anſicht; auch beweißt der unerhörte Pomp, der bei dem Leichenbegängniſſe dieſes für alle Zeiten berühmten Mannes entwickelt wurde, daß ſeine Zeitgenoſſen wohl den Verluſt eines Mannes zu würdigen wußten, den die Kunſt in Corellis Perſon erlitt.

R.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Brüssel, 4. Jan.

Es wäre besser gewesen, wenn die irdischen Reste der großen Sängerin in Manchester geblieben wären, als daß man sie in ein Land brachte, wo die geistliche Behörde die Macht hatte, Alles zu untersagen, welches bei ihrer Bestattung den offiziellen Charakter eines Leichenpompes und einer würdevollen Ceremonie haben konnte. Stellen Sie sich vor, daß statt eines großartigen Zuges, den unsere Bevölkerung erwartete, man einen kahlen Todtenwagen vorüberfahren sah, von vier ungleichen Fiaker-Pferden gezogen und hinter ihm sieben bis acht Lohnkutscherwagen — und das war Alles. Tags vorher war man eifrig bemüht gewesen, die Straßen zu bezeichnen, durch welche der Zug seinen Weg nehmen würde. Welche überflüssige Mühe! An den vier Enden des Leichenwagens hingen acht Schnüre, die von den Herren Fetis, Director des Conservatoriums, Blargnies, Rath am Appellationshofe, Baron, Schriftsteller, Navez, Maler, Geefs, Bildhauer, Baron Pelart, Renaud, Schauspieler und Suys, Architect, gehalten wurden. Auf der place royale verfügte sich das Musikcorps der großen Harmonie an die Spitze der Colonne und wurde auf halbem Weg von dem der Guiden abgelöst. Auf dem Kirchhofe wurde ein Miserere von Fetis von den Mitgliedern des Conservatoriums aufgeführt. Ein grauer nebliger Himmel und die durch das Thauwetter schmutzigen Straßen trugen das Ihrige dazu bei, diese trübe Ceremonie noch trübseliger zu machen.

Der erste Hofball hatte am Abend Statt und war nicht sehr brillant. Es werden diesen Winter vier Bälle stattfinden.

Literarische Uebersichten

von

G. S.

IV.

In der poetischen Literatur der jüngsten Zeit machte der Shakespeare-Almanach von Regis ungemeines Aufsehen. (Berlin, bei Veit 1836). Den mit englischer Dichtkunst näher Vertrauten waren zwar diese Schönheiten schon

lange zugänglich gewesen, doch erst durch Regis sind sie unter uns eingebürgert worden. Er hat uns eine bisher unbekanntere Secte: „Shakespeare den Lyriker" aufgethan, was erbauliche Vergleichungen Shakespeare'scher Dichtart mit dem Wesen unserer eigenen Literatur und den vielen Erzeugnissen unserer gangbaren Lyrik, unserer kleinen Poetleins veranlassen mußte. Daß schon einzelne beträchtliche Stücke des lyrischen Shakespeare, besonders das meisterhafte Gedicht: Venus und Adonis vor dieser neuen Arbeit in glücklicher Uebertragung bekannt worden, thut doch dem Ausspruch keinen Abbruch, Regis habe dieses Gebiet erst wahrhaft in Besitz für uns genommen, denn da er nur bisher Unbekanntes gibt, und zwar eine so reiche Zuthat, so giebt er eben dadurch den Ausschlag.

Ueber den Inhalt dieses Almanachs hat die deutsche Kritik schon so Vorzügliches gesagt, daß ich in meinen Uebersichten es vorziehe, bei dieser Erscheinung einige Hauptbezüge moderner Kunst zu characterisiren. An 154 Sonnette reiht sich ein Cyclus lyrischer Gedichte, die unter dem Namen: „der verliebte Pilger" zusammengehen. Dann wurde von dem Herausgeber im Sinne des nicht bloß Shakespeare, sondern Shakespeare'sche Geistesart und Epoche umschließenden Almanachs ein Zwischenspiel aus Thomas Middleton's Mayor von Quinborough angehängt und Alles hinzugethan, was zur Erläuterung dieser dramatischen Scenen, so wie obiger Dichtungen erforderlich war. Das sind treffliche, mit großer Kenntniß und Behutsamkeit geschriebene Beiträge zu englischer Literatur-Geschichte und besonders für die damals auch in England beliebt gewordene Form des Sonnetts. Shakespeare's Sonnette gehören zu dem Zartesten und Blühendsten, was jemals in dieser Form gedichtet wurde, obwohl mehre Stücke im verliebten Pilger noch weit glühender und vollendeter sind, und man nicht läugnen wird, daß in den Sonnetten manches Kunst- und Gedankenspiel, das uns kalt läßt, sich mitten unter den natürlichsten Ergüssen des Dichters findet. Dieß gehört theils englischer Dichtungsart überhaupt, theils damaliger Mode und besonders einer dieser Dichtungsform eigenthümlichen und oft lästigen Dialektik an. Auch in den früheren Dramen des Dichters findet sich dergleichen. Im Ganzen thut dieß dem Werthe dieses lyrischen Nachlasses keinen Eintrag; denn auch mit diesen Eigenheiten nimmt Shakespeare als Lyriker eine classische Stelle ein und spricht uns so lebendig an, wie wenn er gestern gedichtet hätte. Und den poetischen Muth und die Fülle des Lebens erreicht auch hier nicht leicht Einer wieder. Auch hier offenbart sich jenes dem Dichter eigene Feuer und Shakespeare's tief grabende Natur, die jüngst durch die verschiedenen Epochen seines Dichterlebens hindurch in einem trefflichen Aufsatz von Kühne neu und überraschend beleuchtet wurde.

Dem Uebersetzer gebührt nicht minder die größte Ehre und der Rang eines Meisters in seinem Fache; denn es ist wohl ein Merkmal reichster Begabung, nach dem derbkräftigen Humor eines Rabelais auch diese feingeschlungenen Sonnette bewältigen zu können. Diese Arbeit ist oft, besonders bei dem Vortheil des englischen Originals im Reime, sogar mehr zu bewundern, als dieses selbst.

Nicht bloß wegen seiner außerordentlichen Dichterkraft, wegen seines umfassenden Genius spricht Shakespeare eine solche Bedeutung für alle Zeiten an, sondern auch weil er ein vorbildlicher Typus für das ist, was die Kunst, losgewunden aus dem bunten und festen Rahmen des Mittelalters, die Befreiung des modernen Geistes begleitend, geworfen in alle Gährungen des Uebergangs, hingewendet auf die Zukunft des Geschlechts — was diese Kunst überhaupt leisten, was sie wieder gewinnen kann und was ihr wohl für alle Zeiten verloren ging. Hier liegt auch die Größe, das Glück und — es möge erlaubt seyn, davon zu sprechen — der alten Kunst gegenüber der Mangel Shakespeare's und aller Modernen.

Die Kunst scheint für das jetzige Weltalter etwas, das täglich zu verschwinden droht, während es in einzelnen Silber-

blicken die Welt wieder auffrischen und das Schöne wiederherstellen hilft. Mit der Jugend der Welt ging auch die Kunst in ihren glänzendsten Phänomenen, in ihrer Fülle dahin. Damals war sie die Seele des Geschlechts. Im Mittelalter feierte sie, wenn auch mehr an roher Naturkraft und an Aberglauben, als an schöner Menschlichkeit und schönen Einbildungen, noch einmal eine flüchtige Wiedergeburt. Seit dieser Zeit tritt sie nur wie der Geist eines Verstorbenen in die moderne Welt und erinnert in einzelnen Wundererscheinungen an das Räthsel unserer entschwundenen Jugend. Die Welt wird alt, täglich nordischer, die Gemüthskräfte, die ihr mit der Phantasie vertrocknen, werden zwar durch andere ersetzt, die ihr der Geist, der Jüngling, der immer lebendiger wird, erneuet. Damit ist aber der Kunst kein Himmel geöffnet, immer tiefer hüllt sie sich in ihren Trauerschleier, immer flüchtiger erscheint sie. Was uns verblieb, ist nur die Poesie in unserm Innern; die schürt noch die Wärme, die vertreibt noch im Einzelnen die zunehmende Verkältung des Lebens, diesen cholera-artigen Weltfrost, den nur des Geistes regenerirende Kraft einst wieder bewältigen kann. Inzwischen schützt nur die Poesie im Innern. Sie tritt desto stürmischer hervor, je mehr außen die Prosa waltet, je seltener die Kunst ist. Die Poesie ist unser Herzblut. Wir sind Alle Poeten worden. Wer dichtete nicht wenigstens in seiner Jugend, bis ihn der Verstand warnte seinem Herzen zu trauen — der Verstand, der doch sein Lebenlang die eigne Kraft an diesem inneren Feuer nährt. Nur in jenen gläsernen Naturen, von denen Justinus Kerner spricht und die wirklich existiren, ging diese ewige Menschenjugend schon bei der Geburt zu Grabe.

Die Welt wird immer spiritueller. Die natürlichen Kräfte schwinden mehr und mehr, die Sinne verrichten nur nothdürftig ihre alten Funktionen, der feine, ätherhafte Nervengeist herrscht über die Natur und hätten wir nicht unser warmes Herzblut, wir würden in die blaue Luft zerrinnen, in die wir ja ohnehin schon so viele Lebenspläne, Schlösser und selbst Staaten bauen.

Göthe läßt seinen Euphorion, den Repräsentanten der untergehenden Kunst im zweiten Faust „immer höher steigen, immer weiter schaun.“ Bis in die Wolken steigt er und fällt als neuer Ikarus auf die Erde herab, aber — todt.

Poeten gibt es unzählige, gab es immer, doch die Kunst erscheint nur noch als vereinzeltes, aber lange und tief nachwirkendes Wunder, als ein plötzlich rettender oder helfender Arm für die neueren Geschlechter und wenn wir Cervantes, Shakespeare, Göthe und etwa Schiller und Byron nennen, so ist einstweilen die Reihe derer geschlossen, die man in neuerer Zeit eigentlich und im ursprünglichsten Sinne Dichter nennen kann.

Shakespeare vor allen Anderen hatte noch Begünstigungen, die mit ihm auch von der Erde geschwunden sind — eine thatenlustige, gestaltenreiche, lebenskräftige Zeit, das erste Ausringen des Mittelalters hinter sich und eine reiche friedliche Gegenwart, ein Volk, das nie aufgehört hat sich als Nation zu fühlen, um sich, er selbst noch ausgestattet mit dem vollen, frischen Muthe eines neueren Geistes — so konnte er trotz seines modernen Characters, trotz der anrückenden Verödung der Gemüther noch volle und breite Akkorde schlagen. Er ist der beglückteste Dichter des Protestantismus, denn zu seiner Zeit hatte der Protestantismus selbst seinen antiken und mittelalterlich katholischen Glaubens- und Lebensschmuck noch nicht ganz abgelegt.

Und ihr wollt mit Göthe habern, mit dem Manne, der die Kunst aus ihrem Todtenschlafe geweckt hat und der für alle Strebenden beinahe der einzig zureichende Anhalt ist. Ihr sagt, seine Dichtung sey nicht aus dem vollen Gemüthe entsprungen. Ihr, die ihr solches sagt, seyd der Schwierigkeit und des Wesens moderner Kunst noch nicht von fern inne geworden. Wißt ihr mit welchen Mitteln der Kunstgeist sich abquälen muß, um das Außerordentliche hervorzubringen und daß es, um nicht den gewohnten, subjectiven Gleis

der Poeſie zu wandeln, eher einer Entäußerung jener Gemüthsauffaſſung bedürfte, wenn der Himmel nicht ein ſo beglücktes Naturell mitgab. Gerade das, was ihr von euch wiſ't, iſt die Bedingung geweſen, daß neuere Kunſt wieder einmal ein tiefhaltiges, lebenvolles, unendlich fortwirkendes Monument zu Stande bringen konnte. Es iſt eine von faſt unmäßiger Energie erzeugte Selbſtverſenkung in die objective Welt der Natur und des Menſchengeſchicks, die uns vielleicht einzig und allein und für Jahrhunderte ein klares Weltbewußtſeyn vor Augen legte. Hier können wir nur lernen und erfahren! Ihr lobt den Rückert, einen Poeten, der euch dieſes Lob ins Geſicht werfen muß, er, der als Goethe, der Befreier der innern Menſchheit und der gefeſſelten Schönheit ſtarb, ihn einem Stamme verglich und von ihm die herrlichen Worte ausſprach, die es Zeit iſt, immer zu wiederholen:

Schämt euch, die ihr am alten Stamm, ihr Knaben,
Das Moos gerupft, vor Männern, die in ſeiner
Bewunderung ſich herangebildet haben!
Wo Goethe ſtand, galt größer nicht, noch kleiner;
Er ging; nun zeigt wetteifernd eure Gaben.
Doch deren die ich kenn', erſetzt ihn keiner.

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

IV.

Die Ungerechtigkeit, Parteilichkeit, Beſtechlichkeit, Unwiſſenheit der alltäglichen Theaterkrittler, die mit Perſönlichkeiten Schacher treiben, und für eine Flaſche Wein lobhudeln oder in ihrer Sprache „herunterreißen," iſt allerwege bekannt, aber dennoch thut es Noth, von Zeit zu Zeit dieſes Thema wieder anzuregen, um das Publicum zu warnen, ſich von dem Urtheil dieſer Leute nicht beſtimmen zu laſſen, zugleich mögen Rückblicke in dieſem Gehege für junge, tüchtige und ſtrebende Talente als ein Troſt erſcheinen, und ſie ſtark machen, über Widerwärtigkeiten des Augenblicks hinwegzuſchreiten und allenfalls mit gebührender Geringſchätzung darauf hinabzublicken. Man kann Emeuten erſticken mit Gewalt, Heere aufreiben mit Heeresmacht; eine Schaar Mäuſe iſt ſchwerer zu vertilgen, und doch braucht man nichts, als Mäuſegift dazu. Je nun, wir wollen es daran nicht fehlen laſſen, und die Geduld dabei nicht verlieren.

Ich will hier als Beiſpiel einer ungerechten Kritik einen Fall erzählen, der ſich einſt in Paris zugetragen.

Ein kühner, gewandter und geiſtreicher Mann war auf den Einfall gekommen, der Komödie ein breiteres Bett zu ſchaffen, als ſie ſeit Molière eingenommen. Der Mann hieß Beaumarchais. Man haßte ihn, nannte ihn einen erbärmlichen Schmierer, den abgeſchmackteſten Kopf ſeiner Zeit.

Am Morgen nach der erſten Vorſtellung von „Figaro's Hochzeit" erſchien in dem damals geleſenſten Blatte folgender Artikel, den ich hier in wörtlicher Ueberſetzung mittheilen will.

Erſte Vorſtellung der „Hochzeit des Figaro," Luſtſpiel in 5 Acten von dem Herrn Caron de Beaumarchais.
(27. April 1784. Mitternacht.)

So eben kommen wir aus der erſten Vorſtellung von Figaro's Hochzeit. Die Zuſchauer hatten ſich zahlreich eingefunden, und Niemand war, der beim Nachhauſegehen nicht Schlechtes von dieſem Stücke geſprochen hätte. Die Gemäßigten begnügten ſich damit, es übertrieben lang zu nennen. Dadurch wurde jedoch die Intrigue nicht deutlicher, die ſo ſehr complicirt iſt, daß kein Zuſchauer wohl im Stande wäre, ſich darüber Rechenſchaft zu geben; eben ſo wird kein Journaliſt dieſes wohl zu unternehmen wagen. Uebrigens handeln darin ſo niedre Perſonnagen, ſo verächtliche Figuren, daß das Stück ſelbſt der Neugierde nicht das geringſte Intereſſe zu entlocken im Stande war. Der Graf Almaviva will Figaro's Braut verführen, welche das Kammer-

mädchen der Gräfin iſt; dieſe will einen jungen Pagen gewinnen; der junge Page macht Jagd auf alle Mädchen, denen er begegnet, und endlich Figaro, welcher in der ihm mit ihrer Zärtlichkeit nachſtellenden alten Hexe Marcelline, ſeine Mutter entdeckt; dieß iſt das lockere Gewebe eines Stückes, deſſen Details wohl ſieben bis acht andern Luſtſpielen entlehnt ſind, worunter wir hier nur die „unverſehene Wette“ von Sedaine und den „Barbier von Sevilla“ ſelbſt nennen wollen.

Alles dieſes iſt übrigens mit einer Menge von Zügen ausgeſchmückt, die gewiſſe Leute für ſehr geiſtreich ausſchreien, worin der geübtere Kenner jedoch keinen Geiſt wahrnehmen kann. Was den Styl betrifft, ſo iſt er durchaus fehlerhaft und abſcheulich. Der Verfaſſer gebraucht veraltete Worte, wenn ihm die Laune dazu ankommt, macht auch wohl neue, miſcht feine Spöttereien und triviale Späße untereinander und ſchafft ſich auf ſolche Weiſe eine wahrhaft originelle Narrenjacke, die nur ihm angehört. Mit einem Worte: dieſes Luſtſpiel, welches ſehr an die alte Hanswurſtkomödie, aber ohne alle Luſtigkeit, erinnert, die das Laſter predigt und nicht davor warnt, beleidigt eben ſo ſehr den guten Geſchmack wie die Vernunft, und die Ehre des Publicums. War dieß des Dichters Ziel, ſo hat er es vollkommen erreicht. Morgen ſoll die Analyſe folgen. **

Wenn wir nun ſo manches Urtheil über neue Erſcheinungen hiebei in Erwägung ziehen, müßten wir uns da nicht geſtehen, daß wir um keinen Schritt weiter gekommen ſind? Jenes fauſtrechtliche, mittelalterliche Dreinſchlagen mit kritiſchen Keulen, hat es wohl aufgehört? Wann zögen dieſe Kritiker, wenn ſie es mit dem Werk eines begabten Dichters zu thun haben, und es mit ihren rohen Fäuſten anpacken, wohl Glacéhandſchuhe darüber?

Bei der fünften Vorſtellung von Figaro's Hochzeit warf man folgende Verſe aus der vierten Logengallerie auf das Theater:

„Je vis hier du fond d'une coulisse
L'extravagante nouveauté
Qui triomphant de la police,
Profane des Français le spectacle enchanté.
Dans ce drame honteux chaque acteur est un vice
Bien personnifié dans toute son horreur.
Bartholo nous peint l'avarice,
Almaviva le suborneur,
Sa tendre moitié l'adultère,
Le double-main un plat voleur,
Marcelline est une mégère,
Basile un calomniateur;
Fanchette l'innocente est trop appriveisée,
Et tout brûlant d'amour, tel qu'un vrai Chérubin,
Le page est pour bien dire un fieffé libertin,
Protégé par Suzanne, autre fille rusée,
Prenant aussi sa part du gentil favori,
Sigisbé de la femme et mignon du mari.
Quel bon ton! quelles mœurs cette intrigue rassemble!
Pour l'esprit de l'ouvrage, il est chez Brid'Oison;
Et quant à Figaro, le drôle à son patron
Si scandaleusement ressemble,
Il est si frappant, qu'il fait peur.
Mais pour voir à la fin tous les vices ensemble,
Le parterre en Chorus a demandé l'auteur!“

So wurde dieſes Meiſterwerk der franzöſiſchen Scene von einer in Laſtern aller Art ſchwelgenden Geſellſchaft aufgenommen, die ſich darin wie in einem treuen Spiegel erblicken konnte.

Aber in dem wirren Lärm, der ſich von allen Seiten erhob, ließ ſich nur eine Stimme vernehmen, die gegen die Thorheit, den Neid und die Erbärmlichkeit der Andern proteſtirte. Dieſe Stimme gehörte der berühmten Künſtlerin Sophie Arnould.

„Mein Gott! dieß Stück wird ſich ja doch nicht halten können!“ ſchrien ihr die Kritiker vom erſten bis zum letzten entgegen.

„Ja wohl,“ erwiderte das aufgeweckte Mädchen, „das Stück wird gewiß fallen — aber zweihundert Mal nach einander.“

Jetzt iſt die Hochzeit des Figaro bereits zwei und fünfzig Jahre alt, und hat über 40,000 Vorſtellungen in Frankreich erlebt.

Ich darf wohl nicht erwähnen, daß hier von dem Luſtſpiele Beaumarchais die Rede iſt, das urſprünglich zu dem Libretto Veranlaſſung gab, um welches Mozart

seine unsterblichen Töne wob. Trotz dem, daß die Oper Barbier von Sevilla und Mozarts Meisterwerk auf unserer Bühne noch fortwährend erscheinen, dürfte es von hohem Interesse seyn, jene trefflichen Lustspiele aufführen zu sehen, und sie zu diesem Ende einer neuen zweckmäßigen Bearbeitung zu unterwerfen. Die Künstler des théatre-français feiern noch immer vor einem ausgewählten Publicum ihre Triumphe darin, und auch die französischen Schauspieler in Berlin stellen sie mit großem Glücke dar.

Auf unserm Theater müßte die Aufführung des Barbiers von dem höchsten Interesse seyn, wenn: Seydelmann Figaro, Moritz Almaviva, Dem. Stubenrauch Rosine und Gnauth den Bartolo spielen würden.

Ein Brief von Joseph Haydn*).

(Aus der W. Zeitschrift für Mode.)

Mademoiselle!

Sie werden es mir nicht für übel nehmen, wan ich Ihnen ein allerhand Mischmasch ob dem abverlangten einhändige: solche Sachen ordentlich zu beschreiben, fordert Zeit, diese habe ich nicht, derenthalben getraute ich mich nicht an Mons. Zoller selbst zu schreiben, bitte derohalben um Vergebung:

ich übersende nur einen rohen Aufsatz, dan weder stolz noch Ruhm sondern die allzugroße Güte und überzeugende Zufriedenheit einer so gelehrten National gesellschaft über meine bisherigen Werke veranlasset mich dero begehren zu willfahren.

Ich wurde gebohren Anno 1733 den letzten Merz in dem Marktfleck Rohrau in Unterösterreich bei Prugg an der leythä. Mein Sel. Vatter ware seiner Profeßion ein Wagner und Unterthan des Grafen Harrachs, ein von Natur aus großer Liebhaber der Musik. Er spielte ohne eine Note zu kennen die Harpfe, und ich als ein Knabe von 5 Jahren sang ihm alle seine simple kurze Stücke ordentlich nach, dieses verleitet meinen Vatter mich nach Haimburg zu dem Schul Rector meinen Anverwandten zu geben, um allda die musikalischen Anfangs Gründe sammt anderen jugentlichen Nothwendigkeiten zu erlehrnen. Gott der Allmächtige (welchem ich alleinig so unermessene Gnade zu danken) gab mir besonders in der Musik so viele Leichtigkeit indem ich schon in meinem 6. Jahr ganz dreist einige Messen auf dem Chor herabsang, auch etwas auf dem Klavier und Violin spielte.

in dem 7. Jahre meines alters hörte der Sel. Herr Kapell Meister von Reutter in einer Durchreise durch Haimburg von ungefähr meine schwache doch angenehme Stimme, Er nahme mich alsogleich zu sich in das Capell Hauß, allwo ich nebst dem Studiren die singkunst, das

*) Das Original des nachstehenden Briefes befindet sich in meinen Händen. Wir weilen mit inniger Verehrung bei den Monumenten, die die Nachwelt großen und edlen Menschen gesetzt hat. Wie viel mehr muß uns ein Document erfreuen, das von einem großen Manne mit eigener Hand geschrieben worden ist und das zugleich ein Denkmal seines Lebens und seiner Gesinnungen hinterläßt. Ein solches ist der nachfolgende Brief. Haydn schreibt hier selbst über sich. Dieser Brief läßt wohl jedes Monument, das ihm gesetzt wurde und jede Nachricht weit hinter sich zurück, die einzeln oder in lexicographischen Werken hin und wieder über ihn besteht. Dieser schöne Brief ist ein Sendschreiben an die ganze gebildete Welt, um daraus den milden, liebenswürdigen, bescheidenen und frommen Mann in seiner ganzen Wesenheit kennen zu lernen. Haydn ist bei aller seiner Bescheidenheit der Stolz seines Vaterlandes geworden.

Die so ausgezeichnete österreichische National-Encyklopädie gibt eine umfassende Schilderung seines reichen Lebens. Zu ihrer Vervollständigung wäre nur noch beizufügen, daß sich Haydn's Grabmal in der Kirche „am Berge" zu Eisenstadt befindet und ihm in dem Jahre 1820 von dem Fürsten Nicolaus Esterhazy gesetzt worden ist, und daß in dem großen Saale des Schlosses zu Eisenstadt ein altes Pianoforte steht, das sonderbar von den prächtigen Möbeln absticht, ungeachtet es doch dessen größte Zierde ausmacht. Es ist das Pianoforte Haydn's, auf welchem er alle seine großartigen Schöpfungen und die schönste Hymne dichtete, die irgend ein Volk besitzt. Seine vielen Manuscripte, vielleicht noch zum großen Theile unbekannt, werden in dem fürstlichen Schlosse als kostbare Ueberreste verwahrt und gehütet.

Jos. Ferd. Weigl.

Clavier und die Violin von sehr guten Meistern erlehrnte. ich sang allda sowohl bei St. Stephan als bei Hof mit großem Beifall bis in das 18. Jahr meines Alters den Sopran. Da ich endlich meine Stimme verlohr, mußte ich mich in unterrichtung der Jugend ganzer acht Jahr kummerhaft herumschleppen (durch dieses Elende Brod gehen viele Genie zu Grund, da ihnen die Zeit zum Studiren mangelt) die Erfahrung traffe mich leider selbst. ich würde das wenige nie erworben haben, wann ich meinen Compositions Eyfer nicht in der Nacht fortgesetzt hätte, ich schriebe fleissig, doch nicht ganz gegründet, bis ich endlich die Gnade hatte von dem berühmten Herrn Porpora (so dazumal in Wien ware) die ächten Fundamente der setzkunst zu erlehrnen: endlich wurde ich durch Recomendation des seligen Herrn von Fürnberg (von welchem ich besondere Gnade genosse) bei Herr Grafen von Morzin als Directeur, von da aus als Capellmeister bei Se. Durchl. den Fürsten an und aufgenommen, allwo ich zu leben und zu sterben mir wünsche.

Unter andern meiner Werke haben folgende den meisten Beifall erhalten:

Die Opera: „Le Peschatrici.“ — „L'incontro improviso,“ welche in Gegenwart Ihro k. k. Majestät ist aufgeführt worden. — „L'infedeltà delusa.“ — Das Oratorium: „Il ritorno di Tobia“ in Wien aufgeführt.

Das „Stabat Mater,“ über welches ich von einem guten Freund die Handschrift unsers großen Tonkünstlers Hasse mit unverdienten Lobsprüchen erhalten. Eben diese Handschrift werde ich zeit Lebens wie Gold aufbehalten nicht des Inhalts sondern eines so würdigen Mannes wegen.

In dem Kammerstyl habe ich außer den Berlinern fast allen Nationen zu gefallen das Glück gehabt, dieses bezeugen die öffentlichen Blätter und die an mich ergangenen Zuschriften: mich wundert nur, daß die sonst so vernünftigen Herrn Berliner in ihrer Kritik über meine Stücke kein Medium haben, da sie mich in Einer Wochenschrift bis an die Sterne erheben, in der andern 60 Klafter tief in die Erde schlagen, und dieses ohne gegründeten warum; ich weiß es wohl; weil sie ein und andere meiner Stücke zu produciren nicht im stande, solche wahrhaft einzusehen aus eigenlieb sich nicht die Mühe geben, und anderer Ursachen mehr, welche ich mit der Hülf Gottes zu seiner Zeit beantworten werde: Herr Kapellmeister von Dittersdorf aus Schlesien schrieb mir unlängst mit Bitte mich über ihr hartes Verfahren zu rechtfertigen, ich antwortete aber demselben daß eine Schwalbe keinen Sommer mache, vielleicht wird denenselben von unpartheyschen der Mund mit nächsten so gestopft, als es ihnen schon einmal wegen der Monotonie ergangen. Ueber alles das aber bemühen sie sich äußerst alle meine Werke zu bekommen, ein welches mich der k. k. Gesandte zu Berlin Herr Baron van Switen diesen verflossenen Winter, als derselbe in Wien ware, versicherte: genug hievon.

Liebe Mademoiselle Leonore! Sie werden also die Güte haben, dem Monsi. Zoller nebst höfliche Empfehlung gegenwärtiges Schreiben seinem einsichtsvollen Gutachten überlassen: mein größter Ehrgeiz bestehet nur darin, vor aller Welt, so wie ich es bin, als ein rechtschaffener Mann angesehen zu werden.

Alle Lobes-Erhebungen widme ich Gott dem Allmächtigen, welchem alleinig für solche zu danken habe: mein Wunsch sey nur dieser, weder meinen Nächsten, noch meinen gnädigsten Fürsten, viel weniger barmherzigen Gott zu beleidigen:

übrigens verbleibe mit aller Hochachtung Mademoiselle

Dero aufrichtigster Freund
und Diener
Josephus Haydn.

Schlesischer Verein für Pferderennen und Thierschau.

Bei dem dießjährigen Rennfeste zu Breslau werden folgende interessante Rennen stattfinden:

1) das von S. K. H. dem Prinzen Karl von Preußen gestiftete Rennen. Pferd

auf dem Continent geboren. Einsatz 15 Frd'or, 10 Frd'or Reugeld. Freie Bahn: eine halbe Meile. Einfacher Sieg. Der Sieger erhält die Einsätze und auf ein Jahr den Besitz der von S. K. H. gestifteten silbernen Denktafel, worauf der Name eingetragen wird und die er im nächsten Jahre vertheidigen muß. Wenn er den Preis abgibt, so erhält er zum Andenken eine silberne Medaille mit bezugreicher Inschrift und Insignien als Eigenthum. — 2) Das von J. D. der Frau Fürstin von Liegnitz gestiftete Rennen. Pferde ohne Rücksicht auf Abkunft und Vaterland. Einsatz 5 Frd'or. Der vierjährige Besitzer des Preises ist frei; kein Reugeld. Freie Bahn: eine halbe Meile. Einfacher Sieg. Der Sieger erhält die Einsätze nach Abzug von 5 Frd'or für das zweite Pferd und tritt in den Besitz des von der Frau Fürstin ausgesetzten silbernen Pokales, welchen er im nächsten Jahre vertheidigen muß und der nur durch dreimaligen Sieg zum Eigenthum erworben werden kann. Doch hat die Frau Fürstin sich vorbehalten, demjenigen, der gezwungen wird, den Pokal abzugeben, eine Erinnerung an dessen Besitz zu verleihen. — 3) In Schlesien gezogene Pferde. Einsatz 5 Frd'or. Ganz Reugeld. Freie Bahn: eine halbe Meile. Zweifacher Sieg. Vereinspreis 600 Thaler. — 4) Pferde aller Länder. Einsatz 10 Frd'or. Halb Reugeld. Freie Bahn: eine halbe Meile. Zweifacher Sieg. Vereinspreis 500 Thlr. — 5) In Schlesien gezogene Pferde, dreijährig. 6 Frd'or Einsatz. Halb Reugeld. Freie Bahn: 600 Ruthen. Einfacher Sieg. Vereinspreis 200 Thlr. — 6) Im preußischen Staat gezogene Pferde. 2 Frd'or Einsatz. Ganz Reugeld. Bahn mit Hindernissen 500 Ruthen (eine Viertelmeile). Einfacher Sieg. Vereinspreis 200 Thlr. — 7) Im Gebiete des deutschen Zollverbandes gezogene Pferde; Vollblut ausgeschlossen. 2 Frd'or Einsatz. Ganz Reugeld. Freie Bahn: eine halbe Meile. Einfacher Sieg. Vereinspreis 200 Thlr. — 8) Pferde aller Länder. Es wird nur Trab geritten. 2 Frd'or Einsatz. Ganz Reugeld. Freie Bahn: eine halbe Meile. Einfacher Sieg. Herren reiten. Kein Normalgewicht. Kein Pferd kann siegen, welches nicht im Trabe an das Ziel gelangt. Der Sieger erhält einen Ehrenpreis und die Hälfte der Einsätze. Das zweite Pferd, sofern es trabend den Distancepfahl erreicht hat, die zweite Hälfte der Einsätze. — 9) Pferde von der Zucht und im Besitze schlesischer Landleute aus dem Bauernstande. Vereinspreise 100, 40 und 20 Thaler. — 10) Pferde aller Länder. 2 Frd'or Einsatz. Ganz Reugeld. Preis ein von der Stadt Breslau ausgesetztes silbernes Kleinod. — 11) Offizierpferde, welche im Dienst geritten werden. 2 Frd'or Einsatz. Der Sieger erhält ein für die Einsätze anzuschaffendes Ehrengeschenk und vom Verein einen englischen Sattel. — 12) Jagdrennen. Eine deutsche Meile. 5 Frd'or Einsatz. Ganz Reugeld. Pferde aller Länder. Rother Jagdanzug. Herren reiten. Keine Gewichts-Regulirung. Anmeldung und Rennen bis zum 15. Mai 1837. Später doppelter Einsatz, offen bis zum Ablaufen. — 13) Ritte auf eine Distance von fünf deutschen Meilen mit einem Pferde. Herren reiten. Keine Gewichts-Regulirung. 5 Frd'or Einsatz; ganz Reugeld. 12 und 13 sind proponirte Rennen und anderweitige Propositionen werden später bekannt gemacht werden.

Die böhmischen Musikanten.

Von Franz Schusella.

Böhmische Musikanten! — Kein Name kann bescheidener und berühmter seyn. Ueberall sind sie zu finden, und überall werden sie gesucht. Bei allen Nationen sind sie willkommene Gäste; selbst wo man voll ethnographischer Weisheit die Böhmen Zigeuner nennt, bewundert man die Zigeuner-Musikanten.

Die böhmischen Musikanten sind es, welche zum Ruhme ihres Volkes Alles zu Schanden machen, was gestrenge Statistiker und Historiographen über den böhmischen Charakter festzusetzen geruhten.

Man wirft uns Mangel an feiner Bildung vor. Unſere Muſikanten beweiſen es, daß der Böhme ſich auf den guten Ton verſtehe.

Man ſchildert die Böhmen als ſtreitſüchtig, und doch haben ſie an ihren Muſikanten ſo gut harmonirende Stimmführer.

Man behauptet, der Böhme ſey wankelmüthig und unbeſtändig. Unſere Muſikanten aber zeigen, daß wir taktfeſte Leute ſind.

Und was von den böhmiſchen Muſikanten gilt, gilt von der Nation. Iſt nicht Böhme und Muſikant faſt gleichbedeutend? Gehört nicht muſikaliſche Bildſamkeit zu den Grundzügen des böhmiſchen Charakters? Trägt nicht jeder Böhme wenigſtens die Bruſt voll ſüßer Lieder, in denen die Freude ſeines Herzens ausſtrömt und der Kummer ſeiner Seele verſieget?

Vom wandernden Geiger bis zum reiſenden Virtuoſen, welch' eine lange lebendige Tonleiter? — Welch' eine reiche muſikaliſche Encyklopädie für alle Stände, herausgegeben vom Verfaſſer der Welt!

Obenan durch Originalität und Seltenheit ſteht der Dudelſackpfeifer. In der Sackpfeife liegt fürwahr poetiſche Kraft und muſikaliſche Tiefe. Dieſes Jauchzen der Freude, dieſes Schnarren des Uebermuthes, dieſes Ziſcheln der Schalkhaftigkeit, dieſes Brummen des Ernſtes ließen ſich gewiß zu den geiſtreichſten Effecten verwenden. Es iſt Schade, daß ſich kein böhmiſcher Beethoven in die Geheimniſſe des Dudelſackes vertieſen, und den Tonrichthum deſſelben läutern, vervielfältigen und kunſtgemäß geſtalten will. Eine Symphonie von einigen hundert Dudelſackpfeifen müßte eine ergreifende Wirkung machen! —

Böhmen iſt die muſikaliſche Pflanzſchule Europa's. Muſik iſt die wahre Mutterſprache des Böhmen. Gäbe es auch einen Feind, der uns allen Ruhm abſprechen wollte, den muſikaliſchen müßte er unangetaſtet laſſen. Und mit dem muſikaliſchen Ruhme genießen wir den Ruhm aller Tugenden:

Sind wir gute Muſiker, ſo haben wir ein feines Gehör, und überhören nicht die leiſe Mahnung des Gewiſſens.

Als gute Muſiker kennen wir den Werth einer genauen Zeiteintheilung, und wiſſen es, wie ſchlimm es iſt, wenn man den rechten Augenblick verpauſirt, und wenn der Orgeltreter den Regenschori meiſtern will.

Muſik erheitert das Gemüth. Ein heiteres Gemüth kann kein böſes Gemüth ſeyn.

Die Muſik erhebet den Geiſt und entflammet den Muth. In den ſchwierigſten Forſchungen des Wiſſens, in dem heißeſten Drange der Schlachten hat Geiſt und Muth der Böhmen die Probe beſtanden.

Heil daher Euch! böhmiſche Muſikanten in Eurer ruhmgekrönten Beſcheidenheit! Pfleget und nähret die heilige Himmelstochter Muſik mit redlichem Fleiße, damit Ihr verbleibet die Zierde Eures Vaterlandes und hinausziehet als Apoſtel der Freude, um Böhmens Ruhm und Luſt zu verkündigen allen Herzen.

Heil Dir Böhmen, Du Land der Harmonien und Lieder! Muſik iſt ein Quell der Freude, Freude ein Born unſeres Glückes. Daher biſt auch Du, Böhmen, ein glückliches Land, ein lieblicher Garten, herrlich prangend im Schmucke des Frohſinnes der Biederkeit und des göttlichen Segens.

Immerdar mögen Deine Tempel vom Lobgeſange wahrer Frömmigkeit erklingen, niemals in Deinen Gauen der Jubel reiner Freude verſtummen, und ewig das Herz, Deines Volkes voll ſeyn von Begeiſterung für Gott, König und Vaterland!

(Bohemia.)

Römiſcher Salon.

Auch die heilige Stadt erfährt den Einfluß des Börſenſpiels, auch Rom hat ſeine reichen Banquiers.

Am letzten 15. December fand eine große muſikaliſche Soirée bei dem Rothſchild Roms, dem Banquier, Herzog Alexander Torlonia, ſtatt, um das Wieder-

auftreten der Signora Rynthertand nach fünfjähriger Abweſenheit zu feiern. Dieſes Feſt in den Salons eines Privatmannes entbehrte nicht eines wahrhaft königlichen Glanzes. Pracht und ein edler Geſchmack wetteiferten darin. Die Hauptſtraßen, durch welche die Wagen anfuhren, waren mit einer großen Anzahl von Lampen erleuchtet, Statuen und Blumen zierten die Thore und Aufgänge des Palaſtes Torlonia, der feenhaft beleuchtet war. Dem Eingange in die Salons gegenüber waren zwei Militär-Muſikchöre aufgeſtellt, die abwechſelnd ſpielten. Durch fünf prächtig drappirte und mit Wachskerzen erleuchtete Säle kam man in den Hauptſaal, wo für 600 Perſonen Platz war. Cardinäle, Prälaten und das diplomatiſche Corps drängte ſich mit Fürſten und andern hohen Perſonen in dieſen Gemächern. Das Concert begann mit der prächtigen Ouvertüre zum Wilhelm Tell, von einem trefflichen Orcheſter unter Angelini's Leitung ausgeführt. Dann folgten einige Stücke aus der Belagerung von Korinth, worin Balzer und Signora Rynthertand ſich hören ließen. Hierauf ſang Balfe eine Arie und den Beſchluß machten die beiden Finale aus den Puritanern und der Norma, von dem Chor des Theater Valle ausgeführt, während die Soli von Antognini und der Rynthertand geſungen wurden. Nach dem Concert folgte eine Collation, welche des glänzenden Feſtes vollkommen würdig war.

Pariſer Garçons.

Die Pariſer Garçons waren mir oft der Gegenſtand meiner beſondern Beobachtung. Sie erſchienen mir wie das ſeltſamſte Product der Pariſer Civiliſation. Sie ſind wie das perſonificirte Trinkgeld zu betrachten. Ihr Lächeln gleicht dem Bilde eines Fünffrankenſtücks und in ihrem ganzen Weſen, in allen ihren Zuvorkommenheiten glaubt man kleine Münze herauszuwittern. Sollte man wohl glauben, daß in unſerer Zeit des Fortſchritts, in einer Stadt, welche ſich ſo viel damit weiß, es noch große Jungen gibt, breitſchulterig und mit reſpectabeln Backenbärten, welche von den Gäſten täglich mit zwei Sous-Stücken regalirt werden und ſie dennoch am Neujahrstage wie kleine Kinder mit einer Düte gebrannter Mandeln bewillkommen, um ein Trinkgeld zu erſchnappen.

Fängt man die Stufenleiter der Garçons bei Flicotteaux, bekanntlich dem niedrigſten Reſtaurant in Paris, an, ſo erblickt man den Garçon trocken, mager, gleichſam calcinirt; er ſieht aus, wie ein Huhn von vierzehn Tagen, oder wie eine Ente vom vergangenen Sommer.

Bei Don und den andern Reſtaurants zu zwei Franken, iſt der Garçon ſchon etwas rundlicher; man ſieht es ihm an, daß er wohl ſchon einmal an einer Trüffel vorübergegangen, daß er das Profil einer Steinbutte erblickt oder den Fuß eines rothen Rebhuhns gedrückt hat.

In der Vorſtadt St. Martin oder in der Straße St. Denis iſt der Garçon faſt ſo wohlbeleibt wie ein Commis-Voyageur; er lächelt, wenn man vom Handel ſpricht, und ſtreicht ſich die Haare in die Höhe, wenn von der Nationalgarde die Rede iſt. Er plaudert mit den Kunden; er empfiehlt dieſem Kalbsohren, jenem Hammelfleiſch, einem Andern Fiſche; bietet man ihm ein Glas Champagner an, ſo ſchlägt er es nicht aus; Sonntags iſt er die Seele der Familien-Mahlzeiten. Er bindet den kleinen Kindern die Servietten um und lacht wie närriſch über die Witze des Papas.

Bei Vefour iſt der Garçon faſt wie ein vornehmer Herr anzuſehen; man erzählt ſich ſogar, daß er wählbar ſeyn ſoll. Er trägt Ringe an den Fingern, weiße Wäſche, wie geſchlagene Eier, hat einen Bauch wie ein Miniſter und eine Doſis Aplomb, um die ihn der Secretär eines Miniſters beneiden würde. Gäſte aus der Provinz und beſcheidene Kunden ſetzt er in Angſt und Erſtaunen. Dick und roth, wie die Hummer ſtehen ſie da und leſen das Journal des debats, während man ſeine Beſtellung macht und ſie leſen noch immer fort, während ſie die Speiſen brin-

gen. Was man ihnen sagt, hören sie mit über die Achsel rückgewandtem Kopfe an. Ein Pole machte einmal den Witz und sagte: „Mylord, eine Steinbutte in weißer Sauce, wenn ich bitten darf.“

Im Quartier latin heißen die Garçons Peter, Jacob, Anton, Thomas u. s. w. In den vornehmern Quartieren heißen sie Alfred, Oscar, Polydore oder so etwa. Aber wie er auch heißen möge, zum ersten Jänner wird er höflich und zuvorkommend. Er schleppt Beefsteaks so groß wie ein Haus herbei; er möchte uns Kaffee und Cognac in die Taschen gießen: er erstickt uns mit Höflichkeit, und Alles dieß, um uns nachher wieder hungern und fasten zu lassen, wenn er uns einmal nur seine Düte mit gebrannten Mandeln zum neuen Jahr angehängt hat.

Vermischtes.

Der Erfinder des unverfälschbaren Papieres, Herr Mozart in Paris, hat nun auch dasselbe in kleinen satinirten Formaten zum Verkauf ausgeboten, damit auch Damen davon Gebrauch machen können, weil es sonst wohl vorkam, daß ein Billet an eine Modehändlerin in die Annahme eines Stelldichein verwandelt wurde, woraus, wie man leicht einsieht, die bedenklichsten Folgen entspringen konnten. Mozarts Entdeckung ist wirklich bedeutend, und sichert dem Erfinder ein großes Einkommen.

— Karl von Holtei ist wieder in Berlin und wird drei dramatische Vorlesungen halten. Am ersten Abend: „Der beste Richter ist der König“ von Lopez de Vega; am zweiten: „Egmont“; am dritten: „Der zerbrochene Krug“ von Kleist, und einige Nachspiele mit Liedern.

— Der herzogliche Hofkapellmeister Dr. Friedrich Schneider in Dessau ist zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaats ernannt worden.

— Die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur hat so eben im Auftrage ihres Ehrenmitglieds des K. K. österreich. obersten Kanzlers und Studien-Präsidenten, Grafen von Mittrowski, ein höchst kostbares literarisches Geschenk erhalten, nämlich ein Prachtexemplar des Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae, welchen der Professor der slavischen Literatur in Ollmütz, Anton Boczek, unter den Auspicien des gedachten Grafen und mit besonderer Unterstützung desselben herausgegeben hat. Der erste Theil, der bis jetzt erschienen ist, enthält zu Anfange höchst wichtige Urkunden über die Stiftung und Ausbildung der christlichen Kirche in Mähren. Die ältesten Urkunden sind Briefe aus dem Jahre 863 und 884. Eine große Menge von Urkunden verbreitet Licht über die Geschichte einzelner Städte und Bezirke, wie auch über den Tatarenkrieg und über die ungarisch-böhmischen Händel.

— Der dreiundzwanzigjährige Post-Expeditor Johann Ortler von Franzenshöhe auf der Straße über das Wormser Joch und der Straßenaufseher Peter Casnati wurden am Christtage, als sie von Trafoi aus der Kirche heimfuhren, auf den sogenannten Wendeln von einer Schneelawine begraben. Am Tage darauf hatte ein achtzehnjähriger Junge fast an derselben Stelle dasselbe Schicksal.

— In Paris wurde kürzlich in der Straße du vert-bois im Quartier St. Martin ein ähnliches Verbrechen entdeckt, als das von der kürzlich in München hingerichteten Birnbaum verübte. Das arme Schlachtopfer ist jedoch noch nicht todt und man hofft es zu erhalten. Es ist ein Mädchen von ausnehmender Schönheit. Der unnatürliche Vater und seine Haushälterin sind zur Untersuchung gezogen.

Telegraph von Deutschland.

Theater.

Herr Porth in Dresden hat als König Lear Furore gemacht und wurde — in Dresden ein außerordentlicher Fall — dreimal hervorgerufen. Da Rott und Anschütz früher diese Rolle dort spielten, war diese Auszeichnung desto ehrenvoller für ihn.

— Der rühmlichst bekannte Schauspieler, Herr Jost, vom Hamburger Stadttheater, gastirt in diesem Augenblick in Weimar. — Der beliebte Komiker, Herr Remmark aus Grätz, der bereits im vorigen Sommer in Stuttgart gastirte, ist wieder zu Gastrollen hier eingetroffen, um uns einen heitern Fasching zu bereiten.

Ehrenbezeugung.

Se. Maj. der König von Preußen haben mittelst Handschreibens der Madame Birch-Pfeiffer für ihr Drama: „Johannes Guttenberg“ die große goldene Medaille verliehen.

Allerlei.

Wir haben jetzt außer dem Telegraphen von Deutschland, den wir selbst dirigiren, noch einen Telegraphen von Wien und einen Frankfurter Telegraphen erhalten. In diesem Augenblick kommt uns ein Telegraph von Berlin unter die Augen. Die Telegraphenlinien im lieben Vaterlande scheinen sonach gut organisirt zu seyn. Für unsern Telegraphen muß jedoch die Ancienniität in Anspruch genommen werden.

Abschied.

Lebt wohl, ihr Freunde, ihr Bekannte,
Und wen ich sonst noch „theuer“ nannte.
Den 3. Januar 1837.

Herrmann Müße.
(Leipziger Tagebl.)

— Musikalische Notiz. Ein englischer Musikalienhändler hat Herrn Felix Mendelssohn die Partitur seines „Paulus“ abgekauft, so daß sie in Deutschland und London zu gleicher Zeit erscheinen wird. In diesem Bemühen um rechtmäßiges Eigenthum liegt ein schöner Zug der Engländer. Nachdruck, der hier leicht war, wird von ihnen nicht geliebt.

Nekrologe.

Am 9. Januar früh 7 Uhr starb in einem Alter von zurückgelegten 84 Jahren der Herzog Wilhelm von Baiern-Birkenfeld, der seine Residenz in Bamberg hatte. Er war ein Fürst von seltenen Eigenschaften des Herzens und ein warmer Verehrer der Künste und Wissenschaften. Bamberg segnet sein Andenken. Das dortige Theater erfreute sich in früherer Zeit seiner besonderen Protection. Holbein und Hoffmann wirkten einst dort unter seiner Aegide. Im Sommer lebte er auf seinem Schlosse, dem ehemaligen sehr romantisch gelegenen Kloster Banz, das er sehr verschönerte, und der ganzen Gegend große Wohlthaten erwies.

— In Wien starb in hohem Alter Johann Schenk, der Komponist des Dorfbarbiers. In früherer Zeit waren von ihm viele ernste Opern erschienen, die jedoch keinen Beifall erhielten; nun schalt er immerfort das Publikum geschmacklos, das sein schlechtestes Werk — wie er meinte — so günstig aufgenommen hatte. Daß Schenk ein großes Talent war, ist gewiß, und es wäre nicht mehr als gerecht, seinen Nachlaß mit Gewissenhaftigkeit zu durchforschen.

— J. Weitzel, als Mensch und Schriftsteller gleich hoch geachtet, starb am 10. d. M. zu Wiesbaden im 65. Jahre. In ihm hat Deutschland einen ausgezeichneten Schriftsteller verloren.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Verkleidung. Fasching 1837. Rock von gelbem Atlas oder Caschemir mit schwarzer platter Seide gestickt und mit eben solchen Franzen von krauser Seide oder Chenille besetzt. Leibchen von amaranthfarbenem Sammt, mit schwarzen Bändern geschnürt und an den Aermeln mit schwarzen Spitzen. Schwarzes Sammthütchen mit eben solchen Galons von Seide. Halbhandschuhe von Filet. Fleischfarbene Strümpfe von Seide mit schwarzen Zwickeln.

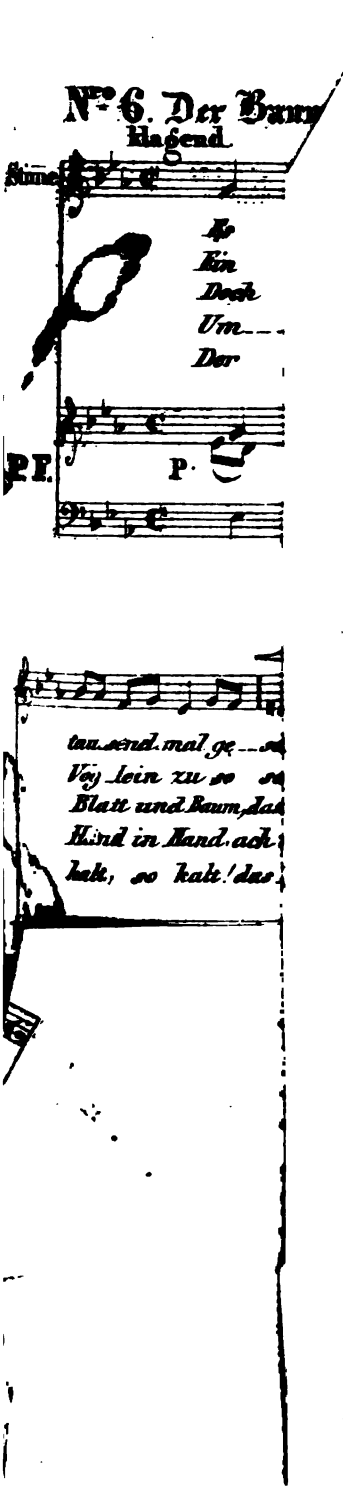
2) Volksweisen aus dem Cyclus von Lindpaintner.

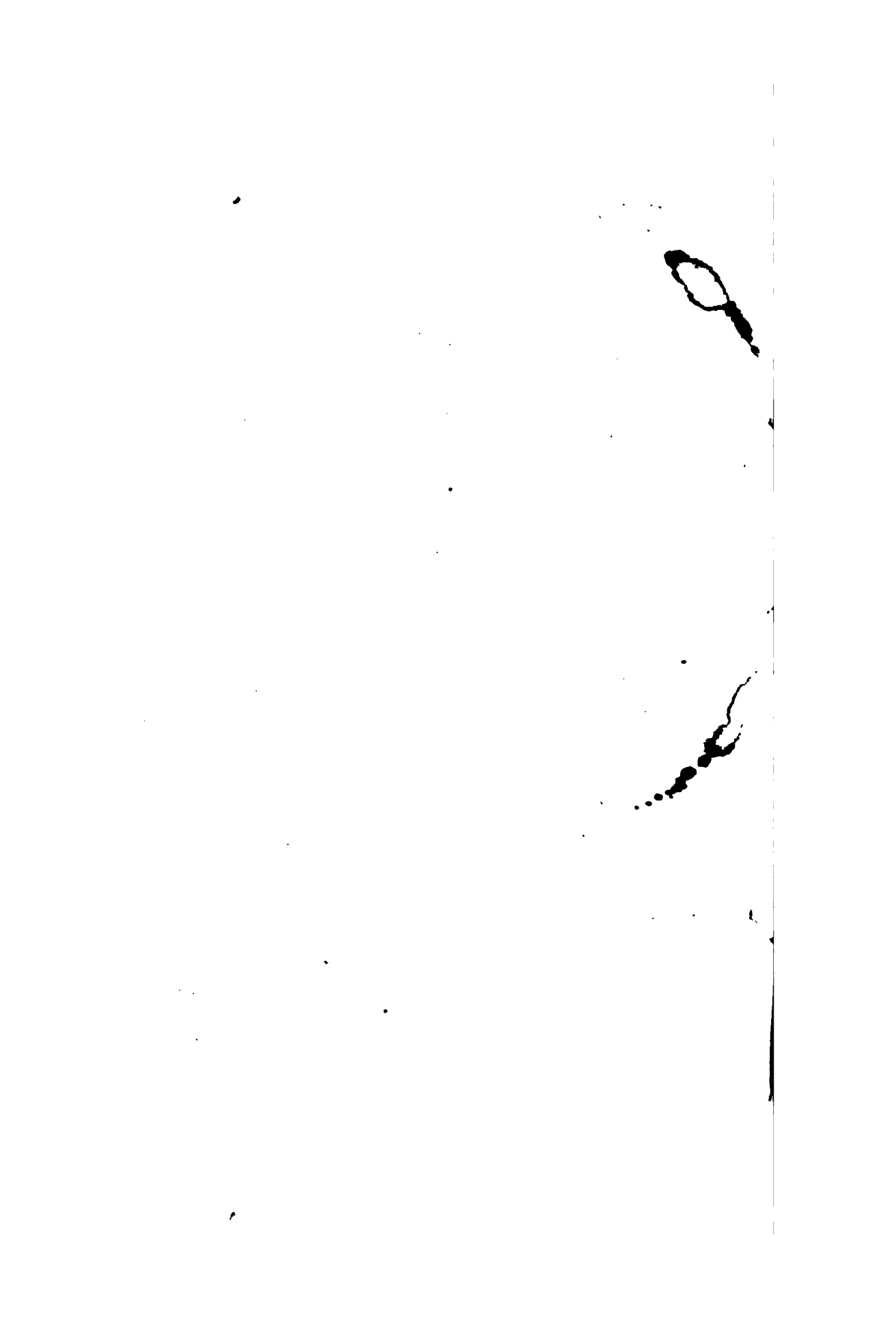
August Lewald.

Verkleidung.

Fasching, 1837

Lith. Anst. von Pozzan, Sohn & Co.


Nº 6. Der Baum
klagend.
Stimme
Es
Ein
Dach
Um
Der
P.F.
P.
tau. send. mal ge
Vöj lein zu so
Blatt und Baum, das
Kind in Hand. ach
kalt, so kalt! das



Die Krieger.

Episode aus dem dritten Bande des „jungen Europa“ *)

von

Heinrich Laube.

I.

Ungeduldig erwartete ihn Stanislaus an der Brücke. Skrzynecki mit dem Generalstabe war schon fort, die beiden jungen Offiziere sprengten in größter Eile durch Praga, die beiden Gemeinen — Magyac war in das Regiment getreten — in gleicher Eile hinterher. So ging es über die Fläche hin, welche auf der Ostseite Warschaus bis an die Wälder läuft; die Nacht war still und dunkel, aber die breite Chaussee erlaubte den Reitern die schnellste Bewegung. Diese Chaussee führt von Warschau über Wawre, Dembe, Minsk, Siedlce nach den tieferen polnischen Provinzen, nach dem eigentlichen Rußland hinein, und sie war bis in die Mitte des Sommers 1831 der Mittelpunkt aller Heerbewegungen.

Kaum eine Stunde von Warschau beginnen die Wälder. Hier holten die vier Reiter den Generalstab ein. Stanislaus schloß sich an einen der vordersten Offiziere, und Valerius, der sich fortwährend zu

*) Der im Laufe dieses Jahres sammt dem Schlusse erscheinen wird.

ihm hielt, hörte einen Theil der Ordre mit an, welche eine ſanfte Stimme austheilte. Sie gehörte einem hohen Manne, der auf einem großen Pferde ritt. Er war in einen Mantel gehüllt, und die Dunkelheit ließ von ſeinem Geſicht nichts ſehen. „Vertrauen Sie auf Gott, meine Herren, er verläßt die Seinen nicht — und nun an Ihre Poſten.“ Alles flog aus einander, und Valerius konnte erſt, als er bei ſeinem Regimente angekommen war, nach dem Namen jenes frommen Kriegers fragen.

„Das war Skrzynecki,“ erwiederte Stanislaus — ein weiteres Geſpräch ließ ſich nicht anknüpfen, das Vorrücken der Reiterei war nicht ohne Beſchwerlichkeit, da ſie einen Theil der Chauſſee dem Fußvolk und der Artillerie überlaſſen mußte; der Weg ſelbſt nahm alſo bei der Finſterniß alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Valerius erfuhr nur noch von Stanislaus, daß ein bedeutender Theil der ruſſiſchen Streitmacht in dem Flecken Wawre und der Umgegend liege, und daß die nächtliche Expedition dahin gerichtet ſey.

Die Kolonnen hielten plötzlich, die vordern Spitzen mochten in der Nähe des Ortes angekommen ſeyn. Es war eine wunderliche Stille, die einen Augenblick eintrat; Alle, ſelbſt die Thiere ſchienen zu empfinden, daß es der Moment vor einer Schlacht ſey. Der Generalſtab ritt raſch auf einem Waldwege im Nebel vorüber nach dem Angriffspunkte hin, die dunkeln Geſtalten glitten vorbei wie Geſpenſter. Aber bald trat jenes wogende Murmeln ein, was nie ausbleibt, wenn eine ſo große Maſſe an ein Werk geht. Man hörte die Ladeſtöcke fallen, weil hie und da einer unterſuchte, ob ſeine Patrone noch feſt ſäße, die Kavalleriſten machten die Säbel in den Scheiden locker, Befehle der Offiziere liefen leiſe von Mund zu Mund — plötzlich knatterte eine Lage Musketenfeuer tief aus dem Walde, und noch eine, und noch eine, dumpfe Kanonenſchläge miſchten ſich bald darein, die Infanterie-Kolonnen auf der Chauſſee erhielten Raum vorwärts zu rücken, das Regiment des Valerius nahm ſeinen Platz auf der Heerſtraße ein.

Dieſer nächtliche Kampf machte einen wunderlichen Eindruck auf ihn. Er fühlte noch die warme Hand Conſtantiens auf ſeiner Wange, und jetzt ſtrich die kalte Nachtluft darüber, welche ihm die Töne eines mörderiſchen Kampfes brachte, im nächſten Augenblicke konnte er ſelbſt mitten im Getümmel ſeyn. Die Schlacht ſelbſt befängt viel weniger, man iſt beſchäftigt, Geiſt und Phantaſie haben nicht Raum und Zeit, ſich des Gegenſtandes zu bemächtigen, aber die Nähe der Schlacht

erschüttert am Tiefsten. Man weiß nun, daß unweit von uns massenweise gemordet wird, die Phantasie bemächtigt sich der Gegenstände und ihre Möglichkeiten erschüttern den Stärksten, hier ward sie obenein durch die Nacht unterstützt, nur das Ohr benachrichtigte die Seele von den tödtlichen Dingen.

Das Feuern ward indessen immer lebhafter und schneller, man mußte einen heftigen Widerstand vermuthen, da die Kavallerie noch immer keinen Befehl erhielt, vorzurücken. Hie und da stieg aus der stillen Reitermasse ein Fluch auf gegen die Feinde. Plötzlich verbreitete sich eine große Helle über den Wald, Häuser von Wawre waren in Brand gerathen, Kriegsgeschrei scholl aus der Ferne, des Grafen Kicki Kommandostimme „Vorwärts" flog über die Lanzen hin, und in donnerndem Trabe flog das Regiment durch den Wald, in das brennende Dorf hinein. Der Einzelnkampf würgte noch in den Häusern, pulverschwarze Krieger fochten noch in kleinen Haufen mit den Bajonetten gegen einander, wo man hinsah flogen die glühendrothen Strahlen aus den Feuergewehren, Kugeln pfiffen von allen Seiten, mancher Reiter sank auf den Hals des Pferdes.

„Seht, Herr, der Schmied erobert sein altes Haus," rief Magyac, der im Zuge des Valerius ritt, „dort rechts" —

Die schnelle Bewegung riß Alles vorüber, aber mit einem flüchtigen Blicke glaubte Valerius doch den alten Florian an der rothen Mütze zu erkennen, wie er auf der Schwelle eines brennenden Hauses stand und einen Russen hineinwarf in die Flamme.

Die Hauptmacht der Feinde war aus dem Dorfe hinaus geworfen, die hinter demselben aufgefahrenen Batterien wurden eben genommen, und die Kavalleriechargen warfen den Feind völlig in die Flucht immer tiefer in die Wälder hinein. Der Feind, das Geismarsche Corps, zog sich halb zersprengt auf ein anderes Hauptcorps, das Rosensche, zurück, die Polen folgten lebhaft und den Nachmittag darauf wiederholte sich bei Dembe die Schlacht von Wawre. Hier wurden indessen die Russen auf keine Weise überrascht, sie wußten, daß ihnen der Feind dicht an der Ferse sey, und versuchten mit größter Anstrengung das Vordringen desselben aufzuhalten. Sie waren in einer festen Position, zahlreich und wie alle russischen Truppen standhaft und hartnäckig. Die angreifenden Polen stürmten zu wiederholten Malen vergeblich, der Tag begann sich bereits zu neigen, und die meisten Kombattanten mochten der Meinung seyn, er werde mit einem unentschiedenen Treffen enden, als Skrzynecki

unter den vordersten Truppen erschien. Langsam und schweigend durchritt er die Reihen, hie und da nur erhielten seine Adjutanten Befehle, die Masse enger und dichter in einander zu schieben, Regimenter heran zu beordern, die weiter rückwärts geblieben waren; hie und da nur sprach er im Vorüberreiten zu den Soldaten: „Kinder, mit Gottes Hilfe muß der Tag gewonnen werden!“ Auch die Artillerie war verstärkt worden; Skrzynecki erhob die Hand, und wie ein Echo schallte der Ruf zum Angriffe links und rechts, es begann das Geschütz ein neues lebendiges Feuer, alle Massen setzten sich im Sturmschritt in Bewegung, die Russen wurden überwältigt, die untergehende Sonne fand sie auf der Flucht immer tiefer nach der russischen Grenze hin gen Iganie und Siedlce. Dembe Wielki war der zweite Siegesort Skrzynecki's.

Er bewies da zum ersten Male die unerschütterliche, unbiegsame Hartnäckigkeit in dem einmal Begonnenen, die sich später an ihm so oft wieder herausstellt. Langsam, vorsichtig, oft allzu bedenklich ging er an die Unternehmungen, aber das einmal Begonnene führte er mit der tödtlichsten Ruhe eines Fanatikers zu Ende, der sich dem einmal gefaßten Entschlusse verfallen glaubt. Es ist dieß vielleicht ein religiöses Element, was bei Skrzynecki überhaupt mehr hervortritt als das nationale. Von der polnischen Volksthümlichkeit bemerkt man außer der schwärmerischen Vaterlandsliebe fast nur das elegische Wesen an ihm, welches sich so leicht über ein unterdrücktes Land verbreitet, und sich zu einer schwärmerischen Religiosität ausdehnt.

Hier sah Valerius den neuen Generalissimus zum ersten Male deutlich. Von einigen Offizieren begleitet ritt er, bei den letzten Strahlen der noch kraftlosen Frühlingssonne, in das Dorf ein. Das Antlitz strahlte, als ob ein Gebet darauf ausgebreitet wäre, und das matte aber große Auge richtete sich einen Moment lang nach der Himmelsdecke. Dann nahm der Held des Tages ein Glas hervor, betrachtete noch einmal in größerer Nähe die eroberte Stellung, und gab einige Befehle. Er ritt, wie es schien, noch dasselbe hohe Pferd, das ihn bei Wawre getragen hatte, nachlässig saß die edle, große Figur darauf, aber ein Reitverständiger konnte schnell erkennen, daß es nicht die Ungeschicklichkeit Friedrichs des Zweiten oder die Napoleons in der edlen Reitkunst war, welche aus seiner nachlässigen Stellung hervorkuckte, sondern vielmehr die erworbene Sicherheit, welche natürliche Anlage und eine stete Uebung erzeugt. Die langen Beine des Reiters lagen fest wie eingewachsen am Sattel, und der schön proportionirte volle Oberkörper wiegte

ſich leicht und gerade in unbekümmerter Sicherheit. Der ſanfte nachdenkliche Ausdruck ſeines Geſichts, welchen die Siegesfreude nur flüchtig verdrängt hatte, das ſinnende, poetiſche Auge erinnerte eher an einen Denker, und nur zuweilen ſchärfte der Ernſt ſeiner Züge die weichen Formen bis zum befehlshaberiſchen, kriegeriſchen Anſehen.

Die Ordre für die Kickiſchen Uhlanen, den thätigſten Antheil an der Verfolgung des Feindes zu nehmen, unterbrach die Betrachtung des Deutſchen. Er konnte nur noch einen flüchtigen Blick auf den neben Skrzynecki reitenden Prondzinski werfen, und fort riß ihn die raſche Bewegung ſeines Regiments.

Jetzt begann nun das eigentliche Lager und Bivouakleben des polniſchen Heeres, der Feind wurde zwar immer wieder auf der Chauſſee zurückgedrängt, bei und in Iganie ſelbſt, was Prondzinski mit dem Bajonet in der Hand nehmen ließ, in einem mörderiſchen Gefecht geſchlagen, und bis hinter Siedlce, den Hauptort ſeiner Magazine und Kranken, zurückgeworfen. Aber der vorſichtige, bedenkliche Skrzynecki wagte nicht weiter zu dringen; in Siedlce war ein Lazareth mit Cholerakranken, er betrat dieſe Stadt nicht, und der blutige Sieg bei Iganie wurde nicht weiter verfolgt. Allmählig zog der Gegner Diebitſch ſeine Truppen enger zuſammen und rückte mit überlegenen Kräften wieder vor, und ſo trat denn die lange Periode des Krieges ein, wo ſich die Heere bald vor- bald rückwärts auf der Chauſſee hin und her bewegten. Zuweilen ließ es ſich an, als würden ſie ſich in eine Schlacht verwickeln, wie zum Beiſpiel in dem Treffen bei Minsk, aber es kam nicht dazu. Diebitſch war wohl auch durch die Lage bei Praga und Grochow zu der Ueberzeugung gelangt, daß er nur mit erdrückender Ueberlegenheit auf einen Erfolg rechnen dürfe, und wartete deshalb ungeduldig auf die Garden, welche von Petersburg her eintreffen ſollten.

So beobachteten ſich die Heere, neckten ſich, ſchützten ſich durch Poſitionen, und der warme Frühling war indeſſen rings um ſie eingekehrt, das Moos der öden Wälder, die jetzt überall von Kriegern wimmelten, glänzte mit jungem Grün, was unter der Schneedecke gediehen war, die Nadeln der ſonſt ſo eintönigen Kiefernwälder ſchimmerten in junger Friſche, dunkle Fichten und Tannen hoben das monotone Kolorit. Wenn er mit den ewig muntern Reitern dahinzog beim warmen Morgenſonnenſchein, welcher ſpielend hin und her prallte an den

Waffen, da fühlte Valerius in seinem Herzen oft wieder die lang vermißten Regungen der Jugend, hinaus zu schweifen über die Felder ohne Absicht und Plan, singend und träumend auf den schaukelnden Sonnenstrahlen. Die stete Bewegung in freier Luft, der lebhafte Wechsel des Krieges, die tägliche Gefährdung und tägliche Rettung des Lebens — Alles das hatte ihn nicht zu seinen Gedanken zurückkommen lassen, er war ein Krieger geworden wie die andern, von einer Stunde zur andern lebend, nichts vor Augen habend als den nächsten Zweck. Nur wenn ein müßiger Tag eintrat, da nahten leise aus der Ferne die alten quälenden Fragen: kannst Du nichts Besseres thun, als Menschen erwürgen? willst Du so fortleben ohne Zweck und Absicht? Aber sie wurden nicht laut und traten nicht nahe genug, das Leben um ihn her ließ keine Zeit dazu übrig, und Constantiens heiße Küsse beherrschten die Träumereien.

Diese Art Krieg zu führen begünstigt aber mehr als jede andere das eigentliche Bivouaktreiben; es gab keine Schlachten, die alle Kräfte in Anspruch genommen hätten, und doch war man fortwährend in solcher Spannung und Aufmerksamkeit, daß alle Fähigkeiten geweckt blieben. In der nächsten Stunde stand den Leuten Gefahr und Tod an der Seite, was Wunder wenn sie alle gesellige Rücksicht und Aengstlichkeit bei Seite setzten, so lange sie neben einander am Feuer lagen, und ihre Lebensgeschichten oder Dieß und Jenes erzählten. Hätte Valerius noch einen Zweifel gehabt über den Leichtsinn und die Liebenswürdigkeit, das Unglück und alle die Fehler dieses Volks, die Bivouakscenen hätten ihn gelöst.

Es waren namentlich zwei Offiziere aus den ältern polnischen Provinzen, mit denen er am öftesten verkehrte, für die er sich am Meisten interessirte. Der ältere von ihnen war aus Lithauen, der jüngere aus Volhynien. In der Vaterlandsliebe und in der Tapferkeit glichen sie vollkommen all den Polen, welche er bis jetzt gesehen hatte, aber auch diese beiden Eigenschaften hatten bei ihnen eine neue Schattirung: sie waren weicher, weniger lebendig, man könnte sagen schwärmerischer. Unmittelbar dem Feinde einverleibt, haben diese alten Provinzen die rauschende Frische verloren, aber Liebe und Haß sind daher tiefer eingewurzelt in ihrem Herzen. Die chevalereske Eitelkeit, die oft in Warschau an den Tag sprang, war weniger an ihnen zu sehen, sie schienen aber sorgfältiger und aufmerksamer den Grundfehlern ihrer Nationalität nachgedacht zu haben, sie schlossen sich deshalb dem

Freunden enger an, und es ſchien dem Valerius zuweilen als fänden ſich in ihnen tiefere Quellen zu einem langen beſchwerlichen Kampfe. Das größere Unglück machte alle Innerlichkeit und Tiefe mehr ausgebildet haben.

Dieſe beiden Offiziere, Stanislaus und Valerius, ſaßen eines Abends in einer einſam gelegenen Hütte im Walde. Eine Seitenmauer des Gebäudes, das längſt von ſeinen eigentlichen Bewohnern verlaſſen war, lag in Trümmern, ein Feuer brannte auf dem Lehmboden, und der Rauch fand ſeinen bequemen Ausweg durch die Breſche. Die vier Krieger waren lange ſchweigſam, ſahen in's Feuer oder nach einer andern Gruppe, die ſich im Winkel der Hütte um eine Trommel poſtirt hatte, und ein Spiel arrangirte. Ein Offizier ſetzte ſich auf ein Torniſter an die Trommel, und zog lachend einen Satz Würfel und eine Börſe hervor, und lud die übrigen ein, wacker zu ſetzen. Er war zwar dicht in den Mantel gehüllt, aber man durfte aus dem Betragen ſeiner Umgebungen ſchließen, daß er ein hoher Offizier ſey. Die Statur ſchien die Mittelgröße zu haben, das Geſicht war roth und trug den Ausdruck lebendiger Behaglichkeit und die Spur in Fröhlichkeit genoſſenen Lebens.

„Wir haben eben nichts Beſſeres zu thun, meine Herrn," ſagte er, „laſſen Sie uns ein kleines jeu entriren, wenn bei den Vorpoſten Schüſſe fallen, ſo finden ſie uns munter, der Feind iſt ganz nahe, unſer Generaliſſimus will aber nicht, daß wir angreifen, bon, wir wollen unſere Börſen angreifen, qu'en dites vous Monsieur le comte?

Stanislaus, dem die letzten Worte gegolten hatten, lehnte ſeine Theilnahme mit den Worten ab: Sie wiſſen, Herr General, ich habe kein Glück. —

„Deſto beſſer," erwiederte dieſer, „aber ich weiß ſchon, Sie gehören zur Tugend unſerer neuen Generation, meinethalben, Jeder nach ſeinem Geſchmack, aber rücken Sie ein klein wenig auf die Seite, ich bitte, damit wir vom Feuer Licht und Wärme profitiren."

Sie begannen ihr Spiel, das bald lebhaft und hitzig wurde, die vier Krieger am Feuer rückten näher zuſammen, und Valerius fragte leiſe ſeinen Freund nach dem Namen des Generals.

„Kennen Sie Uminski nicht?" antwortete der Lithauer, welcher die Frage gehört hatte, und ein mildes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, „er iſt in Deutſchland ſonſt nicht unbekannt. Als die Revolution

ausbrach, saß er auf einer preußischen Festung, ich glaube in Glogau. Einer der eifrigsten Patrioten, hatte er fortwährend Verbindungen angeknüpft, um einen Aufstand vorzubereiten, sie wurden entdeckt, und da er aus dem Posenschen ist, bemächtigte sich die preußische Regierung seiner Person. Von der Festung entsprang er, und kam nach Warschau. Als er aus dem Wagen stieg, hörte er die Kanonen der Schlacht von Praga, warf sich sogleich auf's Pferd, und kam verhängten Zügels auf dem Schlachtfelde an, übernahm auf der Stelle ein Kommando, und stürzte sich in den Feind. Denken Sie sich ihn dort, und betrachten Sie ihn hier, so haben Sie sein Bild. Er ist einer der besten Patrioten, ein vortrefflicher Soldat, und — ein Lebemann."

Diese Worte wurden so leise gesprochen, daß der Gegenstand derselben sie nicht vernommen hätte, auch wenn er weniger eifrig mit dem Spiele beschäftigt gewesen wäre.

„Casimir," sagte hierauf Stanislaus, sich zu dem Volhynier wendend, „Sie haben uns Ihre Lebensgeschichte versprochen."

„Wenn Ihnen ein einfaches kurzes Leben in den volhynischen Wäldern genügt," erwiederte der Angeredete, „wohl, wir haben nichts Besseres zu thun, und am Ende hat der unbedeutendste Mensch ein Interesse.

Magyac hatte unterdessen in einem großen Topfe von Blech eine Art Glühwein zu Stande gebracht. Diesen goß er in die leergewordne Weinflasche, da es an Gläsern fehlte, und nachdem diese einmal die Runde gemacht hatte und wieder unweit des Feuers niedergesetzt war, begann der Volhynier seine Erzählung, indem er sich fast ausschließlich dabei an Valerius wandte. Vielleicht glaubte er bei dem Fremden die meiste Theilnahme zu finden, da diesem Localität und Verhältnisse am Wenigsten bekannt seyn mußten. Und er irrte sich darin nicht.

II.

„Ich habe aus Ihren früheren Reden geschlossen," begann er, „daß Sie sich unser Vaterland nur als eine traurige Abwechselung von dürrer Kieferhaide und reizlosen Flächen denken — Sie haben indessen nur einen kleinen Theil Polens gesehen. Wenn man aufwärts geht

an der Weichſel, dahin, wo ſie aus dem Krakauiſchen herunterſtrömt, da kommt man über ſaftig grüne Wieſen durch kühle hohe Eichenwälder. Und wenn man ſich wieder halb nach Oſten wendet, da erheben ſich die ſanften Hügel der Ukraine, welche hinabführen in die ungeheuern Grasebenen, durch welche die flüchtigen Pferde in großen Heerden jagen. Dieſe Grasebenen ſind das Meer unſeres Vaterlandes, und aus ihrer ſchönen großartigen Einſamkeit kommen unſere ſchönſten Lieder. O, ich ritt einſt in der Nacht über jenes grüne Meer, mein Herz war traurig und lag zuſammengepreßt von ſcharfem Weh in meiner Bruſt, der Mond ſchien hell und klar, und ich ſah mit thränenloſem, ödem Auge in die unbegränzte Fläche hinein. Da hörte ich plötzlich eines jener ukrainiſchen Lieder, es klang wie eine Geiſterklage durch die ſtille Nacht. Von der tiefen Einſamkeit ſprach es, und daß kein Baum in der Nähe ſey, mit deſſen Flüſtern der Hirte ſchwatzen könne. O, wie ſchön war dieſe Einſamkeit, hieß es weiter, als die Pferde noch frei waren und keine anderen Sättel zu fürchten hatten, als die polniſchen. Da jagten ſie fröhlich an meiner Hütte vorüber, und wieherten mir ihre Freude zu, daß ſie täglich größer und ſtärker würden, und bald einen polniſchen Reiter tragen könnten.

Und jetzt kommt der Tatar
Mit dem dicken Schädel,
Wirft das ſtumpfe Auge,
Wirft die ſtarke Schlinge
Auf das freie Thier,
Schlägt die plumpen Beine
Um den freien Leib.
Ach, du Meer von Polen,
Grüne Ukraine,
Du biſt jetzt verlaſſen
Einſam, einſam, einſam
Seit der Tatar kommt —
Ach, ihr freien Pferde,
Und ihr freien Polen!

Ich hatte vorher nicht weinen können, obwohl ich mein Liebſtes verloren hatte, jetzt rannten mir die Thränen ſtromweis über das Geſicht, ich wendete den Kopf meines Pferdes wieder herum nach Volhynien zu, von wo ich gekommen war, um mein Mädchen zu ſuchen. Das Thier eilte raſtlos nach der Heimath, und als beim Anbruch des

Morgens eines jener ſchlanken Steppenroſſe wiehernd und wild an mir vorüberflog, da ſah ich ſchon von Weitem die ewigen hohen Wälder, in welchen meine Heimath liegt. —

Dort zwiſchen den alten Bäumen, auf den feuchten mit hohem Gras bewachſenen Wieſen war ich groß geworden, hatte den Wolf gejagt, und das muntere Pferd getummelt. Mein Vater war ein reicher Gutsbeſitzer, und ich war das Einzige auf der Welt, an dem er noch Freude hatte, ſeit er Steuern zahlen mußte an den ruſſiſchen Herrn. Er war immer ein alter ſtrenger Mann, ſo lange ich mich ſeiner erinnere, der die Freiheit noch geſehen hatte, und die Leute erzählten von ihm, daß er nicht mehr gelacht habe, ſeit der ruſſiſche Statthalter in Zitomierz erſchienen wäre. Seine Unterthanen behandelte er hart, aber ſie waren ihm dennoch zugethan, weil er für den bravſten Polen der Provinz galt. Mir ließ er aus der Schweiz einen Lehrer kommen, der mich in Allem unterrichten mußte. „Caſimir," pflegte er zu ſagen, „lerne fleißig, dein Vaterland wird kluge Leute brauchen, wenn es die Feſſeln der Argliſt abſchütteln will." Er ſelbſt lehrte mich unſere vaterländiſche Geſchichte, und wie Hamilcar ſeinen Sohn, zog er mich auf in tödtlichem Haſſe gegen die Moskowiten.

Eines Tages hatte mich die Fährte des Wildes weiter als gewöhnlich in die Wälder gelockt, ich verirrte mich zwiſchen den Sümpfen des dunkeln Buchenwaldes, und entkam mit Mühe und Noth auf eine Lichtung feſten Bodens. Es war wohlgepflegtes Ackerland, und nach ſorgfältigem Umherblicken entdeckte ich in der Dämmerung das Häuschen deſſen, dem wahrſcheinlich die Beſitzung gehören mußte.

Der Herr des Häuschens war nicht daheim, ſeine Tochter empfing mich, wies mich zurecht, und ich kam mit einbrechender Nacht mit geſundem Leibe nach Hauſe. Aber ſchon den andern Tag verirrte ich mich wieder nach jener Gegend, Ludmille hatte mir den Weg ſo vortrefflich gezeigt, daß ich keinen andern mehr finden konnte, als den zu ihres Vaters Häuschen. Dieſer Vater war ein ſogenannter Slachtcziz, d. h, er gehörte zu dem niedrigen, herabgekommenen Adel, der oft nichts weiter beſitzt, als ein Paar tüchtige Arme und ein Paar muskulöſe Schenkel, um ein Pferd zu bändigen, was noch keinen Reiter getragen. Ludmilla's Vater hatte noch ein Paar Stück Ackerland gerettet, die auf den offenen Plätzen des Forſtes in der Nähe ſeines Häuschens lagen. Er ſagte lange Zeit nichts zu meinen Beſuchen, wie er aber gewahrte, daß meine Neigung zu Ludmillen immer

heftiger und leidenschaftlicher wurde, da trat er mir eines Tages in den Weg, als ich eben wieder auf seine Wohnung zuritt, und sprach: „Du liebst mein Kind, Du bist jung und reich, mein Mädchen sieht hier wenig solche Bursche, auch wenn ich sie einmal zur Kirche fahre, sie wird deiner Neigung schwerlich entgegen seyn. Wenn du sie heurathen willst, so wird Dir dein Vater die Thüre weisen, willst Du blos deinen Scherz mit ihr treiben, so trifft dich am hellen Mittage die Kugel meiner Büchse. — was willst Du in meinem Hause?“

Ich hatte Ludmilla's Liebe gewonnen, unter der hohen breitästigen Rüster neben ihrem Hause hatte ich sie zum erstenmal den Tag vor dieser Anrede geküßt, die Sonnenstrahlen waren durch die dunkeln Blätter geschlüpft bis auf unsere Häupter, und wir hatten uns im stillen Walde mit einander verlobt, ich liebte, daß mich das Herz schmerzte vor glücklicher Regung. Deßhalb antwortete ich dem Vater, daß ich seine Tochter heurathen würde, mein Vater möge sagen, was er wolle.

Als wir zu seiner Wohnung kamen, stürzte uns Ludmilla entgegen, das schöne braune Haar flatterte aufgelöst um ihre Schultern, die rothen Wangen waren bleich, die größte Bestürzung sprach aus allen Zügen und Bewegungen. Wir erfuhren, daß der russische Steuerbeamte aus Berdiczow dagewesen sey, und sich auf's Unanständigste und Zudringlichste gegen sie betragen habe. In der nächsten Woche wolle er wieder kommen, und wenn die rückständige Steuer nicht bezahlt würde, so könnt' es was Neues geben.

Ich theilte dem Alten an Baarschaft mit, was ich besaß, tröstete das Mädchen, das sich ängstlich an mich schmiegte, und ritt unter dem festen Vorsatze nach Hause, meinen Vater zu unterrichten und seine Einwilligung zu erbitten. Er war denselben Abend bei guter Laune, der Ungarwein schmeckte ihm, und er hörte mit unverhehltem Vergnügen meine Schilderung Ludmillens und ihrer Liebenswürdigkeit. „Gib sie mir zum Weibe,“ sagte ich, ermuthigt durch seine Heiterkeit — „ich liebe sie über Alles.“

„Du bist nicht gescheidt, Casimir,“ sagte er laut lachend, „amüsire Dich, so viel Du willst, aber mit dem Heurathen bleibe mir vom Leibe.“ —

Meine Erwiderung ward durch einen ankommenden Boten unterbrochen, der uns die erste Nachricht von den Unruhen brachte, die in Warschau ausgebrochen waren. Ich mußte sogleich zu Pferde steigen,

und die Nachricht den nächsten Gutsbesitzern mittheilen, sie auffordern, Alles bereit zu halten, wenn Volhynien vielleicht ebenfalls losbrechen könnte. Darüber vergingen zwei Tage, erst am dritten konnte ich mein Mädchen wieder aufsuchen.

Es war gegen Abend, als ich in die Nähe ihres Häuschens kam, laut schallte meine Stimme wieder im winterlichen Forste, denn ich kündigte mich immer durch ein altes Liebeslied an, was sie vor allen gern hören mochte; aber sie erschien nicht an der Thüre, wie sie zu thun pflegte. Hastig und besorgt sprang ich vom Pferde, und warf den Zaum über einen Pflock unweit der Hausthüre. Diese stand offen, die Thüre des Zimmers ebenfalls, Alles war leer, die ärmlichen Hausgeräthe lagen zerbrochen durch einander — mir ahnte das Entsetzliche. In Todesangst rief ich, durchsuchte ich alle Winkel, nirgends eine Antwort, nirgends ein Lebenszeichen. Auch der kleine Pferdestall war leer — trostlos stand ich vor dem Hause, und obwohl ich alle Hoffnung aufgegeben hatte, schrie ich Ludmillens Namen voll Verzweiflung in den Wald hinein. Schauerlich klang er von den Bäumen nach allen Seiten wieder, der Abend war hereingebrochen, ich bemerkte, daß sich mein Pferd losgerissen hatte; aber ich weiß heut noch nicht, wie diese Bemerkung nur in mir entstehen konnte, denn mein Auge und meine Seele waren nur von der Leere erfüllt, von der trostlosen Oede, die mich umgab.

Ein Geräusch weckte mich; es war ein junger, etwas blödsinniger Bursche aus dem nächsten Dorfe, der eine große Zuneigung für Ludmillen hatte, und in jeder Woche einige Male Abends nach beendigtem Tagewerke herüber kam, um irgend eine Botschaft für das Mädchen zu übernehmen, oder die gröbsten Wirthschaftsarbeiten für sie zu verrichten. Er gab mir Auskunft.

„Ich hab auf Dich gewartet, Herr," sagte er, als ich ihn stürmisch um Nachrichten anging, „gestern schon und heute wieder — Du kannst vielleicht Ludmillen helfen, wenn's auch mir nichts hilft — vorgestern kam der Russe wieder, der neulich hier war, und das Mädchen angefaßt hatte. Er hatte dießmal einen Wagen mit und mehre Soldaten. Drinn im Hause machte er großen Spektakel, am Ende schleppten sie Ludmillen heraus auf den Wagen, und den Alten auch, dem Alten waren aber Hände und Füße mit Stricken fest gebunden, und der Russe hatte des Alten Büchse in der Hand — es waren fünf Männer, Herr, mit Waffen, ich konnte nichts thun, als die Zähne zusammen-

beißen und mich hinter die Sträucher verstecken. Sie waren noch nicht lange fort, da hörte ich einen Schuß, — ich dachte: der ist dem Alten in die Brust gefahren, nahm den Stein, der immer dort neben dem Pferdestalle lag, und lief schnell auf dem Fußsteige über den Sümpf — Du weißt, Herr, der Fußweg ist noch einmal so kurz als der andere, und so kam ich dem Wagen zuvor, und wartete hinter einem Erlenbusche. Der Wagen kam, aber der Alte fehlte, ich griff fest in meinen Stein, der Russe wollte das Mädchen um den Hals nehmen, aber sie schlug ihn in's Gesicht, und da warf ich meinen Stein, aber ich hab den rechten nicht getroffen, Herr, blos den Kutscher. Er fiel 'runter und ein Anderer nahm den Lenkstrick, und sie fuhren weiter, daß die Achsen krachten immer auf die Stadt zu — Herr, reite nach der Stadt, Du bist reich, hilf der Ludmilla von den schwarzen Kerlen" —

Mit der höchsten Ungeduld hatte ich diese Erzählung angehört; jetzt rannt' ich nach meinem Pferde. Auf mein Pfeifen kam es herbei, aber um meine Ungeduld noch mehr zu foltern, sprang es scheu umher, und wollte sich nicht fangen lassen. Die kleinen Hindernisse vollenden, was oft das größte Unglück nicht vermag, sie bringen die Verzweiflung zum Ausbruch. Ich schrie, weinte, tobte, bis ich den Zügel des Pferdes in Händen hatte. Dann ward ich still, als ob das Thier mir alles Verlorne wieder bringen könnte. Durch die Nacht hin jagte ich nach der Stadt. Jeder Pole ist gegen die fremden Herren verschworen, er beobachtet die kleinste Bewegung des Verhaßten — überall erhielt ich Nachricht, wohin das schöne polnische Mädchen geschleppt worden sey. Aber der Vorsprung des Entführers war zu groß, ich holte ihn nicht ein, und am Ende unserer Wälder verlor ich auch seine Spur. So ritt ich auf's Unsichere in die Steppen der Ukraine hinein; bis dahin hatte ich alle die kriegerischen Anstalten meiner Landsleute, die ich überall angetroffen hatte, unbeachtet gelassen, das Mädchen beschäftigte meine ganze Seele. Jetzt hörte ich in stiller Mondnacht den Pferdehirten mit seiner einsamen patriotischen Klage — er preis't seine öde Verlassenheit, wenn die Steppe, wenn die Pferde dem Vaterlande angehören. Ich schämte mich tief, alles Unglück meines Landes trat vor meine Seele, unaufhaltsam ritt ich nach der Heimath, und wo mein Pferd vorüberflog, da rief ich den Polen zu, sie sollten sich bereit halten.

Es war ein finsterer Abend, als ich zu Hause ankam und in den

Hof hinein ritt. Aus den Zimmern meines Vaters ſchallte bacchantiſcher Lärm, mein Pferd ſtand plötzlich ſtill, es wurde am Zügel gehalten. Zu gutem Glück war es mein Reitknecht, der mit Lebensgefahr Tag um Tag auf meine Rückkehr gelauert hatte. „Fort, Herr!“ rief er, „fort um aller Heiligen willen! Das ſind die Ruſſen, die da oben ſaufen und ſingen, das ganze Schloß liegt voll.“

Er hatte ſich ein geſattelt Pferd bei Seite gebracht, und wie ein Dieb floh ich von meiner Väter Hauſe. Von heißem Haß getrieben, hatte mein Vater voreilig ſeine Leute und die Umgegend bewaffnet, war überfallen, überwältigt und — erſchlagen worden. Im Augenblick war nichts zu thun; unter manchfachen Fährlichkeiten kam ich bis Warſchau.

„Aber warum,“ ſprach Stanislaus, „haben Sie ſich nicht der Expedition Chrzanowski's angeſchloſſen, die in dieſen Tagen ſüdlich hinauf nach Zamoſc zu abgegangen iſt, vielleicht eine Verbindung mit Dwernicki bewerkſtelligt, und ſicherlich eher als jedes andere Corps bis in Ihre Heimath dringt? Sie können dort am meiſten wirken durch Ihre Bekanntſchaft, und zuerſt Nachricht von Ihrer Ludmille erhalten.“

Die beiden übrigen Zuhörer vereinigten ſich zu dieſer natürlichen Frage.

Caſimir entgegnete, daß er dieſe ſchwachen Expeditionen für äußerſt nachtheilig hielte. „Entweder,“ ſagte er, „ſie erreichen unſere Provinzen gar nicht, oder ſie bringen ihnen, wenn ſie bis dahin gelangen, nur Verderben, beſchleunigen den Aufſtand, können ihn nicht genügend unterſtützen, und vernichten ſo alle Ausſicht auf ein Gelingen im Ganzen und Großen. Ich mag zu dieſem heilloſen Verfahren meine Hand nicht bieten — Ludmilla? — ach, geben Sie mir doch noch einmal die Flaſche her, der Wind kommt kalt von der Seite — ſie hat mir lange das Herz ſchwer gemacht; der Vorfall iſt in der ganzen Provinz bekannt: iſt ſie noch in Volhynien, ſo retten ſie meine Landsleute mit eben dem Eifer, womit ich's thäte, wäre ich da — 's war ein ſchönes, ſüßes Mädchen — was hilft's — ich höre auch, daß ein Unternehmen der ganzen Armee nach dem öſtlichen Provinzen im Werke iſt.“ —

„Das gebe Gott!“ ſchaltete der Lithauer ein. — „Und auf dieſes,“ fuhr Caſimir fort, „warte ich. Das entſcheidet den Krieg; Lithauen, Podolien, Volhynien, die Ukraine, dieſes Altpolen iſt wichtiger als Alles.“ —

Stanislaus konnte sich eines leichten Spottes über diesen Provinzialstolz nicht enthalten, aber Kasimir nahm ihn gutmüthig auf, und die schwermüthige Darstellung, welche der Lithauer von dem Insurgentenkampfe in seiner Heimath entwarf, nahm alle Theilnahme und Aufmerksamkeit in Anspruch.

Er wurde aber in der Schilderung seiner blonden, blauäugigen Landsleute stürmisch unterbrochen, die Wachtposten riefen an, man hörte einen Trupp Reiter heransprengen, die Spieler fuhren aus einander — es ward nach dem General Uminski gefragt; über die eingefallene Mauer der Hütte traten in weiten Reitermänteln die hohen Gestalten Skrzynecki und Prondzinski ein; zwei Adjutanten folgten ihnen, und ersuchten alle in der Hütte Anwesende, General Uminski ausgenommen, den Ort zu verlassen.

Es geschah sogleich, diese Adjutanten zogen sich ebenfalls zurück, und die drei berühmten Offiziere blieben allein. Prondzinski wandte sich sogleich mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit an Uminski, und setzte ihm den neuen Feldzugsplan auseinander, der entworfen wäre, und für dessen Gelingen man seine eifrigste Thätigkeit in Anspruch nehme. Es handelte sich nämlich darum, mit der Hauptarmee schleunigst eine große Diversion nach Nordost hinab bis nach Lithauen hinein vorzunehmen, auf diesem Wege die bereis heranziehenden Garden aufzuheben, und der lithauischen Insurrection Hilfe zu bringen. Die schwierigste Aufgabe war es nun, Diebitsch mit der russischen Hauptarmee, der ihnen jetzt gegenüber stand, zu täuschen und in dem Wahne zu erhalten, er habe noch immer das polnische Hauptheer vor sich. Zu diesem letzten Unternehmen sey er, nämlich General Uminski, bestimmt.

Während dieser Auseinandersetzung stand Skrzynecki unbeweglich am Feuer, und sah nachdenklich in die Flamme hinein. Als indessen Prondzinski eine augenblickliche Pause machte, wendete sich Jener rasch zu den Sprechenden, bestätigte mit wenig Worten das Gesagte, und fügte hinzu, General Uminski solle sogleich einen Angriff auf die nächsten feindlichen Posten machen, damit der Abzug der Hauptarmee verdeckt würde. „Halten Sie Diebitsch fortwährend in Athem, wird er die Täuschung zu früh gewahr, so steht Alles auf dem Spiele, drängt er nach Warschau hin, so weichen Sie nur Schritt für Schritt.“ —

„Nimmermehr ist er so thöricht,“ fiel Prondzinski ein, „seine Communicationslinie aufzugeben, er geht rückwärts über den Bug.“ —

„Nun, wie Gott will, General Uminski, ich mache Sie auf die größte Wichtigkeit Ihres Postens aufmerksam, möge der Himmel Sie beschützen — jetzt zu Pferde, meine Herren.“

Sie verließen die Hütte, die Hufschläge der Rosse verloren sich nach allen Seiten, es ward einen Augenblick still, das Feuer des kleinen Raumes fiel in Kohlen zusammen, ein leichter Wind flog über die eingeschlossene Fläche und jagte noch ein Paar kleine Flämmchen auf, ein ununterrichteter Zuschauer hätte nicht geahnt, daß eben ein so wichtiger Moment in dem Befreiungskriege der Nation eingetreten sey, ein Moment, dessen Folgen sich Jahre lang über Europa verbreiten sollten.

Von allen Seiten wurde bald darauf die Stille durch Flintenschüsse, den Lärm der Trommeln, das Schmettern der Trompeten, unterbrochen. Uminski griff die Russen an.

(Schluß folgt.)

Meine Empfehlungen nach Paris.

Von F. S. Lehrs.

Der pair de France und der bourgeois der rue chapon.

Obschon dem Ziele eines lang und heiß gehegten Wunsches, dem — Ich bin in Verlegenheit um ein noch nicht verbrauchtes, doch würdiges Epitheton für dieses Ziel. Aber es bedarf eines solchen wohl überhaupt nicht, und Niemand wird es vermissen, es müßte denn Einen geben, den Tassos Grabschrift unbefriedigt läßt. — Obschon Paris entgegeneilend, verließ ich die Heimath mit schwerem Herzen, mit sehr schwerem Herzen aus manchen Gründen. Einer von vielen war der, daß die Gewichte des Herzens und des Beutels in umgekehrtem Verhältnisse stehen. Viele wohlwollende Freunde ließ ich in der Heimath zurück, andre sollte ich noch auf der Reise treffen. Sie alle hätten gern dieses Verhältniß, oder richtiger, dieses Mißverhältniß ausgeglichen. Da sich das auf dem natürlichsten, einfachsten Wege nicht thun ließ, — denn Geld besäßen sie so wenig, als ich; wer es hat, ist selten Freund dessen, der es nicht hat, — so schlugen sie einen andern, einen künstlichen Weg ein: sie gaben mir reichliche Empfehlungen mit. Empfehlungen sind Anweisungen, freilich meist sehr unsichere.

Fast immer steht noch zu erwarten, ob der Empfänger zahlungsfähig oder zahlungswillig seyn wird. Und der Fähigste ist selten der Willigste. Diese Wahrheit, welche die Schulmeister aller Orte mit gutem Gewissen zu unterschreiben keinen Anstand nehmen werden, findet leider auch hier ihre Anwendung. Ich habe noch einige der in Rede stehenden Anweisungen in Händen, auf bedeutende Häuser, Namen, die man in ganz Europa kennt. Dennoch, um so mehr, wollte ich sagen, bin ich bereit sie 50 Prozent unter dem Werthe abzulassen. Wer mir die Hälfte der darin anempfohlenen Dienste und Gefälligkeiten wirklich erweist, soll die Papiere in Empfang nehmen, um sich die Verbindlichkeiten, zu denen sie verpflichten, in ihrem ganzen Umfange einzulösen. Ich unterlasse nicht, etwaige Liebhaber zu diesem Geschäfte auf das Gewagte desselben aufmerksam zu machen. Da ich aber weiß, wie sehr eben das Gewagte, das Gefährliche den Unternehmungsgeist reizt, so zweifle ich nicht, daß viele Spekulanten in spanischen Papieren sich geneigt finden werden, nebenbei auch diese Spekulation zu versuchen. Ich sehe es kommen, daß ich nicht im Stande seyn werde, allen Anforderungen, die ich mir frankirt einzusenden bitte, zu genügen. Schade, daß mir die Idee, dieses Geschäft anzubieten, nicht früher gekommen. Jetzt habe ich bereits den größten Theil meiner Anweisungen, an hohe und niedere Personen abgegeben und Zahlung empfangen, Zahlung in verschiedener Münze: meistentheils in sehr freundlichen Gesichtern, ja sogar bisweilen in einem thé en Famille, wo viel Ecarté und Bouillotte gespielt, viel getanzt und hin und wieder eine Tasse Thee gereicht wurde; selten in dem unverholen ausgesprochenen Geständniß, man wolle sich ferner nicht um mich kümmern; noch seltener in dem wirklich unverkennbaren guten Willen, sich meiner Sache anzunehmen und mir zur Erreichung meiner Zwecke behülflich zu seyn. Welch reiche Ernte! Lockt Euch das nicht, Ihr Herren Spekulanten? Zumal der Gewinn, den Bouillotte und Ekarté, mir freilich nicht, da ich keins von beiden spiele, Euch aber, die Ihr alle Spiele gut versteht, nebenher abwerfen kann?

Von jenen freundlichen Gesichtern und Theebittern kein Wort! Nur von den beiden letzterwähnten Arten sich abzufinden gegen Jemand, der uns von Freunden angelegentlich empfohlen ist, will ich reden. Wenn die eine, der gute Wille, in jeder Beziehung achtbar ist und eigentlich Alles, was man billiger Weise von einem Menschen verlan-

gen kann, so ist an der andern wenigstens Etwas zu loben, die Aufrichtigkeit.

Die Personen, von denen ich zu reden gedenke, sind Typen ihrer Gattung. Die Skizzen, die ich von dem pair und dem bourgeois entwerfe, geben so ziemlich ein Bild eines großen Theils der Noblesse und der ganzen bourgeoisie von Paris. Wenn schon vielleicht nicht sonderlich gezeichnet, haben sie wenigstens, das glaub' ich versichern zu dürfen, das Verdienst der Treue. Ich habe Nichts zugesetzt, Nichts abgenommen.

Herr Bl., der in einer der ersten Hauptstädte Deutschlands, wie man sich auszudrücken pflegt, ein großes Haus macht, empfing mich, als ich ihn bei meiner Durchreise mit einer Empfehlung aus meiner Vaterstadt besuchte, sehr freundlich, und hatte die Güte mir seinerseits eine Empfehlung an einen hiesigen Gelehrten, zugleich Pair und Staatsrath mitzugeben. „Lassen Sie mich wissen, was der Herr für Sie gethan, wie er sich der Beförderung Ihrer Absichten angenommen hat," sagte mir Herr Bl. Er versprach sich und mir Viel von seinem Schreiben. Und er hatte ein Recht dazu. Denn der Herr Pair hatte in und außer seinem Hause durch ihn zu einer Zeit und unter Umständen, wo es ihm, dem Pair, besonders erwünscht seyn mußte, viel gefällige Theilnahme, viele Annehmlichkeiten genossen. Die Gemahlin des Herrn Bl., eine geistreiche und sehr unterrichtete Dame, hatte noch nachmals einen Briefwechsel mit dem gelehrten Herrn unterhalten.

An einem Montage war ich in Paris angekommen. Den nächsten Sonntag — an einem Sonntage hoffte ich den viel beschäftigten Gelehrten und Staatsmann am wenigsten zu stören — machte ich sorgfältigere Toilette als gewöhnlich und ließ mir ein Kabriolet kommen. Nachdem ich über den pont neuf gefahren war und viele große und kleine Straßen jenes gelehrten Stadtquartiers jenseits der Seine durchkreuzt hatte, hielt ich endlich vor einem gewaltigen Thorwege. Ich stieg aus und trat in einen geräumigen Hof, in dem viele Thüren zu verschiedenen Wohnungen und zu den Sälen der Weisheit führen. Das herrliche Kirchenportal, hinter welchem Richelieus Mausoleum, ein Meisterwerk Girardons prangt, zu bewundern, ließ ich mir dießmal nur wenige Augenblicke Zeit. Ich war zu begierig auf die Bekannt-

schaft eines Mannes von bedeutendem Rufe und der durch seine Stellung im Stande ist, mir wesentliche Dienste zu leisten. Zwar hatte ein deutscher Gelehrter, der seit einigen Jahren in Paris lebt, und von dem ich Ursache habe zu glauben, daß er Paris und die Pariser sehr genau kennt, meine Hoffnungen in Etwas gebeugt, indem er mir sagte: „Dieser Herr ist ein Egoist, ein Exegoist. Eine Empfehlung an ihn hilft Ihnen gar nichts.“ Doch maß ich der meinigen ein ganz besonderes Gewicht bei. Schnell schritt ich über den Hof, trat in die Thüre, die der concierge mir angewiesen hatte, es war die letzte linker Hand, und stieg die breite Treppe hinan. Ich zog eine Klingel, eine alte Bonne erschien, als ich ihr meinen Namen genannt, fragte sie mich, ob ich ihrem Herrn schon bekannt wäre. „Das nicht, erwiderte ich. Sagen Sie ihm, daß ich ein Schreiben von Herrn Bl. bringe.“ Sie ließ mich in ein großes Zimmer treten. Ein in der Mitte stehender Tisch und die Kommode waren mit gebundenen Büchern, Brochüren und Journalen reichlich beladen. Nicht gar zu lange ließ mich der Staatsrath warten, er erschien im geblümten Schlafrock und in der bunten Kappe. Woher, Spötter, verziehst Du die Mundwinkel bei der bunten Kappe? Ich habe sie ihm nicht angedichtet, und Du weißt recht gut, daß sie nicht selten die häusliche Toilette der Herren, der Gelehrten namentlich, zu vervollständigen dient. Der Mann, mit dem ich es zu thun hatte, ist eher klein als groß, hager, bleich. Doch hat sein Gesicht einen angenehmen Ausdruck. Aber ich brauche ihn den Deutschen nicht zu schildern. Er ist ihnen bekannt genug. In allen Hauptstädten ihres Vaterlandes und in vielen kleineren, wo es irgend Erziehungs- und Bildungsanstalten von einigem Rufe giebt, hat man ihn gesehen. Ihm ward das Glück zu Theil, seine Gelehrsamkeit unmittelbar aus den Quellen schöpfen zu können: deutsche Philosophie und Pädagogik hat er sich aus Deutschland, holländische ganz neuerdings aus Holland geholt.

Ich gab ihm meinen Brief, er öffnete und las: „Ach, was macht Herr Bl., was macht seine Frau? Wie steht es in jener Stadt? Ich habe lange von daher keine Nachrichten gehabt?“ Er sprach während unserer ganzen Unterhaltung sehr langsam und gedehnt, obgleich das sonst seine Art nicht seyn soll. Dieser gereckte Ton machte mir den Eindruck vornehmen Hochmuthes, klang mir mitunter fast wie Spott. Doch will ich, da ich alle Dinge von der besten Seite zu be-

trachten geneigt bin, gern glauben, daß er an dergleichen nicht gedacht hat, daß er vielmehr aus Artigkeit gegen einen Ausländer, dem das Verständniß des Französischen schwierig seyn könnte, sich besonderer Deutlichkeit befleißen wollte.

Da es in dem Zimmer, in welchem wir uns befanden, kalt war, führte er mich in ein anderes, ein ganz kleines, nur mit wenigen Stühlen meublirtes Kabinet, in welchem ein Kaminfeuer brannte. Wir setzten uns vor dasselbe, und indem er das Holz zurechtschob, die Flamme schürte und das Couvert meines Briefes verbrannte, — den Brief selbst verbrannte er, während meiner Anwesenheit wenigstens, nicht — fragte er mich nach den Gelehrten meiner Vaterstadt, besonders nach dem seit Kurzem dort angestellten Professor der Philosophie und nach seinem Vorgänger. Drei bis viermal setzte ich an, um auf meine Angelegenheiten zu kommen; aber sobald ich mich nur entfernt nach den Verhältnissen zu erkundigen begann, die zu wissen mir nöthig war und die er sehr genau kennen muß, fiel er mit einem lang gedehnten: „je n'en sais rien moi“ ein und schnitt auf diese Weise die begonnene Unterhaltung ab, um wieder auf eine ganz allgemeine zu kommen. Nachdem wir etwa zehn Minuten mochten gesprochen haben, — mehr Zeit bedurfte es nicht, um zu beurtheilen, was von dieser Bekanntschaft zu hoffen sey — war ich eben im Begriff aufzubrechen, als der Herr Pair mir zuvor kam. Er stand auf und mit den Worten: „wenn Sie an Herrn Bl. schreiben, grüßen Sie ihn und seine Frau von mir“, öffnete er die Thüre und trat voran in das Vorhaus.

Ein guter Freund in meiner Vaterstadt, der sich eine Zeit lang in Paris aufgehalten hat, sagte mir vor meiner Abreise, und ich nahm es, weil ich ihn als einen Spaßvogel kannte, für Scherz: „Wie es Dir mit Deinen Empfehlungen an Franzosen gehen wird, kann ich Dir voraussagen. Die Herren empfangen Dich höchst freundlich, begegnen sie Dir dann auf der Straße, so kennen sie Dich nicht mehr, und kommst Du zum zweiten Male zu ihnen, so werfen sie Dich zur Thüre hinaus.“ Daß man mich gleich beim ersten Besuche hinauswerfen würde, das hat er mir nicht gesagt. Hatte er diese Erfahrung nicht gemacht, oder wollte der Schalk mir eine Ueberraschung bereiten lassen?

Da ich, wie gesagt, allen Dingen gern eine gute Seite abgewinnen mag, so erkläre ich mir das Benehmen des Paivs gegen mich als eine ausgesuchte Artigkeit. Er wollte gegen den Deutschen ganz den Deutschen spielen. Und, wie er denn in unserer Literatur gut bewandert ist, hat er gewiß auch im Faust gelesen:

„Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist."

Mit wahrhaft deutscher Aufrichtigkeit, die ich in allem Ernste lobend anerkennen muß, erklärte er mir dadurch, daß er sich nicht einmal nach meiner Adresse erkundigte, deutlich und unverholen, daß er nicht Willens sey, ferner an mich zu denken.

Aergerlich und ohne mich nach dem Kirchen-Portal und nach Richelieu's Grabmal umzusehen, enteilte ich diesen so unwirthlichen Mauern. Ich ließ mich von meinem Kabriolet, um es nicht ganz umsonst gemiethet zu haben, nach dem palais du Luxembourg fahren. Ein Spaziergang durch den Garten desselben gab meinen Gedanken eine andre Richtung und stimmte mich bald wieder heiter.

Aber was werde ich Herrn Bl. schreiben? Darum bin ich in einiger Verlegenheit. Ich werde ihm doch wohl die alte Geschichte vom kurzen Gedächtniß der Dankbarkrit wieder auftischen müssen.

Meine erste Sonntags-Lection in Paris steigerte mein Vertrauen zu dem deutschen Gelehrten, der mir den Erzegoisten prophezeiet hatte, um ein Bedeutendes. Da mir derselbe gesagt, nur von Empfehlungen an Leute aus dem Mittelstande, an Kaufleute namentlich, solle ich mir einigen Nutzen versprechen, so suchte ich diese, die ich, weil ich wenig Werth darin setzte, auf spätere Zeiten zurückgelegt hatte, schnell wieder hervor. Ein Schreiben an einen Herrn B., einen Pelzhändler in der rue chapon lag obenauf. „Mit ihm will ich meine Runde bei der Pariser bourgeoisie eröffnen," dachte ich. Einer meiner Verwandten, gleichfalls ein Kaufmann, der mit jenem auf der Leipziger Messe Geschäfte machte, hatte mir dieses Schreiben mitgegeben. Dießmal machte ich weder außergewöhnliche Toilette, noch nahm ich mir ein Kabriolet. Denn entweder achtet Herr B. nicht auf etwaigen Schmutz an meinen Stiefeln, oder er gleicht der Bekanntschaft vom Sonntage. In beiden Fällen wären die 25 Sous für das Kabriolet weggeworfenes Geld.

Ich hatte Mühe, zu meinem Manne zu gelangen. Die rue chapon liegt in einem der recht eigentlich gewerbthätigen Stadttheile. Dort schafft mit mühseligem Fleiß und mäßigem Vortheil der Fabrikant und der Kaufmann, was ohne sonderliche Mühe und mit großem Gewinne in den glänzenden Boutiquen des Palais royal und der Boulevards verkauft wird. Außer den in allen Stadttheilen häufigen Fuhrwerken aller Art, Karrossen, Kabriolets, Omnibus, Fiacres, Citadinen, durchkreuzen sich hier noch eine Menge mit Tonnen, Kisten und Ballen beladener Frachtwagen, mit ihren zuweilen fast fußbreiten Rädern, von drei, vier bis fünf einzeln vor einander gespannten Pferden nur mühsam fortgezogen. Die Straßen in dieser Gegend sind obenein sehr schmal und ohne Trottoirs, des Schmutzes gibt es daher noch mehr als in andern, und das will in Paris viel sagen. Häufig mußte ich in die Thüren der Häuser flüchten, um nicht übergefahren zu werden, oft Minutenlang warten, bis ein Knäuel von Wagen sich entwirrt hatte, um meinen Weg fortsetzen zu können. Mit Mühe und Noth, die durch das Bestreben, meine Stiefel und Pantalons doch wenigstens einigermaßen reinlich an Ort und Stelle zu bringen, nicht wenig vermehrt wurden, kam ich endlich, wohin ich wollte. In einem Hofe, dem Thorwege, welcher dazu führte gegenüber, war der Name desjenigen, den ich suchte, an eine Thür geschrieben. Ein Mann in einem blau leinenen Ueberhemde, der sogenannten Blouse, eine Pelzmütze auf dem Kopfe, öffnete mir. „Kann ich Herrn B. sprechen?“ „Der bin ich selbst.“ Ein starker, rüstiger, schöner Mann mit rothbraunem Teint und schon ergrauendem Haar, der etwa 56 Jahre zählen mochte. Ich gab meinen Brief ab. Er führte mich in einen hölzernen Verschlag, der vor dem einzigen Fenster des düstern Geschäftszimmers sich befand, und in dem seine Gemahlin vor einem Bureau saß, eine etwa 45jährige, schmalwangige, grauäugige Frau, die schwerlich je eine Schönheit gewesen, mit einer aufgeworfenen, kupferigen Nase. Während Herr B., obgleich seine klaren, großen Augen keine Schwäche verriethen, eine Brille zu suchen schien, nahm ihm seine Frau das Schreiben aus der Hand und warf einen Blick hinein. Wie es hieß: „von Herrn M. in K.“, da war die Freude groß. „Was macht der liebe, gute Herr M., wie geht es ihm? Oh, das ist ein Mann! Mit keinem Andern mache ich so gern Geschäfte. Ohne Winkelzüge, ohne Weitläufigkeiten, immer mit einem Worte! So

„Nun, wie Gott will, General Uminski, ich mache Sie auf die größte Wichtigkeit Ihres Postens aufmerksam, möge der Himmel Sie beschützen — jetzt zu Pferde, meine Herren.“

Sie verließen die Hütte, die Hufschläge der Rosse verloren sich nach allen Seiten, es ward einen Augenblick still, das Feuer des kleinen Raumes fiel in Kohlen zusammen, ein leichter Wind flog über die eingeschlossene Fläche und jagte noch ein Paar kleine Flämmchen auf, ein ununterrichteter Zuschauer hätte nicht geahnt, daß eben ein so wichtiger Moment in dem Befreiungskriege der Nation eingetreten sey, ein Moment, dessen Folgen sich Jahre lang über Europa verbreiten sollten.

Von allen Seiten wurde bald darauf die Stille durch Flintenschüsse, den Lärm der Trommeln, das Schmettern der Trompeten, unterbrochen. Uminski griff die Russen an.

(Schluß folgt.)

Meine Empfehlungen nach Paris.

Von F. S. Lehrs.

Der pair de France und der bourgeois der rue Chapon.

Obschon dem Ziele eines lang und heiß gehegten Wunsches, dem — Ich bin in Verlegenheit um ein noch nicht verbrauchtes, doch würdiges Epitheton für dieses Ziel. Aber es bedarf eines solchen wohl überhaupt nicht, und Niemand wird es vermissen, es müßte denn Einen geben, den Tassos Grabschrift unbefriedigt läßt. — Obschon Paris entgegeneilend, verließ ich die Heimath mit schwerem Herzen, mit sehr schwerem Herzen aus manchen Gründen. Einer von vielen war der, daß die Gewichte des Herzens und des Beutels in umgekehrtem Verhältnisse stehen. Viele wohlwollende Freunde ließ ich in der Heimath zurück, andre sollte ich noch auf der Reise treffen. Sie alle hätten gern dieses Verhältniß, oder richtiger, dieses Mißverhältniß ausgeglichen. Da sich das auf dem natürlichsten, einfachsten Wege nicht thun ließ, — denn Geld besaßen sie so wenig, als ich; wer es hat, ist selten Freund dessen, der es nicht hat, — so schlugen sie einen andern, einen künstlichen Weg ein: sie gaben mir reichliche Empfehlungen mit. Empfehlungen sind Anweisungen, freilich meist sehr unsichere.

Fast immer steht noch zu erwarten, ob der Empfänger zahlungsfähig oder zahlungswillig seyn wird. Und der Fähigste ist selten der Willigste. Diese Wahrheit, welche die Schulmeister aller Orte mit gutem Gewissen zu unterschreiben keinen Anstand nehmen werden, findet leider auch hier ihre Anwendung. Ich habe noch einige der in Rede stehenden Anweisungen in Händen, auf bedeutende Häuser, Namen, die man in ganz Europa kennt. Dennoch, um so mehr, wollte ich sagen, bin ich bereit sie 50 Prozent unter dem Werthe abzulassen. Wer mir die Hälfte der darin anempfohlenen Dienste und Gefälligkeiten wirklich erweist, soll die Papiere in Empfang nehmen, um sich die Verbindlichkeiten, zu denen sie verpflichten, in ihrem ganzen Umfange einzulösen. Ich unterlasse nicht, etwaige Liebhaber zu diesem Geschäfte auf das Gewagte desselben aufmerksam zu machen. Da ich aber weiß, wie sehr eben das Gewagte, das Gefährliche den Unternehmungsgeist reizt, so zweifle ich nicht, daß viele Spekulanten in spanischen Papieren sich geneigt finden werden, nebenbei auch diese Spekulation zu versuchen. Ich sehe es kommen, daß ich nicht im Stande seyn werde, allen Anforderungen, die ich mir frankirt einzusenden bitte, zu genügen. Schade, daß mir die Idee, dieses Geschäft anzubieten, nicht früher gekommen. Jetzt habe ich bereits den größten Theil meiner Anweisungen, an hohe und niedere Personen abgegeben und Zahlung empfangen, Zahlung in verschiedener Münze: meistentheils in sehr freundlichen Gesichtern, ja sogar bisweilen in einem thé en Famille, wo viel Ecarté und Bouillotte gespielt, viel getanzt und hin und wieder eine Tasse Thee gereicht wurde; selten in dem unverholen ausgesprochenen Geständniß, man wolle sich ferner nicht um mich kümmern; noch seltener in dem wirklich unverkennbaren guten Willen, sich meiner Sache anzunehmen und mir zur Erreichung meiner Zwecke behülflich zu seyn. Welch reiche Ernte! Lockt Euch das nicht, Ihr Herren Spekulanten? Zumal der Gewinn, den Bouillotte und Ekarté, mir freilich nicht, da ich keins von beiden spiele, Euch aber, die Ihr alle Spiele gut versteht, nebenher abwerfen kann?

Von jenen freundlichen Gesichtern und Theebittern kein Wort! Nur von den beiden letzterwähnten Arten sich abzufinden gegen Jemand, der uns von Freunden angelegentlich empfohlen ist, will ich reden. Wenn die eine, der gute Wille, in jeder Beziehung achtbar ist und eigentlich Alles, was man billiger Weise von einem Menschen verlan-

gen kann, so ist an der andern wenigstens Etwas zu loben, die Aufrichtigkeit.

Die Personen, von denen ich zu reden gedenke, sind Typen ihrer Gattung. Die Skizzen, die ich von dem pair und dem bourgeois entwerfe, geben so ziemlich ein Bild eines großen Theils der Noblesse und der ganzen bourgeoisie von Paris. Wenn schon vielleicht nicht sonderlich gezeichnet, haben sie wenigstens, das glaub' ich versichern zu dürfen, das Verdienst der Treue. Ich habe Nichts zugesetzt, Nichts abgenommen.

Herr Bl., der in einer der ersten Hauptstädte Deutschlands, wie man sich auszudrücken pflegt, ein großes Haus macht, empfing mich, als ich ihn bei meiner Durchreise mit einer Empfehlung aus meiner Vaterstadt besuchte, sehr freundlich, und hatte die Güte mir seinerseits eine Empfehlung an einen hiesigen Gelehrten, zugleich Pair und Staatsrath mitzugeben. „Lassen Sie mich wissen, was der Herr für Sie gethan, wie er sich der Beförderung Ihrer Absichten angenommen hat," sagte mir Herr Bl. Er versprach sich und mir Viel von seinem Schreiben. Und er hatte ein Recht dazu. Denn der Herr Pair hatte in und außer seinem Hause durch ihn zu einer Zeit und unter Umständen, wo es ihm, dem Pair, besonders erwünscht seyn mußte, viel gefällige Theilnahme, viele Annehmlichkeiten genossen. Die Gemahlin des Herrn Bl., eine geistreiche und sehr unterrichtete Dame, hatte noch nachmals einen Briefwechsel mit dem gelehrten Herrn unterhalten.

An einem Montage war ich in Paris angekommen. Den nächsten Sonntag — an einem Sonntage hoffte ich den viel beschäftigten Gelehrten und Staatsmann am wenigsten zu stören — machte ich sorgfältigere Toilette als gewöhnlich und ließ mir ein Kabriolet kommen. Nachdem ich über den pont neuf gefahren war und viele große und kleine Straßen jenes gelehrten Stadtquartiers jenseits der Seine durchkreuzt hatte, hielt ich endlich vor einem gewaltigen Thorwege. Ich stieg aus, und trat in einen geräumigen Hof, in dem viele Thüren zu verschiedenen Wohnungen und zu den Sälen der Weisheit führen. Das herrliche Kirchenportal, hinter welchem Richelieus Mausoleum, ein Meisterwerk Girardons prangt, zu bewundern, ließ ich mir dießmal nur wenige Augenblicke Zeit. Ich war zu begierig auf die Bekannt-

schaft eines Mannes von bedeutendem Rufe und der durch seine Stellung im Stande ist, mir wesentliche Dienste zu leisten. Zwar hatte ein deutscher Gelehrter, der seit einigen Jahren in Paris lebt, und von dem ich Ursache habe zu glauben, daß er Paris und die Pariser sehr genau kennt, meine Hoffnungen in Etwas gebeugt, indem er mir sagte: „Dieser Herr ist ein Egoist, ein Exegoist. Eine Empfehlung an ihn hilft Ihnen gar nichts.“ Doch maß ich der meinigen ein ganz besonderes Gewicht bei. Schnell schritt ich über den Hof, trat in die Thüre, die der concierge mir angewiesen hatte, es war die letzte linker Hand, und stieg die breite Treppe hinan. Ich zog eine Klingel, eine alte Bonne erschien, als ich ihr meinen Namen genannt, fragte sie mich, ob ich ihrem Herrn schon bekannt wäre. „Das nicht, erwiderte ich. Sagen Sie ihm, daß ich ein Schreiben von Herrn Bl. bringe.“ Sie ließ mich in ein großes Zimmer treten. Ein in der Mitte stehender Tisch und die Kommode waren mit gebundenen Büchern, Brochüren und Journalen reichlich beladen. Nicht gar zu lange ließ mich der Staatsrath warten, er erschien im geblümten Schlafrock und in der bunten Kappe. Woher, Spötter, verziehst Du die Mundwinkel bei der bunten Kappe? Ich habe sie ihm nicht angedichtet, und Du weißt recht gut, daß sie nicht selten die häusliche Toilette der Herren, der Gelehrten namentlich, zu vervollständigen dient. Der Mann, mit dem ich es zu thun hatte, ist eher klein als groß, hager, bleich. Doch hat sein Gesicht einen angenehmen Ausdruck. Aber ich brauche ihn den Deutschen nicht zu schildern. Er ist ihnen bekannt genug. In allen Hauptstädten ihres Vaterlandes und in vielen kleineren, wo es irgend Erziehungs- und Bildungsanstalten von einigem Rufe giebt, hat man ihn gesehen. Ihm ward das Glück zu Theil, seine Gelehrsamkeit unmittelbar aus den Quellen schöpfen zu können: deutsche Philosophie und Pädagogik hat er sich aus Deutschland, holländische ganz neuerdings aus Holland geholt.

Ich gab ihm meinen Brief, er öffnete und las: „Ach, was macht Herr Bl., was macht seine Frau? Wie steht es in jener Stadt? Ich habe lange von daher keine Nachrichten gehabt?“ Er sprach während unserer ganzen Unterhaltung sehr langsam und gedehnt, obgleich das sonst seine Art nicht seyn soll. Dieser gereckte Ton machte mir den Eindruck vornehmen Hochmuthes, klang mir mitunter fast wie Spott. Doch will ich, da ich alle Dinge von der besten Seite zu be-

trachten geneigt bin, gern glauben, daß er an dergleichen nicht gedacht hat, daß er vielmehr aus Artigkeit gegen einen Ausländer, dem das Verständniß des Französischen schwierig seyn könnte, sich besonderer Deutlichkeit befleißen wollte.

Da es in dem Zimmer, in welchem wir uns befanden, kalt war, führte er mich in ein anderes, ein ganz kleines, nur mit wenigen Stühlen meublirtes Kabinet, in welchem ein Kaminfeuer brannte. Wir setzten uns vor dasselbe, und indem er das Holz zurechtschob, die Flamme schürte und das Couvert meines Briefes verbrannte, — den Brief selbst verbrannte er, während meiner Anwesenheit wenigstens, nicht — fragte er mich nach den Gelehrten meiner Vaterstadt, besonders nach dem seit Kurzem dort angestellten Professor der Philosophie und nach seinem Vorgänger. Drei bis viermal setzte ich an, um auf meine Angelegenheiten zu kommen; aber sobald ich mich nur entfernt nach den Verhältnissen zu erkundigen begann, die zu wissen mir nöthig war und die er sehr genau kennen muß, fiel er mit einem lang gedehnten: „je n'en sais rien moi“ ein und schnitt auf diese Weise die begonnene Unterhaltung ab, um wieder auf eine ganz allgemeine zu kommen. Nachdem wir etwa zehn Minuten mochten gesprochen haben, — mehr Zeit bedurfte es nicht, um zu beurtheilen, was von dieser Bekanntschaft zu hoffen sey — war ich eben im Begriff aufzubrechen, als der Herr Pair mir zuvor kam. Er stand auf und mit den Worten: „wenn Sie an Herrn Bl. schreiben, grüßen Sie ihn und seine Frau von mir“, öffnete er die Thüre und trat voran in das Vorhaus.

Ein guter Freund in meiner Vaterstadt, der sich eine Zeit lang in Paris aufgehalten hat, sagte mir vor meiner Abreise, und ich nahm es, weil ich ihn als einen Spaßvogel kannte, für Scherz: „Wie es Dir mit Deinen Empfehlungen an Franzosen gehen wird, kann ich Dir voraussagen. Die Herren empfangen Dich höchst freundlich, begegnen sie Dir dann auf der Straße, so kennen sie Dich nicht mehr, und kommst Du zum zweiten Male zu ihnen, so werfen sie Dich zur Thüre hinaus.“ Daß man mich gleich beim ersten Besuche hinauswerfen würde, das hat er mir nicht gesagt. Hatte er diese Erfahrung nicht gemacht, oder wollte der Schalk mir eine Ueberraschung bereiten lassen?

Ich trat ein, ziemlich warme Luft wehete mir aus dem gut erleuchteten Saale entgegen, der in der Mitte mit einem laufenden Brunnen, auf beiden Seiten mit Erhöhungen versehen war, auf welchen ringsum Matratzen und Strohmatten sich befanden. Halb entkleidete Leute lagen theils in behaglicher Ruh, theils aus türkischen Pfeifen rauchend, umher. Der Bademeister wies mir nun ebenfalls solch eine Matratze an und sagte mir, daß ich mich hier auszukleiden habe. Nachdem ich diese Anweisung vollzogen hatte, trat ein anderer Mann herbei, reichte mir ein blaues Tuch, welches ich um den Unterleib befestigen mußte, und ein paar hölzerne Pantoffeln, um die Füße gegen die Hitze des Fußbodens zu schützen. Nun trat ich, unsicher wie auf Stelzen gehend, da die Pantoffeln gar hohe Absätze haben, meine Wanderung an. Man öffnete eine mit scharlachrothem Tuche beschlagene Thüre, und ich gelangte in's erste Badezimmer, dessen Fußboden, so wie alle übrige, mit Steinplatten belegt ist. Die heiße Luft, welche durch die mittelst Röhren geheizten Wände, mich hier erfaßte, brachte mich schon nach einigen Minuten in Transspiration. Nun wagte ich, durch die erste Hitze vorbereitet, in das zweite Zimmer zu treten. — Hier gerieth ich sogleich in einen förmlichen Schweiß, so daß ich mich besann, ob ich, bei meiner etwas schwachen Constitution, dem dritten und stärksten Grade der Hitze entgegen treten sollte. — Ich holte tief Athem, trat beherzt in das letzte, mit einer Kuppel versehene, gewölbartige Zimmer. — Hier troff ich gleichsam, wie Wasser strömte der Schweiß vom Wirbel bis zur Zehe herunter, ich ward fast ohnmächtig, welches entkräftende Gefühl mich jedoch nach wenigen Minuten wieder verließ. — Nun trat, ebenfalls entkleidet, der Badediener ein, streckte mich auf einer Erhöhung des Steinbodens aus, begoß mich mittelst einem in der Mauer angebrachten Becken mit warmem Wasser und begann hierauf meinen ganzen Körper mit einem Filzhandschuh zu frottiren, welches eine höchst unangenehme Empfindung ist. Nach dieser Manipulation fing der gute Mann an, mich zu drücken, zu pressen und zu reiben, daß ich in ein wohlthuendes Gelächter ausbrach, welches ich um so weniger stillen konnte, da er nun bald auf mich kniete, mich bald wie einen Sack hin- und herwarf, alle meine Glieder dehnte und ausstreckte, mich bei den Schultern faßte, kitzelnd über das Rückgrat fuhr, alle Wirbel desselben anregte, so daß ich in einer Art von Verzweiflung immer mehr lachte und fast außer Athem kam, als er anfing, mich mit sanften Schlägen zu regaliren. Noch hatte meine Lachlust nicht die höchste Stufe erreicht,

denn eben wollte ich mich eines weniger ärgerlichen Benehmens befleißigen, als mein diensthuender Freund über meine Fußsohlen gerieth und meinen Lachorganen neuen, reichhaltigen Stoff durch unleidlichen Kitzel bereitete. Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke. Endlich ward ich losgelassen und sank ganz erschlafft, nun über mich selbst oder vielmehr über mein Lachen lachend, an die nahe Mauer zurück. — Hier gönnte mir der Badewärter, da es Samstag war und an diesem Tage sehr viele Leute zugleich das Bad besuchen, eine kurze Ruhe, während welcher ich Gelegenheit hatte, ein Schauspiel eigener Art zu beobachten. Ungefähr zwölf junge entkleidete Griechen begannen unter lauten jubelnden Gesängen, in Gegenwart einer Menge Badenden, ja selbst eines griechischen Geistlichen, einen alle Gränzen des Anstands überschreitenden Tanz. — Diesen Tanz hier näher zu schildern, wird mir unmöglich. Ueber eckelhafte Bilder wirft man, wie Achilles über Hektors zerrissenen Leichnam, einen Mantel. Ich war froh, als mich mein Badewärter wieder in Anspruch nahm, und nun mein Haupthaar zu einem Schaummeer umgestaltete, daß mir die Seifenwellen stromweise über Gesicht und Nacken liefen, und ich kann wohl sagen, daß mir der Kopf nie so gewaschen wurde. Nun kam er über das Gesicht selbst und ich bäumte mich wie ein kleines Kind, so ungeduldig war ich schon; da er nun abermals wieder eine peinliche Operation mit meinem Körper anfing, so fragte ich ihn ernstlich, ob er denn glaube, ich stecke nicht mehr in meiner Haut, weil er gar so unbarmherzig damit umginge? Es dauerte noch eine Weile, da sagte endlich mein Plagegeist: „Methygias sas," das heißt: „Wohl bekomm's!" Lachen war meine Antwort. Hierauf verließ mich der Diener einige Augenblicke und kehrte mit mehren weißen Tüchern zurück, wovon er mir eines um den Leib hing, ein anderes, gleich einem römischen Mantel um Brust und Schultern warf und ein drittes sehr großes Tuch mir als Turban um den Kopf wickelte. So trat ich, nach dreiviertelstündiger Bearbeitung, als Türke maskirt, noch immer lachend, meinen Rückweg an. Mit Vorsicht den Temperaturwechsel beachtend, gelangte ich wieder in's äußerste Zimmer und streckte mich zwar sehr ermattet, jedoch mit einem Wohlbehagen von unendlichem Reiz, welcher meinen ganzen Körper durchdrang, auf das angewiesene Ruhebett. — Nachdem ich in diesem höchst behaglichen Zustande ungefähr eine halbe Stunde gelegen, brachte man mir aus dem im Saale angebrachten Buffet ein Glas Limonade, die mich als wahrer Labetrunk wirklich gänzlich erfrischte. — Ich legte

hierauf meinen Türken ab und machte mich wieder zum Europäer. Die ganze Metamorphose kostete zwei Drachmen, wirklich eine wohlfeile Kur! —

Dasselbe Bad ist auch für die Damen bestimmt. — Als ich mich erkundigte, sagte man mir jedoch, daß die griechischen Frauen Nachmittags in's Wasser gingen, wo dann natürlich keinem Mann der Zutritt gestattet ist. — Hier lachte ich, die Anstalt verlassend, zum letztenmal! —

Die griechischen Journalisten.

Ein griechischer Journalist ist lange kein so geplagtes Wesen, wie die Redacteure der deutschen Zeitungen. Der Freiheitskampf ist für die griechischen Zeitungen ein stehender Artikel. Es erscheint keine Nummer irgend eines Blattes, in welcher nicht die tausendmal verkündeten Heldenthaten der Hellenen bis zum Ueberdruß wiederholt sind. — Die Liebe für das Vaterland und die Theilnahme an dem Ruhme oder den Demüthigungen derselben ist gewiß die schönste Bürgertugend, und Jedermann wird solchen Gefühlen Achtung zollen. Aber so wie im gewöhnlichen Leben jedem Einzelnen, der irgend eine große That verübte, es zur höchsten Unbescheidenheit angerechnet wird, wenn er immer und ewig von seiner Bravour spricht, und bei jeder Gelegenheit, wenn auch noch so unpassend, darauf zurückkommt, so gerecht fällt auch dieser Vorwurf auf ein ganzes Volk zurück, das unaufhörlich der Geschichte vorgreift und seine Heldenthaten und Kämpfe täglich mit vollen Backen ausposaunt. Alle griechischen Redacteure scheinen nun ein Recept zu haben, aus welchem sie ihre Mixtur bearbeiten, und das in der Regel aus folgenden Ingredienzien besteht:

Constitution, historisches Hellas, hellenisches Blut, Wittwen und Waisen, Freiheitskampf, ehrwürdige Olivenbäume, zerstreute Gebeine u. s. w.

Aus diesen ergiebigen Substanzen wird nun das Medikament gefertigt, welches das willige Volk, wenn auch nicht alle Stunden zwei Löffel voll, doch wenigstens alle Tage einmal in ganzer Dosis verschlucken muß, das ihm von seinen Aerzten (den Redacteuren) verschrieben wird und sehr wohl zu bekommen scheint. Hier ein Beispiel von dem Geschmack dieser täglichen Arznei:

Montag.

Constitution! war des Hellenen Kriegsruf, als er von dem göttlichen Hauche der Freiheit entflammt, mit dem heiligen Schwerte sich umgürtete, und ohne seine schwachen Kräfte zu messen, gegen den Koloß der Willkühr sich rüstete. Ketten, die Jahrhunderte auf ihnen lasteten, zerbrach er mit kräftigem Arme, wundervoll erlangte er eine unbeschränkte Freiheit, aber sogleich fühlte er die Schwäche der menschlichen Natur, er verlangte eine Beschränkung seiner natürlichen Freiheit, er verlangte eine Regierung — eine Constitution. —

Dienstag.

Constitution, dieser Anker der gerechten Hoffnung, muß an den Stämmen unserer alten ehrwürdigen Olivenbäume befestigt werden, unter deren Schatten so viele Opfer unseres Freiheitskampfes fielen, deren Wurzeln sich mit den zerstreuten Gebeinen, so vieler für das Vaterland gefallenen Hellenen mengten. Mit ächt griechischem Blute haben wir jede Spanne Landes gefärbt, um das zu erlangen, was wir vergebens erwarten — eine Constitution.

Mittwoch.

Constitution, ist das Morgen und Abendgebet, der sich freiekämpften hellenischen Bürger, der einzige Trost, der durch den Freiheitskampf zu Witwen und Waisen gewordenen Unglücklichen. Wir haben unser Geld und Gut, wir haben unser Leben in die Schanze geschlagen, wir haben das Vaterland gerettet, wir zogen, nachdem wir ruhmvoll gesiegt, das grüne Kleid der Hoffnung an, aber man will uns nöthigen, es wieder mit dem schwarzen Trauerkleide zu vertauschen, denn man giebt uns nicht, auf das, was wir gehofft — eine Constitution.

Donnerstag.

Constitution, dieser einzige Balsam für die im Freiheitskampfe erhaltenen Wunden, scheint trotz unsern Wehklagen noch immer nicht bereitet zu werden. Auf! Hellenen! Kommt heraus aus Euerm hiso-

rischen Thälern, steigt herab von jenen Gipfeln Eurer Berge, in deren Angesicht Ihr Eure Großthaten übtet, unterdrückt Euern Nationalsinn nicht, laßt das Gefühl Eurer Würde und Eures Willens frei ausströmen, daß es eine Masse bilde, wie zur Zeit der denkwürdigen Tage der ruhmvollen Kämpfe, wo Ihr alles aufgeopfert, um eines zu erlangen; und dieses eine, um das Ihr so viel gelitten, muß Euch werden, — eine Constitution! —

Freitag.

Constitution verlangt das Volk, dessen Brust nicht mit Demanten und Sternen geziert ist, bei welchem jedoch das Herz eines jeden Einzelnen ein angeborner Orden des Muthes und der Freiheit ist. — Es lebt keiner unter uns, der nicht dem Tode, gleich einem Helden entgegenginge, es lebt keiner unter uns, der nicht die türkischen Geißeln zerbrechen half, es lebt keiner unter uns, der nicht zu Land und zu Wasser das Vaterland retten half! Aber der Greis wie der Jüngling schüttelt sein Haupt; man will ihm den Preis seines Kampfes entziehen, — eine Constitution!

Samstag.

Constitution, soll die unzerstörbare Ehrensäule heißen, welche die Wunder unserer Thaten der Nachwelt überliefert; welche den kommenden Geschlechtern erzählt, daß wir es waren, die Poseidons Dreizack den feindlichen Händen entwandten, daß wir es waren, die auf leichten Fahrzeugen den Ozean durchkreuzten, Frost und Hitze, schäumende Wellen und des Sturmes zerstörende Kraft verachtend, in die belagerten Häfen drangen und den hungernden Kriegern Mundvorräthe brachten! Und jetzt, da die Friedenspalme über Hellas weht, hungern alle diese sich freigekämpften Helden wieder, aber nicht nach Brod, sondern nach einer Constitution!

Sonntag.

Constitution, der Hauptgrundpfeiler unseres politischen Baues, muß die Stütze unseres siegreich erfochtenen Staates werden. Es besteht ein Gesetz der Natur, welches nicht auf steinernen Platten geschrieben, nicht

in Archiven aufbewahrt, sondern in dem Herzen des Menschen mit unauslöschlichen Buchstaben eingegraben ist; ein Gesetz, welches mit dem Menschen entstanden ist, demselben bis zum Grabe folgt, und den Zeiten trotzt; dieses Gesetz heißt Erkenntlichkeit! und diese Erkenntlichkeit bestehe in — einer Constitution!

Sie sehen aus diesen Auszügen, daß die griechischen Journalisten selbst am siebenten Tage, an dem Tage, wo man eigentlich ruhen sollte, ebenfalls ihr gewöhnliches Tagewerk verrichten und auch nicht ruhen werden, bis sie sie haben — die Constitution. — In wie ferne dieselbe gut oder nicht gut für Griechenland sey, ist hier zum Verhandeln nicht der Ort. Uebrigens denken diese guten Rédacteurs bei weitem nicht so streng, als sie schreiben, und das folgende Zwiegespräch solcher Publizisten, in einem öffentlichen Kaffeehause, mag Sie von der gutmüthigen Gewissenhaftigkeit dieser Leutchen überzeugen:

A. Guten Tag, Herr Collega, wie geht es mit Ihrem Journal?

B. Ich bin sehr unzufrieden, meine auswärtigen Freunde schrieben mir nicht, ob sie es lesen wollen, und meine hiesigen Abonnenten wollen es lesen aber nicht zahlen. —

A. Wie viel haben Sie denn Abonnenten?

B. Bereits fünf und neunzig.

A. Das ist nicht möglich, Sie schreiben ja gestern in einem Artikel Ihres Journals: „Sie appelliren im Namen des Volks," und unser Volk besteht ja doch aus mehr als fünf und neunzig Köpfen?

B. Ach, Herr Collega, das müssen Sie nicht wörtlich nehmen, das ist nur so façon de parler. Sie schrieben ja auch dieser Tage: „Ein Schrei des Unwillens ging durch das ganze Land!" Ich hörte nichts von diesem Schrei und habe doch ziemliche Ohren.

A. Ich nehme es auch nicht so genau, sonst würde ich mich wundern, daß Sie vergangene Woche schrieben: „Es lebt niemand unter uns, der nicht den Freiheitskampf mitfocht!" da Sie doch bekanntlich während jener ganzen Periode, gleich mir, behaglich in Triest saßen.

B. Sie hatten jedoch Unrecht, Ihr Vaterland damals zu verlassen, da Sie in einer der jüngsten Nummern Ihres Journals schrieben: „Die glänzenden Erinnerungen der Vergangenheit erhöhen den Uebelstand der Gegenwart!"

A. Diese Phrase ist doch eher zu verantworten, als jene in Ihrer gestrigen Nummer, wo Sie sagen: „Die Regentschaft wußte nicht, daß der Grieche in einem heißen Klima geboren ist.“ Ich glaube selbst, daß die Regentschaft vieles nicht wußte, das aber wußte sie doch!

B. Herr Collega, das ist immer noch nicht so arg, als Ihre heutige Bemerkung, welche lautet: „Eben wollte, bei der gestrigen Feier, das wonnetrunkene Volk in die lautesten Vivats ausbrechen, da erblickte es einen hohen deutschen Beamten und sogleich erstickte es in sich den Ausbruch der Freude und des Enthusiasmus, der auf allen Gesichtern früher zu lesen war.“

Wie konnten Sie denn sehen, daß das Volk „Vivat!“ schreien wollte? —

Ich habe die Antwort hierauf nicht hören können! — Sich gegenseitig auf diese Weise korigirend, entfernten sich die beiden öffentlichen Organe und mir fiel der alte Vers ein:

Man sollte doch den Leuten Moral lehren! —
Nicht doch — die armen Sünder,
Sie müssen Weib und Kinder
Mit vieler Müh' und wenig Witz ernähren!

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Baden-Baden 11. Januar.

So wären wir denn nun unsern hohen nordischen Gast wieder los, indem er heute Morgen nach Genua abgereist ist. Der Großfürst Michael langte früh Morgens am 18. December vorigen Jahres — von Carlsruhe kommend, hier an, und ehe ich etwas Weiteres über dessen hiesigen Aufenthalt sage, verweile ich einen Moment bei den vielen Gerüchten, die seiner Ankunft vorherliefen. — Von Frankfurt aus erhielten wir gleich zu Winters-Anfang mit ziemlicher Zuverlässigkeit die Nachricht, daß der russische Prinz auf seiner Reise nach Italien in Baden einsprechen werde; auch kamen einige Personen aus seinem Gefolge, um wegen einer Wohnung die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Aber der Prinz selbst reiste inzwischen gen Osten und Norden weiter, und was die Zeitungen darüber gefabelt, ist zur Genüge bekannt. Dabei kann ich aber nicht unbemerkt lassen, wie das europäische oder noch besser kosmopolitische Baden zur Sommerzeit, im Winter aber gerade so kleinstädtisch plaudert und kannegießert, wie andere kleine Städte auch. Im Sommer geht die Ankunft oder der Aufenthalt gekrönter Häupter ohne irgend bemerkbares Halloh vorüber; in jetziger Jahreszeit aber, wo die Leute behaglich hinterm warmen Ofen plaudern können, gibt ein derartiges Ereigniß, wie das in Frage stehende, reichlichen Stoff zu Controversen. Dabei ist aber immer der nervus rerum Gold, und als nun endlich Seine Kaiserliche Hoheit, gen nicht ankommen wollte, sah man sogar mitunter bedenkliche Gesichter, die sich aber zum Theil bedeutend aufklärten, als man den Erwarteten bereits in Carlsruhe wußte.

Ein schöner Zug aus der Denkweise des Großfürsten ging ihm vorher. Bei einer früheren Anwesenheit in jener Stadt hatte derselbe in den beiden ersten Gasthöfen daselbst keinen Platz mehr gefunden; der Zähringerhofwirth, obschon dessen Hotel auch damals schon übersetzt war, hatte dennoch Rath zu schaffen gewußt, und ihn beherbergt. Aus Erkenntlichkeit kehrte dieses Mal wieder der Prinz bei demselben ein, obschon die andern Gasthöfe sich ganz zum Empfange eines so hohen Gastes eingerichtet hatten.

Vom Großherzogl. Hofe in Carlsruhe wurde dem Großfürsten eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Baden schmückte denselben eigenhändig mit dem Großkreuz seines Hausordens der Treue. Auch wurde auf dessen Veranlassung Abends große Oper gegeben, da sonst an Sonnabenden das Theater dort geschlossen ist.

So langte denn endlich Morgens früh am 18. December vorigen Jahres Seine Kaiserl. Hoheit in Baden an und stieg in einem Privathause ab, demselben, worin früher der Churfürst von Hessen gewohnt hatte. Da gab's wieder viel zu reden, und wurde viel gefabelt. Einmal hieß es, er habe in einen Gasthof ziehen wollen, dort aber aus dem Grunde kein Unterkommen finden können, weil eine andere russische Familie nicht habe räumen wollen. Aber gerade im Gegentheil hatte diese, einmal aus Rücksichten für den Wirth, obschon sie für den Winter gemiethet hatte, und dann natürlich aus Rücksichten für den Großfürsten selbst, gleich auszuziehen sich bereit erklärt. Die mit der Logis-Acquisition beauftragten Personen hatten das fragliche aber nicht ganz bequem gefunden, und somit jenes andere gemiethet.

Voreilige oder schlecht unterrichtete Correspondenten verbreiteten in Zeitungen, als ob der Kursaal zum Spielen für diese Zeit hergerichtet werden sollte. Das Wahre an der Sache war auch, daß der Saal allerdings gelüftet wurde, falls der Großfürst gesonnen seyn sollte, ihn zu besehen.

Von Carlsruhe war ein Reisestallmeister mit dem Benöthigten zur Disposition gestellt. Auch waren von dort aus mehre Jagden veranstaltet, deren eine, an welcher der Großherzog und die Markgrafen Theil genommen, mit einem großen Abendessen auf dem Schlosse Favorite, da sie in dessen Nähe statt gehabt, endete. Schloß und Garten waren prachtvoll illuminirt, was einen um so prachtvollern Anblick gewährte, als Alles weit und breit mit Schnee bedeckt war.

Da der Großherzog von Baden gleich am ersten Tage der Ankunft des Großfürsten einen Besuch in Baden bei demselben abgestattet, so erwiderte letzterer es Sylvester in Carlsruhe.

Der Churfürst von Hessen ist während der Zeit des hiesigen Aufenthaltes des Großfürsten in Hanau, woselbst er etwas unpäßlich seyn soll. Die ganze Familie genießt hier bei Jedermann einer außerordentlichen Achtung, zumal sie so viel für die Armen thut.

Engländer sind gegenwärtig nicht so zahlreich in Baden, wie in vorhergehenden Wintern; dahingegen viele Russen. Unter ihnen wird besonders die Fürstin Dolgorouki genannt.

Sonst hat der Aufenthalt des Großfürsten keine Aufregung aus unserer winterlichen Ruhe zur Folge gehabt, indem derselbe ganz zurückgezogen lebte; nur in den Zirkeln der eben genannten Fürstin soll er bisweilen erschienen seyn.

So eben erfahre ich noch, daß der Großfürst bereits das prachtvolle Haus des Baron von Ende für den nächsten Sommer gemiethet hat. Auch wird die Großherzogl. Weimar'sche Familie für die nächste Saison erwartet. Der Großfürst Michael hat, auf seiner Reise nach Italien, erst den Weg nach Carlsruhe genommen, geht also nicht ganz direct dorthin. —

Literarische Uebersichten

von

G. G.

V.

Wie leicht hätte sich, da einmal Shakespeare's Erwähnung gethan wurde, das Wesen aller neueren Literatur, neueren Kunst und unsrer neuesten Fortschritte bezeichnen lassen! Allein weil dieser Anlaß so unerschöpflich ist, gerade deßhalb muß man sich begnügen, nach Feststellung des Hauptgesichtspunktes, aus welchem die ge-

genwärtige Literatur beurtheilt seyn will, an solchen überkommenen oder neu dargebotenen Werken nur die nächsten, besondersten Eigenschaften herauszugreifen. Ueberhaupt thut es unsrer Literatur Noth, daß Alles am rechten Orte und im rechten Maße gegeben werde. Das Lebendige, das Fortschreitende, das Neue muß allenthalben leiten und vorangehn. Deßhalb empfindet man es besonders in Schriften über die Literatur so schmerzlich, wenn es an einer solchen belebenden und regierenden Geistigkeit, an einer vis agens fehlt. Da kommt denn gewöhnlich etwas Verkehrtes an den Tag. So wurde es in unserer Interims-Literatur mehrere Decennien und unter Vorgang der romantischen Kritik gäng und gäbe, an einer einzelnen literarischen Erscheinung den ganzen Umfang seines Denkens auszuschütten. Was fand Friedrich Schlegel im Athenäum nicht alles im Wilhelm Meister? Soviel, daß uns der Sinn und Gehalt dieses an sich schon unendlich beziehungsreichen Romans mehr verdunkelt als offenbar wurde. Von dieser Zeit an trieb man das Commentiren und Anlegen großer Dichter bis zur Raserei. Shakespeare vorzüglich hatte das Unglück, von Franz Horn in Beschlag genommen zu werden. Und in unseren Göthe beurtheilte man Alles hinein und heraus. Himmel und Erde, Gott und Teufel, Leben und Wissenschaft — dieß mußte Alles sogar in einem einzigen Werke concentrirt seyn. Wer denkt nicht sogleich an Schubarth? Solche Köpfe entdecken viel Sinniges in einem Lieblingsautor. Doch statt wirklich einen klaren und treffenden Gesichtspunkt aufzuhellen, verwirren sie die Beurtheilung des Ganzen weit mehr und lassen zuletzt in die schiefsten Ansichten ein. Man hat Beispiele, daß Werke über einzelne Dichter-Individualitäten den größten Einfluß auf Zeit- und Literatur erlangten. Solche Werke mußten sich jedoch stets in bestimmten Gränzen halten. Sonst verschwimmen sie ins Endlose. Da nicht ein äußerer Anlaß, wie in Eckermann's höchst dankenswerthen „Gesprächen mit Göthe“ den Umfang beherrscht, da wird ohne einen eigenen belebenden Grundgedanken das Denken über einen solchen Gegenstand sich ins Angemessene und Ungestaltete verlieren. Erst mit einem solchen inneren Lebenspunkte empfängt das Urtheil oder die Auslegung jene Kraft, Selbstständigkeit, Eigenthümlichkeit, ohne die sich auch eine ächte Wirkung gar nicht denken läßt. Ueberall zeigt sich das. Wenn Einer so maß- und zwecklos und ohne ein nächstes, energisches Interesse denkt, an dem ist entweder ein Philosoph verpfuscht worden, oder er verpfuscht seinen Gegenstand mit dieser Gedanken-Unaufhörlichkeit. Zudem ist dieses Uebel recht deutsch und unsere meisten Talente arbeiten sich langsam aus der Schule ins Leben. Wie Manchem gelingts auch nie. Solche Denkmenschen leiden wahrlich an einer unmäßigen Sucht geistig zu schwelgen oder wohl zu thun. Und auf sie kann man das schöne Wort der Elisabeth, Göthens Frau, das ihr Göthe in den Mund legt, anwenden: „Die Wohlthätigkeit ist eine edle Tugend, aber sie ist nur das Vorrecht starker Seelen. Menschen, die aus Weichheit wohlthun, immer wohlthun, sind nicht besser als Leute, die ihren Urin nicht halten können.“

Nach diesem Rezept für Andere wünschen diese Ueberfichten der laufenden Literatur auch selbst gewürdigt zu werden. Sie geben sich nicht für Kritiken, ja sie würden über ihrem eigenen Namen erröthen, wenn sie es nicht für erlaubt hielten, die neueste Literatur nur für solche Leser zu überblicken, die in ihren Erscheinungen eine lebendige und bildende Anregung suchen. Das Princip dieser Literatur-Artikel ist durchaus kein Kunstprincip. Deßhalb werde ich auch manche Blume und Blüthe unbeachtet am Wege stehen lassen. Denn wahlwissend, daß für den eigentlichen Kunstrichter Alles, was nur an Kunst erinnert, von Bedeutung ist und doch dasselbe oft für die Veredlung, Bildung und Erstarkung unserer Zeitgenossen wenig oder nichts abwirft, hüte ich mich, diese zarten Pflanzen mit rühriger Hand zu betasten und überlasse sie gern

ihrem Schicksal. Eben so wenig kann ich hier ein rein wissenschaftliches Princip vorwalten lassen. Manches, was für den Fortgang und die Interessen der Wissenschaft durchaus wesentlich werthlos, noch bedeutungslos ist, überlasse ich einer wissenschaftlichen Kritik. In meinem Sinne würde ich hier von mancher derartigen Erscheinung unbefriedigt weggehen, und ohne deßhalb unwissenschaftlich zu werden, vielleicht ein zu strenges Urtheil über sie abgeben. Es gibt ein drittes Princip der Betrachtung und der Beurtheilung, und zwar ist dieses gerade das allgemeinste, menschlichste und das praktischste, und dasjenige, was ich verfolge. Es gibt ein Cultur- und Bildungsprincip, mit dem die Förderung der Zeit, so wie der Begriff der Literatur recht eigentlich zusammenhängt. Von ihm empfange ich die herrschenden Gedanken, hier liegen meine Interessen und die aller Strebenden, hier finde ich meine Grenzen, so weit sie mir nicht schon außerdem vom Ort insbesondere und vom Raume auferlegt werden. Das beste Urtheil über viele Dinge ist das Schweigen, und oft erfüllen solche Uebersichten ihren Zweck am sichersten, wenn sie etwas übersehen. Ueberall walte das lebendige Interesse über dem Ganzen. Doch gerade weil Alles diesen modernen Charakter annehmet, wird der Begriff neuer Literatur, wenigstens an diesem Orte, nie erschöpfend oder umfassend ausgesprochen. Jeder zieht sich aus einzelnen Winken und Notizen die Summe, die er kann, und welche er dann auch wohl zu benutzen versteht. So werde ich stets nur Rhapsodisches geben, einen Fortschritt oder Rückschritt nachweisen, ein Streben beurtheilen, besonders das einzeln Gelungene preisen und neben den großen Sternen am literarischen Himmel und ihren Bahnen auf ihm auch die neuen Kräfte, die schwimmenden und sich erst bildenden Fähigkeiten in Obacht, und wo es Noth thut, in Schutz nehmen. So widme ich vor Allem dem Strebenden meine Aufmerksamkeit.

Was will die gegenwärtige, die deutsche Literatur, was will die Kunst? das war die Frage, die bei Shakespeare weitläuftig erörtert werden konnte, und auf die ich vorziehe, hier schließlich eine kurze Antwort zu geben. Darnach, vergleiche man, welche Stelle Shakespeare's lyrische Muse zu den Aufgaben der Civilisation und der Literatur einnehmen kann. Er wird sich als vorbildlicher Typus aller modernen Kunst darstellen, und mit der Fülle reichen und bewegten Lebens, mit dem Sturm seiner Seele, mit seiner Wahrheitslust und mit dem sinnenkräftigen Naturell, mit dem so tief an der Wirklichkeit haftenden und sie umklammernden Geiste ein Monument für alle Strebenden, für alle Kunst und Literatur bleiben.

Die neuere Literatur — auch die poetische nicht ausgenommen — ist ein selbstständiges Hülfsmittel der sich erzeugenden Civilisation. Die Kunst soll nicht blos das Leben begleiten, sondern sich Leben erwecken; und es ist Aufgabe der gegenwärtigen Menschheit und neuer Literatur, den ganzen und wahren Menschen zu voller Würde und Entfaltung emporzuheben.

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

IV.

Die Commission der dramatischen Schriftsteller in Paris hat folgendes beschlossen:

„Die Commission der dramatischen Schriftsteller wird sich befleißen, ihren Beitrag, der zur Errichtung eines Denkmals für Molière eingesetzten Commission zu entrichten. Es soll eine Liste in Umlauf gesetzt werden und jedes Mitglied der Commission wird zuvörderst seinen Namen und den Betrag der von ihm beizutragenden Summe darauf vermerken. Dann wird diese Liste in den Bureau's der zwei

dramatischen Hauptagenturen niedergelegt und alle Schriftsteller werden durch ein Circular in Kenntniß gesetzt werden, an dieser Subscriptions-Theil zu nehmen, welches sicher ein Jeder als Glück betrachten wird. Zugleich soll an alle Directoren in Paris, in den Weichbilde der Hauptstadt und in den Departements geschrieben werden, um Vorstellungen zu geben, deren Brutto-Ertrag der Kasse der General-Agenten übermacht werden soll.

Unterz. R. Lemercier, Präsident; Scribe, Vicepräsident; de Rougemont, Vicepräsident; Duveuty, Fontan, Secretäre; Melesville, Schatzmeister; Duvaty, Adam, Alboize, Halevy, Soulié, Piccini, Anicet-Bourgeois, Dumanoir, Viennet.

Für richtige Abschrift: Die General-Agenten Michel, Guyot.

Welche schöne Selbstständigkeit der Dichter, als Herren und Meister des Theaters! Sie fordern die Bühnenvorstände auf, Vorstellungen zu einem schönen Zwecke, zu einem Nationalzwecke zu geben, und wie könnte dieß auch anders seyn, da ohne sie ja über keine Einnahme verfügt werden darf, indem sie bei einer jeden im weiten, großen Frankreich betheiligt sind.

Auch wir sind in dem Fall, daß unserm großen dramatischen Dichter ein Denkmal errichtet werden soll. Was haben unsere Theaterdichter dazu beigetragen? Die Verse im Album vielleicht, wodurch sie sich selbst zu verewigen glaubten? Ich muß bitter lachen, indem ich dieß niederschreibe. Auch dieses Album selbst geht zunächst von einer Buchhandlung aus, so wie die Vorstellungen, die hie und da gegeben wurden, von den Bühnenvorstehern; der Theaterdichter wird bei keiner dieser Veranstaltungen eigentlich gedacht. Wie traurig sind aber diese Verhältnisse!

Früher war die Rede davon, daß ein darstellender Künstler etwas thun wolle für die Sache. Er hatte die schöne Idee, mit seinen Collegen, den Mitgliedern des Stuttgarter Theaters, in Würtemberg umherzuziehen, zuerst nach Marbach, dann nach den andern Städten, und eine eigene Vorstellung für die Feier Schillers aus seinen Werken zu geben. Die Idee war schön, sie erinnerte an Garrik und wäre, wenn gleich in kleinerm Maße ausgeführt, würdig gewesen, neben der Feier zu glänzen, die der englische Mime einst für Shakespeare in Stratford veranstaltete. Aber — Nach sind Hoffnungen, was sind Entwürfe? — Zur Ehre vieler Mitglieder des Theaters glaube ich es hier aussprechen zu dürfen, daß sie mit größter Uneigennützigkeit dieses fromme Kunstopfer bringen würden. Es wurde so viel schon darüber gesprochen, verlautbart, in fremden Blättern gelesen, warum unterbleibt es jetzt? —

Diese Frage ist eben so leicht zu beantworten, als die andere, warum unsern Theaterdichter nicht zu Schiller's Denkmal beitragen, und ich muß wieder bitterlich lachen, daß es mir nur einfallen konnte, sie hier aufzuwerfen.

Von etwas Anderm.

Der eben so fleißige als talentvolle C. Blum in Berlin hat nach »the Hunchback« von Sheridan Knowles, ein Schauspiel unter dem Titel: die Herrin von der Else, auf dem Königlichen Theater in Berlin aufführen lassen, das eine sehr beifällige Aufnahme gefunden hat. Der Buckliche (the Hunchback) kommt in dem Blum'schen Stücke weder vor, noch ist von ihm die Rede, und es scheint, daß der deutsche Bearbeiter sehr frei mit seinem Originale umgegangen ist. Die Scene ist in Deutschland, und sogar Berliner Localverhältnisse sind in dem Stücke angeregt. Fräulein v. Hagn soll besonders den naiven und muntern Theil ihrer sehr anstrengenden Rolle gut gegeben haben; Herr Grua ihren Geliebten mit Gefühl und Würde, Herr Weiß den Vater durchaus vortrefflich.

In Stuttgart sah man neu: „Die Wittwe," von Mad. Birchpfeifer. Das Stück hat ergreifende Scenen, die sehr ansprachen. Ich werde nach der bevor-

ſtehenden zweiten Darſtellung ausführlich darüber ſprechen.

In Berlin iſt noch ein Converſationsſtück in vier Acten „die Iſolirten“ von C. Weißhaupt, und wie es ſcheint, mit Beifall gegeben worden.

Wohlfeile Journale und Journale umſonſt.

Wenn es wahr iſt, daß das Volk Journale eben ſo nöthig hat, als das liebe Brod — ich habe das irgendwo in einer Ankündigung geleſen — ſo wäre es ein Verdienſt, Journale herauszugeben, die wenig koſten; aber noch verdienſtlicher wäre es, Journale zu veröffentlichen, für die man gar nichts bezahlt. Wir müſſen uns hier über den Sinn dieſer Worte verſtändigen. Die wohlfeilen Journale exiſtiren bereits ſeit einiger Zeit, die Journale, die man obenein in den Kauf bekömmt, nicht minder. Iſt es dem Leſer vielleicht ſchon begegnet, daß er ein Pfund Käſe, einen Häring oder ein anderes Nahrungsmittel vom Krämer holen ließ, und daß dieſes in eine doppelte oder dreifache Hülle gedruckten oder beſchriebenen Papiers eingewickelt war? Nun wohl! eben dieſes Einwicklungs-Syſtem wird bei den Journalen, die obenein in den Kauf gegeben werden, adoptirt. In Paris hat man nun die Erfindung gemacht, eine ganze Romanen-Bibliothek in Form eines Journals den Abonnenten zu ſpenden. Dieſes Journal wird Journal-Livre genannt. Unſere Leſer werden vielleicht die Ankündigung ſchon geleſen haben. Gut. Aber wer kennt wohl ſchon das Journal-Pierre? Es wird bald da ſeyn. Jeden Morgen wird man in der Hülle eines ganz leichten Journals einen dicken, ſchweren Quaderſtein erhalten von zehn bis fünfzehn Pfund im Gewicht. Die Poſt wird dieſes Journal unter Eiſen-Kreuzband verſchicken. Hat der Abonnent auf ſolche Weiſe eine Sammlung von zwei- bis dreihundert Lieferungen erhalten, ſo kann er ſich auf das Journale-Daild abonniren. Dann empfängt er jeden Morgen ſtets unter einer literariſchen Gratishülle einen Dachziegel von beſter Qualität, den er, wenn er es wünſcht, gegen einen Schiefer umſetzen kann. Er hat dann nur franco an den Redacteur des Dachziegel-Journals zu ſchreiben. Hierauf kann man ſich auf das Journal-Pavé abonniren, und erhält jeden Tag einen Pflaſterſtein. Das Journal-Poutre folgt hierauf, und der Abonnent erhält alsdann einen Schein, in welcher Reihenfolge ſeine Lieferungen ſich in ein Gebäude verwandeln ſollen. Ein ſolches Abonnement koſtet nur ſechzig Franken, und man kann hiedurch ein eigenes Haus erhalten, wodurch man, wie Jeder leicht einſieht, der Verdrüßlichkeit überhoben wird, bei andern Leuten zur Miethe zu wohnen.

Ein anderes Journal, das nicht minder nützlich ſeyn dürfte, wäre das Journal-Toupet. Jeder Abonnent erhielte in dem literariſchen Gratistheile des Journals ein ſchönes Haar, welches dem Haar auf ſeinem Kopfe vollkommen entſpräche. Die Gründer dieſes Journals haben berechnet, daß ein Abonnent, der in einem Alter von eilf Monaten einträte, ſo viel Haare mit drei und vierzig Jahren zuſammengebracht haben würde, um ſich daraus ein halbes Toupet machen laſſen zu können und mit fünf und ſiebzig Jahren genug zu zwei Drittel einer Perücke zuſammengebracht hätte.

Das Journal-Radis wird mit dem Beginnen des Lenzes erſcheinen und jeden Morgen den Abonnenten eine Portion friſcher Radiſe bringen. Das Salz jedoch ſoll von dem literariſchen Theile getrennt werden.

So darf man hoffen, daß von nun an das Journal-Weſen eine neue Aera beginnen werde und daß die altfränkiſche Art und Weiſe, Journale zu redigiren, ganz verſchwinden dürfte. Eine Geſellſchaft hat ſich bekanntlich zur Vermiethung von Rezenſchirmen in Paris gebildet. Vielleicht kommt ſie auf die glückliche Idee, ihre

Gestelle mit Journalen zu bekleben. Der Abonnent könnte dann die Journale behalten und dürfte nur das hölzerne Gestell zurückgeben. Ebenso spricht man davon, daß man Mäntel zur Miethe erhalten werde mit einem Foulard und einem Journal in der Tasche. Hier wäre aber der Fall umgekehrt, und man gäbe nur das Journal zurück. Wohin wird das noch Alles führen? Ist es bei der fortschreitenden Industrie der Pariser, und bei der Art, wie sie z. B. Heirathes-Verträge schließen, nicht möglich, in einem ungeheuern Riesen-Journal wirklich »une Demoiselle à marier« von Fleisch und Bein zu finden. Ein Ding, wie ein Polizei-Anzeiger bei uns wird gleich Köche, Köchinnen, Stubenmädchen u. s. w. den Abonnenten überliefern. Die Zeiten sind da, wir jedoch wollen uns damit begnügen, unsern Abonnenten das, was wir bisher lieferten, nicht mehr nicht minder, zu dem bekannten wohlfeilen Preise allwöchentlich zu überreichen.

Arabisches Hochzeitgedicht.

(Aus Mostaganem eingesandt.)

Dieses Pröbchen moderner arabischer Dichtkunst wird durch seine Local-Tinte als auch dadurch, daß es einen Begriff von den Landessitten gibt, in Europa nicht ohne Interesse gelesen werden.

„Glücklicher Jüngling, danke dem Propheten, daß er dir eine an Vollkommenheiten so reiche Gattin erwählte. Um diesen Tag würdig zu feiern, drücke die Euter deiner zahlreichen Heerden; ihre Milch fließe deinem Hochzeitfeste; Honig, Butter und gebratene Zicklein mögen darauf im Ueberflusse verzehrt werden, wenn Du willst, daß dein Andenken lange in deinem Stamme fortleben soll.

„Blond ist das Antlitz deiner Gefährtin, blond wie die seidene Erndte von den Strahlen der Sonne vergoldet.

„Und auf ihrem fetten Busen betrachte mit Vergnügen die Brüste länger als die deiner fruchttragendsten Ziegen.

„Ihre Finger sind geschickt, den köstlichen Kuskussu zu bereiten, und weben leichter die Stoffe, als die Spinne ihr Gespinnst.

„Du wirst vor Freude erbeben, wenn du sie erblickst, um ihr Zelt gehend, stolz und prächtig wie eine Raupe auf dem Blatte des Palmbaums.

„Glücklicher Jüngling, schone diese Reize, mäste sie mit Datteln und Weizen, damit sie dir Kinder schenken, würdig deiner und ihrer.

„Abgehärtet und geduldig wie das starke Kameel, kann sie dir folgen auf deinen weiten Bahnen, Mühen und Gefahren mit dir zu theilen.

„Und an den Tagen der Schlacht, wenn du heimkehrst, gesättigt von Kämpfen und Ruhm, so wird sie dein Stallknecht seyn, dann wird sie deinen heißen Lippen die saure Milch reichen, welche erquickt, und Du wirst einschlafen auf ihrem Schooße bei dem Tönen eines Kriegsliedes.

„Der Himmel schenkt dir einen kostbaren Schatz. Danke dem Propheten dafür, o glücklicher Jüngling! und um diesen schönen Tag würdig zu feiern, presse die Euter deiner zahlreichen Heerden. Ihre Milch fließe in großen Strömen deinem Hochzeitfeste zu Ehren, und Honig, Butter und gebratene Zicklein werden im Uebermaße aufgetragen, wenn du willst, daß die Brüder deines Stammes dein Angedenken lange bewahren.“

Die öffentliche Auction.

Bekanntlich werden in Paris die Auctionen gepfändeter Sachen auf dem Chatelet-Platze unter freiem Himmel versteigert, das Wetter mag seyn, wie es wolle.

Vor einigen Tagen geht eine Dame über den Platz, als eben Versteigerung gehalten wurde, und bemerkt auf einer Erhöhung einen Lehnstuhl von der Art, die man Canseusen nennt. Er schien weiß lakirt und der Ueberzug von überaus glänzendem weißem Gros de Naples.

25 Franken für die Kanapee, schrie der Ausrufer. — 28 Franken, sagte die Dame, die weiße Meubel sehr zu lieben schien. — 26 Franken 10 Sous, der Ausrufer. — 30 Franken, die Dame, die ungeduldig zu werden schien und da sie befürchtete, man könne ihr das schöne Meubel dennoch entreißen, so setzte sie mit lauter Stimme nachdrücklich hinzu: 35 Franken. — Bietet Niemand mehr? 35 Franken! 35 Franken! Haben's Alle gehört? 35 Franken für Rechnung jener Dame, die dort mit dem Muff steht.

Der Gerichtsbeamte sprach nun trocken: Zugeschlagen für 35 Franken der schwarze Lehnstuhl.

— Ein schwarzer Lehnstuhl! schrie die Dame erschreckt. Ich habe ja den weißen gekauft, den dort auf der Erhöhung.

— Schüttelt nur den Schnee herunter, sprach der Ausrufer zu einem Arbeitsmann, und in demselben Augenblick fiel von Rücken und Sitz eine dicke Schichte Schnee, der durch die Kälte ganz zusammenhängend war. Es hatte nämlich zwei Stunden hindurch geschneit und so wurde der schwarze Lehnstuhl in einen weißen verwandelt.

— Ein andermal will ich die Sache näher besehen, eh' ich sie kaufe, sagte die Dame, indem sie bezahlte, um aus dem Lehnstuhl ein Ruhebette für ihr Hündchen einzurichten.

Ein anderer spaßhafter Fall trug sich auch erst kürzlich zu. Ein harter Gläubiger hatte einen jungen Herrn ausgepfänden lassen, nachdem er ihm lange damit gedroht. Der leichtsinnige Schuldner lachte dazu. Als die gepfändeten Meubel auf dem Chatelet-Platze verkauft werden sollten, regnete es stark. Die Mahagony-Fourniere wurden zwar nicht besser dadurch, allein der Gläubiger tröstete sich damit, daß gute Haare in den Meubeln seyen. Ein Käufer verlangte, daß man ein Polster öffnen solle. Aber welch ein Erstaunen bemächtigte sich Aller, als man im Innern des Sessels eine kleine Wiese fand. Ueberall sproßte es grün hervor und in den Polstern lag eine dicke Schicht Erde.

— Ich habe englisches Gras in meine Sessel gesät, sprach der Schuldner, und das kommt nach drei Wochen heraus. Es ist nicht leicht, es unter einem Ueberzuge zu ziehen, aber ich habe es gut begossen und es an keiner Mühe fehlen lassen und siehe da! mein Bemühen ist mit dem besten Erfolge gekrönt.

— Ha, schändlich! rief der Gläubiger; doch da werde ich mich zum Glücke noch mit der Stutzuhr trösten können; es ist ein Jupiter als Stier, wie er die Europa durch die Fluthen trägt; ächte Bronce, gleich der Säule auf dem Vendomeplatze.

Ein Liebhaber hob die Uhr auf; allein das Ganze verbog sich und ein Horn Jupiters blieb ihm in der Hand.

— Das ist keine Bronce, schrien Alle.

— Es ist broncirtes Carton, eine neue Erfindung, sprach gelassen der Schuldner. Meinetwegen könnt Ihr es für Kanonenerz oder Glockenspeise verkaufen.

Aber auf dem Kamin war ja die Uhr fest und schwer, schrie der Gläubiger verzweifelnd.

— Der zweistündige Regen, mein Herr, und Ihre Grausamkeit hat selbst den Herrn des Olymps erweicht, und zerschmilzt er gleich nicht in Thränen, so zerschmilzt er doch in Wasser. Merken Sie sich, daß, Dank sey es unserer Industrie! man heutzutage Meubel machen kann, die, wenn sie gleich ausgepfändet, doch nicht verkauft werden können.

Tod des Orangutangs.

Alle Blätter des In- und Auslandes haben ihrem Leser von dem merkwürdigen Gast des Pariser Pflanzengartens, Jack, dem Orangoutang, nicht genug erzählen können. Wir haben darüber geschwiegen. Wir unterlassen es manchmal, solche Neuigkeiten zu bringen, die dem Publikum durch tausend andere Organe zugeführt werden. Allein Jack, der so oft schon todtgesagte, ist nun wirklich gestorben, und wir kön-

nen es unmöglich unterlassen, von diesem traurigen Ereigniß zu sprechen, um so mehr, da uns über seine letzten Augenblicke Nachrichten zugekommen sind, die vielleicht auf andere Weise nicht zu allgemeiner Kenntniß gelangen durften.

Jack starb im Lenze seiner Tage. Er starb den Tod des Verbannten; denn er konnte sein Vaterland nie vergessen, noch weniger aber unsern Winter und unsere Civilisation ertragen. Schon seit längerer Zeit fühlte er sein Ende herannahen und sah mit stolschem Gleichmuth auf den letzten Augenblick hin. Herr Geoffroy St. Hilaire*) hatte ihn in seine Appartements aufgenommen und verließ ihn nicht bis zum Sterben, um die Fortschritte der Krankheit an dieser bizarren Organisation zu studiren. Nachdem die Aerzte erklärt hatten, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sey, und daß Jack die Nacht nicht überleben würde, verlangte der Kranke der seit längerer Zeit der strengsten Diät unterworfen war, aufzustehen und seine letzte Mahlzeit zu nehmen. Man bewilligte ihm dieses. Sein Secretär und Dollmetscher, der ganz aufgelöst in Thränen war, so wie sein Leibarzt, unterstützten ihn, als er das Bett verließ. Man zog ihm einen Schlafrock von grünem Damast an, den einst Herr von Humbold Herrn Geoffroy St. Hilaire zum Geschenk gemacht hatte. Jack setzte sich zum Kamin und ließ sich das Frühstück reichen. Zuerst aß er ein Purée von Castanien mit Vanille, eine Charlotte russe, zwei Meringuen, eine Birne und ein Gelée von Quitten. Dazu trank er anderthalb Bouteillen Champagner.

Dieses Mahl erheiterte ihn ein wenig; er erhob sich von seinem Sitze und versuchte es, allein bis zum Fenster zu gehen. Als er dort den Schnee erblickte, welcher den Garten bedeckte, so schüttelte er traurig den Kopf und soll einige Worte über die Sonne von Java gemurmelt haben. Er schien sehr niedergeschlagen, und sein Secretär mußte ihm ein Capitel der Reisen des Capitän Cook vorlesen, ein Buch, welches Jack sehr hoch hielt. Gegen vier Uhr verlangte er entkleidet und in's Bett gebracht zu werden. Eine Stunde darauf verfiel er in den Schlaf des Gerechten. So erlosch sanft dieses merkwürdige und excentrische Daseyn.

Jetzt liegt der arme Jack auf der Marmortafel des anatomischen Theaters. Dreißig Gelehrte beugen sich über seine Eingeweide und über seine zerschnittenen Muskeln. Nächsten Monat wird das Institut mehr als dreißig Abhandlungen über diesen Vierhänder erhalten, und wenn die Gelehrsamkeit sich erschöpft haben wird, so wird man die Haut des armen Jack wieder zusammennähen und mit Heu ausstopfen und sein Skelet wird ein Schmuck des naturhistorischen Cabinets seyn.

Und was wird aus dem Palast werden, den man für ihn gebaut hat? Es ist das Loos vieler Paläste heutzutage, daß sie vor ihrer Vollendung eine andere Bestimmung erhalten. Ganz ohne Anspielung! Der Palast des Pflanzengartens ist noch nicht fertig und Jack ist todt, und der bekannte und viel besprochene Palast des Quai d'Orsay ist noch unvollendet und Herr Thiers, der ihn beziehen sollte, ist nicht mehr Minister. Wer diesen letzteren Palast beziehen wird, wagen wir nicht vorher zu bestimmen. Für den Palast im Pflanzengarten wäre jedoch ein bekannter Dichter in Paris vorzuschlagen.

*) Director des Pflanzengartens.

Die reitende Taube.

Vor einigen Tagen kam eine Frau von ungefähr sechs und dreißig Jahren zu einer Madame Bruant in Paris, um von ihr eine Hülfe zu erflehen. „Ich bin Familienmutter, sprach sie, zwei meiner Kinder liegen an den Masern darnieder, ich heiße Laurent und wohne in einem elenden Hause der Vorstadt. Meine Lage ist so trostlos, daß ich meinen armen kranken Kindern nicht zu helfen weiß. Man sagte mir, daß Madame Bruant gut und menschlich sey,

und ich komme daher vertrauensvoll, sie um eine kleine Unterstützung zu bitten."

Die gute Madame Bruant öffnet ihre Börse und gibt der Bettlerin etwas Silbergeld. Diese aber nimmt mit einem Mal einen andern Ton an, fordert drohend mehr und schreitet zu Gewaltthätigkeiten, welche die traurigsten Folgen für ihre Wohlthäterin haben konnten, als plötzlich an die Thüre der Küche geklopft wird. Die Bettlerin erschrickt, glaubt sich überrascht und entflieht. Madame Bruant steht hochaufathmend auf und öffnet die Thüre — ihrer Taube. Diese war gezähmt und da sie in der Küche eingesperrt war, so pickte sie mit dem Schnabel an die Thüre, damit ihr aufgemacht werde.

Madame Bruant machte Anzeige von diesem Vorfall und die Polizei sucht jener Laurent auf die Spur zu kommen.

Seeleben.

Ein junger Mensch, Namens Gicquel, diente am Bord eines Kauffahrteifahrers, um die Schifffahrtskunde zu erlernen. Kürzlich befand sich dieses Schiff auf der Rhede von Jersey, und Gicquel erhält den Befehl, an's Land zu gehen, um Einiges einzukaufen. Nachdem er wieder am Bord war und, da er die Einkäufe vom eigenen Gelde bestritten, Abrechnung halten wollte, sagte er zu seinem Capitän: er solle für ihn marquiren. Sey es nun, daß er diese Worte mit geringer Ehrerbietung gegen seinen Chef ausgesprochen, oder daß dieser wegen früherer Vergehen den jungen Menschen nicht leiden möchte, genug, der Capitän stieß eine heftige Drohung gegen Gicquel aus. Kurze Zeit darauf stand derselbe außerhalb der Liste (Bord) des Fahrzeuges und half ein Anker heraufziehen, und so kam es, daß ein Tau, indem er es auf das Deck warf, den Capitän an der Hand berührte. Dieß setzte ihn so in Wuth, daß er schrie: „Warte, Spitzbube, ich will Dich ersäufen; hier bin ich nicht mehr auf französischem Boden und kann über dein Leben schalten." Zugleich schwang sich der Capitän mit Hülfe eines Taues in die Höhe und ließ sich mit aller Kraft herunter, indem er mit beiden Füßen Gicquel vor den Kopf stieß, daß dieser rücklings in's Meer fiel. Einer von den Schiffleuten sprang sogleich nach und war so glücklich, den jungen Menschen wieder an Bord zu bringen, der schon dem Ertrinken nahe gewesen war. Nachdem das Schiff gelandet, kam die Sache vor Gericht und der Capitän wurde unter Berücksichtigung früherer trefflicher Aufführung nur zu sechs Tagen Gefängniß verurtheilt.

Vermischtes.

Am 6. Januar wurde im Berliner Opernhause vor einem zahlreichen Publikum ein kleines Singspiel in zwei Acten „Käthchen" aufgeführt. Der Componist ist Karl Eckert, ein fünfzehnjähriger Knabe. Das Stück hat Fr. Förster geliefert; es soll weder neu, noch unterhaltend seyn. Der junge Componist, der sich schon in Liedern und Instrumental-Compositionen versucht hatte, löste auch diese Aufgabe mit Talent. Die Gesänge waren melodisch, natürlich empfunden und nicht überladen instrumentirt, und die Kindlichkeit eines reinen Gemüthes war darin nicht zu verkennen.

Telegraph von Deutschland.

Der Cotta'sche Lustspielpreis.

Mit Befremden lese ich in der Abendzeitung unter obiger Aufschrift einen Artikel den sie einer andern deutschen Zeitschrift entlehnt hat und der Unrichtigkeiten enthält, die ich am besten widerlegen zu können glaube. Die Rolle eines Hofraths kommt in dem Lustspiele „die Vormundschaft," welches den Preis erhalten hat, gar nicht vor, auch ist keine Rolle darin, worin ein hiesiger bekannter Gelehrter eine Anspielung auf seine Persönlichkeit hätte finden können. Eben so unwahr ist es daß man bemüht gewesen ist einen andern hiesigen Gelehrten dafür zu substituiren.

Wenn die Neugierigen im Publikum sich nur noch wenige Tage gedulden wollen, so werden sie in der Vorrede des Buchs den ganzen, einfachen Hergang der Sache der Wahrheit gemäß berichtet finden.

Baron Delmar.

Eine Abscheulichkeit enthält die Abendzeitung weiter in einer Pariser Notiz in Bezug auf den Obengenannten. Dieser Mann hat nie mit Schwefelhölzchen und Hasenpelzen gehandelt, sondern war von Geburt der Erbe eines großen Vermögens, der Chef eines der ersten Berliner Banquier-Häuser und ein Mann von Bildung und Erziehung. Jetzt gehört sein Haus zu den Glänzendsten in Paris; wo Kunst und Künstler gleich verehrt werden. Gewisse Pariser Correspondenzler sehen solche Häuser freilich aus der Ferne mit neidischen Blicken an, aber deutsche Redactionen sollten eben ihre Leute kennen und nichts Gehässiges und Kränkendes aufnehmen, ohne die Quellen zu erforschen.

Neues Oratorium.

Am 12ten d. wurde in der Sing-Academie zu Berlin ein neues Oratorium: „das befreite Jerusalem" von F. Gelbcke gedichtet und vom Herzogl. Anhalt-Dessau'schen Hof-Kapellmeister, Dr. Fr. Schneider, in Musik gesetzt, unter des dazu besonders eingeladenen, verdienstvollen Tonsetzers eigner und des Hrn. Concertmeister Ries Leitung, auf eine, der Würde des Werkes entsprechende Weise, sehr gelungen und mit unverkennbarem Eindruck aufgeführt. Nur die Inhibisposition der ersten Sopran-Solo-Sängerin erforderte eine unvorbereitete, anderweitige Besetzung der Partie der Maria durch eine talentvolle Dilettantin. Mlle. Lehmann sang die zweite, meistens elegisch gehaltene, Sopran-Partie der Theophania mit Ausdruck. Peter von Amiens ist für den Tenor gesetzt und wurde von Hrn. Mantius zart und mit Empfindung, wie der tapfere Heerführer der Kreuzfahrer, Gottfried von Bouillon, von Hrn. Zschiesche, mit Kraft und Würde gesungen. Zu bedauern ist es nur, daß der Dichter diesem Glaubenshelden keine Arie zugetheilt hat. Ueberhaupt ist die lyrische Form der Arien von der Art, daß der Componist solche weniger melodisch durchgeführt, als declamatorisch, hat behandeln können, wodurch auch eine, zuweilen an Einförmigkeit gränzende Einfachheit, der, übrigens sehr angemessenen Instrumental-Begleitung nicht ganz zu vermeiden gewesen ist. Auch die Soli der vier Erzengel sind von schöner Wirkung. Noch erhebender traten indeß die ganz vortrefflichen Chöre hervor, welche auch dem jedesmaligen Charakter gemäß, eben so kraftvoll als mit wahrem Ausdruck gesungen wurden. Der Componist des „Weltgerichts" tritt hierin als glücklicher Nachfolger des erhabenen, kunstreichen Händel auf, und nähert sich nur zuweilen der Sphäre dramatischer Romantik oder weicher Sentimentalität, wie z. B. in dem schön melodischen Chor der himmlischen Jungfrauen:

„Müder Pilger
„Ruhe von Sorgen ꝛc."

Sehr gelungen ist die musikalische Charakteristik in den Doppel-Chören der Jerusalemitischen Christen und der Sarazenen. Erstere bezeichnet die Choral-Melodie des Ambrosianischen Lobgesanges, letztere die nationelle Instrumental-Begleitung. Ganz vorzüglich zeichnet sich der großartige Schluß-Chor des ersten Theils mit den über dem Chore schwebenden Solostimmen, der durchgeführten, imposanten Orchester-Figur, wie der melodische Chor der Christen von belebtem Rhythmus am Schluß des Oratoriums aus: „Töne, Sang und Saitenspiel ꝛc." auch die Schlußfuge. Im Ganzen durchdringt dieß Werk eine gewisse ruhige Würde, welche hie und da durch etwas belebtere Tempi den Total-

Eindruck noch hätte verstärken können. Die Instrumentation ist höchst wirksam, ohne Ueberladung. So sind z. B. die Trompeten, Hörner und Posaunen im Marsch der Kreuzfahrer sehr eigenthümlich combinirt, auch das Tongemälde bei der Erstürmung Jerusalems ist reich an schönen Zügen.

(Berl. Z.)

Begräbnissstätten der Slaven in Prag und Premyssleuj.

Bei dem Bau einer Ziegelhütte wurde nahe bei Premyssleuj, einem Burgsitze, den Premysl im Jahre 726 anlegte, eine grosse Begräbnissstätte der Slaven gefunden, welche bereits eine bedeutende Ausbeute von wohlerhaltenen, in gefälligen Formen verfertigten Urnen der alten Slaven lieferte. Dieß ist nebst der Klar'schen Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde, wo man bei dem Bau der dortigen Kirche im vorigen Jahre einen ähnlichen Fund machte, der zweite bedeutende Ort, welcher den Freunden des böhmischen Alterthums so interessante Nachlässe der alten Slaven bietet.

(Bohem.)

Strack Charade.

Mein Erstes hat directen Bezug auf den heroischen Charakter des Achilles, auf den Meier Umschlag und auf die goldene Bulle Carls IV. Es wird geliebt von Gourmands und ersehnt von Geizigen; ob einer viel davon besitze, darauf legen Frauen und Escadrons-Chefs viel Gewicht. Es gehört dem Pflanzenreich, dem Thierreich und dem Mineralreich an; es ist zugleich das Leichteste und das Schwerste, das Dürreste und das Fetteste. Der Prophet Ezechiel rühmt es, indem er ein himmmlisches Gericht beschreibt und empfiehlt es wohl zu kochen. Es bestimmt über Mein und Dein; sein Wappen-Symbol ist ein rother und weißer Schachbalken im goldenen Felde.

In alten guten Häusern findet man noch silberne Geräthe, die darauf Bezug haben, jetzt aber sehr aus der Mode gekommen sind. Es ist der Regulator aller Finanz-Wissenschaften, und Göthe hat ein allerliebstes Gedicht darauf gemacht. Wer Deutschland und Italien durchreist hat, sah es. In frühern Jahrhunderten war es allen Gefahren vorzugsweise ausgesetzt, und auch die neueste Zeit hat es nicht immer zu schützen gewußt. Hamlet nennt es in seinem Monolog, es ist berühmt für seinen Gewerbsfleiß, und obgleich das Französische die Muttersprache vieler dortigen Eingebornen ist, gehört es doch nicht zu Frankreich. Es haben sich eigene hieroglyphische Zeichen dafür gebildet, die auch den Unstudirten bekannt zu seyn pflegen. Curius würde sich aller Wahrscheinlichkeit nach dort aufgehalten haben; Napoleon hat es dagegen immer gehaßt, obgleich er sich bis zu seinem Ende nie davon hat trennen wollen.

Ueber mein Zweites hat Göthe gleichfalls gedichtet, obgleich über diesen Gegenstand nicht viel zu sagen ist. Es stand ehemals mit dem Rheine in Verbindung, zuweilen auch mit dem Wilde und mit den alten Königsburgen. Seine eigentliche Farbe, die seine Bestimmung am besten bezeichnen würde, sollte die graue seyn. Seine Länge ist sehr verschieden und variirt von achtzehn Zoll bis zu sechs Fuß.

Mein Ganzes hat in der Vorzeit viel von sich reden gemacht, und fand sich ehemals häufig in Deutschland, jetzt aber giebt es in Deutschland keine mehr. Eine geschätzte Sorte Wein führt noch ihren Namen davon.

(Breslschtz.)

Allerlei.

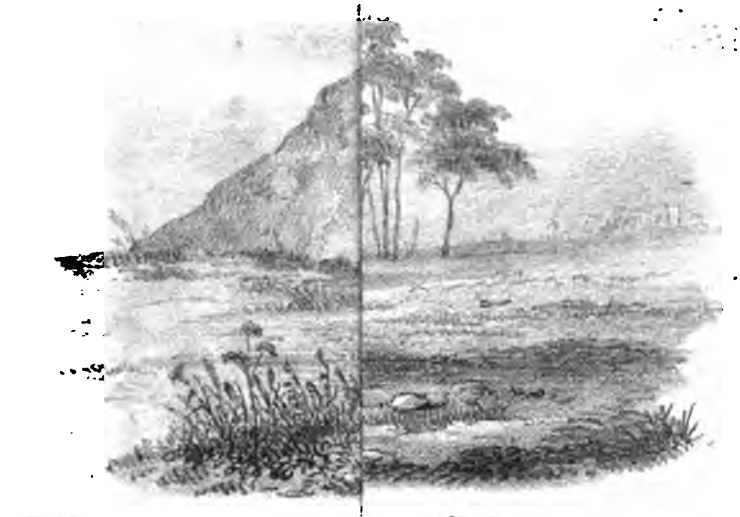
— Das neue Jahr 1837 brachte den Breslauern eine neue belletristische Zeitschrift „die Nachtwandlerin“ redigirt von Dr. Julius Sincerus, deren Probe-Nummern bereits zirkuliren und des Lesens- und Lobenswerthen viel enthält.

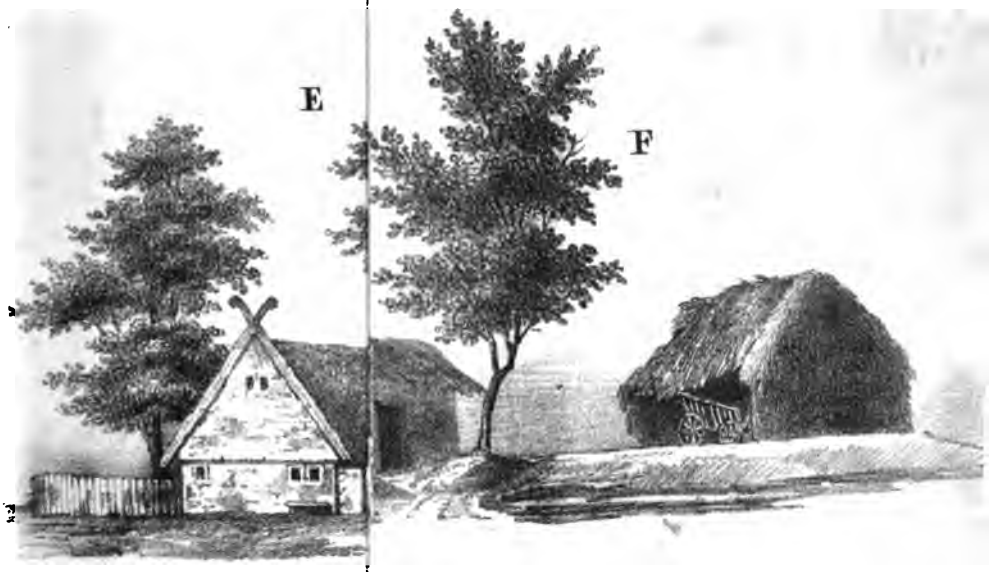
Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Wohnungen im Banat. Zweites Blatt.
   d) Aus einer Zigeuner-Colonie.
   e) Ungarisches Bauernhaus.
   f) Hütten aus einer neuangelegten Colonie.
2) Original-Modekupfer aus Paris.

August Lewald.




E
F

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

UNIV OF
CALIFORNIA

Die Krieger.

Episode aus dem dritten Bande des „jungen Europa“

von

Heinrich Laube.

III.

Die Hauptarmee war in schnellen Märschen vor Ostrolenka angekommen, hatte dort die Narew überschritten, war auf der großen Straße, die nach Litthauen und Petersburg führt, gegen Lomza vorgedrungen und stieß hier auf die Garden. Sie verließen ihr Lager und die Polen nahmen es in Beschlag. Der Augenblick war da, diese Elite des russischen Heeres zu vernichten. Aus einem Bauernhause sah man einen hohen polnischen Offizier stürzen, er trug den Hut in der Hand, das aufgeregte Gesicht glänzte vor Freude, und er rief hastig nach einem Uhlanen, der zu Pferde in der Nähe hielt, und ein schönes englisches Roß am Zügel hatte, das dem Offizier anzugehören schien. Dieser setzte schon den Fuß in den Bügel, als das kleine Fenster des Hauses schnell aufgerissen wurde, und ein blasses von der Sonne leicht gebräuntes Antlitz zum Vorschein kam.

Prondzinski, Prondzinski! rief der herausblickende Mann, ein schwarzer Schatten von Besorgniß legte sich auf das Gesicht des reisefertigen Offiziers, zögernd gab er dem Uhlanen den Zügel wieder und ging unsicher nach dem Bauerhause.

Skrzynecki — dieß war der Herausblickende — schlug das Fenster zu, und als sein Generalquartiermeister eintrat, fand er ihn heftig im Zimmer auf- und abgehend.

„Es ist ein unnützes Blutvergießen, Prondzynski, der Angriff auf die Garden, wir müssen erst Nachricht über die russische Hauptarmee haben, warten Sie noch mit dem Befehle.“ —

Um Gottes Willen, General, solch eine günstige Stunde kommt nicht wieder, die Garden sind verloren, wenn wir sie angreifen, sie sind gerettet, sobald wir ihnen Zeit lassen, die Brücken und Dämme bei Tycoczin zu passiren, sie vereinigen sich dann gefahrlos mit Diebitsch, sobald dieser über den Bug geht, ich beschwöre Sie, General, lassen Sie uns angreifen. —

Skrzynecki stand vor einem großen plumpen Tische aus Fichtenholz; Karten, Pläne, Journale waren darauf ausgebreitet, und er sah scheinbar nachdenkend, oder wie man am Ende bei solchen Augenblicken gewöhnlich ist, gedankenlos auf die Papiere.

Er hatte die Arme über einander geschlagen, und als Prondzynski immer heftiger drängte, machte er eine leichte, abwehrende Bewegung mit der Hand, und schritt im Zimmer auf und ab. Seine breitschultrige und doch schlanke, hohe Gestalt schien kaum Platz zu finden in der niedrigen Stube, sein Gang hatte jenes Wiegende, was nachdenklichen Menschen oft eigen zu seyn pflegt; die Schwere des Körpers senkte sich bei den langen Schritten sichtbar von einer Hüfte auf die andere, und doch war eine gewisse vornehme Leichtigkeit, ein imponirendes Etwas nicht zu verkennen, der Oberkörper nahm wenig oder gar keinen Antheil an der Bewegung. — Prondzynski schien einen Augenblick selbst von der geheimnißvollen Würde dieser Erscheinung betroffen zu seyn, und den eignen klaren Ansichten vom Verhältniß der Dinge zu mißtrauen. Wenigstens schwieg er.

Der Erfolg hat gelehrt, daß in jener Bauernstube wirklich Alles auf dem Spiele stand. Man hat Prondzynski oft den Vorwurf gemacht, daß er bei seinem erstaunlichen Reichthum an Kriegsplänen arm gewesen sey an dem Muthe einer consequenten rücksichtslosen Ausführung. Der Vorwurf ist wahrscheinlich nicht ungerecht, wenigstens darf man auf sein Betragen in der Schlacht bei Iganie, welches allerdings dieser Ansicht widerspricht, kein zu großes Gewicht legen. Es ist wahr, daß er selbst die Soldaten in diese überaus künstlich angelegte Schlacht hineinführte, obwohl nicht alle berechneten Hilfsmittel zur bestimmten Stunde eintrafen, es ist wahr, daß er die größte Kaltblütigkeit mitten in dem mörderischen Kampfe behielt, und seinen Leuten während des Sturmschrittes unter dem feindlichen Kugelregen die Vortheile des Bajonet-Kampfes aus einander setzte. Aber es ist nicht der persönliche Muth,

der ihm mit jenem Tadel abgesprochen werden soll, es ist der moralische Muth eines kräftigen Befehlshabers, welcher große, gewagte Unternehmungen auf seine Schultern nimmt, durch den Gedanken an die Verantwortlichkeit nicht erschreckt wird, und nicht rück- — nicht seitwärts sehend, seinem einmal nach bester Ueberzeugung gefaßten Entschlusse schnurstracks folgt. Nicht die Geschicklichkeit, sondern die Kraft des Heerführers darf man ihm absprechen. Aus dieser Eigenthümlichkeit erklärt sich auch sein späteres Betragen, als das Unglück seiner Nation die Höhe der Krisis erreicht hatte und vielleicht Niemand die strategische Fähigkeit in dem Maaße besaß wie er — da hatte er nicht die moralische Kraft, das Oberkommando zu übernehmen. Er besaß die größten Kriegskenntnisse, aber sie besaßen ihn nicht, das heißt, sie vermochten es nicht über ihn, ein zweifelloses Vertrauen gegen sie zu hegen, sie konnten ihm nicht die Kraft geben, welche seinem Temperamente abging. Prondzynski ist ein deutliches Beispiel, wie viel mehr ein beschränkter Kopf vermag, der sein geringes Wissen fest zusammengedrückt in der kräftigen Hand hält, als ein reiches Talent ohne energischen Charakter. Eine gewisse Einseitigkeit ist zu den größten Handlungen nöthig; es gibt nichts in der Welt, was nicht in mancher Rücksicht bedenklich erschiene, und wer alle Rücksichten bedenken will, wird nie ein Schöpfer.

In dieser Situation war aber Prondzynski außer allem Zweifel. Seine Stellung überhob ihn der Verantwortlichkeit im Großen, seine Einsicht lehrte ihn das Nothwendige des unverzüglichen, kräftigen Angriffs, und verhieß ihm die glänzendsten Früchte, stellte ihm auf's Deutlichste die schlimmen Folgen der Unterlassung dar. Es war also nicht zu verwundern, daß er mit solchem Eifer in den Oberfeldherrn drang, ja, daß er diesen bald bis zur Leidenschaftlichkeit steigerte. Ebenso lag es aber auch in seinem oft zweifelnden und mitten im Laufe oft still haltendem Wesen, daß ihn die imponirende Verweigerung des Angriffes von Seiten Skrzynecki's eine Weile befangen machen konnte. Was der Oberfeldherr einmal unternommen hatte, das war stark und tüchtig von ihm durchgeführt worden — gerade was uns fehlt, macht den gebietendsten Eindruck auf uns, sobald wir es an Andern entdecken. Diese stille, nachhaltige Kraft wirkte einschüchternd auf Prondzynski.

So kam's, daß er den Bewegungen des Generalissimus lange schweigend zusah, und zu erwarten schien, es werde bald ein einziges Wort von dessen Lippen kommen, was alle seine Gründe mit einem Male niederschlagen könne. Leute von Prondzynski's Beschaffenheit, die leicht und gewandt produziren, und wenig Kraft besitzen, sind am ersten

der Meinung, daß Andere mit langsamen Geistesoperationen Gedanken zum Vorschein bringen, welche reifer und vollkommener sind als die Kinder ihrer eignen schnellen Geistesbewegungen.

Skrzynecki schwieg aber noch immer und ging im Gemache auf und ab. Endlich blieb er am Tische stehen, und neigte sich über die Karten hin. Es war aber nicht schwer zu erkennen, daß sein Auge nichts von dem sah, worauf es gerichtet war. Seine Hand, die besser von den Sympathien ihres Herrn unterrichtet seyn mußte, griff nach einem französischen Journal, indem sie ein polnisches heftig bei Seite stieß. —

„Es ist ein frevelhaftes Geschwätz, was diese Warschauer Journalisten sich erlauben, nichts ist ihnen heilig" —

Diese Worte sprach er mit halber Stimme und sie schienen ihm so zu entgleiten, daß er selbst kaum etwas wissen mochte; denn er vertiefte sich gleich darauf in das französische Journal, und sein Gesicht heiterte sich merklich auf bei der Lectüre. Es war der Avenir von Lamenais, welcher damals mit vieler Salbung von dem religiösen Elemente des polnischen Oberfeldherrn zu sprechen pflegte, viele Nutzanwendungen daraus auf die nächste Gestaltung Polens, auf Sinn und Geist der Armee und auf die Kriegsführung überhaupt herleitete, und Skrzynecki selbst immer auf eine äußerst schmeichelhafte Weise mit Lobes-Erhebungen bedachte.

Als Prondzynski diese Wendung der Dinge inne wurde, da verschwand ihm natürlich die Hoffnung auf ein Alles erschöpfendes, weises Wort Skrzyneckis, was er bisher erwartet hatte, und er begann mit verdoppelter Lebhaftigkeit sein Drängen. Skrzynecki, der nun einmal fest ins Verweigern hineingerathen war, wies ihn ab, jener aber, überwältigt von dem Gedanken eines leichten und überaus erfolgreichen Sieges, von der Vorstellung gequält, daß die entkommenden Garden dem ganzen Feldzuge von außerordentlichem Nachtheile werden könnten, warf sich ihm endlich zu Füßen.

„Lassen Sie uns keine Kömödie spielen," rief Skrzynecki entrüstet, „die Verantwortung ist mein, ich werd's vertreten, Sie haben nichts zu thun, General, als meinen Befehlen zu gehorchen."

Erzürnt sprang dieser auf und sprach heftig: — Nun wohl denn! Vernichten Sie durch dieses unzeitige Zögern die ganze Expedition, setzen Sie unsere Armee auf's Spiel, wenn Diebitsch mit den Garden sich vereint, und uns den Rückzug über die Narew vertritt, aber ich will nichts zu schaffen haben mit dieser Art des Kriegs, ich verlange meinen Abschied. —

„Den haben Sie — Adieu!“ Prondzynski stürzte hinaus, warf sich auf's Pferd, und jagte davon. Die Thränen liefen ihm über das Gesicht.

Während dieser Zeit hatten die Truppen marschfertig gestanden, und den Befehl zum Angriff erwartet, ein Trupp Offiziere hielt zu Pferde auf einer kleinen Anhöhe, und hatte das Bauernhaus im Auge, wo der Feldherr wohnte. Sie sahen Prondzynski im Carriere sich nähern, hielten dieß für ein Zeichen, daß der Angriff schleunigst bewerkstelligt werden sollte, und wollten sich eilig auf ihre Posten begeben. Er machte aber im Vorbeifliegen eine verneinende Bewegung mit der Hand, hielt plötzlich sein Pferd an, und blickte mit dem schmerzlichsten Ausdrucke nach der Gegend hin, in welcher die Garden ihre Flucht bewerkstelligten, die ihnen nur durch einzelne polnische Truppen-Abtheilungen schwierig gemacht wurde. Sein sonst blühendes Antlitz war verstört, sein Auge starr, die Gesichtsmuskeln zuckten zuweilen, wie vom Krampf ergriffen. —

Stanislaus und Valerius befanden sich in der Officiergruppe, und jener wendete sich fragend an Prondzinski.

„Ich habe keine officielle Antwort mehr für Sie, ich bin verabschiedet“ — sprach er mit metalloser Stimme — „der Generalissimus greift die Garden nicht an.“

Darauf ritt er langsam nach dem polnischen Lager. — Nur ein junger heftiger Obrist stieß einen lauten Fluch aus, die übrigen Officiere sahen sich erstaunt an, schwiegen aber. Das Vertrauen zu Skrzynecki war damals noch so groß, daß Niemand an der Weisheit seiner Maaßregeln zu zweifeln wagte.

Es war ein glänzender Maimorgen, die strahlende Sonne spiegelte sich in den Wellen des Flusses, der Thau blitzte auf der weiten Fläche, bis auf die Waldspitzen, die hie und da in's Land hinein liefen, die Vögel sangen, nur aus der Ferne hörte man Schüsse, und Valerius vergaß des Krieges und seiner Sorgen. Er hatte sich bereits an das wechselnde, gedankenlose Leben gewöhnt, ließ die alten Fragen seines Geistes und Herzens nicht mehr aufkommen, da er weniger als je eine Lösung des Räthsels in Bereitschaft hatte, und sah mit offenen Blicken in die frische Natur hinein.

Da kam eine glänzende Equipage, von der Richtung her gefahren, in welcher die Garden entflohen. Man hatte eine so große Menge Luxusartikel in ihrem Lager vorgefunden, daß man auch jenen schimmernden Wagen für eine Beute der nachsetzenden Reiter ansah, und sich nicht eben über seine Erscheinung verwunderte. Als er indessen

näher kam, fiel es doch auf, daß eine Dame darin saß, in ihrem Begleiter erkannten Valerius und Stanislaus den Volhynier Casimir, und wie aus einem Munde riefen sie: Ludmilla? — Der Wagen hielt einen Augenblick, und Casimir erzählte den beiden theilnehmenden Bekannten, wie er zu diesem Funde gekommen sey. Die eilige Flucht der Garden hatte die Straße verstopft, so den Wagen aufgehalten und ihn den nachsetzenden Polen in die Hände geliefert. Casimir war dazu gekommen. — „Und der Russe?“ unterbrach ihn Stanislaus. — Die Canaille hat seine Beute im Stiche gelassen, und war schon aus dem Bereich meiner Kugel. Er ist übrigens nicht der eigentliche Räuber gewesen, jene Steuerbestie hat Ludmillen nicht einmal für sich gestohlen, sondern für den Anführer eines russischen Corps, was damals aus dem Süden heraufzog, um sich mit den Garden zu vereinigen, so ist das Mädchen hierher gebracht worden.

Valerius hörte wenig von diesen Worten, er konnte seine Augen nicht abwenden von dem Gesicht Ludmillens. Es entging ihm nicht, daß die Schönheit und das Glück dieses Antlitzes zerbrochen sey, das große Auge voll von schwerer Leidensgeschichte, wagte es nur selten, schüchtern aufzublicken, die langen Wimpern deckten es schirmend zu, und wenn sie sich hoben, da stieg eine brennende Röthe in das bleiche, schöne Gesicht: Zorn und Scham, Stolz und Haß schienen ihm in dieser schnell erscheinenden, schnell verschwindenden Röthe aufzuflackern. Das Mädchen war noch zur Hälfte in ihrer früheren ländlichen Tracht, zur Hälfte mit modischen Kleidungsstücken behängt. — Der Wagen flog davon, und es blieb ein wunderlicher Eindruck dieses Bildes in Valerius zurück. Wie quälen wir uns, dachte er, im engen, kleinen bürgerlichen Leben um die unscheinbarsten Convenienzien, machen Glück und Unglück davon abhängig, und geberden uns entsetzlich, wenn ein Mädchen allein spazieren geht. Und ein Windstoß der Geschichte wirft alle die kleinen Dinge kopfüber durcheinander, und man hat keine Zeit, darnach zu fragen. — Du armes blasses Mädchen! —

Nachdenklich ritt er zu seinem Bivouak zurück, Mazzao brachte ihm einen Brief entgegen, der von Warschau angekommen war. Constantie schrieb:

„Komm, Geliebter; sobald Du diese Zeilen siehst, komm zu mir. Ich vergehe, William kommt täglich in's Haus, wird täglich lästiger. Ein hiesiger Vornehmer verfolgt mich mit Liebesanträgen, und mein Onkel, der alte Kuppler, begünstigt ihn und seine Anträge; ich, von Ennui umgeben, schmachte nach Dir. Laß mich nicht länger harren.

Du mußt mein Wesen so weit kennen, daß die Leidenschaften in mir stets auf Tod und Leben fechten, vernachlässigst Du meine Liebe, so kann sie plötzlich über Nacht ermordet seyn. Mein Herz erträgt diesen halben, unbefriedigten, schmachtenden Zustand nicht. Komm sogleich, wenn Du mich noch küssen willst. Was kümmert Dich der Krieg dieses Volkes? Für Deine Wünsche fechten die Leute nicht; wenn sie den russischen Herrn gestürzt haben, dann kommen die polnischen Herren dran, was interessirt Dich das? Du weißt am besten, wie kurz die Jugend, die Kraft zu genießen, dauert, warum willst Du sie unnöthig selbst noch abkürzen. Es soll mir das einzige, untrügliche Zeichen Deiner Liebe seyn, wenn Du kommst. Folgst Du meinem Rufe nicht, so haben wir uns in einander geirrt."

Kaum hatte er diese Zeilen zu Ende gelesen, so schmetterte die Trompete, sein Regiment sollte aufsitzen, und den Feind verfolgen. Was war zu thun? Der General Kicki — er war im Laufe des Kriegs avancirt worden — sprengte eben vorüber und rief mit freundlicher Stimme: zu Pferd, zu Pferd, Sie deutscher Freiheitsheld! Die Trompeten schmetterten auf's Neue. Es dünkte ihm unmöglich, es dünkte ihm ehrlos, jetzt das Heer zu verlassen, obwohl er den Ernst von Constantien's Leidenschaftlichkeit tief erkannte, obwohl er dem natürlich richtigen Gefühle zu folgen glaubte, wenn er nach Warschau ritte. Aber die künstlichen Gesellschaftsbegriffe waren zu tief in ihn hineingewachsen, während er sich schalt, daß er die Convenienz höher achte, als das ursprüngliche Gefühl, eilte er zu seinem Regimente, und instinctartig mit diesem über die Fläche fort nach Lithauen hin. Das Herz blutete in seiner Brust, aber er war dennoch ruhig und ergeben, als müßte es so seyn.

Die gesellige Bildung ist selbst in skeptischen Gemüthern bereits mächtiger geworden, als die natürliche Regung der Gedanken, daß der Einzelne seine gerechtesten Wünsche der allgemeinen Form unterordnen müsse, damit die Allgemeinheit ungestört fortbestehe, dieser Gedanke wird ihnen nicht gerade in dieser Gestalt klar und anschaulich, aber ist ihnen so tief eingebildet, daß er sie unumschränkt beherrscht.

Der günstige Moment, die Garden zu vernichten, war vorüber. Die einzelnen Angriffe fügten ihnen zwar vielfachen Schaden zu, hinderten sie aber nicht, den Uebergang über den Bug zu gewinnen, und als nun Skrzynecki am folgenden Tage bei den Brücken und Dämmen vor Tycocyn ankam, waren sie bereits am andern Ufer in Sicherheit, und er mußte nun seine eigene Passage erzwingen.

Hier betrat die Armee zum ersten Male Lithauischen Boden, und diese Idee weckte einen großen Jubel im Heere. Es war dieß der Höhepunkt der polnischen Waffen, das angegriffene Volk war in ein angreifendes verwandelt, die Straße nach Petersburg lag offen vor ihnen. Es war ein warmer Morgen, als das Heer eine weite Haidenfläche vor sich sah, aus welcher eine hohe Säule wie eine Pyramide in der ägyptischen Wüste ragte. Sie führt den Namen Czarneckisäule, weil sie diesem alten Helden zu Ehren auf der Gränze von Lithauen und Polen errichtet worden ist. Als der Generalstab bei ihr angekommen war, fesselte ein vielfaches Halt die ganze Armee. Skrzynecki stieg vom Pferde und alle Reiter folgten seinem Beispiele. Er ließ sich auf die Knie nieder, und alle die wilden Truppen, die man noch kurz vorher nur in blutigem Hasse einherschreitend gesehen hatte, beugten sich betend zur Erde. Es war ein erschütternder Anblick.

Valerius, dem das Gebet nur immer als Wirkung auf den Betenden selbst wichtig erschienen war, sah mit einem andächtigen Erbeben, wie es durch die Gegenseitigkeit, durch den plötzlich laut werdenden allgemeinen Gedanken erschütternd wirkte, auf ein zahlreiches, aus so viel rohen Elementen bestehendes Heer. Er sah auf den harten, sonnenbraunen, zum Theil zerfetzten Gesichtern, über welche jetzt hie und da eine stille, einsame Thräne rollte, er sah auf diesen bärtigen, starren Gesichtern überall den Ausdruck: Gott da droben über dem blauen Himmel, Du weißt Alles, was wir gelitten haben, hilf uns, hilf uns! Er fühlte in der eignen Brust ein heißes Gebet aufsteigen: Du großer, guter Gott, hilf ihnen, hilf allen Menschen, wie toll und thöricht wir uns auch mitunter geberden.

Die weite Fläche, mit einer unabsehbaren Kriegermasse bedeckt, war still, wie ein nur leise murmelndes Meer, die warme Sommersonne zersprengte die leichte Wolkenschicht, welche sich zwischen ihr und der Erde gelagert hatte, der Waffenglanz blitzte in tausend Funken auf; Valerius ward an die sonnigen Feiertagsmorgen seiner Jugend erinnert, wo er im Pfarrhause seines Vaters am Fenster stand, und die geputzten Bauersleute in die Kirche wandeln sah. Er hatte immer geglaubt, zum Sonntage und zum Gottesdienste müsse auch die Sonne scheinen, ihr lichter Strahl war ihm Bedingniß gewesen zur klaren Sabbathstille, die er in seinem Heimathdörfchen immer so erquicklich genossen hatte. Die jetzt durchbrechende Sonne hob seine Andacht zur Begeisterung, er glaubte ein unmittelbares Zeichen des erhörten Gebets darin zu erblicken. Und nun brauste plötzlich wie das Getümmel einer neuen Weltschöpfung

ein alt polnischer andächtiger Gesang aus so viel tausend Männerkehlen über die stille Haide — was gleicht dem gewaltigen Eindruck eines tausendstimmigen Männerchors! Das verstockteste Herz wird erschüttert, das muthloseste gehoben. In der menschlichen Stimme liegt vielleicht das Meiste von der göttlichen Unmittelbarkeit, ihr tausendfacher Ausdruck erzeugt darum die wunderbarste Wirkung — das polnische Heer hätte in diesem Augenblicke eine Welt in Waffen angegriffen mit dem zweifellosen Glauben an unendlichen Sieg.

Die feierliche Handlung war beendigt, noch wogte die erhobene Stimmung durch das schweigende Heer, da flogen dicht hinter einander zwei Kuriere in vollem Rosselauf durch die offene Gassen der Truppen nach der Czarneckisäule hin. Sie brachten die Nachricht, daß Diebitsch, seinen Irrthum einsehend, mit seiner Armee schleunigst aufgebrochen und in ungeheuern Märschen über Graena und den Bug gezogen sey. In dem Augenblicke, wo das Heer gebetet hatte, war also seine Hoffnung schon vernichtet gewesen. Das Kriegsgeräusch verbreitete sich bald wieder stürmisch durch die Massen, der Rückzug nach Lomza und Ostrolenka hin mußte schleunigst angetreten werden, wenn sich der Feind nicht zwischen das polnische Heer und Warschau schieben sollte. Unter Gielgud und Chlapowski wurde ein Armeekorps nach Lithauen hierin beordert, um die dortige Insurrektion zu unterstützen. Jener Lithauer, welcher damals in der Waldhütte neben Valerius am Feuer gesessen hatte, ritt jetzt an dem Deutschen vorüber, welcher eben im Begriff war, mit seiner Truppenabtheilung abzuziehen.

„Sie schließen sich der Expedition in ihre Heimath an?“ rief ihm dieser zu, möge Sie das Glück begleiten!“

Der Lithauer richtete einen seiner sanften, schwermüthigen Blicke zum Himmel, und reichte Valerius die Hand: Ich fürchte, wenn Sie einst wieder im Schooße Ihres Vaterlandes an das ferne Lithauen denken, da werden die sanften, stillen Bewohner dieses Landes erschossen hinter den Bäumen liegen, welche jetzt noch ihr einziger Schutz sind — ach, ich habe keine Hoffnung auf Glück; Gott gebe nur, daß ich mit den Waffen in der Hand fallen mag, daß ich nicht dem Feinde in die Hände gerathe, nicht den abermaligen Tod meines Vaterlandes zu sehen habe.

Valerius wollte ihm die traurigen Gedanken aus dem Sinne treiben, der Lithauer schüttelte aber schmerzlich lächelnd sein Haupt, drückte ihm fest die Hand, und schied.

Als die Garden den Rückzug der polnischen Armee inne wurden,

rückten ſie auch wieder vor, beunruhigten jene, und ſchickten ſich an zur Vereinigung mit Diebitſch, der vom Süden heraufrückte. Die Vereinigung war nicht mehr zu hindern, Skrzynecki ging raſtlos bis Oſtrolenka und der größte Theil des Heeres hatte dort bereits die Narew paſſirt. Es war ein warmer Nachmittag, eine Menge Soldaten badeten im Fluſſe, die Cavallerie fütterte, die Infanterie kochte, Alles war in ſorgloſer Ruhe, da hörte man jenſeits des Fluſſes plötzlich ein heftiges Schießen. Das vierte Regiment war noch drüben in der Stadt, bald ſah man einzelne Trupps deſſelben, rückwärts feuernd, aus der Stadt kommen, die Brücke war bald erfüllt von ihnen, immer lebhafter wurde das Gewehrfeuer in den Straßen der Stadt, man ſah Batterien am jenſeitigen Ufer anfahren, die Kugeln flogen auf die Brücke, welche das tapfere Regiment Schritt für Schritt vertheidigend langſam paſſirte.

Es war kein Zweifel: Diebitſch mit der großen Armee ſtand den Polen gegenüber. Wirklich war er in unerhörten Märſchen herbeigeeilt. Ein kleines polniſches Korps unter Lubienski, was ſich ihm tollkühn bei Nur entgegengeſtellt hatte, war natürlich nicht im Stande geweſen, ihn aufzuhalten. Es gab nur ein Vorſpiel zu der jetzt beginnenden Schlacht von Oſtrolenka. Die Polen kämpften bei Nur mit übermenſchlicher Tapferkeit, und erzwangen ſich mit blutigen Opfern einen Rückzug. Das Treffen ſelbſt war im Grunde eben ſo unnöthig als das bei Oſtrolenka, in welches ſich Skrzynecki am Nachmittag des 26. Mai einließ.

Ein raſender Lärm brach unter den Polen aus, die ſich in der nachläßigen Situation überfallen ſahen, und ſich nun rüſteten mit aller Schnelle und Unerſchrockenheit, welche ihre Heere charakteriſirt. Skrzynecki flog auf ſeinem hohen Pferde hin und her, und befahl und ordnete mit feſter, ſtarker Stimme. Die Kugeln vom andern Ufer ſchlugen links und rechts neben ihm ein, aber ſie ſtörten ihn nicht; ein wunderliches Feuer brannte in ſeinen Augen, die blaſſen Wangen waren leicht geröthet, und auf den Lippen lag der tapfere Trotz, welcher zu ſagen ſchien: ich verlaſſe den Platz nicht, oder ihr begrabt mich hier. Valerius, der ihn in dieſen Augenblicken ſah, erſchrack vor dem Anblick. Er wußte nicht, war es etwas Schwärmeriſches, war es etwas Dämoniſches oder gar ein Heiliges, was aus dem erregten, geſpannten Antlitz ſchaute. Die Puritanergeſtalten Balfour und Cromwell mit den ehernen Fanatismuszügen kamen ihm in den Sinn; nimmer hätte er die ſanften Züge Skrzyneckis dieſes Ausdrucks fähig geglaubt.

Wirklich weiß man auch das ganze, hartnäckige, todesverachtende Benehmen des Feldherrn an jenem Tage nur aus einer ſolchen über-

spannten Stimmung zu erklären. Er vertheidigte die Narewbrücke mit einer solchen Berserkerwuth, als ob das Schicksal des Landes vom Besitze derselben abgehangen hätte. Im Rücken des polnischen Heeres erheben sich Sandhügel, welche ihm die beste Position gewährt hätten, um den Uebergang des Feindes, wenn nicht zu hindern, doch auf das Blutigste und Nachtheiligste für diesen zu stören. Er sah aber nichts, als die Brücke und den Feind auf der Brücke. Die unterlassene Schlacht gegen die Garden schien wie ein Dämon in ihm zu wüthen: noch in keinem Zeitraum war die polnische Armee so zahlreich, so gewaltig gewesen als jetzt, er wollte nicht nach Warschau zurückkommen, ohne geschlagen zu haben. Das Gewissen drängte ihn zu Thaten, die bis jetzt verabsäumt worden waren.

Kuriere flogen nach den Truppen, welche schon nach Warschau hin abmarschirt waren, die Bataillons schritten mit gefälltem Bajonet nach der Brücke, auf welcher sich die dichten schwarzen Massen der Russen herüberwälzten. Ein Morden und Schlachten ohne Gleichen begann. Die Kartätschen und Kanonenkugeln schlugen mörderisch dazwischen in den Menschenknäul, Freund und Feind treffend, Niemand wich dem menschlichen Gegner, was in dem Defilé vor der Brücke und auf der Brücke selbst erschien, das erlag nur dem Tode. Hügel von Leichnamen versperrten den Weg, wo der Boden einen Augenblick leer wurde, da sah man ihn gepflastert mit Kugeln groß und klein. Und immer neue Schaaren drängten sich zu dem Opferplatze, schauerlich einsam ragten die Generale zu Pferde aus den dunklen Massen. Sie hatten die Säbel gezogen, und halfen schlachten wie die gemeinen Soldaten. Vorn dicht an der Brücke erblickte man den General Kaminski, den Säbel hielt er hoch in der Hand und rückwärts sich wendend schrie er Befehl auf Befehl. Valerius sah in geringer Entfernung nur seinen geöffneten Mund, das brüllende Getöse der Schlacht ließ die donnerndste Stimme eines Einzelnen nicht vernehmen. Plötzlich sank er vom Pferde und verschwand in der dunklen Masse. Wie ein Kriegsgott, hoch zu Roß flog der schöne Ricki herbei und verschwand ebenfalls wie ein schimmerndes Meteor, rasende Kugeln hatten die ritterlichen Helden darnieder gerissen; Ricki ist gefallen, Ricki ist gefallen, flog es in dem Toben von Mund zu Mund. Aber man hatte keine Zeit zur Trauer, der Tod dieses Helden erfüllte die Soldaten nur mit größerer Wuth, und die Wuth sieht keine Gefahren, sie ist blind. Wie rasend stürzten die nächsten Schaaren auf den Feind, das Defilé vor der Brücke, in welches die Russen vorgedrungen waren, wurde wieder

genommen. Aber dicht wie Wolken wollten immer neue ruſſiſche Maſſen aus der Stadt heraus, über die Todten hinwegſchreiten. Das alte Reiterregiment, was Kicki früher geführt hatte, ſtand ohnmächtig in der Nähe des Schlachtfeldes, der enge Raum geſtattete der Reiterei wenig, oder gar keine Mitwirkung. Valerius ſah und hörte, wie die Uhlanen in Thränen und Heulen ausbrachen um ihren vergötterten Helden, um das rings mähende Unglück, und über die peinigende Qual, gefeſſelt ſtehen zu müſſen, ihren alten Führer nicht rächen zu können.

Eine Pauſe der Erſchöpfung trat vor der Brücke ein, die Ruſſen warfen Todte und Verwundete in den Fluß, um Raum zu erhalten; von der polniſchen Seite raſſelte eine reitende Batterie an das Ufer herbei. General Bem führte ſie, und im Nu flog ein hagelndes Feuer gegen die Brücke. Jeder Schuß traf bei der großen Nähe, und die Kartätſchen wühlten ſich in die Menge hinein, viele Getroffene wälzten ſich unter dem Geländer in die Narew hinab.

Aber auch die ruſſiſche Batterie vom andern Ufer verdoppelte ihr gefährliches Feuer. — Skrzynecki der mit düſterm Geſicht vorn im dichteſten Kugelregen gehalten hatte, ſtieg vom Pferde, ſtellte ſich an die Spitze einer Kolonne und marſchirte mit ihr im Sturmſchritt hinein in den Feind. Die Flintenkugeln ziſchten wie tauſend Schlangen um ihn, ſchlugen in ſeine Mütze, zerriſſen ihm die Uniform, vorwärts, immer vorwärts ging es. Er nahm die durchlöcherte Mütze vom Kopfe, und wies ſeinen Grenadieren den Punkt, wo ſie angreifen ſollten, ein leichter Wind hob ſein dünnes dunkles Haar in die Höhe, deren Spitzen ſchon ergraut waren unter den Kriegsſorgen. Er glich einem rüſtigen Vater, der in der Verzweiflung ſeines Herzens die letzte Anſtrengung macht, ſeine bedrohten Kinder zu retten. —

Die Sonne ging glühend roth unter, wenige Minuten lang glänzten zitternd ihre Strahlen über dem blutgetränkten Fluß und eine ſchnell hereinbrechende Dämmerung hüllte die Gegenſtände in's Ungewiſſe. Die Anſtrengungen der Ruſſen ließen nach, das Schlachten hatte ein Ende. Nacht brach herein, und man hörte anfänglich das Abziehen des polniſchen Heeres, das ſich die traurige Ehre nicht hatte nehmen laſſen das Schlachtfeld zu behaupten. Als es immer ſtiller wurde, vernahm man nur das Geſtöhn und Wimmern der Todeswunden. Oft drang eine herzzerſchneidende Stimme aus der Tiefe eines hohen Menſchenhaufens. Die Sterne ſchienen klar, die Luft war mild, als ſei nichts vorgefallen.

El Contrabandiſta.

Eine lyriſche Geſchichte

von

George Sand.

Das Lied el Contrabandista iſt in Spanien volksthümlich, allein trotz der ſtreng gezeichneten Form, der laconiſchen Einfachheit und des nationalen Duftes, den es mit allen ſpaniſchen Tiranas gemein hat iſt es dennoch nicht von altem oder unbekanntem Urſprung. Dieſes Lied wurde von Garcia in der Jugend componirt und die Malibran war es zuerſt, welche die energiſche und zarte Grazie der Boleros und Tiramillas in den Salons der feinen Welt außerhalb Spanien populär machte. El Contrabandista ſang dieſe große Künſtlerin mit meiſter Vorliebe; ſie ſchöpfte daraus mit ſolcher Gewalt die Erinnerungen an die Kindheit und das Gefühl für das Vaterland, daß ihre Rührung ſie mehr als einmal es zu vollenden verhinderte; einmal fiel ſie ſogar in Ohnmacht, nachdem ſie damit zu Ende war. Die Worte dieſes Liedes werden trefflich von der Melodie getragen; allein ohne dieſelbe ſind ſie nur unbedeutend, und es wäre unmöglich, wollte man ſie Wort für Wort überſetzen.

Das Lied endet mit jener Art von Cadenz, womit faſt alle Tiranas aufhören und die gewöhnlich melancholiſch und langſam gleich einem Seufzer oder Stöhnen verhallt. Die Schlußcadenz des Contrabandista iſt ein wahrhaftes Sonſonete; es verliert ſich unter ſchneller Bewegung in den höheren Tönen, wie ein hinrauſchender Vogel, wie der Galopp eines Pferds über die Ebene. Allein wenn man ungeachtet dieſes Ausdrucks der unbeſorgten Fröhlichkeit dieſen Triller von einem Gipfel der

Pyrenäen durch die Stille oder von dem Donner eines Wasserfalls begleitet über die Abgründe herübertönen hört, so fühlt man aus dem spöttischen Lebewohl des Banditen etwas seltsam Trauriges heraus, als wenn der Zollwächter aus dem Gebüsche träte, um uns die Flinte selbst auf die Schulter zu legen, und in demselben Augenblicke den kühnen Sänger niederzustrecken, damit er seine Coplita im Abgrund vollende.

Garcia bewahrte immer eine väterliche Zuneigung für dieses Lied. Er behauptete, wenn er in poetischer Stimmung war, daß die Bewegung, der Charakter und der Sinn dieser musikalischen Perle den Inbegriff des Künstlerlebens ausdrückte, dessen Ideal, wie er sagte, das Leben eines Schleichhändlers ist. Das Aye, jaleo, dieses unübersetzbare, das den Nossen die Nüstern auftreibt und die Jagdhunde zum Heulen zwingt, schien Garcia energischer, tiefer und geeigneter, jeden Kummer zu verscheuchen, als alle philosophischen Maximen. Er sagte stets, daß er auf seinem Grabe keine andere Inschrift haben wolle, als die Worte:

Yo que soy el Contrabandista,

so sehr hatte sich Othello und Don Juan mit der imaginären Figur des Contrabandista identificirt.

Liszt hat nun für das Piano ein phantastisches Rondo über dieses Thema gesetzt, welches eine seiner brillantesten und lieblichsten Compositionen ist. Nach einer glänzenden und ausgeführten Introduction hören wir das Nationallied in seiner ganzen Einfachheit, welches durch eine Reihe von bewundernswerth graduirten Intonationen von kindlicher Anmuth zu kriegerischer Strenge, von ländlicher Schwermuth zu finsterer Wuth, von zerreißendem Schmerz zu poetischem Wahnsinn übergeht; plötzlich erhebt uns mitten aus dieser fieberhaften Bewegung ein edles Gebet voll gelehrter Modulation in eine erhabene Sphäre, aber selbst hier vernehmen wir das ferne Geräusch des Lebens, die Gesänge, die Thränen, die Drohungen, das Geschrei der Verzweiflung und des Sieges, das Geschrei der Erde! Dieser betrachtenden Extase entrissen, begeben wir uns hinab zum Feste, zum Kampfe, zu den Stimmen der Liebe und des Krieges; allein auch hier werden wir von der Poesie zurückgehalten; eine geheimnißvolle und allmächtige Stimme ruft uns auf den Berg, wo uns der Thau heiliger Thränen erfrischt; endlich verschwindet auch der Berg und die Fackeln des Banketts überstrahlen den gestirnten Himmel. Tausend rauhe Stimmen der Freude, des Stolzes oder des Zornes nehmen das Thema wieder auf und schmetternde Chöre beendigen dieses Gedicht, diese bizarre und prächtige

Schöpfung, die ein ganzes Leben, eine ganze Welt von Empfindungen und Visionen aus den glühenden Tasten des Klaviers hervorzaubert.

.... An einem Herbstabende in Genf rauchte ein Freund Liszts seine Cigarre*) im Dunkeln, während der Künstler dieses erst kürzlich vollendete Stück auf dem Flügel probirte. Der Zuhörer, den die Musik bewegt, und der Dampf des Kanasters ein wenig benebelt hatte, ließ sich herbei, den Tönen menschliche Gestaltung zu verleihen und in seinem Kopfe eine förmliche Romanscene zu dichten. Beim Nachtessen sprach er davon und versuchte es, die gehabte Vision mitzutheilen. Man forderte ihn auf, der Musik Worte und Handlung zu unterlegen. Zuerst entschuldigte er sich, weil die Instrumental-Musik wohl niemals einen willkührlichen Sinn haben kann; als aber der Componist ihm erlaubte, sich gänzlich seiner Phantasie zu überlassen, da ergriff er die Feder und übersetzte seinen Traum in eine Weise, die er lyrisch-phantastisch nannte, da ihm eben kein anderer Name einfiel, und der im Ganzen um nichts neuer ist, als alles Andere, was jetzt erfunden wird.

Yo que soy Contrabandista.

Phantastische Paraphrase auf ein phantastisches Rondo

von

Franz Liszt.

Introduction.

Ein Bankett in einem Garten.

Die Freunde.

(Chor.)

Stoßet die Becher der Freude zusammen. Ihr goldener Rand werde an einander gedrückt bis zum Zerspringen. Säus'le Abendwind und streue Orangenblüthen auf unsere Häupter. Der Tag werde gefeiert, der uns an demselben Tische in dem Hause unserer Väter vereinigt. Stoßet die Becher der Freude zusammen!

Der Schloßherr.

(Arie.)

Komm herbei, Diener, der mich gewiegt, schenke mir den edlen Wein meiner Hügel ein. Bald werden die Hände, welche die taumelnden Schritte meiner Kindheit leiteten, auch meine vor Wein taumelnden

*) Dieser Freund ist Niemand anders, als Mad. Dudevant selbst.
D. Uebers.

Beine unterstützen und wenn die Trunkenheit mich stottern läßt, so wirst Du vergessen, daß ich Dein Herr und wirst mir noch einmal wie sonst sagen: „Du mußt schlafen gehen, mein Kind.“

Die Freunde.
(Chor.)

Der Becher der Freude fülle sich für den treuen Diener. Seine ernste Stirn entrunzele sich und der freudige Geist, welcher in den Amphoren lacht, besiege ihn. Der Geist der Trunkenheit ist Bacchus das Kind, nicht minder schön, aber liebenswürdiger und edler als der widerwärtige Cupido. Trinke, Greis, damit Du Dich jung fühlst, wie der kleine Page, den Du zurecht weisest, damit Dein Herr keinen Führer habe und sein Lager nicht finde, und bei uns am Tisch bleibe bis zum hellen Tage.

Ein Gast.
(Arie.)

O Du, meine schöne Braut, warum verweigerst Du Deinen Becher zu füllen, warum setzest Du ihn lächelnd auf den Tisch, nachdem Du nur Deine Lippen benetzet? Wenn Du nicht so viel trinkst wie ich, so muß ich denken, daß Deine Liebe verflogen und daß Du befürchtest, es mir in der Trunkenheit zu gestehen.

Die Freunde.
(Chor.)

Trinket, Frauen, Schwestern, trinket und singet. Der Wein verräth nur die Verräther. Er ist wie die Posaune des jüngsten Gerichts, welche die Lügen zwingen wird, sich zu enthüllen, um den Ruhm der Wahrhaftigen zu verkünden. Ihr aber, die Ihr weder böse Gedanken, noch ein verbrecherisches Geheimniß bewahrt, laßt vertrauensvolle Worte von Euern bescheidenen Lippen strömen, wie in den Tagen des April die Welle klar und reichlich den beeisten Wänden entströmt.

Die Frauen.
(Chor.)

Wir wollen mit Euch singen und trinken, denn in unserer Seele ist nichts, das nicht über unsere Lippen schweben könnte, und sollten wir diesen Abend etwas zu viel sagen, so wissen wir schon, daß Ihr Euch morgen dessen nicht erinnern werdet.

Alle.

Stoßet die Becher der Freude zusammen; Ihr goldener Rand werde an einander gedrückt bis zum Zerspringen. Säus'le, Abendwind und streue Orangenblüthen auf unsere Häupter. Der Tag werde

gefeiert, der uns an demſelben Tiſche in dem Hauſe unſerer Väter vereinigt. Stoßet die Becher der Freude zuſammen.

Ein Gaſt.

(Recitativ.)

Befürchtet, daß das Geräuſch unſerer vereinigten Stimmen uns ſchneller berauſche, als der Wein. Der freudige Geiſt der Trunkenheit möge ſich unſerer langſam bemächtigen und nach und nach ſeine wohlthätige Wärme in unſere Adern gießen. Der Jüngſte unter uns ſinge allein ein volksthümliches Lied dieſer Gegenden und wir wollen nur die Schlußworte im Chore wiederholen.

Chor.

Singe, junger Knabe, ſinge, und indem wir Dir antworten, wollen wir uns glücklich preiſen, das Dach unſerer Väter wieder geſehen zu haben. Stoßet die Becher der Freude zuſammen!

Das Kind.

(Solo.)

(Das ſpaniſche Lied: Yo que soy Contrabandista.)

Ich, der Schleichhändler, führe ein edles Leben. Ich irre Nacht und Tag in den Bergen, ich ſteige in die Dörfer herab und lieble mit ſchönen Mädchen, und wenn die Runde vorbei kommt, ſo ſporne ich mein kleines ſchwarzes Pferd und flüchte mich ins Gebirge. Aye, aye, mein gutes, kleines Pferd, dort iſt die Runde! Aye, aye, lebt wohl ihr ſchönen Mädchen!

Der Chor.

Aye, aye, mein wackres kleines ſchwarzes Pferd, dort ſind die Späher. Lebt wohl, ihr ſchönen Mädchen! Stoßet die Becher der Freude zuſammen! Ihr goldener Rand...

Der Schloßherr.

(Recitativ.)

Wer iſt der Wanderer, der dort aus dem Walde tritt, von einer dürren Rüde gefolgt, ſchwarz wie die Nacht. Er nähert ſich uns mit ſchwankendem Schritte. Er ſcheint ermüdet. Man fülle einen großen Becher und er trinke auf ſein fernes Vaterland, auf ſeine abweſenden Freunde.

Der Chor.

Müder Wanderer, ſtoße an und leere mit uns den Becher der Freude. Trinke auf Dein fernes Vaterland, auf Deine abweſenden Freunde.

Der Wanderer.

(Arie.)

Unempfindliches Vaterland, undankbare Freunde, ich trinke nicht auf Euer Wohl: Seyd verflucht, Ihr, die Ihr einen Bruder wie einen Bettler aufnehmt; ſeyd vergeſſen, Ihr, die Ihr einen alten Freund

nicht wieder erkennt. Ich will dieſen Becher zerbrechen, der wie ein ſchnödes Allmoſen jedem Vorübergehenden geboten wird. Der Wein ſoll meine Füße waſchen, der nicht werth iſt, daß mein Herz ihn erwärmt. Schlechter Wein, ſchlechte Freunde. — Schlechtes Glück, ſchlechter Empfang. —

Chor.

Wer biſt Du, der es wagt, allein uns unter dem Dache unſerer Väter zu trotzen, der ſich rühmt, einer der Unſern zu ſeyn, der den Becher der Freude, den Wein der Gaſtfreundſchaft auf den Boden ſchüttet?

Der Wanderer.

(Recitativ.)

Ich will Euch ſagen, wer ich bin. Ich bin unglücklich, und deßhalb erkennt mich Niemand. Wär' ich vor Euch in meinem frühern Glanze erſchienen, Ihr hättet Euch auf meinem Wege gedrängt und die Schönſte dieſer Frauen würde mir am Steigbügel den Wein im goldenen Becher credenzt haben. Aber ich wandere allein, ohne Gefolge, ohne Pferde, ohne Diener und ohne Hunde. Das Gold meines Gewandes hat Regen und Sonne gebleicht, meine Wangen höhlte die Sorge und meine Stirne drückt das Gewicht langen Grams, wie die Laſt der Welt den alten Atlas. Was blickt Ihr mich ſo erſtaunt an? Schämt Ihr Euch nicht, daß Der Euch bei dem Gelage überraſcht, der ſich zu dieſer Stunde von Euch beweint glaubte? Auf, erhebet Euch von Euern Sitzen, der Stolzeſte von Euch räume mir den ſeinigen ein, neben den Schönſten von Euern Weibern. . . .

Der Schloßherr.

(Recitativ.)

Du nimmſt Dir Freiheiten heraus, Wandersmann, die wir nicht dulden würden, feierten wir nicht eben ein heiteres Feſt. Allein wie bei den Feſten Saturns es den Sclaven bewilligt wurde, die Herren zu ſpielen, ſo wollen auch wir an dieſem der Gaſtfreundſchaft geweihten Tage ruhig den Scherzen eines Bettlers zuhören, der ſich für unſern Vetter, für unſeres Gleichen ausgibt.

Der Wanderer.

(ſingt.)

Der Pilger, der mit Euch ſpricht, iſt nicht mehr Eures Gleichen, o meine gnädigen Wirthe; ſonſt war er es wohl, hört es, Ihr, die Ihr die Becher der Freude zuſammenklingen laſſet.

Chor.

Und wer biſt Du jetzt? ſprich räthſelhafter Fremdling, und ſetze den Becher der Freude an die dürſtenden Lippen.

Der Wanderer.

(Recitativ.)

Jeder Becher ist für den mit Galle gefüllt, der weder Freunde noch Vaterland mehr hat, und da Ihr wissen wollet, wer ich bin, so erfahret Ihr Kinder der Freude, daß ich größer bin als Ihr, ich, der ich den Kelch des Lebens ganz geleert habe; denn der Schmerz hat mich größer und stärker gemacht, als den Größten und Stärksten unter Euch.

Der Schloßherr.

(Recitativ.)

Fremdling, Deine Voraussetzung erheitert mich. Irre ich nicht, so bist Du einer jener Dichter, deren falsche Emphase die Leute ergötzt. Fahre nur fort; da Du einmal die Laune hast, nicht zu trinken, so unterhalte uns mit trockenem Munde, während wir die Becher der Freude leeren wollen.

Eine Frau.

(Recitativ.)

O mein Geliebter, o meine Freunde, edler Besitzer dieses Schlosses! Dieser Mann sagte, daß er der Größte unter Euch, und seine Kühnheit verdiente Eure Verzeihung, denn er setzte sogar hinzu, daß er der unglücklichste der Menschen sey. Ich bitte Euch, ihn nicht mehr durch Eure Spöttereien betrüben zu wollen, sondern ihn vielmehr zu veranlassen, uns seine Geschichte zu erzählen.

Der Schloßherr.

(Recitativ.)

Da Hermosa Dich unter ihren Taubenflügel nimmt, erzähle uns denn Deine Leiden, Wanderer, und in unserer Lust wollen wir Dir aus Liebe zu Deiner Beschützerin mitleidig zuhören.

Der Wanderer.

(Recitativ.)

Herr, ich habe an Anderes zu denken, als Dich zu unterhalten; ich bin weder Troubadour, noch Spaßmacher. Ich lache oft, aber nur innerlich, jenes bittere und verzweiflungsvolle Lachen, wenn ich die Falschheit und das Elend der Menschen betrachte. Junge Frau, ich weiß nichts zu erzählen; die ganze Geschichte meines Unglücks ist in den Worten enthalten: Ich bin ein Mensch!

Hermosa.

(Recitativ.)

Unglücklicher, ich fühle für Dich ein unaussprechliches Mitleiden. Seht ihn doch an, meine Freunde. Glaubt Ihr nicht diese kummervollen Züge wieder zu erkennen? Blick' ihn an, mein lieber Diego. Entweder habe ich diesen Mann im Traume gesehen, oder er ist das Gespenst irgend eines geliebten Wesens.

Diego.

(Recitativ.)

Hermoſa, Dein Mitleid iſt rührend. Ich will der Vetter des Teufels heißen, wenn mir jemals dieſes grämliche Geſicht aufgeſtoßen. Haſt Du es im Traume geſehen, ſo mußt Du wahrlich eine ſchlechte Nacht gehabt haben. Doch gleichviel, wenn er uns ſeine Geſchichte erzählen will, ſo will ich ihm meinen Zorn zu Gute halten, denn der Blick, den er nach Deinen ſchönen Händen richtet, fängt an mir ſehr zu mißfallen.

Chor.

Will er uns Abenteuer erzählen, ſo fülle und leere er den Becher der Luſt. Will er aber weder ſprechen noch trinken, ſo gehe er zu ſeinem Vetter, dem Teufel, und leere mit ihm die Galle des Haſſes aus einem Becher von glühendem Eiſen. Stoßet an die Becher der Luſt.

Das Kind.

(Recitativ.)

Mit ſchüchterner Stimme und zur Erde gebeugtem Sinne wage ich es, vor meinem gnädigen Herrn um Nachſicht zu bitten. Dieſen Mann hat der Schall meines Liedes herbeigerufen. Als ich zu ſingen anfing, folgte er dem Saume des Waldes und begab ſich ſchnell nach der Ebene. Doch plötzlich ſchien ſein Ohr von angenehmen Tönen berührt zu werden. Er kehrte um; zwei bis dreimal ſtand er ſtill, um zu horchen, und als ich mein Lied geendigt hatte, war er hier. Er ſagt' er gehöre zu Euch, Ihr habet ihn gekannt, dieß ſey ſein Vaterland. Wohlan denn, ſo ſinge er mein Lied, und kannt er dieß ohne Anſtoß, ſo dürfen wir nicht zweifeln, daß er in unſern Bergen geboren iſt.

Der Schloßherr.

(Recitativ.)

Gut. Du haſt recht, junger Page, und ich bewillige es, weil Hermoſa lächelt.

Chor.

Du haſt recht, junger Page, weil Hermoſa lächelt und der Schloßherr es gut heißt. Der Fremde ſinge Dein Lied und ſtoße mit uns an die Becher der Luſt.

Der Wanderer.

(Recitativ.)

Wohlan, ich willige ein, hört mir zu, aber Niemand unterbreche mich, ſonſt werfe ich den Becher zur Erde. (Er ſingt.) Ich... ich... ich...

Chor.

Bravo. Die erſte Sylbe weiß er vortrefflich.

Der Wanderer.

Ruhe! (Er ſingt.) Ich bin ein junger Ziegenhirt....

Der Chor.

Pfui, das iſt nicht das rechte.

Hermoſa.

Laßt ihn, er ſingt ſo ſchön.

Der Wanderer.

(Arie.)

Ich bin ein junger Ziegenhirt, ein Kind der Berge, und führe ein ſchönes Leben. Ich lebe fern den Städten und habe nur vom Weiten den goldenen Thurm des Doms erſchaut. Ich liebe die ſchönen Mädchen des Thales, aber meine Schweſter Dolorida vor allen, meine Schweſter die Schönſte unter den Schönen, die Heiligſte unter den Heiligen. Meine Schweſter, die dort oben unter den alten Cedern ruht, unter dem jungen Raſen, meine arme Schweſter! Ach, mein Leben floß dahin unter Thränen.

Diego.

(Recitativ.)

Was iſt das? Welche fremde Verwirrung in dieſem unbekannten Geſang? Seine Schweſter, die er lebend liebt, und doch zugleich als todt beweint? Sein ſchönes Leben in den Bergen und doch ſein Leben voll Thränen? Seine Stimme iſt wohl ſchön, Hermoſa, aber ſein Kopf ſcheint mir verwirrt.

Hermoſa.

(Recitativ.)

O mein Gott! ich hörte einſt von der armen Dolorida, deren Bruder....

Diego.

Hermoſa, Dein Mitleid iſt wahrhaft rührend. Genug, dieſer Abenteurer ſinge entweder das Lied unſeres Landes, oder er gehe in die Hölle, um die Thränenbecher mit Satan ſeinem Vetter zu leeren.

Der Chor.

Er gehe in die Hölle, den Becher der Thränen zu leeren, wenn er nicht ſingen will das Lied des Landes und mit uns leeren den Becher der Luſt.

Der Wanderer.

Laßt, laßt, das Gedächtniß kehrt mir wieder. Ich hatte zwei Strophen des Liedes vermiſcht; dieß iſt die erſte. (Er ſingt.) Ich bin ein junger Ziegenhirt, und lebe luſtig auf den Bergen. Die goldenen Thürme habe ich nur im fernen Nebel erblickt. Ich liebe die anmuthigen Mädchen des Thales und pflücke ihnen blaue Blumen zum Strauße, doch minder ſchön als ihre blauen Augen, und wenn der Abend naht, wenn's zum Gebete läutet, wenn die Nacht niederſinket, ſo ruf' ich meinem großen ſchwarzen Bock, verſammle meine Heerde und ſteige wieder in

die Berge hinauf. Hieher, hieher, mein großer ſchwarzer Bock! die Nacht kommt! Aye, aye, lebt wohl, Ihr hübſchen Mädchen!

Der Schloßherr.

(Recitativ.)

Gut geſungen, Pilger. Dieß iſt aber nicht unſer Lied, nicht einmal eine Variation unſeres Liedes. Du haſt das Thema verändert. Wohlan, ſo verſuch es noch einmal, denn Deine Stimme iſt ſchön und Deine Phantaſie ſcheint reicher als Dein Gedächtniß treu zu ſeyn.

Chor.

Er ſinge und befeuchte ſeine Lippen, um friſch Athem zu ſchöpfen; aber er ſinge das Lied des Landes, wenn er ihn ganz leeren will, den Becher der Luſt.

Der Wanderer.

Ja,... ja... wartet nur.., ich hab' es ſchon. (Er ſingt.) Ich bin ein luſtiger Schüler und führe ein närriſches Leben. Tag und Nacht treibe ich mich in dem gelehrten Salamanca umher. Ich laufe oft über die Wälle, um den weiblichen Kobolden nachzuſtreifen, die wie Schatten verſchwinden in der ſtürmiſchen Nacht, in der tückiſchen Nacht, der Mutter der Irrthümer und der Täuſchungen; in der hölliſchen Nacht, der Mutter der Verbrechen und Gewiſſensbiſſe!... Doch halt, ich irre mich, ſo iſt es nicht.

Diego.

(Recitativ.)

Bei Gott, jetzt iſt es Zeit, es zu bemerken; Alles erfunden von einem Ende zum andern; er beſinnt ſich auf nichts.

Chor.

Stille, ſtille, hört zu, er hat eine ſchöne Stimme.

Der Wanderer.

(ſingt.)

Und wenn ein Doctor der Univerſität auf mich ſtößt in dem Gäßchen, eiferſüchtig auf meine Geliebte, ſo zerbreche ich mit Freuden den Hals meiner Guitarre auf dem Rücken des ſchwarzen Pedanten, und entfliehe in meine Berge. Aye, aye! mein ſchwarzer Pedant, da haſt Du den Lohn für dein Ständchen! Aye, aye! nimm Abſchied von den hübſchen Mädchen!

Chor.

Bravo, Bravo! Das Lied unterhält mich. Singt und wiederholt ſeinen launigen Refrain. Aye, aye! mein armer ſchwarzer Pedant! Aye, aye! nimm Abſchied von den hübſchen Mädchen.

Der Schloßherr.

(Recitativ.)

Fahre fort, aus dem Stegreif zu ſingen. Zwar iſt es nicht das Lied des Landes, allein das Deinige gefällt mir auch. Doch Du kennſt unſern Vertrag, mit Ehren mußt Du enden, wenn Du mit uns leeren willſt den Becher der Luſt.

Chor.

Muth, Pilger, benetze Deine Lippen noch einmal, aber ſinge uns das Lied des Landes, wenn Du leeren willſt mit uns den Becher der Luſt.

Der Wanderer.

Laßt mich, laßt mich! meine Erinnerungen erdrücken mich. Jetzt wird mein Gedächtniß wach. Hört zu, ſo geht es! (Er ſingt.) Ich bin ein unglückliches Kind, ich weine und ſinge Tag und Nacht in den Bergen; Nachts ſchleiche ich manchmal in die verfluchte Stadt, um unter den Laden meiner Ungetreuen mich zu ſetzen. Wenn dann mein Nebenbuhler vorübergeht, ſo tauche ich mein Stilet in ſein ſchwarzes Blut, denn nur Dinte fließt in den Adern eines Pedanten. O Ungeheuer! ſtirb! erſt Du, Auswurf der Natur! und dann auch Du, trügeriſches Liebchen, Du wirſt Niemand mehr täuſchen... Aber wo bin ich? Ich habe den Takt verloren.... Immer miſcht ſich der zweite Vers in den erſten... Ich bin ſo ungeduldig... Doch wartet... wartet nur... ſo... (Er ſingt.) Aber die heilige Hermandad zieht einher... Hinein in die Scheide, Dolch, gefärbt mit ſchwarzem Blut! Hier die Alguazils, aye, aye! mein ſchwarzer Dolch, aye, aye! Leb wohl, leb wohl... mein falſches Mädchen!

Chor.

Aye, aye! mein ſchwarzer Dolch, aye, aye! leb wohl, mein falſches Mädchen!

Der Schloßherr.

(Recitativ.)

Noch einmal, Pilger, Du verirrſt Dich, aber ſo geſchickt lenkeſt Du wieder ein, daß ich nicht zweifle, Du werdeſt Dich bald gänzlich zurecht gefunden haben. Suche nur weiter.

Chor.

Suche weiter, benetze Deine Lippen und ſinge das Lied des Landes, wenn Du leeren willſt den Becher der Luſt.

Der Wanderer.

(Recitativ.)

Wenn ich Euch ſingen wollte das Lied, wie es in meinem Gedächtniſſe ſteht, ſo würde ſich der Wein Eurer Becher in Thränen verwandeln, hierauf in Galle, hierauf in ſchwarzes Blut...

Der Schloßherr.

Fahre fort, fahre fort, närriſcher Sänger. Wir lieben Deinen Geſang und werden durch unſern Wein die Geiſter der Finſterniß wohl beſchwören können.

Chor.

Fahre fort, begeiſterter Sänger! Wir trotzen den hölliſchen Geiſtern und füllen die Becher der Luſt.

Der Wanderer.

(ſingt.)

Ich bin ein feiler Mörder und führe ein abſcheuliches Leben. Die Nacht verberge ich mich in unwegſame Höhlen und am Tage wage ich mich an den Saum der Wälder, um irgend eine bittere Frucht zu pflücken und einige ferne Töne der menſchlichen Stimme zu erhaſchen; meine Füße ſind zerriſſen; meine Stirne gezeichnet wie Kains Stirne; meine Stimme iſt rauh und ſchrecklich wie die Stimme der Wildbäche, meiner Gefährten; meine Seele iſt zerriſſen, wie die Felſen der Berge, die meine Brüder ſind, und wenn die verhängnißvolle Stunde die himmliſche Uhr anzeigt durch den Aufgang des blutigen Geſtirns... O dann... dann winkt mir das ſchwarze Geſpenſt, ihm zu folgen, und ich folge bis zum Erbleichen der Sterne durch die Felſen, durch das Geſtrüpp, über Abgründe, immer nach dem Geſpenſte... winke, winke nur, ſchwarzes Geſpenſt... hier bin ich... vorwärts durch den Sturm...

(Recitativ.)

Wie, Ihr wiederholt nicht den Refrain? Ihr ſtellt Eure Becher bei Seite? Seht Ihr Geſpenſter? Was habt Ihr?

Der Schloßherr.

Pilger, wenn dieß der letzte Vers Deines Liedes iſt, vielleicht das letzte Kapitel Deiner Geſchichte, wenn Deine Worte, Dein Ausſehen, Deine wilde Laune nicht trügen, wenn Du ein Mörder wäreſt...

Der Wanderer.

Und dann? Fürchteſt Du Dich?

Hermoſa.

(Leiſe, nach dem Wanderer blickend.)

Er iſt ſo ſchön!

Der Wanderer.

(Bricht in lautes Lachen aus.)

Hahaha! in der That, ich berſte vor Lachen! Alle dieſe braven Kämpen, alle dieſe unerſchrockenen Trinker, da ſind ſie mit einem Male bleicher als ihre Humpen von Agat. Platz da dem Geſpenſt! Seht Ihr es wohl! Doch nein, ein anderer Schatten iſt's, der nur mir erſcheint. Ich ſeh' ihn, ich höre ihn. Hört auf, was er mir ſingt.

(Er ſingt.) Ich bin ein tapferer Krieger und führe ein ſtolzes Leben. Ich halte den Feind im Gebirge blokirt, ich ſchließe ihn ein, ich erſchöpfe ihn, jage ihn in die Irre, in unerbittliche Schluchten und Grüfte, ich vernichte ſeine verzweifelnden Haufen, zerſtückle ſeine blutigen Banner und unter dem Hufe meines Pferdes liegt ſeine Kraft, ſeine Kühnheit und ſein Ruhm, und wenn die Trompete tönt, dann vorwärts, mein ſchwarzer Buſch! Sieg, Sieg! Hier weht mein ſchwarzer Buſch. im Winde, den die Kugeln geknickt haben.

Chor.

Vorwärts, mein ſchwarzer Buſch! Sieg ihm, den die Kugeln geknickt haben.

Der Schloßherr.

(Recitativ.)

Er hat gut geſungen. Seine Augen funkeln und in ſeiner glühenden Hand kocht der Wein des Bechers. Leere ihn aus, mein wackerer Sänger, Du haſt ihn gewonnen. Willſt Du aber unter uns ſitzen und zechen bis zur Nacht, und von der Nacht wieder bis zum Morgen, ſo mußt Du uns ſingen das Lied des Landes.

Chor.

Du mußt ſingen das Lied des Landes, wenn Du leeren willſt bis zum Morgenroth die Becher der Luſt.

Der Wanderer.

Gut, ich ſing' es Euch, wie mir's gefällt und wann mir's gefällt. Jetzt hört dieſen Vers. (Er ſingt.) Ich bin ein Abenteurer und führe ein gefahrvolles Leben. Ich irre von der Stadt zu den Bergen und raube ſchöne Mädchen und führe ſie in mein ſchönes Schloß in meinen Wäldern von Myrthen und Granaten, und kommt die tödtende Langweil in der Geſtalt der ſchwarzen Eule zu mir... ſo füll' ich meinen Becher bis zum Rande und ertränke den Vogel des Unglücks... Saufe, ſaufe, häßlicher ſchwarzer Vogel, ſtirb, ſtirb, Vogel der Gräber... Kehre zurück in dein Neſt, auf der Ulme der Kirchhöfe, auf dem Grabe des Opfers, auf den Schultern des Geſpenſtes...

(Recitativ.)

Wie denn nun? iſt's Euch ſo nicht recht? Habe ich mich vielleicht wieder geirrt? Wohlan ein anderes. (Er ſingt.) Ich bin ein armer Eremit, ich wache und bete Tag und Nacht auf dem Berge, ich beherberge die Pilger, ich tröſte ſie und ſühne ihre und meine Schuld durch Buße, und wenn der Mond aufgeht, wenn die Gemſe ſchreit, wenn die Sterne erbleichen, ſo knie ich auf der wüſten Haide nieder und erhebe meine flehende Stimme...

(Gebet.)

Ich rufe zu Dir in der Einſamkeit, ich weine niedergeworfen in der Stille der Wüſte. Glanz der geſtirnten Nacht, ſey Zeuge meines Schmerzes und meiner Liebe. Und Ihr, Schutzengel, Boten des Gebets und der Verzeihung, die Ihr ſchwebet im Gold der himmliſchen Sphären, die Ihr Euch niederſenket in den Strahlen des Mondes, die Ihr über uns dahinflieget mit dem blauen Vorhang der Nacht, mit ihren funkelnden Kreiſen, weinet, weinet über mich; betet mit mir; empfanget meine Thränen in den geheiligten Gefäßen der Erbarmniß, traget meinen Kelch zu den Himmeln und erweichet den mächtigen Gott, den ſtarken Gott, den guten Gott!... Nun, gefällt Euch dieſe Weiſe? Hurtig, den Chor angeſtimmt! Zu mir her, zu dem ſchwarzen Büßer! Dank, Dank, dieß iſt der Engel der Gnade, Dank im Himmel und Friede auf der Erde.

Chor.

Hin zu ihm, zu dem ſchwarzen Büßer. Dank im Himmel und Friede auf der Erde.

Der Schloßherr.

(Recitativ.)

Wenn Gott Dich begnadigt, ſo ſoll die Gerechtigkeit der Menſchen nicht ſtrenger gegen Dich ſeyn, als der Himmel. Setze Dich zu uns. Mögen die Thränen der Reue von Deinen Verbrechen Dich reinigen und das Trankopfer der Freude Dich über Deine Leiden tröſten.

Der Wanderer.

Meine Verbrechen! meine Reue! Euer Mitleid! nicht ſo, nicht ſo, meine Freunde, ſo endet das Lied nicht! Hört zu, noch einen Vers. (Er ſingt.) Ich bin ein gekrönter Dichter und verſpotte den Himmel und die Menſchen. Ich weiß Lieder für den Schmerz und Lieder für die Thorheit, Verſe für den Himmel und Verſe für die Hölle, einen Rhythmus für den Mord und einen Rhythmus für den Kampf, aber auch einen für die Liebe und einen für die Buße. Was kümmert mich die Welt, wenn ich nur den rechten Reim finde, und wenn die Gedanken mir ausgehen, dann laſſe ich die ſtarken Saiten der Leier erbeben, die ſchwarzen Saiten, die ſo große Wirkung auf die Thoren machen. Ertöne, ertöne, gute, ſchwarze Saite, jetzt fehlt der Sinn den Worten, ertöne, ertöne! Zum Teufel mit der Vernunft, es lebe der Reim!

Der Schloßherr.

(Recitativ.)

Spotteſt Du nicht der Gaſtfreundſchaft, kühner Barde? Kennſt Du kein leichtes Lied, keine vollſtändige Melodie? Schon ſeit einer

Stunde hören wir Dir zu, kindlich ergeben allen Gefühlen, die Du hervorrufst; kaum aber erhobeſt Du einen frommen Geſang zum Himmel, als Du plötzlich wieder den Ton der Hölle anſtimmſt, um Gott, die Menſchen und Dich ſelbſt zu verſpotten. Singe uns jetzt das Lied des Landes, oder wir entreißen Deinen Händen den Becher der Luſt.

Chor.

Singe uns endlich das Lied des Landes oder wir entreißen Dir den Becher der Luſt.

Wanderer.

(Er ſingt nach der Weiſe des Gebets des Eremiten)

Gott der Hirten, und Du, Maria, Freundin einfacher Seelen; Gott der jungen Herzen und Du, Maria, Heerd der Liebe! Gott der Heere und Du Maria, Stütze der Tapfern! Gott der Anachoreten und Du Maria, Quelle heiliger Thränen! Gott der Dichter und Du, Maria, Melodie der Himmel! Höret mich, erhöret mich! Haltet aufrecht den Pilger, leitet den Wanderer, beſchützet den Krieger, beſchattet den Einſiedler, lächelt dem Dichter, und wie ein Duft, der aus allen Blumen vereinigt ſteigt, empfanget den Weihrauch ſeines Herzens, empfanget die Hymne ſeiner Liebe....

Nun? Der Chor macht Euch Mühe? Ihr könnt den Ton und Takt nicht finden? Nur Muth, vernehmt, wie ich modulire und wie ich's zu Ende bringe. (Er ſingt.) Ich bin ein Ziegenhirt und gäbe alle Ziegen der Sierra für einen Blick meiner Schönen. Ich bin ein Schüler und verbrennte alle Bücher der Fakultät für einen Kuß am Fenſter. Ich bin ein glücklich Liebender und gäbe alle Küſſe meines Mädchens um eine Ohrfeige, die ich einem Pedanten applicirte. Ich bin ein betrogener Liebhaber und verkaufte meine Seele für einen Dolchſtoß in die Bruſt meines Nebenbuhlers. Ich bin ein Mörder und verbannt und gäbe Liebe und Rache hin um einen Augenblick des Ruhms. Ich bin ein ſiegender Krieger und gäbe alle Palmen des Triumphs um einen Augenblick der Gewiſſensruhe. Ich bin ein entſühnter Büßer, aber ich gäbe Sühne und Ablaß um eine Stunde poetiſcher Weihe. Aber ich bin ein Dichter und gäbe den goldenen Kranz des Preiſes um den Blitzſtrahl göttlicher Eingebung ... Und wenn mein Geſang ſeine Schwingen entfaltet, wenn mein Fuß zurückſtößt die Erde, wenn ich vorüberſchwebend zu vernehmen glaube die göttlichen Concerte, wie einen Trauerſchleier, der ſich auf mein verfluchtes Haupt ſenkt, auf mein gebrochenes Herz, dann umhüllt mich der Engel des Todes wie eine dunkle Wolke. Außer mir, ſtöhnend, erſchöpft, ſchwebe ich zwiſchen dem Licht und der Finſterniß, zwiſchen dem Glauben und dem Zweifel,

zwiſchen dem Gebet und dem Fluche und ich ſinke zurück in den Staub und rufe: Ach, ach, der ſchwarze Schleier! ach, ach! wo ſind meine Flügel?

Chor.

Ach, ach, der ſchwarze Schleier! ach, ach! wo ſind meine Flügel?

Der Schloßherr.

(Recitativ.)

Setze Dich, edler Sänger, Du haſt uns beſiegt.

Diego.

Er hat nicht das Lied des Landes geſungen, nicht einen einzigen Vers davon.

Hermoſa.

Er hat beſſer geſungen, als Einer von uns. Nimm hier, Wanderer, dieſen Zweig von ſcharlachrothem Salbey, tauche ihn in den Wein und ſinge für mich.

Der Wanderer.

Ich ſinge für Niemand, als für mich, wenn die Laune mir kommt. Lebt wohl, junge Frau, Deine blutrothe Blume nehm' ich mit; das Geſpenſt wartet meiner an dem Saum des Gehölzes; lebe wohl, leichtgläubiger Schloßherr, lebet Alle wohl, Ihr plumpen Zecher, die vom Barden verlangen, daß er ihnen Landwein ſchenke, wenn er ihnen Nektar des Himmels mitbringt; ſinget nur ſelbſt das Lied Eures Landes; das Land macht mir Herzweh, aber der Landwein noch mehr! (er ſingt) Fort! mein Gefährte, mein armer ſchwarzer Hund, auf, fort! Lebt wohl, Ihr hübſchen Mädchen! (er entfernt ſich.)

Der Schloßherr.

(Recitativ.)

Ein ſeltſamer Mann!

Diego.

Es iſt ein Bandit! Lauft ihm nach, werft ihn in's Gefängniß.

Hermoſa.

Dann wird er ſingen und die Mauern des Kerkers werden davor zuſammenſinken und die Engel werden vom Himmel niederſteigen, um ſeine Feſſeln zu löſen.

Das Kind.

Höret mich, Herr! Ihr habt ihm verſprochen, ihn als einen Freund und Landsmann anzuſehen, wenn er das Lied des Landes Euch ſingt; vernehmt ſeine Stimme, die von jenem Hügel nun ertönt.

Der Wanderer.

(Auf dem Hügel. Er ſingt.)

Ich, der Schleichhändler, führe ein edles Leben. Ich irre Nacht und Tag in den Bergen; ich ſteige in die Dörfer herab und liebe mit

ſchönen Mädchen und wenn die Runde vorbeikommt, ſo ſporne ich mein kleines ſchwarzes Pferd und flüchte mich ins Gebirge. Aye, aye, mein gutes kleines Pferd. Dort iſt die Runde! Lebt wohl, Ihr ſchönen Mädchen!

Der Chor.

(wiederholt den Refrain: Aye, mein kleines ſchwarzes Pferd ꝛc. ꝛc.)

Diego.

(Recitativ.)

Beim Teufel! jetzt erkenn' ich ihn. Wie er ſich in ſeinen rothen Mantel hüllt! wie er zu Pferd ſteigt! Jetzt wirft er den falſchen Bart weg und verſtellt ſeine Stimme nicht mehr. Er iſt es! Joſe! der berüchtigte Schleichhändler! der verfluchte Bandit! Und ich, der Hauptmann der Runde, der ihn arretiren ſollte! Auf, meine Freunde, ihm nach!

Der Schloßherr.

Nein, nicht ſo, er iſt ein edler Sohn der Berge. Er war Doctor, verliebt und Dichter; dann wurde er Anführer ſeiner Bande wegen politiſcher Vergehen.

Diego.

Oder wohl in Folge eines Mordes!

Hermoſa.

Oder in Folge einer Liebesgeſchichte.

Der Schloßherr.

Er hat Dich wacker zum Beſten gehalten, Diego, und indem er uns Alle zum Beſten hielt, gelang es ihm, uns zu bewegen und uns zu erheitern. Möge Gott ihn leiten und nichts dieſes Feſt ſtören; dieſer Tag bleibe gewidmet, zu füllen und zu leeren die Becher der Luſt.

Der Chor.

Nichts ſtöre dieſen Tag des Feſtes und leeret den Becher der Luſt.

(Sie ſingen im Chor das Lied des Schleichhändlers.)

Schlußchor.

Stoßet die Becher der Freude zuſammen. Ihr goldener Rand werde an einander gedrückt bis zum Zerſprengen. Säuſ'le, Abendwind, und ſtreue Orangenblüthen auf unſere Häupter. Feiert dieſen Tag des Feſtes; ſtoßet die Becher der Freude zuſammen!

Der Wanderer.

(Aus der Ferne.)

Amen!

Allgemeiner Chor.

Es lebe die Freude! Amen.

St. Petersburg.

Als Peter der Große unter dem angeblichen Befehle des Fürsten Menzikoff lange genug Schiffszimmermann in Saardam und Bombardier-Lieutenant gewesen war, warf er seine entmuthigten Blicke um sich. Er war allerdings unumschränkter Herr eines unermeßlichen Reiches, das nicht weniger als 800 Stunden von Norden nach Süden in der Breite, und 2000 Stunden von Westen nach Osten in der Länge zählte; allein dieses gewaltige Gebiet, dieß von ungefähr 25 Millionen Einwohnern bevölkerte Land, besaß weder Gesetze, noch Regierung, weder Handel noch Seemacht. Zwanzig in Sprache, Charakter und Religion verschiedene Völker an einen politischen und religiösen Centralpunct fesseln, eine Gesetzgebung schaffen, Sümpfe austrocknen, um Städte darauf zu bauen, dieß war das übermenschliche Werk, das Peter I. gelang. Deutschland, Frankreich, England wurden von ihm besucht, von ihren Sitten, Wissenschaften und Kunstfleiß nach Möglichkeit in seinem Reiche aufgenommen, und nach der Schlacht von Narva auf dem ungünstigsten Boden der Grund zu jener stolzen Stadt, der Capitale des Nordens, gelegt, die nun an beiden Ufern der Newa als Herrscherin sich weithin lagert.

Im ersten Augenblicke begreift man nicht die Ursache, die Peter I. bestimmte, den Sitz seiner Regierung gerade in dem ungesundesten und unbevölkertsten Winkel seiner Staaten anzulegen, während er ihn viel bequemer in fruchtbareren Gegenden hätte gründen können. Die von den alten Czaren den Polen entrissene Ukraine, die Krimm, die Ufer des schwarzen Meeres und Moskau selbst im Mittelpuncte des civilisirten Theiles des Reichs gelegen, würden dem ersten Anscheine nach weit

beſſer gewählt geweſen ſeyn, um eine Hauptſtadt zu erbauen; doch Peter, beherrſcht von ſeinen gewaltigen, auf Seeweſen gegründeten Planen, opferte ſehr weiſe die Vortheile der beſſern Lage der Nothwendigkeit, eine Schiffahrt zu erſchaffen.

Die Umgebungen Petersburgs ſind ganz würdig dieſer mächtigen Stadt, deren Pracht ſie ſchon ahnen laſſen. Nähere man ſich von der Landſeite, wobei man der köſtlichen, an der Newa hinlaufenden Straße folgt, oder komme man zu Waſſer an und zwar vorüber an den herrlichen Thälern der Südſeite des Meerbuſens von Kronſtadt und an den beiden Palläſten Oranienbaum und Peterhof, gleich großartig und majeſtätiſch entwickelt Petersburg ſich vor den Augen des Reiſenden. Unzählige Spitzen, die glänzenden Kuppeln ſeiner Kirchen, ſeine röthlich ſchimmernden, im großartigen Style erbauten Monumente, die Inſel Waſſili-Oſtrow, in deren Mitte das ſtolze, von Catharina zum Tempel des Handels beſtimmte Gebäude ſich erhebt, alles dieſes ſcheint eine Stadt anzukündigen, in welche Europa's Künſte und Induſtrie eingedrungen ſind.

Der Länge nach von der Newa durchfloſſen, die es theilt und auch umgibt, zählt St. Petersburg ſeiner ganz neuen Entſtehung ungeachtet eine beträchtliche Anzahl von Gebäuden, welche eine Vergleichung mit den architektoniſchen Zierden anderer Städte nicht zu ſcheuen brauchen.

Das ſchönſte Denkmal und eines der vorzüglichſten Architekturwerke der neuen Welt iſt der gewaltige Granitfelſen, der die Reiterſtatue Peter des Großen trägt *). In antiker Tracht, mit Lorbeeren gekrönt, ſtreckt der Czar ſeinen Commandoſtab gegen das Meer aus, während ſein Roß einen ſteilen Felſen hinaufſprengt und eine Schlange unter den Hufen zertritt, die daſſelbe in den Schweif beißt. Die ganze Geſchichte des kühnen Moskowiten iſt in dieſem Symbole ausgedrückt. Als er in Rußland Schiffahrt einführte, brachte Peter das Meer unter ſeine Vormäßigkeit und die unter den Füßen des Geſetzgebers zermalmte Schlange iſt das Sinnbild des hartnäckigen Aberglaubens, der ſich ihm und ſeinen Reformen in den Weg warf, die er nur unter den größten Gefahren bewerkſtelligen konnte.

*) Die Vollendung dieſes Rieſendenkmals erforderte unermeßlichen Aufwand und ſtieß auf unzählige Schwierigkeiten. Der Felſen, der der Statue zur Baſis dient, wog unbearbeitet drei Millionen Pfund. Ihm ſind die Worte eingegraben: Petro primo, Catharina secunda. Das Standbild iſt Falconels, eines berühmten franzöſiſchen Bildhauers Werk. Der Felsblock kam aus Finnland und iſt 50 Fuß lang, 21 Fuß breit und 17 Fuß hoch.

Unter die ausgezeichnetsten Bauwerke gehören ferner: die ganz von Marmor und nach den besten italienischen Mustern erbaute Isaakskirche; die Kirchen unserer Lieben Frauen zu Kasan, St. Nicolaus und St. Alexander Newsky, das Arsenal, der Winterpallast, die Admiralität, die Eremitage und der eigentliche Pallast des Kaisers. Dieß letztere Gebäude entspricht vermöge seiner sehr gewöhnlichen Architektur (es ist überhaupt nur wegen seiner gewaltigen Ausdehnung merkwürdig) weder seiner Bestimmung, noch der Pracht der nahe an dasselbe stoßenden Bauwerke. Die Eremitage im Gegentheil, die eigentlich nur eine Gallerie des Winterpalais bildet, ist ein kleines Bauwesen, in welchem sich in anmuthiger Unordnung alle Wunder des Reichthums und des besten Geschmacks vereinigen. Für drei, vier Rubel verstattet ein Aufseher den Reisenden, bis in die geheimsten Gemächer zu dringen, in denen Catharina II. ihre galanten Abenteuer verbarg. Die elegante Construction und weise Vertheilung der Gemächer, die Spiegel, Sofa's, Gemälde, alle Verzierungen sprechen lauter über den Sinn, der dieses entstehen ließ, als die Schwatzhaftigkeit der Geschichte.

Ein herrlicher Quai von Granit rahmt beide Ufer der Newa ein, erhebt sich zehn Fuß über das Niveau des Flusses, und ist mit öffentlichen, hohen und geräumigen Gebäuden besetzt, unter denen besondere Erwähnung verdienen: die Academie der Wissenschaften, das Cadettenhaus, die neue Börse, das Marmorpalais und die Vestung von Petersburg, die mitten in der Stadt auf der Insel Wassili-Ostrow liegt.

Mit fünf regelmäßigen Bastionen befestigt, und mit mehr als hundert Kanonen garnirt, enthält diese Citadelle außer den Staatsgefängnissen das Münzgebäude, und die Kirche St. Peter und Paul, die den Czaren zum Begräbniß dient, und in welcher die Kronjuwelen verwahrt werden. Diese vor zweihundert Jahren einen unermeßlichen Schatz bildenden Juwelen haben unter Catharina bedeutend abgenommen *). Meistens als Eigenthum in die Hände der Nationen übergegangen, bei welchen diese Kaiserin Anlehen machte, wurden die verkauften durch künstliche Steine ersetzt, damit dem Volke diese Verarmung verborgen bleibe.

Diese Vestung, die, mitten in der Stadt erbaut, weniger gegen einen von der See herkommenden Einfall gerichtet zu seyn scheint, als

*) Moskau besitzt einen ähnlichen aber weit beträchtlichern Schatz; die Geistlichkeit gab aber nicht zu, daß die Czaren frei mit diesen Juwelen schalteten, die sie in gewisser Hinsicht als Privateigenthum der Kirche betrachteten.

um bei einem Volksaufstand den Czaren zum Zufluchtsort zu dienen, steht in einem sehr geräumigen Bassin, in dem eine große Menge Schiffe liegen, deren es wenigstens vierhundert fassen könnte. Betrachtet man diesen Zustand allgemeiner Wohlfahrt, zu der fast jeder Tag etwas Neues hinzufügt, so glaubt man kaum, daß Rußland zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts über kein einziges Schiff gebieten konnte, und daß die energische Kraft eines einzigen Mannes hingereicht habe, mitten in diese erst von ihm eroberten Moräste eine große Stadt zu erbauen und einer mächtigen Flotte das Leben zu geben *).

Kleine elegant gebaute Häuser füllen die Räume aus, welche die öffentlichen Gebäude auf dem nördlichen Ufer von einander trennen; doch stehen diese zierlichen Wohnungen meistens leer, weil die Bojaren, denen sie gehören, nur dann nach Petersburg kommen, wenn Dienstleistungen oder Privatgeschäfte sie hinrufen. Eifrig darauf bedacht, dem ihnen vom Hofe aufgelegten Zwang zu entgehen, eilen sie, die Hauptstadt, sobald keine Pflicht sie mehr zurückhält, zu verlassen, um ihre Landgüter zu beziehen oder die im Innern liegenden Städte. Der vornehme Adel lebt übrigens seit der berüchtigten Rebellion im Jahre 1826, in Moskau oder auf seine Güter zurückgezogen und gänzlich entfernt von dem politischen Bewegungskreise.

Die Häuser in Petersburg, von gebrannten Steinen erbaut und mit Säulen verziert, haben in der Regel zwei Etagen, mehre Balkons und sind mit einer gelbgrauen Farbe gleichförmig angestrichen, besitzen aber nicht, wie die meisten Häuser in Paris, Kaufgewölbe in ihrem Erdgeschoße. Ein ungeheures Gebäude, Gostinoy-Dwor genannt (großer Bazar), das auf den Seiten von großen Gallerien umgeben ist, enthält alle Bedürfnisse der Hauptstadt. In diesem Gebäude selbst und in seinen weitläuftigen Höfen sind Niederlagen für die Waaren errichtet, die in den Gallerien keinen Platz mehr finden. Ein einfaches Siegel von weichem Wachse an den Thüren dieser Magazine schützt sie gegen jeden Diebsversuch. Jeder Russe wird scheu vor diesem Zeichen zurückfahren, denn furchtbare Strafen erwarten den, dessen Verwegenheit so weit ginge, ein solches Siegel zu verletzen.

In Petersburg ist Alles künstlich, und mit vollem Rechte kann man behaupten, daß hier die Natur von der Kunst besiegt worden ist,

*) Die russische Marine bestand unter Catharina aus 48 Linienschiffen, 20 Fregatten und vielen Ruderfahrzeugen und Kanonierschaluppen. Diese Zahlen sind seit jener Zeit sehr vergrößert worden.

denn letztere verwandelte ein ärmliches Dorf, das im siebenzehnten Jahrhundert, aus einigen elenden Fischerhütten bestehend, mitten in Sümpfen lag, in eine mächtige, reiche und elegante Stadt. Eine Eigenthümlichkeit, die wohl bemerkt zu werden verdient, trägt nicht wenig dazu bei, diese Stadt interessant zu machen. In Petersburg, wie in allen in Lagunen erbauten Städten, und namentlich in Venedig und Amsterdam, tritt nämlich der Fall ein, daß ihre Dauer stets sehr problematisch seyn wird. Auf hölzernen Pfählen gegründet, sind die Quais und die meisten Straßen Petersburgs schon so unterhöhlt und ausgewaschen, als stünden sie länger als ein Jahrtausend. Das niedrige, ganz ebene und einförmige Terrain, auf dem Petersburg ruht, läßt mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit prophezeihen, daß, wenn es nicht gelingt, sehr kräftige Maaßregeln einer doppelten Gefahr entgegen zu werfen, diese Stadt einst untergehen dürfte, entweder durch eine Ueberschwemmung oder durch Zerstörung ihrer Fundamente. Schon Peter der Große, der sich die seiner geliebten Stadt drohenden Gefahren keineswegs verhehlte, ließ durch verschiedene Stadttheile Kanäle führen, um die Masse des Stromes dadurch, daß er ihm mehr Abfluß verschaffe, zu verringern. Dieser Vorsichtsmaßregel ungeachtet, würde es doch nur einer starken Wasseranschwellung in dem Onega- und Ladoga-See, oder eines recht heftigen Sturmes im finnischen Meerbusen bedürfen, der den Lauf der Newa aufhielte und ihre Gewässer zurückdrückte, um Rußlands Metropole zu zerstören *).

Asien und Europa reichen einander in Petersburg die Hand. Perser, Juden, Franzosen, Italiener, Engländer, Deutsche, Holländer, Schweden, Menschen aller Völker und aller Religionen strömen hier zusammen. Die Fractionen dieser verschiedenen Völkerschaften bilden abgesonderte Casten, die in Petersburg ihre Sitten, ihre Sprachen und ihre Art der Gottesverehrung beibehalten. Nur die politischen Meinungen der Fremden unterliegen einer ängstlichen und unerbittlichen Aufsicht. Die Franzosen besonders sind, ungeachtet der ihnen immer vom Hofe erwiesenen Gunst, die gleichsam als Erbschaft von Catharina

*) Schon mehre Male machten sich die Anzeichen dieser Gefahr auf furchtbare Weise bemerklich. Man hat gesehen, wie das Wasser in die Appartements des Palastes eindrang, wie die Insel Wasili-Ostrow gänzlich unter Wasser stand, und alle Russen erinnern sich, daß die unglückliche Tochter Elisabeth's und Razumofsky's in ihrem Gefängnisse auf der Citadelle in Petersburg in dem ausgetretenen Wasser der Newa ertrank.

auf Paul, von Alexander auf Nikolaus überging, seit dem Jahre 1830 der Aufsicht der Regierung unterworfen, welche die Verbreitung ihrer Ideen fürchtet. Die Engländer hatten es in dieser Hinsicht vor einigen Jahren weit besser, denn sie genossen in Petersburg große Freiheit, und erkannten gewissermaßen nur ihren Gesandten als eine Autorität an. Heutiges Tages ist dieß aber vollständig geändert.

Fassen wir nun den politischen und socialen Zustand St. Petersburgs kurz zusammen, so erhalten wir folgendes Ergebniß:

Die höhern Classen der russischen Bewohner dieser Stadt trennen sich in zwei scharf ausgesprochene Meinungen. Die Eine gehört dem alten Adel, geschworener Feind aller Neuerungen, und stark genug, den Kaiser an deren Einführung zu hindern, wenn es wahr seyn sollte, daß er diese Absicht habe. Die Andere wird vertreten von einer anerkannt patriotischen schwachen Fraction der Aristokratie, die Unterricht unter dem Volke zu verbreiten sucht (und ihr verdankt Rußland zum Theil die Aufhebung der Leibeigenschaft in Liefland, Esthland und Kurland), denn was man auch dagegen sagen und thun möge, das Reich des alten Rußlands ist zu Ende gegangen, und Ideen von Emancipationen finden unter Männern Anhänger, deren Interessen eigentlich weit mehr verlangten, diesen Ideen feindlich entgegen zu treten, als sie zu unterstützen. Die neuern Großwürdenträger des Staates sind hier, bis auf wenigen Unterschied, eben das, was sie in allen andern europäischen Staaten sind, das heißt, ihre einzige Triebfeder ist Ehrgeiz, ihre einzige Moral ist Habsucht, und stets liegen sie dem Kaiser zu Füßen, dessen Ansichten sie in den Himmel erheben.

Petersburgs Einwohner können in fünf Classen eingetheilt werden: 1) die Großwürdenträger und hohen öffentlichen Beamten, die besondere Vorrechte genießen und Uniform tragen; 2) die adelich Geborenen; 3) fremde Künstler und Gelehrte, die das Mittelglied der petersburger Gesellschaft ausmachen; 4) große Handelsherrn und Kaufleute, von denen die ersten frei, die andern Leibeigene sind, und welche die besitzende Bürgerschaft vorstellen; 5) die freien oder leibeigenen Künstler, die für eigene Rechnung oder für ihre Herrn arbeiten.

Die Classe der Handelsherrn, obgleich wohlhabend und zahlreich, steht in keinem großen Ansehen; der Adel selbst genießt nur eines untergeordneten Einflusses, denn die Rechte, die in andern aristokratischen Staaten unzertrennlich von vornehmer Geburt sind, werden in Petersburg wenig geachtet, wenn sie nicht durch eine hohe Bedienstung unterstützt werden. Hier wie überall ist die Classe der Künstler die letzte

und niedrigste. Tag und Nacht um geringen Verdienst arbeitend, gezwungen die Launen und die Brutalitäten ihrer Herrn oder der sie in Diensten habenden Privatpersonen geduldig zu ertragen, giebt es keine Art von Entbehrungen oder von Schmach, denen sie nicht ausgesetzt sind. Die Leibeigenen, die Handelsleute geworden, besitzen selbst nur einen Schatten von Freiheit und einen sehr ungewissen Wohlstand. Genöthigt ihren Erbherrn einen jährlichen Zins zu zahlen um dadurch ihren ihnen obliegenden persönlichen Dienst zu vergüten, gelangen sie nur sehr schwer zu einigem Vermögen, das übrigens auch stets von den willkührlichen Erpressungen ihrer Herrn bedroht ist.

Diese durch die Kontraste ihrer gesellschaftlichen Stellung und durch ihre Verschiedenheit so merkwürdige Bevölkerung, die sich so sehr von der Einwohnerschaft Moskaus und einiger andern im Innern des Reiches gelegener Städte unterscheidet, in denen die kriegerischen Ueberlieferungen, die Tracht und die seltsamen Sitten der alten Russen gleich einem Heiligthum beibehalten werden, besteht in mittlern Zahlen ausgesprochen aus 400,000 Seelen.

Findet sich in Petersburg heutiges Tages ein, kaum aber merklicher Schatten von alten Sitten und Nationalgeist vor, so ist er nur unter der Klasse der Kaufleute zu suchen. Eine gewisse Anzahl unter ihnen, obgleich der bei weitem größere Theil deutsche und französische Gebräuche angenommen, trägt auch wirklich noch den langen Kaftan und die langen Bärte, die Peter der Große verpönte, und ihretwegen ein besonderes Gesetz ergehen ließ, denn er befahl, daß Kaufleute nur dann zum Adel gerechnet werden sollten, wenn sie die Nationaltracht ablegten. Nach Petersburg muß man folglich nicht gehen, wenn man die Russen kennen lernen will, weil diese Stadt anerkanntermaßen nichts weiter ist, als ein schwacher Widerschein, eine Nachbildung der andern europäischen großen Städte; in Moskau hingegen herrschen noch die ächten alten National-Sitten. Das alte Rußland lebt noch in Moskau. Vorurtheile, Fanatismus, kriegerischer Geist, ungezügelte und rohe Formen der Scythen, Slaven, Tataren, Moskowiten, haben sich mit abergläubischer Stabilität unter dem Volke dieser Stadt enthalten. Der vornehme Herr selbst hat seine Nationaleigenheiten nur halb abgelegt und noch jetzt kommt es nicht selten vor, daß er freiwillig gleich dem gemeinen russischen Bauer auf dem Ofen schläft.

Oeffentlich wird in Moskau Alles besprochen, selbst die Regierung. Dieses Wunder erklärt sich aus dem Zusammenflusse von fünf bis sechs tausend Edelleuten, die stets mit einer Masse von Fremden in Berüh-

rung ſtehen und die außerdem über ein unzähliges Heer von Leibeigenen gebieten können. Es iſt Thatſache, daß die Macht des in Moskau verſammelten Adels ungeheuer iſt. In der Hauptſtadt, (denn man kann vernünftiger Weiſe nicht zwei Hauptſtädte annehmen und Moskau galt ſtets als ſolche, ohne jedoch je die ihr dadurch zuſtehenden Vorrechte zu genießen) entreißt das Einzelndaſtehen der Bojaren ihnen jede Unabhängigkeit und jedes Anſehen. Wenn ſie vor dem Kaiſer erſcheinen, der, wie bekannt, mit einem einzigen Worte ſie zu Leibeigenen machen kann, ſind ſie eben ſo unterwürfig und eben ſo ſervil, als ſie ſich in Moskau als kecke Mißvergnügte zeigen.

Aus dieſer Zuſammenſtellung ergiebt ſich augenſcheinlich, daß Moskau und Petersburg nicht nur zwei verſchiedene Städte, ſondern auch zwei beſondere Fractionen des Volks und zwei gänzlich von einander getrennte Abtheilungen der Geſellſchaft bilden. Es wäre übrigens unnöthig, wollten wir wiederholen, daß Moskau deſſenungeachtet nur eine untergeordnete Wichtigkeit beſitzt, und wenn wir uns eines Vergleichs bedienen dürfen, deſſen Seltſamkeit jedoch hinreichend durch ſeine Richtigkeit gerechtfertigt wird, nur der linke Arm Rußlands iſt, deſſen rechte Hand, nebſt Haupt und Herz in Petersburg geſucht werden muß. Obwohl das Alter letzterer Stadt in keine ferne Zeit hinaufſteigt, ſo würde ſie doch jetzt ſchon vermöge ihrer großartigen Bauwerke, ihrer bürgerlichen Einrichtungen und ihrer Induſtrie verdienen bis zu einem gewiſſen Punkte mit den andern europäiſchen Hauptſtädten rivaliſiren zu dürfen, hätte ſie ihre beſte Lebenskraft nicht auf Koſten ihrer eigenen Civiliſation erworben. Frankreich und Deutſchland haben, was auch die einheimiſchen Publiciſten dagegen einwenden mögen, ſeit drei Jahrhunderten unumſchränkt in Rußland geherrſcht. Flotte und Heer wurden ohne Unterbrechung von beiden Nationen angehörenden Männern geleitet; franzöſiſche Maler, Bildhauer, Schauſpieler, Schriftſteller, haben ihr Glück in St. Petersburg gemacht; der größere Theil des Hofes beſteht ſelbſt ſogar aus fremden Emporkömmlingen. Vornehme ruſſiſche Damen und Herrn ſind bei weitem ſclaviſchere Nachtreter der in Paris herausgegebenen Bulletins der Mode, als ſelbſt dergleichen in den entlegenſten Provinzen Frankreichs gefunden werden; kurz, dieſer Geiſt der Nachahmung erſtreckt ſich ſogar bis auf die Literatur.

Wir haben in dieſem flüchtigen Entwurfe nur einige zerſtreute Züge der Phyſiognomie St. Petersburgs leicht hinzuwerfen verſucht. Seine Theater, Kirchen, Hoſpitäler, Academien, Klöſter, öffentliche Bäder und Kriegsſchulen, Hof, Geiſtlichkeit, Polizei, Verwaltung und

Handel bieten höchſt intereſſante Punkte, näherer Unterſuchung würdig, dar. Es giebt keine Stadt in der Welt, deren tieferes Studium merkwürdigere Reſultate liefern dürfte, weil keine gefunden wird, in welcher althergebrachte Barbarei ſeltſamer mit moderner Civiliſation verbunden iſt. St. Petersburg vereinigt die widerſprechendſten Sitten, die widerſtrebendſten Gebräuche. Einer ſeiner Füße ſteht noch im XVI., der andere zur Hälfte im XIX. Jahrhundert.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Bremen, im Decbr. 1836. *)

Während draußen Wind, Schnee und Frost ihr unerfreuliches und unmerkantilisches Wesen treiben, steht es hinter den warmen Oefen auf den Comptoiren nicht viel besser aus. Das Vertrauen, die beste Säule der Handelswelt, ist gewichen, und mistrauisch blicken sich die ältesten Handelsfreunde auf der Börse an, welche sie selten ohne eine neue Hiobspost, daß Jemand sich in den Schutz des Präsidenten begeben, d. h. fallirt hat, verlassen.

Wenn wir bedenken, daß die meisten Colonialwaaren, insbesondere aber der Caffee, in den letzten Monaten um drei oder vier Groten das Pfund gefallen ist, und daß die ungeheuren Waarenvorräthe, welche hier aufgespeichert worden, nicht einmal zu verkaufen sind, so dürfen wir in der That bei einem Disconto von acht bis neun Procenten der besten, fast nicht verkäuflichen Papiere, nicht wohl bald eine bessere Zukunft hoffen. Wollen wir aufrichtig seyn, so müssen wir eingestehen, daß wir unsere schlimme Lage außer den Conjuncturen, so wie den sehr reichlichen Erndten Westindiens, dem vermehrten Caffeebau, und außer den uns umgebenden und unsern Absatz immer mehr beschränkenden Zollverbanden, hauptsächlich unserm Menschentransporte nach Amerika verdanken. Die Liebe zum Gewinn ließ uns große Archen erbauen, um Tausende verblendeter Landsleute in das Land der Prosa und der Hartherzigkeit zu führen, wir preßten den Unglücklichen die letzten Bildnisse ihrer von ihnen verlassenen Landesväter ab und übergaben sie dann einer Nation, der zwar tüchtige Hände zur niedrigsten Arbeit, aber nichts willkommen, was schön, sittenverbessernd und Humanität befördernd ist, und bei denen zu Dutzenden in ihrer Erwartung betrogene, nicht unkenntnißreiche Söhne angesehener Familien Europa's, um ihr Leben in einem Lande zu fristen, von dem sie, aus Armuth und falscher Schaam, nicht als verlorne Söhne zurückkehren wollen, harte Chausseesteine den noch härteren übermüthigen Amerikanern zerklopfen. — Aber ihre letzten Pfennige haben uns auch keinen Segen gebracht. Nur selten verschlingt Neptun die dorthin schon bezahlte Menschenfracht, und befreit die ungetreuen

*) Wegen Menge der Mittheilungen verspätet.

Kinder Deutſchlands von dem ſchrecklichſten Unglück der Sterblichen, vor getäuſchter Erwartung. Das trojaniſche Pferd langt glücklich mit den Sclaven des freien Amerika's dort an. Jetzt gilt es aber die Rückfracht für den zwar häufig nur menſchlichen Ballaſt, und da werden denn viel mehr Waaren gekauft und zurück gebracht als der Bremer Handelsmagen verdauen kann. Hinc illae lacrymae, haec illa est misericordia.

Seit einiger Zeit verlautet es, daß der Entwurf einer neuen Conſtitution, welcher, wie einſt den Decemvirn, gleich nach der Juli-Revolution mehren Bremer Männern aus allen Ständen übertragen wurde, der Geburt nahe ſey. Ich glaube nicht, daß December-Stürme ſolche Juli-Kinder befördern. Auch würde ſchwerlich ein ſolches Mittel die alten eingeroſteten Vorurtheile heben, gewiſſermaßen die ſchädlichen Infuſionsthierchen tödten, welche ſich in jedem Handelsſtaate erzeugen, wohin vor allen Dingen „Nepotismus, Geld-Ariſtokratie und Myſticismus“ zu rechnen ſind. Wohl uns, daß unſer Staat ſo viele geſcheute Männer am Ruder hat. Der Name „Smidt“ iſt ein europäiſcher und diplomatiſcher geworden, unſer Richter „Meyer“ würde vermöge ſeiner Unparteilichkeit, Gründlichkeit und Schnelligkeit, womit er die Sachen des Bagatellengerichts ohne Appellation nach Recht und Billigkeit entſcheidet, vielleicht einen Rhadamantus, gewiß aber viele Oberappellationsräthe beſchämen, und welcher Bürger eilt nicht, in jeder adminiſtrativen, wie in jeder Juſtiz-Sache mit Berge verſetzendem Glauben zu dem Senator Doctor Droſte, der, einem unermüdlichen Chirurgen in der Schlacht vergleichbar, von Morgen bis Abend, durch das ſanfte Pflaſter des Vergleichs oder durch amputirendes Urtheil die Krebsſchaden menſchlicher Unvollkommenheiten und Streitigkeiten heilt.

Schlimmer ſieht es hier mit unſerer Geiſtlichkeit aus. Der Paſtor Mallet, welcher, wie die Franzoſen einen Zug nach Conſtantine, einen ähnlichen nach Jever unternahm, um die Oldenburgiſchen Geiſtlichen durch beſchimpfende Angriffe zu belehren, hat in einer etwas auf Schrauben geſtellten Erklärung die Autorſchaft des deßfallſigen Aufſatzes in ſeinem Kirchenboten desavouirt. Aber er und ſeine reformirten Collegen halten keine Gemeinſchaft mit den Predigern des Doms, die, eiferſüchtig auf ihre Rechte und Gemeindegüter, übrigens auch mehr mit rationaliſtiſcher Tendenz, ein eignes corpus pro indiviso ausmachen. Wie ſoll aber auch da, nach dem Vorbilde Preußens, je eine „evangeliſche Verbindung“ herauskommen, wo, wie bei uns, die lutheriſchen und reformirten Waiſenkinder, jene blau und gelb, dieſe blau und roth, in einem und demſelben Hauſe gekleidet ſind? Gefärbte Religionen taugen nicht.

Unſer Theater, welches einſt unter dem guten, Alles aufopfernden Gerber blühte, bis Theilnahmloſigkeit alle Blüthen grauſamer Weiſe erſtarren ließ, und ihn zum weißen Stabe zwang, um vom trojaniſchen Bremen aus ſein neues Rom in Oldenburg zu gründen, welches wir noch immer um den Beſitz dieſes großen Mimen beneiden, beſteht unter der Direction eines thätigen und unermüdlichen Mannes, Namens Anholdt. Die Theilnahme des Publikums bedarf aber, wunderbar genug! des Sporns eines einzelnen Mannes, der in Kunſt-Angelegenheiten faſt der Regent Bremens iſt. Und dieſer Herr, welcher à la Oberon nur in das Horn zu ſtoßen braucht, um das Auditorium der Thalia zu füllen, iſt, leider! auf Reiſen. Von ſeiner früheren oder ſpäteren Rückkehr wird die fernere Exiſtenz des Theaters in Bremen abhängen. — Zu den Genüſſen, welche die Winterabende uns darbieten, ſind übrigens die Vorleſungen franzöſiſcher Komödien zu rechnen, welche ein ehemaliger Pariſer Schauſpieler und Tänzer, Profeſſor Saint Felix im Muſeum ſchon ſeit einigen Jahren zu halten pflegt. Man braucht kein Franzoſennarr zu ſeyn, um von ſolchem ächt franzöſiſchen Vortrage bezaubert zu werden. Oft ſcheint es mir, daß die Ueberwindung der vielen Kakophonien und Hinderniſſe dieſer Sprache den unendlichen Reiz verleiht, was faſt

an den mit Steinen gefüllten Mund des Demosthenes erinnert.

Die Frequenz in Bremerhaven hebt sich alljährig mehr. Bei der immer zunehmenden Versandung der Weser unsern unserer Stadt, war eine Kolonie zum Waarendepot nöthig. Die politischen Verhältnisse waren leider! damals mit Oldenburg nicht günstig, sonst wäre die Anlegung eines Hafens auf dem linken Weser-Ufer für beide Länder gewiß viel vortheilhafter gewesen. Brake als Hafenplatz hätte uns mit dem an Vieh und Früchten reichen Butjadingerlande in Verbindung gesetzt und bei etwaiger sich noch vergrößernder Verschlammung der Weser wäre es gewiß nicht schwer gewesen, durch das Oldenburgische Stedingerland einen Kanal bis an unsere Stadt zu leiten. Das sind jetzt freilich fromme Wünsche und wir haben nur den leidigen Trost, unser benachbartes Brake, das sich wahrscheinlich zu seinem Schaden zum Freihafen supplicirt hat, durch die größere Frequenz der Schiffe in Bremerhaven täglich öder und weniger besucht zu sehen. Möge uns Bremerhaven übrigens nicht einst über den Kopf wachsen! Die Beispiele in der Geschichte liefern schon solche traurige Exempel.

So eben aufsteigende Gedanken an die phönizischen Städte bringen mich auf ihre Geschichte. Der Streit des Herrn Wagenfeld, welcher eine Handschrift des Sanchuniaton aufgefunden haben will, mit dem Herrn Director Grotefend aus Hannover und mit einigen andern Gelehrten wird sich nächster Tage entscheiden, da das Buch sehr bald gedruckt seyn wird. Mit anmaßender Grobheit hat Herr Grotefend das fragliche Werk a priori für unächt erklärt und es zu einem Prinzen mit der eisernen Maske gestempelt, indem er es freilich nicht unwahrscheinlich macht, daß Herrn Wagenfeld's Angabe, dieses Manuscript von einem portugiesischen Obersten erhalten zu haben, nicht in der Wahrheit gegründet ist. Aber wie viele Ursachen kann Herr Wagenfeld nicht haben, die Quelle zu verheimlichen, welche ihm zu seinem literarischen Funde verholfen. Ich kenne Jemanden, der die alten italienischen Kirchenmusiken mit der frommsten, begeisterndsten Andacht spielt und doch nicht durch den besten Titel dazu gelangt ist. Auch gibt es in der Wissenschaft fast kein Eigenthum; sie ist Gemeingut Aller. Sollte Herr Wagenfeld indessen ein nachgemachtes Manuscript, vielleicht Mönchsarbeit des Mittelalters, zu Tage fördern, so ist er wenigstens selbst betrogen, das merkt man bald, wenn man sein schlichtes, einfaches und bescheidenes Wesen kennen gelernt hat.

Literarische Uebersichten

von

G. S.

VI.

Freilich gibts auch in Deutschland noch heute Lyriker genug, und darunter ansehnliche Talente, mancherlei Ursprünglichkeit, und noch weit mehr Fertigkeiten. Die größten Dichter freilich waren von jeher noch *mehr als Lyriker*. Wer bestreitet dieß? Ja unsre ersten Dichter waren auch unsre ersten Lyriker. Das einfache Gedicht ist der erste und natürlichste Ausdruck jeder dichterischen Fähigkeit, der Ausdruck der Poesie des inneren Menschen, Etwas, das weit entfernt von eigentlicher Kunst seyn kann. Die Dichtkunst aber fängt erst im eigentlichen Dichter an, der immer, wenn auch in verschiedener Potenz, in verschiedenem Grade, Künstler ist. So wird das unscheinbarste Lied eines *wahren* Dichters zum größeren Kunstwerk als ein ganzer künstlicher Matthison, dessen sogenannte Kunst nur der geringsten poetischen Fähigkeit zur Ausstattung dienen mußte. Nur unter einem Naturvolke, und nur, wenn auch da ein mythischer und thatenreicher Hintergrund mangelt, haftet der Dichter auf der lyrischen Stufe, wie etwa *Burns*, der Schotte, oder die früheren Dichter solcher Volksstämme, die nie ein glorreiches Götter- und Heroenthum aufweisen konnten. Ueberdieß ist die Lyrik zugleich der nächste Ausdruck der Modernen, und vor Allem deutscher Innerlichkeit. Viele Dichter — aber wenig Kunst,

und unter den befähigten Figuren wenig Gestalt. Deßhalb vermindert sich selbst der Einfluß der Tüchtigeren. Denn in einem Zeitalter, wo Tausende gute Gedichte zu Tage fördern, wo schon mit der Bildung und Sprache ein ganzer Speicher poetischer Dialectik und Anschauung aufgenommen wird, da fragt man nach Etwas, das auch den größten Fähigkeiten nie mangelte, das aber auch den minder großen oft unerwartete Bedeutsamkeit und einflußreiche Wichtigkeit gibt, ich meine die festgestaltete, werth- oder würdevolle, entweder durch Geist oder durch Character tief eingreifende Persönlichkeit. Von unseren großen Dichtern der classischen Zeit nicht zu sprechen, findet sich solche Eigenkräftigkeit neuerdings desto seltener, je mehr die Kräfte und die Ansprüche zunahmen. Je mehr das Individuum an Freiheit gewinnt, desto mehr nimmt es an auszeichnender Bedeutung, an hervorragender, schwer errungener Würde ab. Am Aergsten trifft dieß die deutschen Lyriker im gegenwärtigen Zeitalter unserer Nation und Literatur. Seit Männer wie Schiller und Göthe gewirkt und geschaffen haben, sind die Deutschen nichts überdrüssiger worden, als der immer mehr anwachsenden Zahl von Poeten, besonders lyrischer Poeten. Mein Vater, der besonders in früheren Jahren ein sehr begeisterter Freund unserer Dichtkunst war, hatte sich für seinen Gebrauch ganz nützliche Tabellen über unsere neuere Literatur angelegt. Da fehlten in älterer Reihe selbst die verschollensten Namen nicht. Wir hatten Raum für den Ruhm in Fülle. Etwa bis zu Schillers Tod trug er sich alle Namen und Werke in seine Tabellen, ja er las sie wohl Alle, doch nun ging die Noth an. Je mehr das Große, was schon vorlag, gefangen nahm, je mehr rumorten die Kleinen. Wie Ameisen krabbelten die Poeten aus der Erde. Da habe, klagte mein Vater, das Unwesen der Romantiker angefangen, das Versgeklimper, die Uebernatürlichkeit, das Sonnettengeleier, das Poetenvolk sey ihm täglich gleichgültiger worden und er habe bald darauf aus Ueberdruß seine Tabellen abgeschlossen. Ich glaube, Tieck und Theodor Körner waren die letzten Dichter, die er aufzeichnen mochte. Das war keine Zufälligkeit, das war ein Phänomen. Die größte Zahl seiner Zeitgenossen empfand denselben Ueberdruß an unsrer anschwellenden Literatur, in der trotz vieler herrlichen Talente es schwer wurde, das eigentlich Bedeutende von der Masse zu sondern. Da hat man denn auch bald auf das Gute, den Genius und den Fortschritt, der wirklich eingetreten ist, auf wirklich Großes nicht mehr geachtet, und erst die jüngere Literatur hat mit Mühe einige neuere Dichter wieder in die Hände des größeren und stillstehenden Publicums gebracht. Aber fragen wir uns selbst, wie schwer entschließt man sich einer neuen poetischen Erscheinung nachzugehen? Wer liest diese Jahr aus Jahr ein neu ausfliegenden Gedicht-Sammlungen? Guter Gott! Wer kann das? Man wartet, bis irgendwo ein Lärm entsteht, bis ein Kritiker zu Hülfe kommt, bis der Zufall uns einen Schatz entdecken läßt, und auch dann wird man oft gräulich getäuscht und sieht, daß der Neuling nur von einer literarischen Clique empfohlen war. Man erwartet ohnedieß nur wenig Förderndes und wirklich Erfassendes besonders von diesem Theile der poetischen Literatur, man fragt bei ihr stets nach entschiedener Größe, und man ist überzeugt, daß, wenn solche heraustritt, auch der Nation die Empfänglichkeit, die Bildung und Leitung nicht abgeht, schnell davon berührt, und nach und nach entzückt und überwältigt zu werden. Allein wenn nicht die schlagendsten Eigenschaften einen neuen Lyriker emporheben, pflegt in unsrer Zeit auch bei dem trefflichsten Talente nur von der Bedeutung und dem Gewicht der Persönlichkeit der Ausschlag gegeben zu werden, einer Persönlichkeit, die an sich tüchtig und angesehen sey, und durch ihr ganzes Wirken wahrhaft in unsere Geschichte und Culturentwicklung verwoben werde. Nicht bloß vom Character des Dichters verlangt man wahrhaft moderne Eigenthümlichkeit, sondern nicht minder vom Character des Menschen, der da dichtet, ein

eigenthümliches, bildendes, festgestaltetes Gepräge. Darum so viele ansehnliche und vertheilte Gaben, darum so selten Größe, Einfluß, Anerkennung.

Als unsere deutsche Dichtkunst und besonders die Lyrik sich im Fegefeuer der romantischen Poesie aus der trotz Schiller und Goethe dennoch überwiegenden Prosa unsrer früheren Dichter emporgehoben hatte und das individuelle Leben aus der Tiefe heraustrat, seitdem sind unsre Poeten in Stoff und Behandlung fast durchgängig poetischer worden, aber gerade deßhalb auch um ihre Bedeutung, ja sogar um die characteristische Färbung gekommen, die in unsrer älteren Literatur selbst minder poetische Köpfe durch ihre geistigen Strebungen oder ihre bürgerliche Haltung gewinnen konnten. Und diese Stelle bleibt jenen im Andenken des Volkes fortan; denn weit mehr als unsere jetzigen Poeten waren diese früheren — Begründer deutscher Cultur. Jetzt da einmal Goethe und die ihm nächst Stehenden die Poesie des innern Menschen erlöst haben, jetzt ist der Grad, wo die Bedeutung anfängt, unendlich schwerer zu erklimmen. Für die Fortbildung der Kunst unter Künstlern ist oft das Kleinste, ja jede irgend eigene Fertigkeit von Werth und Wirkung, allein die Wirkung auf Welt und Zeit, der Beifall ist desto unscheinbarer. Dieselben Talente, die durch ihre besten Gaben nie und niemals Anerkennung oder Einfluß gewinnen, weil es eben lyrische Gedichte sind, würden oft, wenn sie ihren Geist zu irgend andrer Thätigkeit nöthigten, schnelle Belohnung finden. Hoffe Niemand auf eine poetische Unsterblichkeit, die sich nicht ihm, dem Lebenden, im Beifall seiner Zeitgenossen ankündigt. Die Räder der Zeit treiben zu schnell und ehe ihr zu Asche werdet, schlagen neue Wogen des Lebens und der Poesie über euren Gräbern zusammen. Das Einzige, was ihr hoffen dürft, ist, daß früher oder später diese einzelnen Schönheiten deutscher Dichtkunst in einer Anthologie bewahrt werden, wie kein Volk eine solche aufweisen kann. Weiter nichts!

Der erste reichbegabte deutsche Dichter, der mit dem Mißtrauen gegen neue Dichtung und mit dem Ueberdruß lebenslang zu kämpfen hatte, war Tieck, ein Talent und eine Persönlichkeit, die Beide nicht geeignet waren, jene Unbill der Zeit zu bezwingen. Darum ward Tieck im eigentlichen Sinne nie national. Zum Lyriker mangelte ihm sogar die ächte Fähigkeit und das persönliche Gewicht fast gänzlich. Wie mußte es nun den Kleineren ergehen! Unsere neuere Lyrik wurzelt lediglich in Goethe. Man hat nur neue Elemente des Stoffs und der Behandlung hinzugebracht und erst in jüngster Zeit neuen Gemüthsbewegungen, frischen Lebens- und Geistesregungen, kurz dem Weltgeist auch in der Lyrik das Herz geöffnet. So folgten mehrere Richtungen und Häupter nach einander, unter denen besonders Uhland und Heine emporragten. Als solche Repräsentanten gewannen sie auch raschen Eingang. Uhland und die Balladenpoesie bezeichnen zwar eine schon zurückgedrängte Richtung, wenn schon erst neuerdings dieser Dichter in die Breite des Volkes eindringt. Zwar gehört seine Geist- und Dichtungsart der romantischen Periode, seine Form Goethen — kurz einer Kunstperiode an, die sich in Uhlands historisch-epischen Elementen nicht eben steigerte, aber ergänzte und in ein neues Lebens- und Dichtungsalter hinüberleitete. Doch Uhland steht fest als ein Glied der deutschen Poetenkette, nur seine Schule ist antiquirt. Das ist Manier, Meistersängerei und am wenigsten von einer bedeutsamen Persönlichkeit unterstützt. Heine war in unsrer Poesie der erste entschiedene Verkünder einer neuen Dichtungs- und Lebensperiode. Ich meine den früheren, jugendlichen Heine, der noch nicht seine eigene Karrikatur, noch nicht der Sclave seiner Frivolität war. Neben Uhland und Heine gruppirt sich noch eine kleine Zahl neuerer Lyriker, mehr oder weniger modern, der Eine fähiger, der Andere anerkannter. Die lyrische Poesie theilt nothgezwungen alle Gährungen unsrer Zeit und Literatur. Darin liegt die Verwandtschaft mit Goethe, der in Gehalt und Form der einzige Haltpunkt auch der Mo-

dernen bleibt, hier liegt zugleich ihr Unterschied von Goethes Geist- und Dichterart, von der Quantität gar nicht zu sprechen. Je bedrängter die Kunst überhaupt durch die Bewegung des Geistes und der Prosa wird, desto mehr fragt man nach der Zulänglichkeit und Individualität des Poeten, nach lebenschaffenden Eigenschaften, nach frischer, energischer, die Prosa überwältigender Schönheit und vor Allem — nach dem Gewicht der dichtenden Persönlichkeit.

Ohne dieß Gewicht dringt ein Dichter nur schwer durch unsere jetzigen Geistesstrebungen hindurch. Heine besaß es von seinem ersten Auftreten, weniger durch seinen Character, als durch seine Geistesart, die in Deutschland bis dahin das auffallendste Symptom des Neuen war. Auch nahm er solche Aufmerksamkeit Anfangs weniger durch die schönen Lieder, als durch die Reisebilder und durch manche moderne Bizarrerien in Anspruch. Uhland genießt ein ähnliches Gewicht, doch gelangte er nur nach und nach dahin. In seiner Person glaubte man den Ausdruck einer besonderen Volksthümlichkeit und provinciellen Anlage für Poesie zu erkennen und später machte sein schroff politischer Character Eindruck beim deutschen Volke, ja er ward das poetische Schiboleth der Liberalen, obwohl Göthe Recht hat, daß der Politiker den Poeten aufgefressen, und man von einer gewissen Seite her ein ungebührliches Aufheben von seiner Gemüthspoesie und von seiner Reinheit macht. In Chamisso und Stägemann wird unverkennbar eine große persönliche Tüchtigkeit verehrt, so wie ihr Leben oder ihr Wirken eng mit dem Schicksal der Nation verflochten ist. Dem trefflichen und ächt volksthümlichen Wilhelm Müller reichte ein früher Tod auch einen frühen Lorbeerkranz. Rückerts reiche Dichterbrust kam nur durch die Consequenz, mit der er mehre Decennien ohne rechte Anerkennung Schätze auf Schätze umherstreute, zum vollen Gewicht einer unschätzbaren Persönlichkeit. An ihm ist Alles Hingebung, Menschlichkeit, Liebe. Platen dagegen brachte es bei einem schönen Talent, bei anerkennungswerthen Verdiensten um Sprache und Formen, und bei einer Erhabenheit der Sinnesart, die seit Klopstock nur Einer in dem Grade besessen, doch nur zu einem Ansatz von persönlichem Gewicht; denn sein Stolz, seine Eitelkeit, seine Lieb- und Gemüthlosigkeit, vorzüglich aber seine Reibungen und Prahlereien konnten für diese doch nur mäßige, aber wohl auch von den Zeit- und Nationalverhältnissen bedrückte Dichterkraft kaum Theilnahme, wie viel weniger Liebe entzünden. Er erscheint mehr als Sonderling. Durch ähnliche Consequenz wie Rückert erwartet auch Eichendorff den verdienten Lohn. Unsere romantische Epoche hat uns in ihm den besten, noch immer jugendlichen und strebsamen Sänger der Natur und der Einsamkeit überlassen. Und für Justinus Kerner, den Poeten, legt sein Magierthum in der Seherin von Prevorst ein großes Gewicht in die Schale. Wenn der nicht Dichter und ein Vertreter der Poesie in unserer Weltprosa ist, wer wirds denn seyn? Auch fehlt es nicht an jüngeren Individualitäten, denen vielleicht erst ein längeres Streben oder ein glücklicher Wurf persönliche Bedeutung gibt. Entweder gebricht ihnen noch die höhere Vollendung, oder sie vergriffen noch den Stoff, oder selbst bei schöner Eigenart fehlt noch das Gewicht einer solchen, festgestalteten, hervorragenden, wirkungsreichen Personalität. Das bloße, meist namenlose Minnesängerthum ist längst vorüber. Man will keine bloßen Schatten, sondern lebendige Personen. Einige, wie Graf Auersberg (Anastasius Grün) und Nicolaus Lenau sind schon mit auszeichnender Sonderlichkeit und in glücklichen Verhältnissen aufgetreten. Soll ich noch andere Hoffnungen für bleibendes Gewicht nennen, so heißen sie Zedlitz, Prokesch, von Gaudy, Wilhelm Zimmermann, Julius Mosen, Freiligrath, Robbe (der Verfasser der Gedichte eines Materialisten) u. s. w., von Anderen zu schweigen, die bei mäßiger Begabung sich noch durch Verneinung verhaßt machten. Ueber allen den Genannten steht Göthe als sichtbarer oder unsichtbarer Meister.

Viele ſind noch in dem Tieck'ſchen Kunſt- oder Uhland'ſchen Lebens- und Gefühls-Kreiſe gefangen. Der Sieg winkt einzig dem friſch, wahrhaftigſt und energiſch Strebenden, dem, der die Welt beherzt bei'm Schopfe faßt. Denn das will ſie ſeyn.

Zum Schluſſe bringe ich in Erinnerung, daß es erſt der neueſte Aufſchwung der Literatur geweſen iſt, welcher den beſten vorangenannten Dichternamen Anerkennung, Eingang und die Liebe eines breiteren Publikums ermittelt hat und daß es die jugendlichen Geiſter ſind, die ſich dieß noch immer zur Aufgabe ſetzen. Alſo voran denn!

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

VI.

Ich habe kürzlich kleine Andeutungen, das Coſtüm betreffend, gegeben, und finde, daß ich noch mit einigem in Rückſtand geblieben bin.

Es iſt nicht lange her, als die Anweſenheit einer fremden Sängerin bei uns die Frage ernſtlich anregte, „wie weit man in dieſen Sachen gehen könne und ſolle.“ Dem. Stuart, welche hier die Desdemona ſang, führte einen Anzug dazu bei ſich, den ſie vorgab, ſich nach dem Muſter der Malibran in dieſer Rolle verfertigen haben zu laſſen. Ich kann darüber nicht urtheilen, denn ich habe ihn nicht geſehen. Nun beſtand man aber darauf, daß ſie ein ſchwarzes Kleid mit langen Aermeln anlegen ſolle, da es erſtlich: in Venedig gebräuchlich geweſen ſey, daß alle Edeln ſchwarz gingen, zweitens, weil es in der alten Republik ungeziemend geweſen, daß Damen von Stande in kurzen Aermeln erſchienen. Das Kleid der Dem. Stuart hatte nämlich kurze Aermel und war von weißem Atlas.

Laſſen wir die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieſer gelehrten Annahme für jetzt noch bei Seite, und betrachten wir den Fall in ſeiner ſpeciellen Eigenthümlichkeit, ſo war es nicht recht, der fremden Sängerin verbieten zu wollen, ihr eigenes Coſtüm anzulegen. Ein eigenes Kleid ſteht gewöhnlich beſſer als ein entlehntes, man bewegt ſich leichter darin, man iſt darin mehr zu Hauſe. Eine junge Dame, die einen ſchönen Arm hat, zeigt ihn gern, und das Publicum iſt im Ganzen wohl dankbarer dafür, und es befriedigt jedenfalls ein runder, weißer Arm mehr das Schönheitsgefühl, als ein ſchwarzer Aermel. Ferner wäre es wahrhaft wohlthuend, unter all den ſchwarzen Choriſten und Soliſten, die nun einmal nach unſerer Venetianiſchen Kleiderordnung ſchwarz gekleidet erſcheinen müſſen, die reine, keuſche Geſtalt der Desdemona in weißem, glänzendem Stoffe zu erblicken.

Dieß Alles ſpringt auf den erſten Blick in die Augen. Allein man könnte noch anführen, daß die vornehmen Venetianer, die ſo prachtliebend waren, bei feſtlichen Gelegenheiten ſich gern in übertriebenem Glanze zeigten, und durch den ſteten Verkehr mit dem Orient die herrlichſten Stoffe mit den glänzendſten Farben wohl kannten und gebrauchten. Gerade dieſer ausſchweifenden Pracht Einhalt zu thun, und dem um ſich greifenden Uebermuthe zu ſteuern, wurde eben das Geſetz der ſchwarzen Farbe decretirt, die ſich endlich ſogar auch auf die Gondeln erſtreckte, weil ſich an dieſen auch der übertriebenſte Luxus zeigte. Dieß Alles mochte jedoch nicht verhindern, daß bei großen, ſolennen Gelegenheiten das ſtrenge Geſetz umgangen wurde, wie es z. B. bei der wunderbaren Vermählung des Dogen mit der Adria ſtattfand, und wie wir noch auf alten getreuen Schilderungen in Venedig ſelbſt zur Genüge zu beobachten Gelegenheit hatten.

Wo war überhaupt Farbenpracht mehr zu Hauſe als in jener mächtigen und reichen Meeresſtadt? Man muß den großen Titian, Paul Veroneſe und die Andern nicht kennen, wenn man ſich dort Alles nur ſchwarz denkt, und wäre es wirklich der Fall geweſen, daß zu irgend einer Zeit der Republik Todesſtrafe auf einen bunten Streif am Saume einer Patrizierin ge-

standen hätte, so soll sich eine Theaterdirection nicht an solche Polizeigesetze kehren, die einmal ihren guten Grund gehabt haben können. Ist es ihr nicht ein Leichtes, Othello vor oder nach jenem Gesetze spielen zu lassen? Wer weiß denn überhaupt, wann die Geschichte sich zugetragen? Am Ende hätte ja auch ein Verbot bestehen können, bei den Hochzeiten Musik zu machen, und eine strenge Theaterdirection, die unerschütterlich bei der historischen Treue bliebe, wäre im Rechte, wenn sie die Musik zum zweiten Finale der Oper striche.

Ich denke mir Desdemona wie die zarte Taube; ich zittre mehr für sie, wenn ich sie unschuldig weiß, neben dem schwarzen, Verderben brütenden Othello erblicke.

Nun komme ich aber auf eine andere Frage. Warum denn diese ernste Miene bei langen Aermeln und schwarzer Farbe, während man so manches Andere aus den Augen läßt, wesentlicher als das und jedenfalls unrichtiger. So wie ich der Meinung bin, daß man selbst das strenge Costüm auf dem Theater bei Seite lassen solle, wo es dem Eindrucke schaden könnte, so will ich, daß man seinen Forderungen genau Gehör gebe, wo es dazu beiträgt, den Eindruck zu verstärken.

Die Erscheinung der versammelten Signoria sollte stets Würde ausdrücken; jeder Einzelne müßte sie in seiner Haltung zeigen. Die langen, weiten Gewande mit nachschleppenden Aermeln, ein schwarzer, schwerer Stoff von Wolle, die Hermelinkragen, das breite Barett, die violetten, herabwallenden Schärpen, Alles dieß kann dazu beitragen; aber auch die Köpfe dürfen nicht vernachlässigt werden, schöne Lockenperücken, malerisch geordnete Bärte sollte man nicht aus den Augen lassen.

Hier handelt es sich nicht um leeren Statistenkram. Ich bin nicht dafür, daß hundert Soldaten mit betreßten Röcken hereinziehen und sich im schlotterigen Tempo beim Souffleurkasten zur Erheiterung der Gallerie vorbeibewegen, und so — die in dem Hintergrund die Scene zu füllen bestimmt sind — zur Hauptsache werden. Der Chor aber ist ein wichtiger Theil der Oper, ein großes, mächtig wirkendes Glied des Ganzen, und es kann nicht eingeräumt werden, daß Venedigs Senatoren in jenen nüchternen, schwarzen Mäntelchen, in den Pumphöschen und kurzen Jäckchen, und endlich mit Köpfen erscheinen, denen der nöthige Ausdruck fehlt und der daher von Außen erhöht werden muß, da er von innen nicht zur Anschauung gebracht werden kann.

Hier wäre nun der Ort, etwas für das Costüm zu thun, denn hier ist es im Stande, die Wirkung des Ganzen zu verstärken, ja einer wichtigen Scene Bedeutung zu geben, ein ganzes Stück zu tragen.

Ich könnte eine Unzahl von Fällen anführen, will aber für dieses Mal mich nur auf Venedig beschränken, und gedenke nächstens meine Reise weiter zu machen.

Im Kaufmann von Venedig muß ich die Costüme fast durchweg tadeln. Antonio und seine Genossen sind schlecht costümirt. Auch hier trägt Antonio jenes kahle, schwarze Mantelcostüm, so nüchtern und ärmlich, wobei nichts an den königlichen Kaufmann der herrschenden Handelsstadt erinnert. Und warum denn immer der spanische Hut mit dem spitzzulaufenden Kopf? Statt des flachen, breiten altdeutschen Deckels, der auf einem Ohr schief, sich auf den alten Tafeln der Meister so malerisch ausnimmt, statt des kronartigen, hohen, geschmückten Baretts der englischen Großen, des grauen, weichen, leicht aufgeschlagenen Filzes, wie Rubens und van Dyck ihn trugen, des kleidsamen, haubenähnlichen, spanischen Hutes mit gezogenem Kopfe, oben breiter als unten, und der schmalen, emporstrebenden Krämpe, statt aller dieser wechselnden, kleidsamen, malerischen, bezeichnenden, für den Ausdruck des Gesichts so wesentlichen Kopfbekleidungen, wählen unsere meisten Schauspieler nur immer jenen fast modernen Hut, unmalerisch und ungraziös, oft sogar der Bedeutung der Rolle geradezu widerstrebend. Petrus de Vineis, den Kaufmann von Venedig, Faust, Jago, Posa, um des Himmels willen, meine Herrn, wo denken Sie hin! Alles das in einem und demselben Hute, der sich eigentlich nach

dem Ausdrucke, den er dem Kopfe verleiht, nur für einen modernen Seekadetten schicken würde.

Es ist daher wohl zu erwägen, wo eine genaue Berücksichtigung dieser Aeußerlichkeiten nothwendig erfordert wird, und ich werde meine Bemerkungen über dieses Thema nicht ermangeln fortzusetzen.

Vermischtes.

— Balzac hat so eben alle seine Werke, die er geschrieben und noch schreiben wird, der **librairie centrale** für 50,000 Fr. baar, um einige Schulden zu bezahlen, und 15000 Fr. jährliche Renten verkauft. Die Buchhandlung aber, um den Todesfall des fruchtbaren und wohlgenährten, aber sich auch oft zu wohl nährenden Roman-Autors zu pariren, hat denselben sogleich in der Lebens-Versicherung für 50,000 Fr. verassecurirt. Mir fällt dabei ein alter Trunkenbold ein, der bei seinen Lebzeiten seinen Cadaver der Anatomie für 10 Thaler verkauft hatte und sich mit diesem Gelde den letzten Rausch an den Hals trank.

— Die ungeheure Unternehmung des Vicomte von Botherel, die **Omnibus restaurants**, von welcher alle Zeitungen bereits sprachen und sie zugleich bespöttelten, scheint nun wirklich bald in's Leben treten zu wollen. Herr von Botherel erläßt Ankündigungen, daß der Dienst demnächst beginnen werde, beschränkt sich aber wohlweislich erst auf ein Arrondissement, ehe er die Sache über ganz Paris ausdehnt.

— In Paris ist es Sitte, daß bei den vornehmen Hochzeiten im **Faubourg St. Germain** der bekannte Zauberer Comte von 9 Uhr bis Mitternacht die Gesellschaft unterhält. Kürzlich war wieder ein solcher Fall eingetreten, und was that Comte? Er verzauberte alle Uhren, um seine Kunststücke länger zeigen zu können. Um zwei Uhr Morgens glaubte die ganze Gesellschaft, daß es erst Mitternacht sey. Selbst die Uhr des Bräutigams soll ihm diese Täuschung nicht bemerklich gemacht haben. Die Geschichte ist in der großen Stadt zum Tagesgespräch geworden und hat viel Lachen gemacht.

Nekrologe.

In Paris starb vor einigen Tagen der berühmte Maler Baron Gerard, der 1770 in Rom geboren worden war. Er war ein Schüler Davids. Sein Belisar und sein Homer sind in der ganzen Welt bekannt; allein die Schlacht von Austerlitz ist wohl das größte Werk dieses Malers. Eines seiner letzten Bilder ist ein Portrait des jetzigen Königs der Franzosen. Er ist niemals reich gewesen, machte aber ein interessantes Haus. Seine Soirées vereinigten ehemals die ersten Männer, die sich in Paris befanden und haben einen historischen Ruf. Ich versuchte eine schwache Skizze einer derselben, welcher ich beiwohnte, in meinen Pariser Aquarellen. Gerards Unterhaltung war geistreich und er machte die Honneurs mit einer wohlthuenden Simplicität. Man kann Gerard über Guerin und Girodet setzen und ihn nicht unpassend den de la Roche der David'schen Schule benennen.

— Den 19. December starb in Paris Franz David Christoph Stöpel, bekannt in der musikalischen Welt durch vielfältige Arbeiten. Nachdem er an vielen Orten Deutschlands musikalische Schulen nach der Methode von Logier in London errichtet hatte, kam er nach Paris, wo er endlich für seinen unruhigen strebsamen Geist das Ziel gefunden zu haben schien. Er schrieb hier in französischer Sprache folgende Werke: Ein neues System der Harmonie und des Logier'schen Unterrichts auf dem Piano, chronologische Tabellen zur Geschichte der modernen Musik, eine Pianoforte- und eine Gesangsschule, außerdem eine Menge Compositionen. Er ist 42 Jahre alt geworden.

Telegraph von Deutschland.

Altonaer Stadttheater.

Heute Montag, den 26. December 1836. (Mit aufgehobenem Abonnement, zum Erstenmale:)
Drei Tage in der Vorstadt St. Pauli. Komisches Gemälde aus dem Leben in 3 Abtheilungen. (Manuscript.)

Personen: (Mitspielende.)

Adalbert Sonnenstaub, Commis bei einem Verleiher antiquarischer Bücher, ein dramatisch belesener Jüngling. — Bastian Muck, Buchbindergehülfe, hat lichte Augenblicke, übrigens ein hirnloser, stupider Mensch, dessen Freund. — Iphigenia Mondschein, dramatische Künstlerin, in ein magisches Dunkel gehüllt. — Mariane, Schenkmamsell zur heftigen Grochumpe, ein anziehendes, pfiffiges Mädchen. — Fünf Stammgäste zur heftigen Grochumpe, als: 1) Paul Bock, genannt Lilienduft, ein angegangener Sänger; 2) Mopsus, ein gymnastischer Künstler, vormals Inhaber einer Menagerie, ein durch Umgang gebildeter Mann; 3) Cäsar la Gouache, Silhouettenschneider und Portraitmaler, hat Sinn für Natur und Geist; 4) Eugéne Olivars, Professor der Tanzkunst, ein armer Schlucker, sehr galant! 5) Tömann, Meisterknecht einer Schiffswerfte, ein reicher Schlucker, nicht so galant. — Ein Guckkastenmann, hat Umgang mit großen Männern. — Ein Polichinelldirector, verheirathet. — Die Polichinelldirectorin, seine Frau, auch verheirathet. — Der Teufel; der Scharfrichter; Caspar; seine Frau; sein Kind; ein Galgen, (deren Familie.) — Ein Spielsachenhändler. — Eine Macronenhändlerin. — Ein Bänkelsänger. — Ein Leierkastenmann. — Ein blinder Klarinettbläser. — Ein Knabe, sein Führer. — Ein blinder Flötenbläser. — Ein Knabe, sein Führer. — Ein Nachtwächter. — Eine Bäuerin. — Drei Knaben. — Eine große Trommel. — Ein Judenjunge. — Judenjungen verschiedener Art. — Mehre Gassenbuben. Marktgänger. Buben. Menschen. Juden. Handelsleute. Karren. Volk.

Nichtmitspielende.

Die Wirthin zur heftigen Grochumpe. (Hat Zahnschmerzen.) — Virginius Langwyr, ein Rammer, ihr geschiedener Mann. (Ist aus Verzweiflung in die weite Welt gegangen.) — Barbara Nothanker, die Magd. (Hat in der Küche zu thun.) — Mehre Gäste. (Sind rückständig geblieben.) — Einige zerbrochene Gläser und sonst noch mehre Menschen.

Das Stück spielt in der Vorstadt St. Pauli und — fiel total durch.

(Erzähler.)

Allerlei.

Die hiesigen Zeitungen haben schon manchen Todesfall angekündigt, aber noch nie den des seligen Pastorialrath Hebacker gehörigen. Er starb sehr leidend, und sich selber unbewußt in dem letzten Jahre seines Lebens. Unser Schmerz ist so grenzenlos, wie die Ewigkeit, zu der unser unvergeßlicher Oheim leider übergegangen ist. Wir enthalten uns alles bei einem Sterbefalle gewöhnlichen Lobredens, da der Selige hinlänglich bekannt und geachtet war, wovon das bis zu seinem Hinscheiden rühmlichst betriebene Grützenmacherei-Geschäft gezeugt hat, und fügen nur hinzu, daß wir solches von dato an fortsetzen.

Hebacker jun. & Comp.

(Erzähler.)

— Ein alter, guter pommerscher Edelmann, der einmal in der Kirche aus dem alten pommerschen Liederbuche singen hörte:

„Herr Gott, Vater im Himmelreich,
Der du uns machst alle gleich!“

sagte, im rüstigen Widerspruchstone, zu seinem Nachbar: „Das kann nicht seyn, das darf nicht seyn! das gibt auch die Ritterschaft gar nicht zu!“ (Österl. Blätter.)

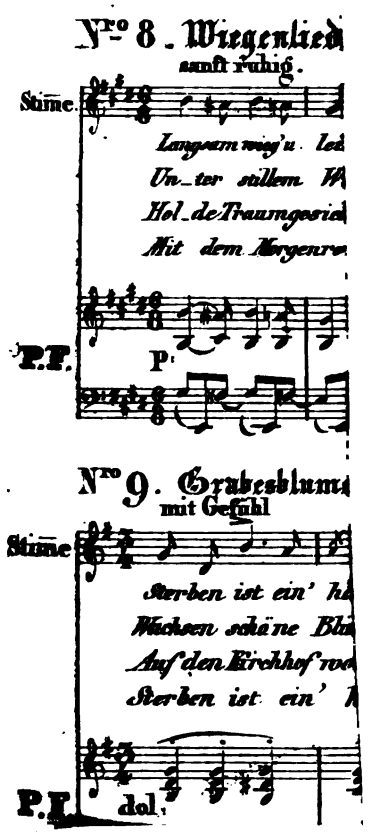
Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Studie für Schauspieler: Die Weintrinker.
2) Aus dem Volksweisen-Cyclus von Linkpaintner.

August Lewald.

ITY OF
FORNIA


Nro 8. Wiegenlied
sanft ruhig.
Stime.
Langsam wieg'u. Lei
Un_ter stillem Ha
Hol_de Traumgesich
Mit dem Morgenro
P.F.
p.
Nro 9. Grabesblume
mit Gefühl
Stime
Sterben ist ein' hi
Wachsen schöne Blu
Auf den Kirchhof wo
Sterben ist ein' h
P.F.
dol.

Gafarelli.

Von

Jules Janin.

Nur ungern erzähle ich eine Geſchichte, die eben ſo furchtbar als ſeltſam klingt. Ihr Held iſt einer jener unglücklichen Künſtler, die in Italien ſonſt erbarmungslos aus Eitelkeit, um die Muſik der päpſtlichen Kapelle zu bereichern, geopfert wurden. Abſcheuliche, blutige Entheiligung, die meinem Gefühle nach die erhabenſte Muſik verderben mußte! Wer kann Gefallen finden an von geſchlechtsloſen Stimmen geſungenen Gebeten, — von Stimmen, die nicht Leidenſchaft, nicht Liebe empfinden können, und an Gebeten, ohne Herz und ohne Rührung nur ſo hergeplappert! Greuelhafter Gedanke, zu Deinen Sängern, großer Gott! Geſchöpfe zu verwenden, wie Mohameds Enkel ſie zu Hütern ſeiner Lüſte wählt!

Es lebte alſo im verfloſſenen Jahrhundert auf dem Lande in der Gegend von Florenz ein elender, ſchlechter Bauersmann, Majorano genannt, der Tag um Tag ſich betrank und ſich dabei weder um den vergangenen Abend bekümmerte, noch Sorgen für den kommenden Morgen in ſich verſpürte. Er war mit einem Worte ein ächter und gerechter Bauer, grob, ungeſchliffen, egoiſtiſch, bösartig, herz- und gemüthlos, ein durch Elend und Noth zum Thier herabgewürdigtes Geſchöpf, kurz ein Geſell, der mit mehr Muth einen tüchtigen Banditen in den Abruzzen vorgeſtellt haben würde. Zu allem Unglück beſaß der ſchlechte Burſch einen Sohn, einen ſchönen blonden Knaben, ſchon herrlich aufgeblüht im Hauche ſeines zehnten Frühlings. Noch auf der Mutter

Arm war das Kind ſchon empfänglich geweſen für die unſichtbare Harmonie der Ländlichkeit. Das Rauſchen des Fluſſes, das Murmeln des Baches, der Geſang der Vögel auf dem Baume verſchaffte ihm unſägliche Wonne. Wie das Kind heranwuchs, ſo wuchs auch ſeine Leidenſchaft für Alles, was Muſik hieß; eine ſchöne Menſchenſtimme entlockte Thränen ſeinen Augen, die Töne der Sackpfeife des Gebirges verſenkten ihn in träumeriſches Nachdenken; er witterte einen Zitterſpieler eine Stunde weit, ließ alsbald ſeinen Pflug dann mitten im Felde ſtehen und lief athemlos ſo lange fort, bis er die weit entfernte Muſik erreicht hatte, der er dann nachzog, ſo weit er konnte, und wenn er Abends von Hunger und Müdigkeit erſchöpft nach Hauſe kehrte, bekam er von dem Vater Prügel, die ihn jedoch nicht hinderten, am andern Tage einen gleichen Weg zu machen.

Weit mehr als heutiges Tages war damals Italien mit Muſikern angefüllt. Die kleinſte Dorfkirche beſaß ihren eigenen Organiſten und ihre Sänger. Muſik iſt Seele des Gebets. Wie manche Chriſtenſeele iſt nur vermöge der ſchönen, Meiſterwerke aufführenden Stimmen auf wahre chriſtliche Geſinnung geleitet worden! Auch unſer Knabe, wenig befriedigt von den vorüberziehenden Zittern und Dudelſäcken, fing folglich an, lieber Kirchen und Kapellen zu beſuchen, wußte bald beſſer als der Kalender die heiligen Feſte der Umgegend, und verfehlte niemals allen dieſen muſikaliſchen Feierlichkeiten beizuwohnen. Athemlos, entzückt, glücklich kam der Bube an, und hörte mit einer Andacht zu, als ob er im Himmel geweſen. An einem Hauptfeſte befand er ſich in der vornehmſten Kirche in Barri (man feierte ein Hochamt zu Ehren der Madonna) wo die chriſtliche Gemeinde mit andächtigen Herzen und Ohren den frommen Geſängen lauſchte und hier vermochte er nicht dem heftigen, ihn mächtig drängenden Triebe zu widerſtehen, ſeine Stimme nemlich mit den ſchönen Chorſtimmen zu vereinigen. Eine unbezwingliche Macht trieb ihn an, er miſchte ſich folglich unter die Muſiker der Kapelle, und führte erſt mit ſchüchterner, dann mit feſter und ſicherer Stimme ſeine Parthie bei dieſer heiligen Muſik aus. Verwundert fragten die Muſiker, als ſie den kleinen, in Lumpen gekleideten Bauernbengel eben ſo gut wie ſie in einer heiligen Meſſe ſingen hörten, wo er wohl herkomme? Und wie die ehrſamen Frauen ſahen, daß dieſe Lumpen einen ſehr hübſchen, zwölfjährigen Burſchen mit ſanften Augen, hellen, reinen Blicken, und einen vollen Lockenkopf bedeckten, der in begeiſterter Andacht die kleinen Hände auf der Bruſt faltete, als wolle

er damit das gewaltige Wogen seines Herzens bändigen, da meinten sie, er müsse wohl ein vom Himmel gesendeter Engel seyn.

Der Kapellmeister trat inzwischen nach beendigtem Amte dem Knaben näher: „mein Sohn," sprach er zu ihm, „willst Du nicht mit uns frühstücken, denn du gehörst zu uns, weil unsere Patronin, die heilige Cäcilia, die oben im Himmel thront, auch über Deine Wiege hingehaucht hat!" — Der Knabe folgt unbesorgt dem Maestro; der aber war ein alter Fuchs, Caffaro genannt, der den eigenen Vater, die leibliche Mutter, das einzige Kind, ja Seine Heiligkeit den Pabst selbst seinem Götzen, der Musik, geopfert haben würde. Die Ueberzeugung stand fest bei ihm, daß es in der ganzen Welt nur eine heilige und gute Sache gäbe, Musik nämlich, die seine Leidenschaft, sein Glaube war. Und diesen Fanatismus trieb er so weit, als irgend ein übertriebener Eifer nur getrieben werden kann. Kaum sah er auch dieß Kind in seiner Macht — ein so hübsches Kind — so gute musikalische Anlagen — so frische und reine Stimme — so viel Lernbegier — so konnte sich Meister Caffaro kaum mehr vor Freuden halten. Welcher Triumph für seine Kapelle! welch herrliches Instrument für seine Musik! — „Hast du also die Musik recht innig gern?" fragte er den Kleinen. — „Ach, lieber Herr!" antwortete dieser, „lieber ohne Brod, als ohne Musik!" Senza pane, ma non senza musica!

Das Bürschlein kam in ein mit musikalischen Instrumenten angefülltes Gemach, deren Mechanismus er nach und nach begriff; man lehrte ihn Noten lesen und den verborgenen Sinn der kleinen Tintenklekse entziffern, die ihm wie Hieroglyphen erschienen. Man berauschte ihn mit Musik; er verging fast aus Bewunderung und Begeisterung. Tausend unbekannte Gefühle bemächtigten sich seiner; seine volle, herrliche Stimme erfüllte schon die mächtige Domkirche, und Meister Caffaro hatte nie eine melodiereichere und festere Stimme gehört. Leider erschien aber eines Tages, als Majorano gesungen hatte, wie Engel singen, diese schöne Stimme seinem Meister weniger hell und mehr männlich zu seyn; ein leichter Schleier schien auf ihr zu liegen, und ebenso ein leichter Flaum das jugendliche Kinn etwas dunkler zu färben. Es ist geschehen, o Schmerz! der Knabe sollte ein Mann werden. Ein Mann! Sollte er dadurch vielleicht die zum Herzen dringende Stimme einbüßen, diesen göttlichen Hauch, der zum Himmel emportrug die heiligen Inspirationen seines Meisters? Bei diesem Gedanken erbleichte Caffaro vor Schrecken. Lieber hätte er den Burschen todt gesehen, als daß er nun erleben mußte, wie eine Stimme sich veränderte, auf die so große

Hoffnungen er gegründet. In seiner Verzweiflung fiel ihm ein furchtbares Auskunftsmittel ein. Uebrigens ist dabei gerade nichts zu verwundern, denn ich habe schon oben bemerkt, daß er ein Mann war, der gern für eine gute Stimme mehr, ein ganzes Geschlecht guter Christen in das Grab sinken sah.

Vermöge des Weins und seiner Faulheit hatte Majorano, der Bauersmann, seinen Sohn gänzlich vergessen. — „Er war doch nichts weiter, als ein großer Schlingel," pflegte Majorano oft zu sagen: „aus ihm wäre nie ein tüchtiger Landmann geworden, er hatte keinen andern Sinn, als singen oder Andere singen hören. Mag er zum Teufel fahren!" So tröstete sich der brave Mann mit solcher ganz väterlichen Gesinnung.

Als er nun aber in seine Hütte den reichen Maestro di Capella vornehm auf sein Rohr mit goldnem Knopfe gestützt, hereintreten sah, und als er vernahm, wie Signor Caffaro mit solcher Bewunderung und Begeisterung von seinem Sohne sprach, da fing der alte Majorano über sein verlornes Kind zu weinen an, als wenn jetzt seinem Herzen die allerempfindlichste Wunde geschlagen worden wäre. Der verschlagene Italiener begriff sogleich, ohne eigentlich bestimmt zu wissen, um was es sich handle, daß sein Sohn jetzt einen hohen Werth haben müsse und nahm sich vor, den besten Vortheil daraus zu ziehen. — „Ein so hübsches Kind, Herr," sprach er zu Signor Caffaro, „ganz das Bild seiner Mutter, die todt ist! Gebt mir ihn wieder, den armen Kleinen, meinen ganzen Trost hienieden, die ganze Hoffnung meines Alters! Ohne ihn vermag sein unglücklicher Vater nicht zu leben! Mit solchen und ähnlichen italienischen Lamentationen, deren erlogene Melodie recht gut zu dem erlogenen Schmerz paßte, bestürmte er den Kapellmeister.

Caffaro suchte den guten Vater zufrieden zu stellen. Das Kind befände sich, Gottlob! recht wohl, sey gut gekleidet, gut genährt, gut unterrichtet und ganz glücklich, wie ein Vogel auf dem Zweige. — „Er denkt zwar keineswegs an seinen Vater, der Undankbare, doch alle Kinder sind so, mein ehrlicher Majorano. Dein Sohn, siehst Du, soll, wenn Du willst, ein großer Musikus, die Ehre Italiens werden. Vom Himmel empfing er die herrlichste Stimme, die man nur hören kann. Die Stimme eines sechszehnjährigen Mädchens, deren Herz noch keiner Liebe zugänglich war! Soll er nun aber leider dieses kostbare Geschenk des Himmels einbüßen? Soll Würde, Ehre, Ruhm für ihn, Kind und Profit für Dich mit einem Male verschwinden? Für dich, Majorano,

deſſen Alter ſo glücklich und ſo bewundert ſeyn würde, wenn Du, mein braver Mann, jetzt gleich einwilligen wollteſt, in meiner Geſellſchaft Deinen geliebten Sohn, oder beſſer, unſern geliebten Sohn nach Norcia zu den Wundärzten zu führen!"

Bei dieſen Worten hätte man die furchtbare Wuth Majorano's ſehen ſollen. — „Zu den Wundärzten in Norcia! meinen Sohn nach Norcia! Ihn, mein Kind, meinen einzigen Sohn, das Kind meines Namens nach Norcia! Er ſoll ohne Freude, ohne Liebe, ohne Glück, ohne Familie leben, getrennt von der Welt weiter, als durch das Grab! Er ſoll ſeyn ein Abſcheu der Männer, verachtet von Weibern, verſpottet von Kindern, und überall ein Geſicht mit ſich herumſchleppen ohne Bart, und eine ewige Jugend! Er ſoll nach Norcia? Nein! nie, niemals! O Schande! O Graus!" Zu gleicher Zeit ſchrie, heulte, tobte und verfluchte Majorano Gott und die Welt auf eine wirklich ganz großartige Weiſe!

Caffaro, der ſchweigend dieſem ganzen Zornes-Ausbruch zugehört hatte, und wohl begriff, daß alle dieſe Wuth nicht gefährlich ſey, nahm endlich wieder das Wort: — „Ganz gut," ſprach er zum erboßten Vater, „Jeder von uns hat ſein Gewiſſen, und ich achte recht gern das Eurige. Du biſt der einzige Herr Deines Sohnes, und ohne Deine Einwilligung dürfte ſogar der Operateur der Sixtiniſchen Kapelle nicht einmal Hand an ihn legen. Ich will Dir alſo den Kleinen wieder herausſchicken, der in kurzer Zeit zu nichts weiter gut iſt, als auch ein Taglöhner wie Du zu werden. Ich hätte gern einen großen, jungen und ſchönen, geehrten und reichen Künſtler aus ihm gemacht, der von den Großen und unſerem heiligen Vater Papſt ſelbſt becomplimentirt worden wäre; Du ſelbſt wäreſt ſeinem Ruhme zur Seite mit vorgeſchritten, Du hätteſt bei uns gelebt, wie einer unſerer Stiftsherrn, und unſere Domkirche in Barri hätte Dich und Deinen Sohn an Kindes Statt angenommen. Auch dieſe volle Goldbörſe war für Dich beſtimmt; weil Du aber ſo ein rechtſchaffener Vater biſt, der ſeinen Sohn nicht verſtümmeln laſſen will, ſo ſoll er Dir morgenden Tages zugeführt werden, mein ehrlicher Majorano, damit Du aus ihm gerade einen ſo elenden Geſellen machen kannſt, wie Du einer biſt, und damit er einſt eben ſo viele erbärmliche Kinder habe, wie er ſelbſt geweſen iſt. Lebt alſo recht wohl! Mit dieſen Worten ging der Verräther Caffaro wie ein Mann fort, der ſeine Pflicht vollkommen erfüllt hat.

So hatte es aber der Bauer nicht gemeint. Er lief dem Kapellmeiſter nach und — warum ſoll ich viel Worte machen? — genug, er

verkaufte seinen Sohn. Er verkaufte alle künftigen Gefühle seines Sohnes, alle seine Liebe; dafür aber hatte er eine volle Goldbörse, einen neuen Rock, wurde gefüttert wie ein Domherr und hatte noch obenein keinen Sohn mehr.

Am folgenden Tage wanderten zwei Männer und ein junger Bursch auf das kleine, menschenmörderische Dorf Norcia zu. Caffaro verbarg seine Freude, Majorano, der Bauer, war schon betrunken, der Kleine folgte ihnen glücklich und zufrieden, wie man gewöhnlich im zwölften Jahre ist, sang unterwegs seine lustigsten Lieder, betrachtete den Himmel mit seinem glücklichen blauen Auge, das den Himmel herauszufordern schien. Zuweilen schwieg er plötzlich mitten in einem angefangenen Liede und wurde nachdenklich. Doch geschah dieß nur dann, wenn irgend ein hübsches italienisches Mädchen mit schwarzen feurigen Augen ihn lächelnd ansehend, an ihm vorüber kam.

Und die beiden Männer, die beiden Henkersknechte, wechselten dann grauenvolle Blicke und noch grauenvolleres Lächeln schien sagen zu wollen: — „es war die höchste Zeit."

In Norcia gingen sie zu einem geschickten Wundarzte, der den Titel führte: „Wundarzt des Papstes." Der Knabe wurde ihm übergeben, und als er ihn so schön, so blühend sah, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie sehr Schade es um denselben sey. Der arme Kleine, der nicht wußte, welches Verbrechen an ihm begangen werden sollte, unterwarf sich ohne Klage der verdammungswürdigen Operation. Caffaro, sein Meister, hatte ihm ja geschworen, daß dieß das einzige Mittel sey, um seine schöne Stimme zu bewahren!

Als aber der Knabe von Norcia nach Barri zurück kam, da war er weniger heiter, als wie er fortging. Er sang nicht mehr, er richtete seinen niedergeschlagenen Blick zur Erde, und dachte nicht ein einzig Mal mehr daran, die hübschen Mädchen anzusehen, denen er unterwegs begegnete.

So verstümmelt, so von der Welt der Leidenschaften und der Jugend abgeschieden, von jener schönen Zeit des zwanzigjährigen Alters, des wahren ächten irdischen Paradieses, ergab sich der kleine Majorano, der nicht empfand, wie sehr er zu beklagen sey, mit allen seinen Kräften der Musik, die nun fortan seine einzige Geliebte bleiben sollte. Das furchtbare Opfer, dem ihn des eigenen Vaters Habsucht unterworfen, hatte aus seiner jugendlichen Stimme, die eben mehr männlich werden wollte, die frische, klare und glänzende Stimme eines ewiger Jugend geweihten Kindes geschaffen. Der geschickte Sänger Porpora

unternahm dieſes wundervolle Inſtrument biegſam zu machen und alle Hilfsmittel der Kunſt, des Studiums und des vollendeten Geſchmacks dieſen von der Natur verliehenen köſtlichen Gaben hinzuzufügen. Porpora fühlte ſich ſehr glücklich ohne Gewiſſensbiſſe die herrliche Stimme des Knaben ausbilden zu dürfen. Er begann damit, ihm eine Notenſeite ſo leichter Muſik, als er ſie nur zu ſchaffen vermochte, leſen zu laſſen, dann fügte er Triller, zuſammengeſetzte Töne, Uebergänge hinzu. Jeden Tag erneuerte eine neue Schwierigkeit den ſtets wiederholten Unterricht. So brachten Meiſter und Schüler mit einer und derſelben Seite fünf Jahre zu, fortſchreitend vom Einfachen zum Schwereren, und unaufhörlich las der Jüngling das ſchreckliche Blatt, und als er es nun ſo fünf lange Jahre geſungen, geleſen, ausgeſprochen, declamirt hatte, beklagte endlich Gafarelli ganz in Verzweiflung, ſo ewig an eine einzige Lection gefeſſelt zu ſeyn, ſeine ſo langſamen Fortſchritte; da ſprach ſein Meiſter Porpora ihm Troſt mit dieſen Worten ein: — „Geh' mein Sohn, weder ich noch irgend ein anderer Menſch vermögen, dir noch irgend Etwas zu lehren. Du biſt jetzt Meiſter in Deiner Kunſt, Du biſt der erſte Sänger Italiens und der geſammten Welt!“ Nun war der junge Gafarelli endlich frei. Er zählte zwanzig Jahre, beſaß die ſchönſte Stimme in Europa, und wenn man ihn ſo weiß, ſo roth und ganz unbärtig ſah, ſo hielt man ihn für ein verkleidetes Mädchen. Kaum hatte er auch ſeinen Maeſtro verlaſſen, ſo betrat er das Theater in Frauenkleidern. Lange Zeit über beſtanden ſeine Rollen nur in jungen Bauernmädchen oder in verliebten Prinzeſſinnen, dann ging er nach und nach über zum Staatskleide, zum Schleier, zur Krone und zu der keuſchen Nacktheit aller Heldinnen des italieniſchen Theaters jener Zeit. Nur er wurde angebetet, nur ihm wurde geſchmeichelt, nur ihm die Hände geküßt; er war die Paſta, die Mallbran des damaligen Italiens, das ſich zu ſeinem Anblick drängte. Ganz Rom hätte ſich lieber an den Pforten des Theaters Valle tödten laſſen, als daß es ihn als Prima Donna buffa nicht gehört hätte. Gräulicher Triumph, deſſen volle Furchtbarkeit der unglückliche Jüngling damals noch nicht verſtand! Er gab ſich im Gegentheile gern allen Beifallszeichen der römiſchen Enthuſiaſten hin, er ließ ſich mit Blumen bedecken, er ließ ſich bei ſeinen Rollennamen als Heldin oder junges Mädchen nennen, denn er war damals noch im erſten feurigſten Kunſt-Enthuſiasmus, das heißt, er hatte das Vergangene vergeſſen, und dachte noch keineswegs an die Zukunft. Der arme Knabe!

Weil er nun ſo unausgeſetzt ſeine Wange den Küſſen des Lieb-

haders darbieten und ſeine Hand jeden Abend beim Ende der Oper zuſagen und ſtets ſchüchtern die Augen niederſchlagen mußte, um beſſer und natürlicher die Spröden vorzuſtellen, ſo begann Gafarelli nach und nach ſeine Stellung ziemlich lächerlich zu finden. Die langen Gewänder, die langen Schleier, die Perlen, die Diamanten, die Spitzen, der ganze weibliche Putz, der ihn faſt erdrückte, wurde ihm unerträglich. Er wollte nicht mehr die Prima Donna buffa ſeyn, er wollte einen Mann, den Primo huomo jetzt machen! Einen Mann! Das geiſtreiche aber ſpottſüchtige italieniſche Volk beluſtigte ſich ſehr über die Anmaßungen ſeines vor allen andern begünſtigten Sängers; er aber ganz ſtolz jetzt ein Huomo zu ſeyn, trat eines Tages in kriegeriſchem Schmuck auf. Helm, Panzer, Schwert an der Seite, nichts war vergeſſen. Als die Italiener ihn ſo ſahen, klatſchten ſie begreiflich unter hellem Gelächter gewaltigen Beifall, und leicht kann man ſich denken, daß an dieſem Abend im Saale kein geringer Tumult herrſchte, und Pasquino und ſein Kamerad am andern Morgen es an auf den Vorfall paſſenden Anſpielungen und Witzen nicht fehlen ließen! Unmuthig verließ Gafarelli Rom und den Schauplatz ſeiner erſten Triumphe, und entfernte ſich von Italien, das in ihm nur ein Frauenzimmer ſehen wollte, warf Schleier und Weiberkleidung weg und ging nach England. London empfing ihn mit dem ernſten Enthuſiasmus, der ſo wohlthuend auf das ſchwache und reizbare Geſchöpf wirken mußte, das die Schwächen beider Geſchlechter in ſich vereinte. London ſchenkte ihm ſeinen vollen Beifall, London machte ſein Glück, und was ihm weit höher galt, London behandelte ihn als Mann, und zwar als einen talentvollen Mann. So geſchah es denn, daß ſich nach und nach die ungerechte Aufregung des unglücklichen Künſtlers legte, die von der italieniſchen Spottſucht, ihn ſo unangenehm berührend, hervorgerufen geweſen war. Das Uebel war leider aber nur eingeſchläfert worden, und ſollte früher oder ſpäter bei dem mindeſten Anſtoß wieder erweckt werden.

Als Italien genug Sonette und Calembourgs über den Ehrgeiz der Signora Gafarelli verfertigt hatte, begann es ſeinen Verluſt gewaltig zu bedauern, verlangte ſeinen Sänger einſtimmig zurück und verſprach ihn von jetzt an ohne alle Anſpielungen zu hören und Sonette nur zu ſeinem Lobe zu verfertigen. Neapel, Venedig, Turin, Florenz, Mailand applaudirten Gafarelli mit einem faſt deutſchen Phlegma. Er aber, ganz im Gegenſatze von andern Künſtlern, die Italien gleich einer Geliebten verehren und alle andern Länder als Exile

anſehen, ſehnte ſich nach England und befand ſich in Italien nicht behaglich.

Er fühlte ſich folglich ſehr glücklich, als ihm die Grande-Dauphine von Frankreich, eine Prinzeß von Sachſen, nach Mailand ſagen ließ, ſie wünſche ihn zu hören und Paris erwarte ihn: Paris war Gafarelli noch lieber als London, und galt ihm für eine halb franzöſiſche, halb italieniſche Stadt; italieniſche Leidenſchaft, franzöſiſcher Geiſt! Ludwigs XV. Paris, verliebt und philoſophiſch, geiſtreichen Beſchäftigungen eben ſo ergeben, wie dem Vergnügen, nachſichtig gegen alle Schwächen, mußte folglich auch nachſichtig ſeyn gegen jedes Unglück. Als Gafarelli in Paris angelangt war, vermeinte er, erſt hier ſein wahres Vaterland gefunden zu haben. Er ſang, man klatſchte, die ſchönſten Augen füllten ſich mit Thränen; die ſchönſten Frauen des ſchönen Hofes von Frankreich führten keinen andern Namen als „Gafarelli“ im Munde und im Herzen. Er war ſo hübſch, ſo jung, ſo blühend! Eine undurchſichtige Wolke verhüllte ihn! ſo viele ſeltſame Geſchichten waren über ihn im Umlauf! Jede wollte ihn folglich hören, Jede ihn ſehen. Für ihn hatten ſie jenen Feuerblick, den Ludwig XV. ſo ſehr liebte. Und dann hatten ſie ſo oft ſagen hören: „er ſey nur ein großes Kind, ohne Gefahr für ihre Tugend!“ Daher behandelten ſie ihn auch wie ein wirkliches Kind. Sie empfingen ihn ſchon bei ihrer Morgen-Toilette, wenn ſie ſelbſt nicht einmal für den Geliebten oder für den Leibpoeten ſichtbar waren; verliebt lehnten ſie ſich an ihn, als wollten ſie dadurch in das Geheimniß ſeiner ewigen Kindheit eindringen. Solchergeſtalt eine Beute des heftigſten Enthuſiasmus, ſolchergeſtalt feirt, umarmt, gelobt, beklatſcht, bewundert, zugleich behandelt wie ein Kind und wie ein Mann, wie einer der Höflinge Ludwigs XV., was ſollte nun Gafarelli in ſolcher Lage thun? Er vergaß ſein ganzes Unglück. Lange Zeit athmete er das ſüße ihm verbotene Gift: kurz, er wurde verliebt und überdieß verliebt wie ein Narr, wie ein Dichter, wie ein Italiener, wie ein Soprano und zwar dieß Alles mit einem Male!

Die Frau, die er unter allen dieſen ſchönen Frauen liebte, war ſchön, jung, vornehm, und ſo wohlgeſtaltet, beſaß ein ſo anmuthiges Lächeln und einen ſo zärtlichen Blick, und war eine ſo züchtige Frau, ſelbſt in dem officiellen Laſter, in dem die ganze Tugend der damaligen Zeit beſtand, daß er unmöglich eine vorzüglichere Wahl hätte treffen können. Als ſie nun ihrerſeits zu ihren Füßen das große Talent erblickte, von dem ganz Europa mit Begeiſterung ſprach, da konnte ſie

sich nicht enthalten, gerührt zu werden und ihre Ruhe entfloh vor dem Tone der süßen zu ihr redenden Stimme. Diese italienische Musik bezauberte ihr Herz; noch bewegt von der gewaltigen Macht der Töne, die unvergleichlich dastand, wich sie ohne zu große Vertheidigung diesen vereinten Angriffen. Sie ließ sich von dem Sänger lieben, ohne recht zu wissen, was sie eigentlich that, und hörte seine süßen Reden gerade so an, als wäre sie am Charfreitage nach der Promenade nach Longchamps in einem Concerte gewesen. Nun aber denke man sich die unerhörte, im Herzen des Jünglings aufsteigende Flamme, als er sich solchem Lächeln, solchen Blicken, und überhaupt solchen Verführungen jeder Art ausgesetzt sah, wie sie ihm nicht einmal im Himmel seiner nächtlichen Träume erschienen waren!

Die beiden Verliebten, denn so mußte man sie mit vollem Rechte nennen, pflegten sich täglich zu sehen und zusammen zu singen. Musik ist ja die allgemein verständliche Sprache der Liebe! — Sie sangen; sie, wie eine liebenswürdige Schülerin, die noch die ersten Elemente einer Kunst durchbuchstabirt, in der sie es nie weit bringen wird; er, als ein großer Künstler, der nur für seine Geliebte singt. Zuweilen schwieg er, um sie zu betrachten; zuweilen schwieg sie, um ihn zu hören, und betrachtete ihn, ohne ihn zu sehen! In einem solchen Augenblicke unaussprechlichen Entzückens, in einem Momente, wo er zu ihren Füßen lag, Auge in Auge, Hand in Hand, und wohl auch, wer weiß? Seele in Seele, in einem Moment, wo der arme Gasarelli Himmel und Erde vergaß, in einem Augenblicke, wo er eben mit ausgebreiteten Armen rufen wollte: „ich liebe Dich!“ klopfte ein Diener des Hauses leise an die Thür.

Die Thüre wurde geöffnet. — „Was will man von mir?“ fragte die Dame.

„An dem Hofthore,“ entgegnete der Bediente, „steht ein Mann, schlecht gekleidet, eine Art von italienischem Bettler, der verlangt den gnädigen Herrn Gasarelli zu sprechen.“

„Mich?“ rief der Sänger; „was will der Mensch von mir? was geht mich ein welscher Bettler an? Mit welchem Rechte sucht er mich hier auf, hier, an Ihrer Seite, gnädige Frau! hier in dem Himmel? fort also!“ schrie er, und der Diener fing an zu zittern.

„Ganz gewiß, gnädiger Herr,“ stotterte er, „habe ich den Kerl fortjagen wollen; wissen Sie, was er sagte? Er sprach — er sei Ihr Vater!“

„Mein Vater! mein Vater!“ kreiſchte er. Man hätte den Menſchen bei dieſen Worten ſollen aufſpringen ſehen. Der aus dem Schlafe aufgeſchreckte Tiger kann nicht furchtbarer ſeyn. Bei den Worten: — „mein Vater!“ fiel dem Sänger ſeine ganze von ſeinem Vater verſchacherte Jugend ein: die grauenvolle Reiſe nach Norcia, die ſchrecklichen Wundärzte, denen er erbarmungslos überliefert worden war! Und die Frau, die er liebte, die er ohne Hoffnung liebte, ſie ſaß hier vor ihm, in ihrer vollen Schönheit, anmuthig, lächelnd und ihm mehr als blos wohlwollend; hier ſaß ſie und er an ihrer Seite, er, geopfert von dem eignen Vater! und der Vater, der grobe ungeſchlachte Bauer, der ihn für Geld dem Meſſer ausgeliefert hatte, war auch da, an dem Hofthor dieſer Frau! Ja wahrlich, die Verſuchung war zu groß. Vernichtet, halb wahnſinnig ſtürzt Gafarelli hinaus, die Treppe hinunter, und trifft an der Pforte den alten Italiener, der wirklich ſein Vater war, und als ein ſcheußliches Bild eines herz- und brodloſen Greiſes ſich durch Italien gebettelt hatte, und nun vor den Sohn tretend, deſſen kindliche Liebe in Anſpruch nahm! — „Vater!“ ſchrie Gafarelli, packte den Alten an der Gurgel und ſchleifte ihn vor die eben verlaſſene Dame. — „Schau ſie an,“ rief er ihm zu; „ſchau ſie an! ich liebe ſie und bin von ihr geliebt. Verſtehſt du Vater? dieß Weib hier liebt mich! begreifſt du, was ich dir hiermit ſagen will, Vater? — Weißt du aber gewiß, Unſeliger, daß du mein Vater biſt?“

Und der Greis war Thor genug, dem Wüthenden die Hand zu bieten, und „mein Sohn“ zu rufen.

„Sie hören Madame!“ fuhr Gafarelli fort, „Sie hören, wie er eingeſteht, der Elende, daß er mein Vater ſey!“ Und plötzlich riß er ſeinen Degen aus der Scheide und ſtreckte den Greis zu ihren Füßen nieder.

„Denk' an die Henker in Norcia!“ rief Gafarelli dem Sterbenden zu; „denk' an Norcia...!“

Ludwig XV., dem dieſe Geſchichte noch an demſelben Abende von ſeinem Polizeilieutenant berichtet wurde, verſank darüber in tiefes Nachdenken, während er die zu ſeinen Füßen ſitzende Maitreſſe betrachtete, deren lieblicher Kopf ſich auf die Knie ihres königlichen Geliebten ſtützte.

„Ja,“ begann der König endlich nach ziemlich langem Schweigen, „ja, ich begreife dieſen Vatermord, und Sie, Liebe, begreifen ihn auch! Herr Lieutenant,“ fügte der König zum Vorſtand der geſammten Polizei hinzu, „wir befehlen, daß der Unglückliche erſt übermorgen verhaftet werden ſoll.“

Gafarelli erhielt von der Polizei einen nur auf drei Tage gültigen Paß, um mit ihm Frankreich verlaſſen zu können.

Der halbe Vatermörder Gafarelli (ſein Vater war nämlich nicht geſtorben) bedauerte nichts als ſeine Geliebte, und empfand auch nicht die leiſeſten Gewiſſensbiſſe. Der Pabſt, eben ſo gnädig wie Ludwig XV., machte ihn ſogar zum Herzog. Oft ließ der Herzog Gafarelli ſich noch herab, in Kirchen zu ſingen, nie aber wollte er mehr das Theater betreten. Gegen das Ende ſeines Lebens ließ er einen prächtigen Palaſt erbauen, über deſſen Pforte auf Marmor zu leſen war: Amphion Thebas, ego Domum *).

Er ſtarb in ſeinem Herzogthum Santo Donato am 30. November 1783. Als Sänger ſtand er wenigſtens im gleichen Range mit Farinelli auch einem Schüler Porporas, mit Eliſi, ſeinem Vorgänger, und mit Pacchiorotti, Ruspinetti und Marcheſi, deren Maeſtro er ſelbſt geweſen war.

*) Amphion hat Theben, ich aber mein Haus erbaut!

Die Diebe in Paris.

(So eben iſt ein neues Werk von dem berüchtigten Vidocq erſchienen: Die Diebe. Wir entlehnen aus demſelben Einiges, was nicht nur dem Leſer Unterhaltung, ſondern auch in dieſer Zeit, wo ſo viel geſtohlen wird, Nutzen gewähren kann. Es iſt ein unentbehrliches vade mecum für alle, welche beſtohlen werden können, und das heißt für Jedermann.)

Die Cambrioleurs. — Man erkennt einen Militair auf den erſten Blick, auch wenn er die Uniform abgelegt hat, und ein bürgerliches Kleid trägt; man kann ſich an ſein Fenſter ſtellen, und die Vorübergehenden beobachten, und, ohne Furcht ſich zu irren, behaupten, dieß iſt ein Schneider, dieß ein Schuhmacher. Es liegt in der Haltung, in dem Gange, in den Gewohnheiten jedes Menſchen ein gewiſſes Etwas, was ſeine Profeſſion errathen läßt, und was nur diejenigen nicht bemerken, die das nicht ſehen, was Jedermann in die Augen fällt. Nun denn, es iſt, wenn man ſich die Mühe geben wollte, nicht viel ſchwerer, einen Dieb zu erkennen, als einen Soldaten, einen Schneider, einen Schuhmacher. Da nun das, was ich dem Leſer mittheilen werde, Ariadnes Faden ſeyn ſoll, der die ehrlichen Leute durch die Irrgänge des Labyrinths führt, ſo werde ich die Kennzeichen anführen, wodurch man die verſchiedenen Gattungen von Dieben erkennen kann; wer ſich alsdann noch nicht zurechtzufinden weiß, dem kann ich nicht helfen.

Die Cambrioleurs ſind Zimmerdiebe, ſey es mit Hilfe falſcher Schlüſſel, oder vermittelſt Einbruches. Meiſtens ſind es noch junge Leute, und ſie ſind faſt immer ſauber gekleidet; aber welches Coſtüme ſie ſich auch gerade mögen angelegt haben, ſey es nun das eines Hand-

werkers oder eines dandy, das Ohr ſchaut immer durch das Fell. Sie haben eine Vorliebe ffür lebhafte Farben, wie roth, blau oder gelb, und tragen gerne kleine goldne Ohrringe; auch ſchmücken ſie ſich mit Haarſchnüren, als Trophäen beglückter Liebe. Wenn ſie Handſchuhe tragen, ſo ſind ſie meiſtens von geringerer Gattung; hat zufälligerweiſe einer derſelben nichts Auffallendes in ſeinem Coſtüme, ſo hat er doch in ſeinen Manieren etwas, was ſich bei ehrlichen Leuten nicht findet; es iſt dieß nicht Furchtſamkeit, ſondern ein gewiſſer Zwang, der durch die Beſorgniß entſteht, ſich zu verrathen. Dieſe verſchiedenen Merkmale ſind nicht allein auf die Cambrioleurs anwendbar, ſie beziehen ſich auf alle Betrüger. Die Escrocs, die Gelegenheitsmacher und die Glücksritter ſind die einzigen, die es dahin gebracht haben, niemals zu erröthen.

Die Cambrioleurs arbeiten ſelten allein; wenn ſie einen Streich ausführen wollen, ſo gehen deren drei oder vier nach einander in ein Haus. Einer derſelben klopft an die Thüre, wird nicht herein gerufen, ſo iſt dieß ein gutes Zeichen, und man entſchließt ſich, ans Werk zu gehen. Alsbald begiebt ſich einer in den obern, ein anderer in den untern Stock um Wache zu halten, während der dritte das Schloß ſprengt, oder den Dietrich ſpielen läßt.

Wird ein ſolcher Diebſtahl nach vorher verabredetem Plane ausgeführt, ſo übernimmt es einer der Diebe, der Perſon, die beſtohlen werden ſoll, auf einige Entfernung zu folgen, in der Furcht, ſie könnte vielleicht etwas vergeſſen haben, und wieder nach Haus gehen; tritt dieſer Fall ein, ſo kommt jener zuvor und benachrichtigt ſeine Cameraden hievon, die ſich dann noch frühzeitig genug davon machen können. Geht Jemand, während die Cambrioleurs arbeiten, die Stiege auf oder ab, und will wiſſen, was die ihm unbekannten Perſonen auf derſelben machen, ſo fragt man nach irgend Jemand, nach einer Wäſcherin, nach einer Hebamme, nach einer Krankenwärterin; in dieſem Falle ſtottert der Dieb mehr als er ſpricht, er ſieht dem Fragenden nicht ins Auge und im Eifer Platz zu machen, drängt er ſich an die Wand und wendet den Rücken gegen das Geländer. Wiſſen die Diebe, daß der Portier wachſam iſt, und vermuthen ſie, daß ſie nach begangenem Diebſtahle Pakets aus dem Hauſe zu bringen haben, ſo tritt einer von ihnen mit einem Paket unter dem Arm in das Haus, in welchem wie man ſich wohl denken kann, ſich nur Hen befindet, und welches ſodann ſtatt des Geſtohlenen zurückgelaſſen wird. Einige Cambrioleurs laſſen ſich auch bei ihren Unternehmungen von Frauenzimmern begleiten, die irgend

einen Korb tragen, in welchem man die gestohlenen Sachen leicht verbergen kann. Sieht man daher ein Frauenzimmer ein Haus, und namentlich ein Haus, in welchem kein Portier ist, mit einem solchen Geräthe verlassen, so ist dieß, besonders wenn man glaubt, dieselbe zum erstenmale zu sehen, immer ein Umstand der alle Beachtung verdient.

Es giebt auch Cambrioleurs die sich rein dem Zufall überlassen, die auf's Gerathewohl in ein Haus eintreten; diese Stegreifdiebe sind in nichts sicher; sie gehen von Thüre zu Thüre, und wo sie etwas finden, nehmen sie es, wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. Das Handwerk dieser Cambrioleurs, was in der Regel nur durch Anfänger in der Diebslaufbahn betrieben wird, ist sehr gefährlich und trägt wenig ein.

Die Diebe haben Gewohnheiten, die sie, so lange sie ihr Handwerk treiben, beibehalten; schon vor sehr geraumer Zeit ließen sie sich alle ihre Schuhe bei einer Schuhmacherin verfertigen, die man nur die Mutter Russelle nannte, und welche in der Straße Vaneric wohnte; zu derselben Zeit hatten allein die beiden Schneider Graves und Dermel die Ehre diese Herrn zu bedienen.

Die Berührung hat die beiden Schneider angesteckt; die Väter und die Söhne wurden Diebe und endlich als solche verurtheilt; die Schuhmacherin war, wenigstens nach meiner Ansicht, fester, allein, woher es nun kommen mag, ihr Ruf war so wohl gegründet und ihre Schuhe waren so berüchtigt geworden, daß wenn irgend ein Individuum arretirt und zu Limodin in's Verhör gebracht wurde, er dasselbe ohne Erbarmen in's Bicetre schickte, wenn es Schuhe aus dem Magazin der Mutter Russelle trug. Ein solches Verfahren erscheint ohne Zweifel willkührlich, aber der Erfolg hatte die Richtigkeit desselben bewährt.

Die Diebinnen ihrerseits hatten zur Nähterin eine gewisse Frau Namens Mulot, sie allein konnte, wie sie behaupteten, eine vortheilhafte Taille hervorbringen.

Doch ich komme wieder auf die Cambrioleurs. Diese Herrn wissen, ehe sie eine Unternehmung ausführen, ihre Maßregeln sehr gut zu nehmen, um sich einen Erfolg zu sichern; sie kennen die Gewohnheiten derjenigen Person, deren Wohnung sie ausplündern wollen, sie wissen, wann sie auszugehen pflegt, und ob gerade Beute zu machen ist.

Das beste Mittel sich vor den Cambrioleurs sicher zu stellen, ist, den Schlüssel seiner Wohnung immer an einem sichern Orte zu verwahren; ihn nie in der Thüre stecken zu lassen, ihn nirgends aufzuhängen, ihn Niemand zu leihen, selbst nicht um das Nasenbluten zu stillen, und,

wenn man ausgeht, und ihn nicht bei sich tragen will, ihn so sicher wie möglich zu verbergen. Ebenso muß man auch seine kostbarsten Gegenstände an einen sichern Ort verstecken, und ist dieß geschehen, so lasse man die Schlüssel an den Meubles nur stecken; man erspart dadurch den Dieben die Mühe sie zu erbrechen, was sie jedenfalls thun würden, und sich selbst den Schaden, den sie unfehlbar an den Meubles anrichten würden.

Die gefährlichsten Cambrioleurs sind ohne Widerrede die „Wärter"; man nennt sie so, weil sie die Geschäfte abwarten. Ein Geschäft abwarten, das heißt, es immer im Auge behalten, bis der günstigste Augenblick zur Ausführung erscheint. Die Wärter, welche nur dann handeln, wenn sie ihrer Sache gewiß sind, sind gewöhnlich alte, ausgelernte Füchse, die mehr als ein Kunststück kennen, und äußerst behutsam zu Werke gehen. Wenn es nöthig ist, nimmt einer von ihnen Wohnung in dem Hause, auf welches es abgesehen ist, und man wartet, ehe man den Diebstahl begeht, bis derselbe in dem Quartier, das er bewohnt, einige Achtung sich erworben hat, die jeden Verdacht von ihm entfernt. Letzterer vollführt den Diebstahl fast nie selbst, er beschränkt sich blos darauf, seinen Spießgesellen alle Anzeigen zu geben, die ihnen dienlich seyn können. Zuweilen beobachtet er sogar die Vorsicht sich öffentlich am Tage der Ausführung an einen andern Ort zu begeben, so daß er zur schicklichen Zeit durch seine Anwesenheit an einem ganz andern Orte das alibi unumstößlich darthun kann. Gewöhnlich sind es alte Diebe, die auf diese Art arbeiten; unter diese gehörte ein gewisser Gode, bekannt unter dem Namen Marquis Capdeville, welcher, nachdem er vor mehr als vierzig Jahren von den Galeeren entwichen war, eine Wohnung in der Umgegend von Paris nahm, von wo aus er zwei sehr beträchtliche Diebstähle, den einen zu Saint Germain en Laye, den andern zu Bellville beging, worauf er auf Lebenslang zu den Galeeren verurtheilt wurde.

Dergleichen Zimmerdiebstähle werden gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen verübt.

Die Hehler. — Bei ihnen hinterlegen die Diebe die gestohlenen Waaren, oder sie verkaufen sie an sie. Diese Hehler halten oft einen Laden, ein Magazin, oft auch nur Zimmer. Die Diebe treten durch eine Thüre ein, erhalten den Preis für ihre Waaren, und entfernen sich dann wieder durch eine andere. Mehre Handelsleute in Paris, anscheinend sehr empfehlenswerthe Leute, sind dafür bekannt, daß die Diebe gewöhnlich ihre Waaren bei ihnen absetzen, aber da es bis jetzt

noch nicht möglich war, sie zu fassen, so hat es noch niemand für gerathen gefunden, ihnen zu sagen, welch ein schlechtes Handwerk sie treiben. Wie man sich leicht denken kann, behalten die gestohlenen Waaren nicht lange ihre vorige Gestalt, goldener und silberner Schmuck wird augenblicklich eingeschmolzen, das erste Ende eines Stückes Tuch wird abgenommen oder vertilgt; gewisse Hehler verstehen es, in weniger als vier und zwanzig Stunden einer ganzen Equipage, Wagen, Geschirr, selbst den Pferden ein ganz anderes Aussehen zu geben, so daß der frühere Eigenthümer sie unmöglich mehr erkennen kann.

Ein Gerücht, das ich freilich nicht verläugnen kann, bezeichnete früher einen gewissen Juwelier, der sich vom Handel jetzt zurückgezogen hat, als einen Mann, der stets in seiner Werkstätte Schmelztigel im Flusse habe, wo Alles von Metall, was nur einigermaßen Verdacht erwecken konnte, augenblicklich nach dem Einkauf geschmolzen wurde. Die Hehler suchen sich gewöhnlich ihre Wohnungen in einer Straße, wo es schwer ist, ein wachsames Auge zu führen. Sie sind gute Nachbarn, gefällig, dienstfertig, und bestreben sich überhaupt, jedermanns Wohlwollen sich zu erwerben.

Die Bestimmung des Menschen, der ohne Capitalien arbeitet, sein Handwerk mag nun seyn welches es will, ist immer der Art, daß die jenigen Vortheile hieraus ziehen, die Vermögen besitzen. Auch die Diebe stehen unter diesem allgemeinen Gesetze, sie bestehlen zwar Jedermann, aber auch sie werden durch die Hehler wieder bestohlen, die nicht den geringsten Anstand nehmen ihnen nur den vierten Theil des Werthes für die gestohlenen Waaren zu geben. Auch werden gewandte Hehler in kurzer Zeit reich, und wenn ihnen während ihrer Laufbahn nicht irgend ein Ungemach zustößt, so heirathet die Tochter eines solchen einen Notar oder einen Sachwalter, der zum Beginn seiner Laufbahn Geld braucht, und während diejenigen, auf deren Kosten sie sich bereichert haben, in den Gefängnissen oder im Bagno schmachten, so erreicht die Mehrzahl der Hehler ein hohes Alter, und erfreut sich bis an's Ende der Annehmlichkeiten des Lebens, und eine prachtvolle Grabschrift spricht endlich von ihren ehrlichen und vortrefflichen Eigenschaften.

Die Griechen. — Die Griechen haben kein bestimmtes Alter; man findet unter ihnen junge Leute, reife Männer und Greise mit weißen Haaren; viele unter ihnen wurden selbst betrogen, ehe sie Schelme wurden, und diese sind die gefährlichsten. Sie sind auch nicht so leicht zu erkennen, denn sie haben die Manieren und die Sprache der Bessergebildeten beibehalten. Was die andern betrifft, sie mögen sich auch

Titel geben, welche ſie wollen, ſo iſt trotz ihres Coſtümes und trotz der Decorationen mit denen ſie ſich zuweilen ſchmücken, in ihren Manieren und ihren Gewohnheiten immer etwas, was an den Baron Vormspir *) erinnert; oft entſchlüpfen ihnen im Geſpräche Aeuſſerungen, die auf gefährliche Verbindungen ſchließen laſſen, zuweilen gebrauchen ſie, obgleich ſie meiſtens auf der Hut ſind, Ausdrücke, die nicht dem Wörterbuch der guten Geſellſchaft entnommen ſind. Wenn jedoch die Merkmale ſie zu erkennen, auch nicht ſo leicht aufzufaſſen ſind, als diejenigen, welche man bei den andern Diebsklaſſen findet, ſo ſind ſie nichts deſtoweniger ſichtbar, und es wird nicht ſchwer ſie zu bemerken, wenn man ihnen in die Salons folgt, wo die Ecarté-Tiſche ſtehen.

Wenn ſie ſich zum Spiele niederſetzen, ſo wählen ſie den höchſten Stuhl, weil ſie auf dieſe Art leichter und unbemerkter die Karten nach Belieben handhaben können; wenn ſie abheben laſſen, ſo ſetzen ſie die Karten immer ſo nahe wie möglich gegen die Perſon hin, mit welcher ſie ſpielen, damit dieſe den Einbug nicht bemerken, der gemacht wurde, um da abzuheben, wo es beabſichtigt iſt.

Die Griechen, welche mit beſonders vorbereiteten Karten ſpielen, die ſie geſchickt gegen die andern auswechſeln, breiten ſie ungezwungen vor ſich aus, wenn ſie ſie zuſammennehmen wollen. Diejenigen, welche Karten unterſchlagen, nehmen je drei oder vier zugleich, ſo daß die, welche ſie kennen und ihrem Gegner nicht geben wollen, unter ihrem Daumen bleiben, bis ſie ſie heraufziehen oder wenden, um ſie ſich zu geben, je nachdem das Spiel präparirt iſt.

Nicht blos an Orten, wo Jedermann hingehen kann, begegnet man den Griechen; dieſe Herrn, die nicht ſehr viel gewinnen würden, wenn ſie in einem beſchränkten Kreiſe ihre Induſtrie ausüben müßten, wiſſen in alle öffentlichen und Privat-Geſellſchaften zu gelangen. Sie ſind bei allen Feſten, allen Bällen, allen Hochzeiten; einige wurden in ſehr vornehmen Geſellſchaften auf der That ergriffen, und weder der Herr des Hauſes, in dem ſie ſich befanden, noch einer der Gäſte kannte ſie.

Die Griechen reiſen viel, hauptſächlich während der Bade-Saiſon; man trifft ſie zu Baden-Baden, zu Bagnere, zu Saint-Sauveur ꝛc., ſie haben wie die Freimaurer Erkennungszeichen, und wenn ſich mehre an einem Orte verſammelt finden, ſo ſäumen ſie nicht einen Bund zu

*) Aus der bekannten Räuberfarce: Robert Macaire. D. U.

ſtiften und ſich untereinander zu verſtändigen, um alle diejenigen auszuplündern, die nicht zu ihrem Bündniß gehören; ſie wenden dann alle ihre Künſte an, und diejenigen, die ſich mit ihnen einlaſſen, erleiden bald eine Niederlage. In der That! wie ſoll man einer ſolchen Vereinigung von Fähigkeiten widerſtehen? Wenn die Griechen Karten geben, ſo wiſſen ſie vorher, was jeder in der Hand hat; giebt ein Anderer die Karten, ſo weiß ihr Gehülfe, der eine kleine Summe auf das Spiel wettet, durch geheime Zeichen alles zu erkennen zu geben, was ſie zu wiſſen brauchen.

Schwindler. — Auch eine Art Diebe. In dieſem Artikel vereinige ich einige Einzelnheiten über verſchiedene Gattungen von Diebſtählen. Einige derſelben werden jetzt noch täglich begangen, andere wurden nur durch diejenigen unternommen, die ſie erfunden haben.

Nagel-Schwindler. — Das Nagelſchwindeln wurde, wie man ſagt durch ein Individuum erfunden, das in ſeiner Praxis ſich ausgezeichnet hat. Um daſſelbe zu vollführen, braucht man nur durch eines der Löcher welche am Vordertheile der Buden angebracht wurden, damit ſich die Riegel zum Schließen hin und herbewegen können, einen Eiſendrath zu ziehen, an deſſen Ende ein Haken ſich befindet, der dazu dient, den äußerſten Theil des Riegels zu packen, welchen man auf dieſe Art mit großer Leichtigkeit herauszieht. Um ſich vor dieſer Art von Diebſtählen zu ſchützen, braucht man nur innen, wo man die Riegel einſchiebt, kleine Eiſenplatten anzubringen.

Wachs-Schwindler. — Ein oder mehre Individuen begeben ſich zu einem Reſtaurateur, wo ſie frühſtücken, oder zu Mittag ſpeiſen und nehmen einiges von dem Silbergeſchirr, welches ſie mit Wachs oder Pech unter die Tiſchdecke ankleben. Wenn der Eigenthümer des Etabliſſements den Diebſtahl bemerkt, der an ihm begangen wurde, ſo haben die Schuldigen nichts zu fürchten, ſelbſt wenn ſie durchſucht werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß einer ihrer Spießgeſellen einige Zeit nach ihrem Weggehen kommt, um das Silbergeſchirr zu holen. Das Wachsſchwindeln wurde vor ungefähr zwanzig Jahren durch eine junge und hübſche Perſon erfunden, die es gemeinſchaftlich mit ihrer Mutter practicirte, welche letztere das Silber jedesmal abzuholen hatte. Dieſe beiden Frauenzimmer verübten dieſe Art Diebſtahl zwei Jahre lang ungeſtört, endlich aber unterlagen auch ſie dem Looſe aller Diebe, ſie wurden feſtgenommen und für ſchuldig erkannt. Sie bekannten in ihrem Verhöre, zwei hundert und ſechs und dreißig Diebſtähle auf dieſe Art begangen zu haben.

Limonade-Schwindler. — Ein Individuum, welches das Aussehen eines Bedienten hat, geht zu einem Limonadier und verlangt für den Herrn N. N., der immer in derselben Straße mit dem Limonadier, jedoch am äußersten Ende derselben wohnt, zehn, zwölf, oft auch fünfzehn Becher Limonade. Ist dieß geschehen, so geht er voraus, und wartet an der Thüre des bezeichneten Hauses auf den Aufwärter. Sobald dieser erscheint, nimmt er ihm den Korb ab, geht ihm in das Haus voraus, und nun ersucht er ihn, geschwinde noch den Kirschengeist zu holen, den er zu bestellen vergessen habe. Der Aufwärter überläßt ihm ohne Argwohn den Korb, und beeilt sich das Verlangte zu holen. Erst wenn er mit dem Kirschengeist wieder zurückkehrt, erfährt er von dem Portier des Hauses den ihm gespielten Streich. Auch die Speisewirthe, welche Silbergeschirr in die Häuser senden, sind sehr oft das Opfer der Limonade-Schwindler. Um jedoch ihren Fallen zu entgehen, ist nichts nöthig, als das Verlangte selbst an die bezeichneten Orte hinzutragen, und bei der Concierge des Hauses die genaueste Erkundigung einzuziehen. Letztere Vorsicht sollte hauptsächlich nie versäumt werden. Oft miethen dergleichen Schwindler eine Wohnung, und lassen sie mit Meubles versehen, die sie vom Tapezier miethen. Sie lassen sich sodann ein oder zweimal vom nächsten Restaurateur das Essen bringen, dann endlich zum drittenmale. Jetzt ist aber die Zahl der Gäste beträchtlicher; um aber keinen Verdacht zu erregen, verlangt derjenige der Schwindler, welcher die Rolle des Wirthes spielt, einen Kellner, um seinem Bedienten beim Serviren der Gäste zu helfen. Ist das Mittagessen vorüber, so nimmt der Bediente, der selbst zu der saubern Zunft gehört, das Silbergeschirr zusammen, und verschwindet mit demselben im günstigen Augenblicke. Während dieser Zeit befinden sich die Herrn im Salon, um daselbst den Kaffee zu trinken, und unterhalten dort so lange den Kellner, bis einer nach dem andern ein Mittel gefunden hat, zu entwischen.

Service-Schwindler. — Diese Schwindelei wird wohl nur in Paris ausgeübt. Ein Individuum, gekleidet wie ein Koch, die weiße Mütze auf dem Kopfe und das Spickmesser an der Seite, welches die Lage der Küche und des Speisesaals von dem Hause vollkommen kennt, in welchem es stehlen will, schleicht sich zur Essenszeit ein, und wenn es in den Speisesaal gelangen kann, ehe es bemerkt wurde, so nimmt es mit großer Geschicklichkeit alles Silbergeschirr, das die Bedienten aufgelegt haben, und verschwindet, ohne eine andere Spur seines Daseins zurückzulassen, als die des vollbrachten Diebstahls.

Man denke ſich, wenn es möglich iſt, die Ueberraſchung des Hausherrn; er will die Suppe vorlegen, und findet keinen Löffel; es iſt dieß Vergeßlichkeit der Dienerin; er ſchellt, ſie kommt, und nach vielem Hin- und Widerreden findet ſich endlich die Auflöſung des Räthſels. Dieſe Diebſtähle wurden in früherer Zeit weit häufiger ausgeübt, als gegenwärtig, aus dem einfachen Grunde, weil ſich die berüchtigſten Service-Schwindler von den Geſchäften zurückgezogen, und wie ich glaube gebeſſert haben; der eine iſt jetzt ein Wucherer und der andere ein Gemäldehändler.

Schwindler der Nachbarſchaft. — Obgleich dieſe Art von Diebſtählen keine neue Erfindung iſt, ſo wird ſie doch noch faſt täglich vollbracht, und es iſt noch nicht lange her, daß die Gazette des Tribunaux ihre Leſer von einer ſolchen Schwindelei unterhielt, deren Opfer ein Uhrmacher in der Straße Saint-Honré wurde. Ein Menſch, wie ein Nachbar gekleidet, d. h. je nach Umſtänden mit einem Schlafrock angethan, oder nur in einer Jacke, erſcheint bei einem Uhrmacher und verlangt von ihm eine Uhr um einen beſtimmten Preis, welche er, wie er vorgiebt, ſeiner Frau oder ſeinem Neffen ſchenken will; ehe er jedoch den Kauf abſchließt, wünſcht er ſie der Perſon zu zeigen, für welche er ſie beſtimmt hat. Er nimmt die Uhr, die er ausgeſucht hat, und bittet den Uhrmacher ihm Jemand mitzugeben, dem er das Geld einhändigen könne, wenn, wie er nicht zweifle, er ſich zu ihrem Ankaufe entſchließe. Er geht fort, begleitet von dem Geſellen des Uhrmachers, und ehe ſie fünf Minuten weit gegangen ſind, kommen beide an die verſchloſſene Thüre eines Hauſes von ſtattlichem Anſehen; der Dieb klopft, und die Thüre wird geöffnet. „Wollen Sie gefälligſt eintreten?“ ſagt er zu dem Gehülfen des Uhrmachers. — „Nach Ihnen,“ antwortet dieſer. — „Treten Sie doch ein, ich bitte Sie, ich bin ja hier zu Hauſe.“ — „Wenn Sie es denn nicht anders haben wollen,“ ſagt der Gehülfe, „ſo betrachte ich es als einen Befehl,“ und nimmt den Vortritt; kaum iſt er eingetreten, ſo ſchlägt der Schwindler die Thüre hinter ihm zu und entſpringt, und ehe der Uhrmacher-Geſelle der Schließerin des Hauſes die nöthige Auskunft über ſein Erſcheinen gegeben hat, eine Auskunft, die ſie ausdrücklich verlangt, bevor ſie die Thüre wieder aufzieht, hat ſich der Dieb ſchon längſt aus dem Staube gemacht.

Schwindler durch Doppelausgänge. — Ein Individuum, deſſen Haltung und Manieren einen Mann aus der guten Geſellſchaft vermuthen laſſen, kommt in einer Stadt mit Extra-Poſt an und nimmt die ſchönſte Wohnung im beſten Hotel; bei ihm iſt ein Kammerdiener

und ſogleich nach ſeiner Ankunft nimmt er einen Lohnlakai in Beſchlag; dieſe vornehme Perſon, welche ſich das Anſehen eines Millionairs giebt, überläßt ſeinem Kammerdiener die Sorge das Nöthige anzuordnen und zu bezahlen, und letzterer, welcher die Rechnungen nie zuſammenaddirt, die er bezahlt, und den Namen ſeines Herrn nie ausſpricht, ohne den Hut dabei abzuziehen, beſorgt dieſen Auftrag zur allgemeinen Zufriedenheit. Iſt auf dieſe Art der Weg gebahnt, ſo läßt der Fremde einen Wechsler zu ſich rufen, der ſich beeilt ihm ſeine gehorſamſten Dienſte anzubieten, und welchem er eine gewiſſe Anzahl Rollen zeigt, die fremdes Gold enthalten. Der Wechsler prüft, wiegt ſelbſt die Stücke welche der Fremde gegen Zwanzigfrankenſtücke auswechſeln will; nichts fehlt, Gewicht und Gepräge ſind richtig; der Preis der Einwechslung wird verabredet, und Tag und Stunde hiezu feſtgeſetzt. Wenn nun der Wechsler durch die Hoffnung eines annehmlichen Gewinns angelockt, erſcheint, ſo empfängt ihn der Herr in ſeinem Schlafzimmer, vor einem angenehmen Kaminfeuer ſitzend, und in einen weiten Schlafrock eingehüllt. Der Wechsler legt ſeine Goldſtücke vor; nach richtig gefundener Rechnung läßt ſie der Spitzbube auf dem Tiſche liegen, und erſucht den Wechsler mit ihm in ſein Cabinet zu treten, um ihm daſelbſt das fremde Gold, das er dafür erhalten ſoll, einzuhändigen; während dieſes Gangs vom Schlafzimmer in das Cabinet verſchwindet der Kammerdiener mit dem Golde des Wechslers; der vornehme Herr, der unterdeß mit dem Wechsler in ſein Cabinet angelangt iſt, hat den Schlüſſel zu ſeinem Secretaire vergeſſen; er entfernt ſich um ihn zu holen, ſtatt jedoch wieder zu kommen, entwiſcht er durch eine zweite Thüre, und hat in kurzer Zeit ſeinen Kammerdiener wieder eingeholt.

Es ſind jedoch keineswegs immer Wechsler, an welche ſich dergleichen Schwindler addreſſiren. Dieß wird man aus folgender Anekdote erſehen.

Ein Individuum kommt im Jahr 1812 oder 1813 in Hamburg an. Sein Kammerdiener weiß in dem Hotel, wo ſein Herr abgeſtiegen, nicht genug von den Millionen, die er beſitzt, und von einer Heirath, die er einzugehen im Begriffe iſt, zu erzählen, und durch welche deſſen, ohnedieß ſo großer Reichthum noch um ein Bedeutendes vermehrt wird. Das Benehmen des Herrn ſtraft den Diener nicht Lügen; er bezahlt pünktlich und zeigt ſich bei jeder Gelegenheit äußerſt freigebig; das Gold ſcheint er nicht hoch anzuſchlagen. Nachdem derſelbe endlich glaubt, ſich ein gewiſſes Vertrauen erworben zu haben, ſo läßt er den Wirth zu ſich rufen, und ſagt ihm, daß er geſonnen ſey, für ſeine Braut Schmuck-

ſachen einzukaufen; da er jedoch in Hamburg Niemand kenne, ſo erſuche er ihn, ihm den ehrlichſten und am beſten verſehenen Juwelier der Stadt anzuzeigen. Erfreut von dieſem Beweiſe des Vertrauens, erfüllt der Beſitzer des Gaſthofs ſogleich den Wunſch des Fremden, und bezeichnet ihm einen Juwelier als einen Juwelenhändler, bei welchem man die ſchönſte Auswahl habe, und der den Herrn gewiß zu ſeiner Zufriedenheit bedienen werde. Der Spitzbube begibt ſich zu dem Juwelier und beſtellt bei ihm Koſtbarkeiten im Werthe von 150,000 Franken.

Am Tage der Ablieferung ſteht der, obwohl unpäßliche, Spitzbube auf und empfängt im Negligé den Juwelier in ſeinem Salon. Nachdem er die verſchiedenen Schmuckſachen noch einmal aufmerkſam betrachtet und geprüft hat, legt er ſie in eine der Schubladen eines prächtigen Secretairs, welchen er ſorgfältig wieder ſchließt, in dem er jedoch den Schlüſſel ſtecken läßt; nachdem dieß geſchehen iſt, ruft er ſeinem Kammerdiener, um von ihm den Schlüſſel zu einer, gleichfalls im Zimmer befindlichen Geldkaſſe zu verlangen. Der Kammerdiener aber läßt nichts von ſich hören, und der vornehme Herr wird ungeduldig, und ſchellt heftiger; der Kammerdiener giebt kein Lebenszeichen von ſich, und jener geht nun höchſt aufgebracht hinaus, um den Schlüſſel zur Kaſſe ſelbſt zu holen.

Eine Viertelſtunde iſt verfloſſen, und noch iſt er nicht zurückgekehrt. „Ich weiß gar nicht, wo er bleibt", ſagt der Juwelier zu dem ihn begleitenden Commis, „es beunruhigt mich doch ein wenig." — Dieſe Unruhe wäre erklärlich," erwidert der Commis, „wenn er den Schmuck mitgenommen hätte, er hat ihn ja aber in dieſen Secretär gelegt. Wir haben demnach nichts zu befürchten." „Sie können Recht haben, ich habe keine Urſache mich zu beängſtigen," entgegnet der Juwelier; „indeſſen," fügt er hinzu, indem er ſeine Uhr zieht, „es ſind jetzt doch ſchon fünfunddreißig Minuten vorüber, ſeit er hinausgegangen iſt; eine ſo lange Abweſenheit iſt unbegreiflich; wir ſollten doch nach ihm ſehen." Der Commis tritt der Anſicht ſeines Herrn bei, und beide rufen dem fremden gnädigen Herrn. „Aber der Schlüſſel ſteckt ja im Sekretär," ſagt der Juwelier, „wie wäre es, wenn wir ihn öffneten?" — „Sie werden doch nicht, ich bitte Sie, wenn er hereinträte, und fände uns, wie wir ſeinen Sekretär durchſuchen, was würde er von uns denken?" Der Juwelier gibt noch einmal nach, endlich aber geht ihm die Geduld aus, er ſchellt nach drei Viertelſtunden vergeblichen Harrens; die Kellner des Hauſes eilen herbei, man ſucht den gnädigen Herrn, und findet ihn nirgends; endlich öffnet man den Se-

kretär. Und nun möge sich der Leser, wenn es ihm möglich ist, die Bestürzung des Mannes vorstellen, als dieser die Entdeckung macht, daß die Hinterwand des Sekretärs und die Mauer, an welche dieser angelehnt steht, durchbrochen sind, und daß diese Löcher an die Kopfseite eines im anstoßenden Zimmer befindlichen Bettes gehen, wodurch die Diamanten mit Leichtigkeit konnten weggenommen werden. Vergebens rennt man den Dieben nach, die durch eine zweite Thüre ihrer Wohnung entwischt und schon weit von Hamburg entfernt waren, als der Juwelier den an ihm begangenen Diebstahl gewahr wurde. Einer dieser gewandten Schwindler durch Doppelausgänge befindet sich gegenwärtig in Paris, wo er ziemlich eingezogen lebt. Ich glaube, daß er sich gebessert hat.

Wenn man Gold wechselt, wenn man Diamanten an Personen verkauft, die man nicht genau kennt, so muß man sein Eigenthum nicht aus den Augen — und namentlich nicht einschließen lassen.

Die Schwindler durch Doppelausgänge prellen auch um Spitzen von Werth. Eine gewandte Diebin, Namens Louise Limé, bekannter unter dem Namen „Gräfin von Saint-Amont", miethete im Jahr 1813 oder 1814 das Entresol des Eckhauses zwischen der Rue de Lille und des Saint-Peres. Dieses Entresol hatte zwei Ausgänge, der eine führte auf die gemeinschaftliche Stiege, der andere zu einem Laden, der damals nicht vermiethet war. Die Gräfin von Saint-Amont ließ sich eine Anzahl hinlänglich großer Schachteln bringen, um letzteren Ausgang damit zu verstecken. Nachdem dieß Alles gehörig angeordnet war, begab sie sich zu einem Kaufmann, bei welchem sie gegen gleich baare Bezahlung für sechsunddreißig bis vierzigtausend Franken Spitzen kaufte. Den andern Tag bringt ihr ein Commis ihre Einkäufe, welche sie mit der größten Sorgfalt noch einmal prüft; nachdem dieß geschehen ist, nimmt sie die Schachtel, in welcher sich die Spitzen befinden, und stellt sie hinter ihre übrigen Schachteln. Ein Spießgeselle, der dort schon aufgestellt war, nimmt die Schachtel und macht sich damit aus dem Staube. Während dieser Zeit zählt die an ihrem Sekretär sitzende Gräfin eine Summe in Silber. Doch plötzlich besinnt sie sich eines andern, und sagt zu dem Commis: Es ist nicht nöthig, Sie so zu beschweren, ich werde Sie mit Bankbillets bezahlen. Sie wirft die Thaler wieder in den Sack und begibt sich hinter die Schachteln. Der Commis hört einen Schlüssel drehen und denkt, die Gräfin öffne ihre Kasse. Hierauf folgt eine Stille von einigen Minuten. Der Commis vermuthet, die Gräfin zähle die Bankbillets, die er erhalten sollte. End-

lich aber, da er sie immer noch nicht zurückkommen sieht, begibt er sich selbst hinter die aufgethürmten Schachteln, und — findet Niemand. Die Nachforschungen der Polizei, die falsche Gräfin von Saint-Amour zu entdecken, waren alle vergeblich; man hat nie erfahren können, was aus dieser Frau geworden ist.

Schwindler zur Miethe. — Man kann gegen die Schwindler zur Miethe nicht genug auf seiner Huth seyn, denn es lassen sich viele Beispiele anführen, daß sie es selbst bis zum Morde treiben. Lacenaire hat mit dem Schwindeln zur Miethe angefangen. Sie erscheinen selten allein, und zuweilen kommen sie in Begleitung einer Frau. Sie kennen immer die Stunde, wenn die Bewohner des Hauses, in welchem sie eine Wohnung einsehen wollen, auszugehen pflegen. Sie beschauen alles mit der höchsten Aufmerksamkeit, fassen jedoch bei dem ersten Besuche nie einen bestimmten Beschluß, denn sie behalten sich das Stehlen auf den zweiten vor. Ist der Augenblick erschienen, sich an das Werk zu machen, so sucht einer von ihnen den Diener oder den Portier, der sie begleitet, durch Conversation hinzuhalten, während der andere sich aller passenden Gegenstände bemächtigt. Einem Schwindler zur Miethe gelingt es fast immer, Dank der Nachlässigkeit der Diener, welche den Auftrag haben, Fremden die zu miethende Wohnung zu zeigen. Die Schwindler zur Miethe sind oft auch Gehülfen der Cambriolleurs oder Zimmerdiebe. Sie lassen sich die Schlösser zeigen, sowohl der Miethleute als des Hauseigenthümers, und verlangen auch die Schlüssel zu sehen, von denen sie Abdrücke nehmen.

Viele Personen hängen ihre Schlüssel im Speisesaal auf, was sie nicht thun sollten; sie geben dadurch nur den Dieben leichter Gelegenheit zu stehlen.

Die Broquilleurs. Dieselben gehören unter die Klasse der Diebe, die sich gleichfalls gern an die Bijoutiers machen. Letztere müssen, wenn sie sich vor ihnen hüten wollen, die Augen immer offen und ihre Ausstellung oder ihre Glasschränke immer verschlossen haben; aber diese Vorsichtsmaßregeln, obgleich sehr wesentlich, sind nur Erinnerungen, wegen deren man keineswegs diejenigen Mahnungen vernachlässigen darf, welche so mancherlei Beispiele darbieten. Zum Exempel: Wenn Jemand in den Laden eines Juweliers tritt, um Ringe oder Nadeln zu kaufen, so darf der Juwelier, wenn er nicht riskiren will, bestohlen zu werden, nicht mehr als zwei Ringe auf einmal zur Auswahl vorlegen; wünscht der Kunde deren mehr zu besichtigen, so lege man erstere vorher wieder an ihren Platz, ehe man ihm zwei andere

gibt. Die Ringkästchen oder Nadelkissen müssen daher so eingerichtet seyn, daß sie immer eine bestimmte Anzahl von Ringen oder Nadeln enthalten.

Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln kann jedoch der Juwelier immer noch bestohlen werden, und zwar folgendermaßen: Ein gewandter Broquilleur besichtigt von außen genau eine im Aushängebrett befindliche Nadel von Werth, und läßt dann von einem von der Galeere entlassenen Bijoutier eine ganz ähnliche machen; hierauf kommt er, um die zu kaufen, die er auserlesen hat, und da der Preis derselben, wenn er auch noch so billig gestellt wird, ihm immer zu hoch erscheint, so gibt er dem Juwelier statt der ächten die nachgemachte zurück. Es versteht sich von selbst, daß Nummer, Marke, Etikette, ja sogar die Seide, mit welcher diese befestigt ist, auf das Täuschendste nachgeahmt sind.

Andere Broquilleurs verstehen es vollkommen, die facetten Ringe nachzumachen, von welchen die Bijoutiers immer einen Bündel zur Disposition der Käufer haben; einer von den Broquilleurs handelt und kauft dann einen Ring von einem solchen Bündel, das er geschickt verwechselt, der Bijoutier hängt alsdann einen Bündel Kupferringe in seinen Glasschrank, während der Dieb mit den goldenen sich davon macht.

Oft kommen auch zwei Frauenzimmer, die zwar sauber, jedoch ein wenig gemein gekleidet sind, um eine goldene Kette zu kaufen; sie sind lange unschlüssig, bis sie eine Wahl treffen, und ist dieß endlich geschehen, so wollen sie auch wissen, wie vielmal die Kette um den Hals herumgeht; um ein genaues Maß zu nehmen, hängt eine der andern mehre von den goldenen Schnüren um, und mit einer kleinen Scheere, die sie in der Hand verborgen hält, schneidet sie ein mehr oder weniger langes Stück ab, welches zwischen das Hemd und den Rücken fällt. Ist dieß geschehen, so entschließen sich dieselben, eine Schnur von bestimmter Länge zu nehmen, zahlen das Daraufgeld und gehen fort. Sie wiederholen diesen Diebstahl öfters an einem und demselben Tage, den sie den Scheerenschnitt nennen.

Der Pegre. (Der vornehme.) Der fruchtbarste unserer Romantiker, derjenige, welcher es am besten versteht, das Interesse der Leser für seinen Helden zu erregen, spricht in einem seiner letzten Werke (im Vater Goriot) von einer Verbindung von Gaunern, welche er die Gesellschaft der Zehntausend nennt, weil die Mitglieder derselben unter sich das Gesetz aufgestellt hätten, nie weniger als 10,000 Franken zu stehlen. Die Verbindung der Zehntausender verläßt nie einen der Ihrigen,

der dem Bündniß treu geblieben iſt. Der geiſtvolle Romantiker ſcheint, indem er ſeiner Phantaſie freien Lauf ließ, von den vornehmen Pegres ſprechen zu wollen.

Die vornehmen Pegres ſind in der That nichts anders, als eine Verbindung von Dieben, welche dem Korps Beweiſe ihrer Ergebenheit und Fähigkeit abgelegt haben, die ſchon lange ihr Handwerk treiben und mit Erfolg irgend eine Gattung von Diebſtählen ausgedacht und ausgeübt haben. Der vornehme Pegre wird nie einen Gegenſtand von geringem Werthe ſtehlen, er würde denken, der Würde eines klugen Mannes etwas zu vergeben; er macht nur Geſchäfte von Bedeutung und verachtet die Diebe von Kleinigkeiten, die er Pegrioten, Hammer-Pegres, Lumpenſammler, Rapſer nennt. Die Verbindung der vornehmen Pegres hat ihre Geſetze, die zwar nirgends aufgeſchrieben ſind, die aber alle Mitglieder kennen, und die beſſer befolgt werden, als die, durch welche der Staat regiert wird. Auch wird der vornehme Pegre, der im Augenblick der Gefahr ſeine Kameraden nicht verrathen hat, nie von ihnen im Stich gelaſſen; er erhält Hülfe im Gefängniß, im Bagno und zuweilen ſelbſt noch an den Stufen des Schaffots. Ueberall kann man vornehmen Pegres begegnen, bei Veſour und im Café de Paris, auf den vornehmſten Bällen und in der erſten Rangloge der italieniſchen Oper; er trägt immer eine ſolche Kleidung, die für den Ort, wo er ſich befindet, am ſchicklichſten paßt, deßhalb erſcheint er zuweilen gekleidet wie ein Elegant, zuweilen nur in der Jacke oder Blouſe. Der vornehme Pegre hat ſich ſchon zuweilen mit den Epauletts eines Generals und mit der Kleidung eines hohen Kirchenbeamten geſchmückt; er verſteht es, alle Formen anzunehmen und alle Sprachen zu ſprechen. die der guten Geſellſchaft ebenſowohl, als die der Bagno's und der Gefängniſſe.

Obgleich ſich die Menſchen immer ſo ziemlich gleich bleiben, ſo ſind doch die Diebs-Verbindungen nicht mehr das, was ſie in früherer Zeit waren. Die vornehmen Pegres beſtehen gegenwärtig nur noch aus Leuten, die aus den untern Claſſen hervorgingen, aber früher zählten ſie Leute in ihren Reihen, die allgemein in hohem Anſehen ſtanden. Viele unter ihnen, welche durch ihre Stellung über die Geſetze erhaben waren, machten ſich eine Art Ruhm daraus, ihnen Trotz zu bieten. — „Die Verwaltung der Juſtiz, ſagt Dulaure, in ſeiner Geſchichte von Paris, iſt ſchwach und ſchlecht beſchaffen, empfänglich für Beſtechung und Mißbräuche jeder Art, ſie verſucht mit der einen Hand die Mißbräuche abzuſchaffen, die ſie mit der andern ſelbſt hervorrief;

ohne unbeſtimmte und unſichere Geſetzgebung ließ der Willkühr ein weites Feld, und die Chikane erreichte gar oft vermittelſt der ſo ſehr verwickelten Formen des Rechtsgangs ihren Zweck.

Buſſi Rabutin erzählt in ſeinen geheimen Memoiren, daß, als er in Paris war, zwei Diebe von Stande, der Baron von Veillac und der Chevalier d'Andrieux, die in Erfahrung gebracht hatten, daß er für Rekruten ſeines Regiments 12000 Livres erhalten habe, Nachts bewaffnet durch das Fenſter zu ihm eingedrungen ſeyen, und ihm einen Theil ſeines Geldes geſtohlen hätten; dieſe Herrn, ſagt er, würden die ganze Summe genommen haben, wenn die Furcht ſie nicht zur Flucht getrieben hätte.

Die Epoche, in welcher Buſſi Rabutin ſeine Memoiren ſchrieb, war unſtreitig die goldene Zeit der vornehmen Pegres; jetzt haben ſich die Zeiten verändert, die letzten berühmten Mitglieder, die Cognand's, die Collet's, die Gaſparini, die Beaumont's ſind ſeit lange todt, und haben keine würdigen Nachfolger hinterlaſſen.

Es wäre überflüſſig, wollte man den Verſuch machen, den vornehmen Pegres Moral zu predigen; ſie ſtehlen mehr aus Gewohnheit als aus Bedürfniß; ſie lieben ihr Handwerk und die damit verbundenen Gemüths-Bewegungen; werden ſie feſtgeſetzt, ſo iſt ihr einziges Dichten und Trachten, die Freiheit zu erlangen, um neue Diebſtähle zu unternehmen, und ihre einzige Beſchäftigung, ſich über diejenigen ihrer Unglücksgefährten luſtig zu machen, die Reue zeigen und die Abſicht kund geben, ſich zu beſſern.

Mehre Schattirungen unterſcheiden die vornehmen Pegres unter einander; die leichteſte ſie aufzufaſſen, iſt unſtreitig, wenn man die Pariſer Diebe von den Dieben in den Provinzen unterſcheidet. Die erſtern begehen meiſtens nur ſolche Diebſtähle, welche Geſchicklichkeit und Gewandtheit erfordern; die andern ſind verwegener, wie die Cambriolleurs und dergleichen Schwindler. Die Pariſer füllen in der Regel die Gefängniſſe; die der Provinzen die Bagno's. Wie dem nun ſey, ſo viel iſt gewiß, die einen wie die andern ſündigen nicht aus Unwiſſenheit, vielmehr ſind die vornehmen Pegres vortreffliche Rechtsverſtändige, und ſchreiten, ſo zu ſagen, mit dem Geſetzbuch in der Hand ans Werk.

Hat einer derſelben ſich auf eine beſondere Gattung von Diebſtählen gelegt, ſo leiſtet er viel ſchwerer auf die Ausübung ſeines Handwerks Verzicht, als derjenige, welcher ohne Unterſchied ſich auf alle Arten von Diebſtählen einläßt, und dieß iſt leicht zu erklären. Derjenige, welcher nur eine Art ausübt, erlangt am Ende eine ſolche Gewandheit

darin, daß er ſie gewiſſermaßen ungeſtraft üben kann, und dieß iſt ſo wahr, daß man die Arretirung der meiſten vornehmen Pegres, welche bis jetzt vor die Tribunale gezogen wurden, nur unvorhergeſehenen und unerwarteten Umſtänden verdankt.

Ich habe weiter oben geſagt, daß gegenwärtig die meiſten der vornehmen Pegres aus den untern Claſſen der Geſellſchaft hervorgehen; dieß verhindert ſie jedoch nicht, eine Ehre darein zu ſetzen, eine gewiſſe Seelengröße zu zeigen. Wenn die Capdevilles und einige Andere, welche in einer gewiſſen Epoche die erſten ihrer Brüderſchaft waren, mit Hilfe falſcher Schlüſſel oder auch durch Einbruch in eine Wohnung gelangten, und durch Einſicht in die Papiere oder auf ſonſtige Art erfuhren, daß der Bewohner in keiner glücklichen Lage ſich befinde, ſo hatten ſie die Gewohnheit, auf der Ecke des Kamins alles Geld zurück zu laſſen, das ſie gerade bei ſich trugen, gleichſam um den angerichteten Schaden zu vergüten; einige dieſer „Wildſchützen“ gaben auch dem erſten Bedürftigen, der ihnen zufällig begegnete, die Uhr, die ſie ſo eben erſt geſtohlen hatten — wenn es nämlich keine goldene war.

Der Pegriot. — Der Pegriot ſteht auf der letzten Stufe der Leiter, auf deren oberſten der vornehme Pegre ſteht. Die Noth führte die Hand des Pegrioten, als er ſeinen erſten Diebſtahl beging, und würde ihm vielleicht Jemand gegen Arbeit Brod verſchaffen, ſo wäre es nicht unwahrſcheinlich, daß er ſein Diebs-Handwerk aufgäbe. Der Pegriot iſt auch furchtſam und nur wenn er ſich recht gedrängt und gleichſam dazu gezwungen ſieht, wagt er es, dem, der ihm gerade in den Wurf kommt, ein Tuch aus der Taſche zu ziehen, für welches der „Währwolf“ ihm den vierten Theil des Werthes bezahlt.

Der Pegriot iſt immer ſchmutzig und ſchlecht gekleidet; er frühſtückt nie und ißt nicht immer zu Mittag; hat er einige Sous, ſo nimmt er ſein Nachtlager in einer der unterirdiſchen Wohnungen der Cité; iſt ſeine Taſche leer, ſo ſpaziert er die ganze Nacht herum, wenn er nicht einer Patrouille begegnet, die ihn auf die Wache führt, die er nur verläßt, um vor den Polizei-Commiſſär geführt zu werden, der ihn ſeinerſeits wieder auf die Präfectur transportiren läßt. Sehr ſelten wird ein Pegriot unter die Mitglieder der vornehmen Pegres aufgenommen; dieſe Herrn nehmen nicht Jeden an, der ſich ihnen anbietet; ſie ſcheinen die beiden Verſe als Deviſe angenommen zu haben:

Unſeres Gleichen kann man nicht mit plumpen Netzen fangen,
Wer unſre Schliche merken will, muß Meiſterſchaft erlangen.

Der Pegriot endigt, wie er gelebt hat, erbärmlich.

Die Rutières. — Die Rutières sind Mädchen von einer ganz besondern Classe, welche die Polizei mit dem Namen: verlassene Mädchen bezeichnet.

Sie sind fast immer Diebinnen und treiben ihr Handwerk in den Straßen in der Nähe des Palais royal und auf öden Plätzen.

Die Rutières, von welchen immer zwei zusammengehen, tragen die mittlere Bürgertracht, aber sie nähern sich auf offener Straße demjenigen, auf den sie es abgesehen haben, und brauchen nur einen Augenblick, um ihm die Börse, die Brieftasche oder die Uhr unbemerkt zu entwenden. Sie haben zuweilen sehr beträchtliche Diebstähle unternommen. Im Laufe des Jahrs 1813 entwendeten zwei dieser Frauenzimmer Pauline La Vache und Louise Lablageuse einem Kriegs-Commissär 50,000 Franken Bank-Billets, der aus Verzweiflung fast wahnsinnig darüber wurde. Ein andersmal entwendeten die schöne Lise und Julie Petit-Jean, einem Kornhändler aus Beauce, 8500 Franken in Gold.

Die Liebhaber der Rutières folgen denselben fast immer auf einige Entfernung nach, und sobald diese einen Diebstahl begangen haben, so tragen sie, wenn sie vorher in der Haube und ohne Halstuch erschienen sind, plötzlich Hut und Shawl, welche der Liebhaber in Bereitschaft hält. Sie befürchten daher nicht von der bestohlenen Person wieder erkannt zu werden, wenn sie derselben zufällig wieder begegnen, ehe sie das Gestohlene in Sicherheit gebracht haben.

Die Rutières stehlen selten anderswo, als auf offener Straße, denn sie kennen den Artikel des Straf-Code recht gut, der auf einen in einem bewohnten Hause verübten Diebstahl Einkerkerung setzt.

Die Erzählung einer ziemlich komischen Begebenheit, welche im Jahr 1815 einem geheimen Agenten der Sicherheits-Polizei in Paris widerfuhr, möchte am Schlusse dieses Artikels über die Rutières einen schicklichen Platz finden.

Dieser Agent hatte schon seit langer Zeit zwei sehr gewandte Rutières, Namens Agatha Flot, bekannt unter dem Namen die Gräfin, und Emilie Nanjou im Auge. In der rue Saint Honoré, in der Nähe des Hotels d'Angleterre, redeten sie einen alten Herrn an, welchem sie, bei einer Unterhaltung von wenigen Augenblicken, eine grüne Börse entwendeten. Als sie diesen Diebstahl begangen hatten, näherte sich der Agent den beiden Rutières, denen seine Eigenschaft nicht bekannt war, und erfuhr von ihnen, daß die Börse, die sie so eben entwendet hätten, fünfzig Napoleons enthalte. Der Agent, der den alten Herrn nicht aus den Augen verloren hatte, verließ die Rutières, nachdem er zuvor

eine Zuſammenkunft mit ihnen ausgemacht hatte, und holte das Opfer dieſes Diebſtahls in einem Caffeehauſe ein, das zu jener Zeit an der Ecke der Straße Richelieu lag.

— „Mein Herr, ſagte er zu dem alten Herrn, haben Sie nicht, als Sie von Haus weggingen, eine grünſeidene Börſe mitgenommen?

— Ja, mein Herr.

— Dieſe Börſe enthielt fünfzig Napoleons?

— Ja, mein Herr!

— Man hat ſie Ihnen geſtohlen.

— Es iſt wahr, mein Herr, ſagte der Greis, nachdem er alle Taſchen durchſucht hatte.

— Nun wohl denn, wenn Sie mir folgen wollen, ſo werden Sie Ihre Börſe wieder finden, und die beiden Frauenzimmer, welche ſie Ihnen geſtohlen haben, ſollen arretirt werden.

— Wie es ſcheint, ſind Sie ein Polizei-Spion? ſagte hierauf der Alte.

— Ich bin Agent der Sicherheits-Polizei, erwiderte hierauf der Befragte.

— Nun wohl, mein Herr Polizei-Spion, ſo wiſſen Sie, daß ich nicht mit Ihnen gehen will. Ich will beſtohlen werden, es gefällt mir ſo; haben Sie etwas dagegen einzuwenden?“

Der Agent, der einen ſolchen Empfang nicht erwartet hatte, zog ſich beſchämt zurück.

Ein Corſe vor dem Kriegsgerichte.

Paolo Paoli, Füſelier im 60ten Linien-Regimente iſt vielleicht ein Abkömmling jener edeln und ruhmvollen Familie der Paoli, deren einer ſein Vaterland von der genueſiſchen Unterjochung befreite. Ohne Zweifel macht Paolo Paoli Anſprüche auf dieſe glänzende Genealogie, davon zeugen ſeine ſtolzen und feſten Antworten vor dem erſten Kriegsgerichte von Paris, vor welchem er dieſer Tage wegen Deſertion erſchien.

Paolo iſt von ſchönem Wuchſe, kräftigen Zügen und trägt einen ſchwarzen Schnurrbart; ſein Auge iſt ſchwarz und voll Feuer, und ſeine Stimme zeichnet ſich durch einen männlichen Klang aus, welcher die Aufmerkſamkeit lebhaft in Anſpruch nimmt.

Der Präſident.

Ihr ſeyd deſertirt, Paolo Paoli?

Paolo.

So iſt es, mein Oberſt.

Präſident.

Warum ſeyd Ihr deſertirt?

Paolo

(mit einer ausdrucksvollen Bewegung des Kopfes).

Weil ich Geſchäfte in meiner Heimath abzumachen hatte.

Präſident.

Was verſteht Ihr unter dem Ausdrucke: Geſchäfte abmachen?

Paolo.

Das braucht weiter keiner Erklärung, mein Oberſt... Nur ein Corſe weiß, was das heißen will. Wenn Sie es wünſchen, ſo kann ich Ihnen ſagen, daß es Geſchäfte von Intereſſe waren.

Präsident.

Warum habt Ihr nicht um Urlaub gebeten? —

Paolo.

Ich habe darum gebeten, er ward mir jedoch verweigert, weil ich ein Certificat brauchte und ich keines hatte.

Präsident.

Welche Behörde hatte es Euch auszustellen? —

Paolo.

Der Maire von Bastia sollte mir ein Certificat ausstellen, als ob man meiner in der Heimath bedürfe. Aber der Maire wollte nicht. Vielleicht hatte er seine Gründe dazu.

Präsident.

Hattet Ihr nicht eine Ehrensache abzumachen, wie man in Corsica zu sagen pflegt? Und war dieß nicht vielleicht einer der Gründe, weßhalb man Euch das Certificat verweigerte? —

Paolo.

Diese Dinge weiß nur ich, und ich werde sie nur Gott anvertrauen.

Präsident.

Ihr seyd im militärischen Anzuge desertirt, und habt somit das Aerar bestohlen.

Paolo

(indem er seinen Schnurrbart mit Heftigkeit streicht).

Bestohlen! Bestohlen! Ich habe nichts gestohlen. Nur in diesem Lande ist es erlaubt, einem Manne ungestraft zu sagen: Du hast gestohlen... Das ist ein hartes Wort für mein Ohr. Lieber möchte ich eine Kanonenkugel dicht daran vorbeisausen hören. Gestohlen! Gestohlen!

Präsident.

Die Sache ist aber doch so. —

Paolo.

Nein Oberst, hier sind die Montirungsstücke des Aerars, ich bringe sie zurück; sie sind unberührt. Aber sagen Sie nicht mehr, ich hätte gestohlen.

Präsident.

Ihr wurdet zu Marseille verhaftet?

Paolo.

So ist es.

Präſident.

Was thatet Ihr dort?

Paolo.

Ich arbeitete, wie jeder in meiner Lage.

Präſident.

Warum bliebt Ihr nicht in Eurer Heimath?

Paolo.

Das iſt mein Geheimniß.

Präſident.

Zu Paris habt Ihr ein leichtſinniges Leben geführt; Ihr hattet große Ausgaben, hingt Euch an Weibsleute; dieſes Benehmen iſt nicht ehrenvoll.

Paolo.

Obgleich nur Füſelier, hatte ich Hilfsquellen, die mir erlaubten, nach Gutdünken zu leben. Niemand kann ſich über meine Aufführung beklagen. Kann irgend Einer mich einer Feigheit, eines gebrochnen Wortes beſchuldigen, der trete auf und ſage mir es in's Geſicht: ich werde ihm antworten.

(Das Kriegsgericht zieht ſich zur Berathung zurück und tritt nach einer Viertelſtunde wieder ein. Paolo Paoli, der Deſertion ſchuldig erklärt, wird zu fünfjähriger Zwangsarbeit und zur Degradation verurtheilt.)

Paolo.

Es gibt Jemand, der mir dafür büßen ſoll. Es iſt gut.

(Bei dieſen Worten nimmt ſein Geſicht einen düſtern Ausdruck an, den jedes der Anweſenden mit einer Art innern Schauders gewahrt. Es iſt klar, daß jenſeits dieſer Drohung eine Rache liegt, und daß Paolo eines Tages unerbittlich ſeyn wird, wie das Geſetz, das ihn heute verurtheilt hat.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Aus Leipzig.

Die neuen Preßgesetze, eigentlich nur Druckergesetze, drohten der vielgerühmten Liberalität, die in Sachsen herrschte und herrscht, einen Stoß zu geben; allein es war nur blinder Lärm. Es ist nicht zu läugnen, daß seither in Leipzig viele Bücher ohne Censur erschienen waren, was jedoch nur Bücher von ganz tadellosem Inhalte betraf, bei denen die Verleger sich die Censurgebühren ersparen wollten. Dieß hat nun aufgehört, und es dürfte daraus z. B. einer Handlung wie der Brockhaus'schen eine jährliche Mehrausgabe von einigen hundert Thalern erwachsen. Ob die gedachte ehrenwerthe Handlung sich dadurch veranlaßt fühlen werde, noch weniger Honorar zu zahlen an die Autoren, als sie bisher gewohnt gewesen, bleibe dahingestellt. Drückend für die Buchhändler ist die neue Preßbestimmung, daß vor Verausgabung jedes Buches erst ein Censurschein für 1/2 und respective 1 Thlr. einzuholen ist. Da nämlich nach vollzogner Censirung der Druckbogen noch einmal in die Hände des Autors kommt, damit diesem die Lücke auszugleichen und den durch Censurstriche aufgehobenen Zusammenhang mancher Stellen wieder möglichst herzustellen erlaubt blieb, so mag der Fall vorgekommen seyn, daß der erhitzte Autor das gemordete Gedankenkind wieder in's Leben rief und in die Welt schickte trotz Censurstrich und Verbot. Daraus erwuchs die Nothwendigkeit, das fertige Buch nochmals dem Censor erst vorzulegen, bevor es das Licht der Welt erblickte. Der Betrag, der für diese Doppelcensirung zu zahlen, beläuft sich für Verleger im Ganzen außerordentlich hoch. Es heißt jedoch, daß auch diese Verfügung gemildert werde; die Abgeordneten der zweiten Kammer in Dresden Hr. v. Dieskau und Hr. Tod haben sich das Verdienst erworben, die Uebelstände der Preßverfügungen mit rüstiger Freimüthigkeit beleuchtet zu haben.

Ganz kürzlich wurde in der Abgeordnetenkammer von Hrn. v. Dieskau, einem Mann von politischem Takt und scharfsinniger Beredtsamkeit, die Freiheit der Eisenbahnunternehmungen lebhaft vertreten. Nur war der Redner, wie ich glaube, im Irrthum, wenn er behauptete, in England bedürfe es gar nicht der Concession von Seiten der Regierung, um eine Entreprise solcher Art in's Leben treten zu lassen; vielmehr sucht dort jede Gesellschaft die Corporationsbill nach, ist aber ihres Erfolges gewiß, da das englische Leben ganz und gar auf Freiheiten dieser Art basirt ist. Es geschieht in England der Form wegen, was sich der Sache nach von selbst versteht. Gleichwohl thut es noth, daß in Deutschland bei der mangelhaften Ausbildung des Sinnes für persönliche Rechte darauf gedrungen werde, eine Corporation dürfe die Bestätigung ihres Vereins zu commerciellen Zwecken fordern. Auch Sachsens Wohlfahrt gründet sich auf die Freigebung des Verkehrs jeder Art.

Die Eisenbahn von hier nach Dresden soll Ostern d. J. bis Wurzen, 3 Meilen Weges, fahrbar werden. Man wettet noch immer, ob die ganze Strecke bis 1840 fertig wird oder nicht.

Summen werden für und wider gesetzt, und sub judice lis est. Die Eisenschienen, die man aus Birmingham kommen ließ, liegen in der Elbe, die Schiffe verunglückten bei den letzten Stürmen. Assecurirt ist schwerlich das Material.

Die Emancipation der Juden wird für die dießmalige Ständeversammlung in Sachsen kein Gegenstand der Debatte werden; die Regierung hat erklärt, daß vor der Hand zuviel dringende anderweitige Fragen zur Erledigung vorlägen. Somit hat Professor Krug schon wieder einmal ein unnützes Buch geschrieben, sein „Henotikon" oder Entwurf zu einem neuen Religionsgesetz für das Königreich Sachsen. Er hat darin längst von Allen Gekanntes zusammengefaßt, der alte Philosoph ist unermüdlich, seine überflüssige Broschürenliteratur über alle Gegenstände des Bedarfs auszudehnen, selbst über Poudretten, glaube ich, hat er seine Weisheit heftweise zu Markte gebracht. Mit der Erklärung in der Ständeversammlung, daß ein Religionsgesetz nicht in das Bereich der dermaligen Berathungen treten wird, noch nicht zufrieden, hat er noch einen Anhang zum Henotikon geschrieben und allerlei Sächelchen zusammengeflickt, wozu kein Mensch Zeit zum lesen hat.

Die hiesige Tunnelgesellschaft arrangirte im Januar eine große Redoute, wo man wenigstens 1700 maskirte Leipziger nur im Schauspielhause versammelt sah. Die Leipziger verstehen zwar nichts von Carnevalsscherzen, wie alle protestantischen Völker, aber sie sind eine lustige Nation wie alle Handelsstädter. Man hatte auf der Maskerade einen großen Festzug veranstaltet, eine Persiflage aller Richtungen des Zeitgeistes war der Sinn der heitern Lustbarkeit. Der chinesische Kaiser erschien mit glänzendem Gefolge und ließ sich über die europäische Kultur orientiren. Herlossohn, der Herausgeber des Cometen, war bemüht, der himmlischen Majestät Rede und Antwort zu stehen. Was der Schauspieler Baudius beisteuerte, hatte am meisten Treffer, viele Witze waren Nieten, wie das immer zu geschehen pflegt. Hr. Baudius spielte den heil. Nepomuk, der die chinesische Majestät von den Fortschritten der europäischen Civilisation unterrichtete. Besonders witzig war sein Vorschlag, eine allgemeine deutsche Barbier- und Schröpfanstalt auf Actien zu gründen. Jede Actie sollte mit 1 Thlr. mindestens bezahlt werden; wenn die zusammengekommene Summe bedeutend genug, wolle die Actiengesellschaft sich besinnen, ob das Unternehmen ausführbar sey oder nicht. Das eingelegte Geld sollte aber in letzterem Falle niemand wieder erhalten, denn nach der Institution des Comité sey ja vorausgesagt, daß allgemeines Barbieren Ziel und Zweck des Vereins sey. Etwas boshaft-persönlich fiel die Persiflage der königl. spanischen Hofsängerin Dem. Carl aus. Sie wurde auf einem hohen Triumphwagen vorgeführt und gab so das Bild einer „hochfahrenden" Sängerin. Die lächerlich bombastischen Recensionen eines Hrn. Mannstein in Dresden, die die Fink'sche Musikalische Zeitung gebracht hatte, wurden tüchtig dem Gelächter preisgegeben. Für Manchen war es nur anstößig, daß gerade Schauspieler, mit Verläugnung alles collegialischen Sinnes, ihre Mitschwester zum Gegenstand des Gespöttes machten; der Hohn sollte lediglich das erbärmliche Recensentenhandwerk treffen. Freilich hat sich die in vieler Beziehung treffliche Sängerin zu Schulden kommen lassen, ihren Ruhm auf Nebenwegen zu suchen. Die „Zeitung für die elegante Welt" hatte schon bei Anwesenheit der Sängerin in Leipzig, und zwar ohne Verläugnung der Eleganz, das prahlerische Handwerk derb gegeißelt.

Eine Reihe ausgezeichneter Virtuosen hat sich hier im Verlauf der letzten Monate hören lassen, wie denn Leipzig in der That eine Art Mittelpunkt musikalischer Leistungen ist und bleibt. Die Lage der Stadt zwischen Norden und Süden Deutschlands macht sie zu einem Caravanenort, wo alles durchzieht, was von Bedeutung ist. Ich erwähne nur noch des trefflichen Violinvirtuosen Molique aus Stuttgart, der im Januar sich hören ließ und auch seine meisterhafte Symphonie, die erste, die er schrieb, zur Aufführung brachte. In den letzten Tagen des gedachten Monats gastirte Jost aus Hamburg auf der hiesigen Bühne. Sein Ludwig XI. im Drama von Delavigne ist eine großartige Charakterleistung. Jost gehört zu der alten Schule, die mit mimischen Mitteln wirkt, während die neuern Berliner Schauspieler alles mit declamatorischem Wesen zu erledigen suchen.

— l —

Literarische Uebersichten

von

G. S.

VII.

Wie im vorigen Artikel die neuere Lyrik, so werde ich das Theater, Roman und Novelle, die Theorie der Kunst und dann unsere Prosa und ihre Gattungen, natürlich nur die jüngsten Fortschritte, nach einander berühren. Allein in den größeren Uebersichten kann Manches nur allzuflüchtig, ja wohl gar nicht zur Sprache kommen, was eine ausführlichere Erwähnung verdiente. Manches würde in den

Hauptartikeln gar keine Stelle finden. Auch machen sich hie und da Supplemente nöthig. Dieß veranlaßt mich zwischen die laufenden Uebersichten nicht selten Nachträge einzufügen, in denen Bücher und Interessen einzeln oder ohne Zusammenhang vorgeführt werden.

Es ist unbestritten, daß man die Freunde oft mehr zu fürchten hat, als die Widersacher. Und leider kann man sich einer unbequemen Freundschaft oft nicht im Geringsten entwinden. In solchem Falle befindet sich Nicolaus Lenau und ich halte es für Pflicht, mich seiner anzunehmen. Als ich neulich unsere poetischen und vornehmlich lyrischen Hoffnungen aufzählte, hätte ich zwar noch manches guten Namens, wie Wackernagels, Simrocks, Hoffmanns (von Fallersleben) und noch einiger Weniger gedenken können, den Lenau jedoch vergaß ich nicht. Denn die neuere Literatur hat ihn immer im Gedächtniß gehabt und ich wüßte kaum einen jungen Poeten zu nennen, dem in letzter Zeit so schnell und von allen Seiten Anerkennung geworden wäre. Nicht blos die, die sich insonderheit seine Freunde genannt wissen wollen, haben ihn gewürdigt und verbreitet, sondern nicht weniger Andere, denen man jetzt vorwirft, Lenau's Verdienste zu verkleinern. Die Zeitung für die elegante Welt hat sich in den Jahren 1833 und 1834 — um ein Beispiel anzuführen — keines neuen Dichters Lob so angelegen seyn lassen, als das des Genannten. Ich widmete dieser Erscheinung eine Theilnahme und sprach selbige in jenem Blatte in einem Grade aus, den ich bei kälterer Stimmung selbst nicht als stichhaltig unterschreiben konnte. Immerhin! Man fand ein schönes, wie es schien, zeitgemäßes, mitlebendes, bildsames Talent. Wenig anregende Gedichte genügten, wenn schon drei Viertheile seiner Gedichtsammlung elegische Spreu und falscher Bilderglanz waren. Ist's denn in den Sammlungen der meisten jungen Talente anders? In jedem Falle hat genannte Zeitschrift, an der ich lebhaft Theil nahm, großen Einfluß auf die Verbreitung Lenau's gehabt. Und doch redigirte sie damals Heinrich Laube, und doch behauptete man jüngst, das junge Deutschland, zu dem auch Laube vor Kurzem gezählt wurde, arbeite der Anerkennung Lenau's und seines Fausts entgegen. Ich weiß nicht hinlänglich, was die damit bezeichneten Literaten früher erzielt haben mögen, was sie zum Theil jetzt erstreben. Das aber weiß ich, daß Keiner von ihnen es nur im Mindesten für der Mühe werth hält, sich einer solchen Bagatelle, wie dem Faust von Lenau, in den Weg zu stellen.

Die Sache verhält sich jedoch so. Lenau's Faust wurde theils in aufgeregteren Momenten wenig beachtet, theils von einigen jungen Literaten, besonders von Gutzkow, Kühne und Mundt für ein durchaus unzureichendes Werk erklärt. Konnte man sich auch des Gedankens an Göthe nicht erwehren, so kam doch gewiß Niemanden in den Sinn, eine Parallele zwischen Beiden zu ziehen. Man behauptete einfach, der junge Dichter habe sich im Stoff vergriffen und sein sentimentales oder elegisches Talent sey für eine solche Arbeit nicht geeignet. Ueberhaupt kühlte sich wohl die erste Wärme für den Dichter etwas ab. Man hätte ein lebendigeres Fortschreiten erwartet und dieser Faust zeigte höchstens ein zu großes Vertrauen des Poeten in seine Kraft; man fing an zu fürchten, daß Lenau's Geist durch den Beifall einer Schule, die einer neuen und lebendigen Kraft-Aeußerung keineswegs förderlich zu seyn pflegt, um rüstigere Fortbildung gebracht werde. Fürwahr! Eher zu viel als zu wenig mochte Lenau belobt worden seyn und es ward endlich Zeit, diese Muse einmal mit mehr Scepsis anzusehen. Und als dieß geschah, erhob sich eine große Entrüstung über die jüngeren Schriftsteller, die dieß wagten, oder wenn man will, über die ganze junge und strebsame Literatur. Freilich war es eine sehr gewichtlose Stimme, die die Ehrenrettung des neuen Faustdichters über sich nehmen zu müssen glaubte. Aber man wußte doch, woher der Wind kam und aus welcher Schule geplaudert wurde.

Da hieß es denn: Göthe's Faust sey ein Mann voll kräftigem Willen und vorherrschender Sinnlichkeit, bei nicht vielem Gemüth. Daraus fließe seine Ueberschwenglichkeit und sein Unglück. Bald seyen ihm nur Sinnengenuß und Wechsel noch wünschenswerth: ein Höheres kenne er nicht, damit habe er völlig abgeschlossen, und sein Gemüth treibe ihn nicht an, in Sehnsucht zum Höheren sich zu erheben. Lenau's Faust sey von einem andern Schlage. Nicht sinnliche Lust, sondern unbegränzter Stolz, die Schranken der Erkenntniß nicht dulden zu wollen, durchbreche diese Schranken. Der Hochmuth überliefere ihn dem Teufel, dem es aber nicht so leicht werde, wie dem Göthe'schen Mephistopheles, einen solchen Geist zu gewinnen. Denn Lenau's Faust sey ein Mann von tiefem Gemüth und reinem Willen. Und es sey ächt teuflisch, daß ein solcher Mann gerade durch das Gemüth und zwar ächt tragisch Schritt vor Schritt vom Verderben umschlungen werde. Das ist die Quintessenz dieses kritischen Meisterstücks! Man stellt nicht bloß die beiden Fauste in Parallele, sondern man findet, so sehr man dieß auch durch halbe Worte zu Gunsten Göthe's bemäntelt, in dem Lenau-Faust einen edleren und höheren Repräsentanten der auf ihren erhabensten Flügen wie Ikarus herabsinkenden Menschheit. Lenau's Faust hat Gemüth. Bravo! Jetzt hat die gemüthliche Schule auch einen Faust, einen gemüthlichen Faust, einen Faust, der selbst der Theologie keinen Anstoß gibt. Was gibt uns Göthe Besseres? Seine Lieder haben wir längst mit unserem Gemüthe überboten, und statt eines so niedrig menschlichen Repräsentanten unseres Geschickes haben wir jetzt sogar einen Gemüthsmenschen, einen Repräsentanten unseres eigenen Ich; denn auf solchem Wege wäre es möglich, daß auch uns der Teufel ein Bein stellte. Bei Gott! daß ihr schwach seyn könnt, habe ich längst gewußt, aber daß euer Gemüth noch schwächer sey, als euer Geist, das glaubt euch Niemand.

Bisher hatte die gemüthliche Schule nur lyrische Talente aufgezählt, jetzt hatte man einen Dramatiker und dazu einen Faustdichter. Man drückte ihn ganz an sich, man absorbirte ihn fast. Wie die Romantiker sich Heinrich von Kleist, aber erst nach dessen Tod, zu eigen machten, so zog man jetzt den lebendigen Lenau in einen Kreis hinein, dem er von vorher ein wohl verwandt, an den er aber nicht gebunden schien.

Warum machte denn diese große Faust-erneuerung so geringen Eindruck auf das deutsche Publikum? Warum wohl? Etwa weil das Volk noch nicht reif war, sie zu verstehen? Keineswegs! denn ein gemüthlicher Dichter ist ein volksthümlicher Dichter und dieser neue Faust hat mehr Gemüth als Tiefsinn, und sollte gerade deßhalb der volksthümlichere seyn. Also was denn? Jetzt endlich ist das Geheimniß ausgeplaudert worden. Die junge Literatur trägt die Sündenschuld dieser Nichtanerkennung, sie hat den Lenau-Faust verlästert und erst jetzt, nachdem diese Bösewichter an die Kette gelegt sind, wird eine solide Kritik, eine gemüthliche Kritik dem großen Werke zu seinem Ruhme verhelfen. Der Anfang ist gemacht, der Erfolg kann nicht fehlen. Auch ist es sonnenklar, warum diese verruchte Jugend am neuen Faust kein Wohlgefallen findet, denn in Göthe's Faust ist im Grunde doch ein Lüstling verherrlicht, und die junge Literatur hat an ihm ein Evangelium für ihre Lüderlichkeit und ihre Tendenzen. Lenau's Faust dagegen sey von Anfang bis zu Ende ein gemüthlicher, ja sogar ein tugendhafter Mensch und er allein verdiene, daß sich Gottes Gnade am Ende über ihn erbarme. Und wegen dieser Reinheit sey er dieser Jugend ein Dorn im Auge, sey er ihr verhaßt. So sucht man die jüngere Literatur überhaupt mit einigen Verirrungen zu identificiren. Man meint jene und schlägt auf diese.

Zugestanden, daß dieser neue Faust einzelne lyrische und malerische Schönheiten besitze, so ist doch dieser ganze Vergleich mit dem Göthe'schen Faust, ja noch mehr das Prinzip dieser Vergleichung so

verkehrt, so widersinnig, daß es gar keine Beachtung verdiente, wenn man dem braven Lenau nicht den größten Schaden damit zufügte. Besonders wenn man noch öfter zum Vergleich auffordern würde. Und daß ihr es nur wißt, die junge Literatur hält nicht blos den Göthe für ihr höchstes Vorbild und den Faust von Göthe für die größte moderne Dichtung, auch die Werke Shakespeare's mit eingeschlossen, sondern sie wäre auch im Stande, bei dem reinen Schiller die ganze neuere Gemüthspoesie zu vergessen! Besonders, wenn sie sich bekäuet und dem frischen Lebensblute unsrer Literatur seinen freien Umlauf hemmen will.

Hat es doch mit dieser Verherrlichung Lenau's eine doppelte Bewandtniß. Denn man rangirte damit nicht nur gegen die strebenden Zeitgenossen, man verkleinerte oder bekrittelte auch unsere classische Größe und stößt, vorgeblich im Sinne einer literarischen Demokratie, auch das Herrlichste vom Throne, um es einer bloßen oder sogenannten Gemüthlichkeit, und was oft dasselbe ist, einer Mittelmäßigkeit gleich zu machen. Deßhalb arbeitet man offen und verdeckt, Göthes wirkliche oder vermeintliche Schwächen zum Bewußtseyn und in Erinnerung zu bringen. Einer schreibt die bekannten Artikel in einer vielgelesenen Zeitung und behauptet mit gewandter Feder, daß Göthe's Poesie nicht entsprungen im ächten Borne des Gemüths, und deßhalb mangelhaft und nach vielen Seiten hin unfähig sey. Ein Andrer kann nicht umhin, selbst wo von Lord Byron die Rede ist, mit Schadenfreude zu erwähnen, daß Göthe seine Schwäche gegen Shakespeare und dessen Superiorität eingestanden habe. Ein Dritter, freilich etwas plump, unternimmt es selbst Göthe und Lenau zu vergleichen und von der Gemüthlosigkeit des Göthe'schen Faust zu plaudern. Und dieß Alles aus einer Richtung her! Warum schlägt man nicht offen auf die Fehler und auf die Schönheiten des großen Vorbildes los, wie es Wolfgang Menzel thut? Das wollt ihr, das könnt ihr leider nicht, und ihr müßt euch mit fein gedrechselten oder wenig auffallenden Plänkeleien begnügen, um euch an diesem Ruhme zu reiben, um euch und eure Genossen ein wenig empor zu heben, denn ihr habt ihn oft belobt und besungen, und der berühmte Brief Göthe's an Zelter vom 4. Oktober 1831 kann leider doch nicht vertilgt werden.

Dem Dichter Lenau will ich durch diese Abfertigung seiner Lobhudler nicht zu nahe treten. Wir wünschen diesem schönen Talente jedes Gedeihen und erwarten, daß er die Hoffnungen erfülle, die sein erstes Auftreten anregte. Er wird nicht von einer Partei, sondern von allen Freunden des Schönen geliebt und getragen! Deßhalb strebe er muthig weiter, bilde sich an dem großen Meister Göthe hinauf und lasse sich weder durch den Weihrauch noch durch den Geist einer verneinenden Clique befangen, nicht von höherer Entfaltung seiner eignen Natur abhalten!

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

VII.

Ich habe neulich versprochen, noch etwas über das neue Drama der Madame Birch-Pfeiffer „die Wittwe" zu sagen. Es ist seitdem wiederholt worden. Trotz seiner Mängel kann man auch diesem Stücke der bekannten Verfasserin Bühnenwirksamkeit nicht absprechen, es steht mit den Ziegler'schen Stücken zu Anfange dieses Jahrhunderts auf gleicher Stufe, wohl aber bedeutend unter Sachen, die Raupach in dieser Art geliefert. Wir finden hier weder eine große ergreifende Leidenschaft, noch eine Handlung, die im Stande ist, uns zu fesseln, noch können wir aus dem Ganzen eine tiefe Lehre entnehmen. Es scheint die Absicht der gewandten Verfasserin gewesen zu seyn, die Zuschauer auf ein paar Stunden zu unterhalten, und unsere Neugier für sich in Anspruch zu nehmen; dieß ist ihr nicht mißlungen.

Wenn nun aber das Stück auf ſolche Weiſe nicht im Stande iſt, mehr als ein einmaliges Anſehen zu befriedigen, ſo iſt dafür die Darſtellung auf unſerm Theater mit ſo künſtleriſchem Ernſte beſchafft worden, daß dieſe es verdient, von dem Freunde des Theaters mehr als einen flüchtigen Blick zu erhalten. Vor Allem iſt es die Hauptrolle des Stücks, die in einer gewiſſen Hinſicht durch ihre Darſtellerin zu einer ächten, tragiſchen Höhe erhoben wurde. Die Rolle der Bianka hätte der Verfaſſerin Stoff zu einer zwar trüben, aber tief ergreifenden Seelenſchilderung geben können, die an Müllner's Hugo erinnert haben würde. Ich hörte ſogar nach der erſten Aufführung vielfältige Parallelen zwiſchen beiden Characteren ziehen. Wäre jedoch Bianca ein weiblicher Hugo, ſo würde unſere Künſtlerin bei geringerer Mühe den ſchönen Dank errungen haben, der ihr jetzt zu Theil wurde. Im Hugo leiſten die prächtigen Worte, der poetiſche Schwung des Ausdrucks gute Dienſte, ſie beſtechen Ohr und Herz, indeß Bianca ſich in gewöhnlichen Phraſen, die von der Poeſie nur das äußere Kleid, den Tonfall, entlehnt haben, abmühen muß. Deßhalb wußte aber die geſchickte Künſtlerin das Pittoreske der Rolle mit Glück hervorzuheben, und dieß war es eben, woraus ſie ſich das Gerüſt baute, um die tragiſche Höhe zu erreichen. Die Erſcheinung der Dem. Stubenrauch, welche hier die Bianca gibt, iſt vor Allem eine vollkommen edle zu nennen; ein geiſtreicher Fremder, der dieſer Vorſtellung beiwohnte, nannte ſie ſehr bezeichnend eine imponirende. Was die Worte auszudrücken verſäumten, den tiefſten Seelenſchmerz, den Gram gekränkter Liebe, den ſchweren Fluch der Mutter; dieß Alles übernahm hier der plaſtiſche Ausdruck zur höchſten Befriedigung Aller, und dieſe ſinnvolle Art, die Aufgabe zu erfaſſen und zu ergänzen, zeugt wahrlich von einem nicht gewöhnlichen Kunſtvermögen. Schon in der Nachtſcene des dritten Actes ſteigerte ſich der Beifall, allein im vierten erreichte er den höchſten Grad.

Die zweite, weibliche Rolle im Stück, die man mit der kalten, entſagenden Jerta Müllner's in Beziehung bringen wollte, die hiezu aber noch weniger Veranlaßung gibt, war in den Händen einer jungen, fleißigen Künſtlerin, der Madame Wittmann. Mad. Wittmann hat ein angenehmes Organ, und das iſt ein Mittel, wodurch ſie immer wirkt, aber noch mehr erwirken könnte, wenn ſie es zum Gegenſtande einer ernſten Beobachtung machen wollte. Die Stimme der Mad. Wittmann giebt nicht leicht an, auch articulirt ſie ſchwer; ohne einige Anſtrengung wird ſie ſich niemals auf angenehme Weiſe verſtändlich zu machen wiſſen. Daher etwas Gezwungenes in dem Ausdruck der Rede, das, wenn man Mad. Wittmann zum erſtenmal hört, nicht gerade unangenehm, aber doch auffällt. Die Unfähigkeit, leiſe, gleichſam hinhauchend, den Rebeton zu bilden und dabei mit Volubilität zu ſprechen, zerſtörte faſt gänzlich den Eindruck der nächtlichen Scene mit dem verborgenen Verfolgten. Wie Mad. Wittmann dieſe Scene gab, konnte der Zuſchauer nie zu der Täuſchung gelangen, als ob hier wirklich Gefahr in der nächſten Umgebung lauere. Es war keine Art von Theilnahme ſichtbar, ſondern allenfalls nur das drückende Gefühl, ſich ſo ſchnell als möglich, und auf die Gefahr hin, Alles zu verrathen, aus dem unangenehmen Handel herauszuziehen. Bei einigem Studium und ernſter Selbſtbeobachtung wird dieſer Mißſtand ſicher zu heben ſeyn. Eben dieſes wäre aber auch bei der äußerlichen Darſtellung dieſer Künſtlerin zu empfehlen; die Rolle der Harriett, die ſeltſamen, ſelbſt kitzlichen Situationen, worin ſich dieſe Tugendheldin verſetzt ſieht, gäben wohl Veranlaſſung dazu.

Faſt zu viel hob dafür Mad. Lange das Aeußerliche in der Rolle der Mauriſchen Amme hervor. Das richtige Gefühl der Künſtlerin, daß hier die Worte nicht ausreichten, trieb ſie offenbar zu weit, Stellung, Ton der Stimme, ſelbſt Färbung des Geſichts waren ein wenig ſtark aufgetragen. Wenn man das Ding bei

Licht beſteht, ſo iſt dieſe Jacinta ja doch nur etwas ganz Gewöhnliches, warum alſo Niagaradonner, warum Keulenſchläge? Mit einer gelben Maurin hätten wir übrigens ſchon ganz zufrieden ſeyn können, es war nicht nöthig, daß ſie ſich als vollkommene Mohrin uns darſtelle.

Die männlichen Rollen im Stücke ſtehen dieſen weiblichen bedeutend nach. Die des Lord Falkland iſt die wichtiger eingreifende, und das wäre ſie auch ſchon durch den Darſteller geworden. Moritz zeigt in der Löſung ſolcher Aufgaben ſtets die überraſchendſte Gewandheit und Sicherheit.

Herr Wallbach gab den unglücklichen Seeoffizier mit großem Fleiße wie immer. Ich hielte es für gewiſſenlos, wenn ich — der ich mir doch nun einmal die öffentliche Stimme von Zeit zu Zeit anmaße — dem verſtändigen Manne nicht wohlmeinenden Tadel zuriefe, der auf unbegreifliche Weiſe bis jetzt nicht zu ihm gedrungen ſeyn muß. Dieſer Tadel trifft gewiſſe, ſchnelle, unangenehme, eckige Bewegungen, an denen ſein beſtes Beſtreben oft ſcheitert. In dieſer Rolle wäre dem Mangel durch eine weite Bekleidung ſo leicht abzuhelfen geweſen, da das knappe Colett, ſo wie die engen Tricots für den Seeoffizier gar nicht einmal paßten. Die weite, faltige, ſchwerere Bekleidung macht aber Eckiges rund, hemmt die ſchnelle Beweglichkeit, läßt ſie angenehmer erſcheinen, und wäre überhaupt Herrn Wallbach überall zu empfehlen, wo ſie nur einigermaßen zuläſſig erſchiene.

Das Uebrige im Stücke iſt wahrlich unerheblich. Ein alter Diener, ein Kronleuchter, der durch ihn angezündet und ausgelöſcht wird, eine ſpaniſche Wand am Kamine, eine Harfe und dergleichen. Auch ein Chor hinter der Scene, der zu laut war.

Wie dem nun auch ſey: das Stück, von dem hier die Rede iſt, iſt dankeswerth in dieſer Zeit, und ſolche Sachen ſind zu allen Zeiten neben den Poeſien der eminenteſten Geiſter entſtanden und aufgeführt worden. Nur ſind ſie für andern Verbrauch berechnet. Sie machen keine großen Anſprüche, und ſo wollen ſie ſich präſentiren. Im Schwalle neuer Erſcheinungen wollen ſie den Künſtlern wie den Zuſchauern Erholung von wahrhaft großen Emotionen bieten; waret Ihr heute erſchüttert, hingeriſſen, in Thränen ganz aufgelöst, je nun, ſo wollt Ihr Euch morgen ein wenig necken laſſen und lächelt dann wohl ſelbſt über Euer Minuten langes Zagen, wenn der alte Bediente den Kronleuchter angezündet hat, und den armen Schächer nicht entdeckte, der zwei Schritte von ihm in ſeinem Verſtecke ſchnauft. Wo aber dieſe Sachen mit großen Zurüſtungen, ſchwerfällig in Scene gehen, wo ſie dem Größern, Würdigern, Schönern den Weg verrennen, wo man lange wählt und wählt, und dann nach ihnen greift, als hätte man wirklich etwas gefunden, da ſieht ſich die Erwartung getäuſcht, und wir ſind dann am Ende zu ſtreng gegen eine Gabe, die unter andern Bedingungen nicht nur geduldet werden kann, ſondern ihren wirklichen Werth hat.

Die fruchtbare Schriftſtellerin, welcher wir dieſes Drama verdanken, hat jedoch ſchon viel Beſſeres geliefert, das eher verdient hätte, auf die Liſte des Auserwählten geſetzt zu werden. Ich werde mich über einige Schöpfungen ihrer jüngſten Thätigkeit nächſtens ausführlicher vernehmen laſſen, die ſeit lange ſchon auf andern Bühnen mit großer Befriedigung geſehen worden ſind.

Italieniſche Generalprobe.

Die Generalproben großer Bühnen haben oft mehr Reiz, als die erſte Vorſtellung, wo die größten Künſtler oft befangen ſind. Alles ſtrengt ſich an, den Beweis zu liefern, daß man fertig ſey. Ein Hauch der Begeiſterung ſchwebt über dem Kunſtwerke. Ich habe in Paris und Wien Generalproben erlebt, wo die erſten Plätze mit den vornehmſten Perſonen angefüllt waren, wo die größten Kenner auf der Bühne ſaßen und wo das Ganze für

den Kunst-Enthusiasten zu einer erhebenden Feierlichkeit wurde. Auch in München gab es in früherer Zeit wohl solche Proben.

Daß es in dem elegantesten Theater von Paris zu den größten Erfreulichkeiten und angenehmsten Begünstigungen gehört, einer solchen Probe beiwohnen zu dürfen, bedarf wohl keiner Erwähnung. Es gleicht einem Traum der tausend und einer Nacht, wenn man aus dem geräuschvollen Leben von Paris in diese von Lichtern erhellte Nacht tritt und die reizendsten Morgentoiletten die Logen füllen sieht.

Malek-Adel heißt die neue Oper, die kürzlich probirt wurde. Die ersten Sänger der Welt erschienen dort wie Liebhaber, Lablache in seinem weiten Ueberrock, die Hände in den Seiten-Taschen, wie ihn der Boulevard des Italiens kennt, Rubini im zugeknöpften blauen Frack, Tamburini den Hut auf dem rechten Ohre, die Grisi ein weißes Tuch à la Fanchon um den Kopf gebunden, die Albertazzi im blauen Gros de Naples-Ueberrock und das niedliche Gesichtchen in ein schwarzes Häubchen eingerahmt. Im ersten Acte wurden zwei Chöre applaudirt; ein Duett zwischen Rubini und Iwanoff und ein Quintett erhielten großen Beifall. Im zweiten Act ist ein Duett zwischen der Albertazzi und Tamburini die Hauptpiece. Eine große Arie der Grisi wurde mit einem Bravo belohnt, das Abends nicht stärker ausfallen kann. Der Maestro Costa dirigirte mit dem Stocke in der Hand, gleich einem siegenden Feldmarschall.

Drei Improvisatoren.

Unser wohlbekannter Langenschwarz, der sich diesen Augenblick in Paris befindet, hat folgendes Schreiben in den öffentlichen Blättern abdrucken lassen.

„An Herrn Eugen de Prabel und Luigi Ciccoui, Improvisatoren.

Paris, 22. Jänner 1837.

Meine Herren, da ich erfahren habe, daß Sie in Paris sind, so schlage ich Ihnen vor, keineswegs einen literarischen Zweikampf, sondern die Vereinigung unserer Talente, um dem Pariser Publikum eine Soiree zu veranstalten, in welcher wir Stücke von französischer, italienischer und deutscher Dichtkunst improvisiren werden. Es wird dieses Schauspiel etwas Ungewöhnliches seyn, und um so geeigneter, die Aufmerksamkeit aufgeklärter Männer auf sich zu ziehen, als die zufällige Anwesenheit dreier Improvisatoren in drei verschiedenen Sprachen sich ohne Zweifel nie wieder ereignen dürfte. In Erwartung u. s. w.

Maximilian Langenschwarz,
deutscher Improvisator.

Herr von Prabel und Ciccoui haben den Vorschlag angenommen, und die Soiree hat bereits am 31. mit Beifall stattgefunden.

Französischer Journal-Scherz.

Ein Italiener: — Aveto capito?
Ein Franzose: — Oui, j'ai des capitaux.

Bei Gelegenheit der Lossprechung der Straßburger Angeklagten macht ein französisches Blatt folgenden Scherz bekannt, den wir zur Belustigung unserer Leser mittheilen wollen. Man weiß aus den Zeitungen, daß unter den Geschworenen sich einer befunden haben soll, der nicht französisch verstand. Dieser ehrliche Elsäßer wird nun zum Gegenstande gewählt. Wir lassen den französischen Journalisten sprechen.

„Der illustre elsäßische Geschworne, der nicht französisch verstand, verstand eigentlich vollkommen französisch. Er lehrte sogar die Sprache von Racine und Fenelon an dem Collegium von Straßburg. Als ein Elsäßer von lustigem Humor prostituirte er jedoch von seiner nationellen Amphibien-Natur, um dem öffentlichen Ministerium einen deutschen Zank (querelle allemande) aufzuhängen. Das öffentliche Ministerium versteht aber keinen Scherz und nahm den Deutsch-Franzosen ernst und ertheilte ihm einen beeidigten Dollmetscher. Dieser beeidigte Dolmetscher

kannte nun alle Sprachen mit Ausnahme der deutschen, wie dieß gewöhnlich ist. Sie verstehen immer alle Sprachen, nur die nicht, welche sie dolmetschen sollen.

Der Präsident sprach: Dolmetscher, dolmetschet.

Der Dolmetscher antwortete im Futurum: — Ich werde dolmetschen — und sogleich wandte er sich zu dem Deutschen, und sagte: Bisogna domandarmi, Signor tedesco, tutto le cose che lei non avrà capito.

Der Deutsche antwortete: Daß Dich der Teufel!

— Grazie, erwiderte der Dolmetscher, indem er sich verbeugte.

— Sehr wohl, antwortete das öffentliche Ministerium. Ihr seyd gut im Zuge und es begann sein Requisitorium, wie alle Requisitorien beginnen, mit großen Umschweifen.

— Das ist eine sehr lange Vorrede, rief der Deutsche.

Der Advokat aufstehend: Der Herr Geschworene macht so eben eine Bemerkung und ich verlange die Intervention und Mitwirkung des geschworenen Dolmetschers, damit jene Bemerkung zu den Acten genommen werden könne, damit jene Herren...

Der Präsident: — Schon gut, schon gut! Dolmetscher, thun Sie Ihre Schuldigkeit.

Der Dolmetscher zum Geschworenen: Avete fatto qualche osservazione, Signore giurato; se vi piaceva di rinovellarla...

Der Deutsche: Dieser Advokat ist ein Dummkopf.

Der Dolmetscher: Wörtlich übersetzt: ich habe dem öffentlichen Ministerium keine Bemerkung zu machen.

Der Deutsche zu seinem Nachbar auf französisch: Au train dont nous allons, nous n'aurons pas fini de quinze jours. (Zu dem Advokaten.) Meine Herren, es ist Zeit, speisen zu gehen.

Der Dolmetscher: Credo che lei parta troppo sovente. Sono molto impedito....

Der Deutsche: Ich verstehe das nicht.

Der Dolmetscher: Er fordert die Zurückberufung des Prinzen Louis Napoleon.

Der Advokat (aufstehend): Sie hören es, meine Herren, die Stimme des Geschworenen...

Der Präsident: Der Augenblick ist noch nicht gekommen, diese Frage zu erörtern. Sagen Sie dem Herrn Geschworenen, seine Zeit besser zu wählen.

Der Advokat: Ich verlange...

Der Präsident: Unterbrechen Sie nicht...

Der Advokat: Ich protestire...

Der Deutsche: Still, still!

Der Dolmetscher: Der Herr Geschworene tadelt den Styl des öffentlichen Ministeriums.

Der Präsident: Dolmetscher, es ist Ihnen nicht gestattet, dieses zu dolmetschen.

Der Deutsche: So, so, so!

Der Präsident: Was sagt er?

Der Dolmetscher zu dem Deutschen: Se lei a protestato bisogna che la detta protestazione sia deposta sul pulpito del graffiere.

Der Deutsche: So, so, so, so!

Der Advokat: Es ist klar, es ist erwiesen, es ist unwiderleglich, es ist notorisch, daß die Procedur befleckt, makulirt, verfehlt, verderbt, unterminirt, durch einen Fehler in der Form wurde; daher fordere ich von dem öffentlichen Ministerium...

Der Präsident: Advokat, ich antworte Ihnen nicht.

Der Deutsche: Eine solche Antwort ist ein schlechtes Sauerkraut.

Der Dolmetscher: Der Herr Geschworene verlangt, daß man eine Fregatte nach den vereinigten Staaten sende, um den Prinzen Ludwig zurückzubringen.

Der Advokat: Da sehen Sie, meine Herren...

Der Präsident: Advokat, setzen Sie sich.

Der Deutsche: Still, still, still, ich habe Kopfweh!

Der Dolmetſcher: Der Geſchworene beſteht darauf.

Der Advokat: Er beſteht darauf, Sie hören es.

Der Deutſche: Still, ſtill!

Der Advokat: Ja, ja, trefflicher Mann, beſtehen Sie nur darauf.

Der Präſident: Advokat!

Der Deutſche: Das iſt genug.

Der Dolmetſcher: Er beſteht noch immer darauf.

Der Advokat: Noch immer. Alſo zum Schluſſe! Die klaren Beobachtungen des Geſchworenen haben ein helles Licht auf die Lage der Sache geworfen, einer Sache, die...

Der Präſident: Advokat...

Das öffentliche Miniſterium: Ich verlange, daß die Sitzung auf morgen hinausgeſchoben werde.

Der Deutſche: Alſo bis morgen. Es iſt ſchon ſpät. Leben Sie wohl! Gute Nacht.

Der Advokat: Hören Sie ſeine weiſſagende Stimme.

Der Präſident: Sie ſind nicht Dolmetſcher.

Der Advokat: Ich verſtehe aber deutſch. Ich habe Herrn Couſin in's Franzöſiſche überſetzt.

Der Präſident: Was ſagte der Geſchworene, Dolmetſcher?

Der Dolmetſcher: Die Ausdrücke, die er gebrauchte, ſind der Ausdruck einer Meinung, die ſich in Exclamationen äuſſerte, um auszudrücken eine der Conſtitution der Nation entſprechende Manifeſtation und die Repulſion einer Faction, die zur Sedition ſich ſteigerte.

Der Präſident: Die Sitzung iſt aufgehoben.

Der Deutſche: Das nächſte Mal will ich fünfhundert Franken zahlen, um von dieſem Amte loszukommen.

Muſikaliſche Brücken.

Ein deutſcher Künſtler hat dem Miniſterium von Frankreich den Antrag gemacht, die Brücken über die Seine mit Orgelwerken zu verſehen, um das Darübergehen unterhaltender zu machen. Die Idee dazu ſoll ihm der Salon des Grafen Demidoff gegeben haben, worin die Seſſel durch den Druck der Darinſitzenden eine ſanfte Harmonie hören laſſen, welche aufhört, ſobald die Geſellſchaft ſich von den Sitzen erhebt. Die Schwere der einzelnen Perſonen der Geſellſchaft machte die Töne reiner und voller. Man ſpricht davon, daß das Miniſterium bereits den Befehl zur Einrichtung von ſieben ſolcher lyriſchen Brücken gegeben haben ſolle. Man denke ſich, welchen zauberiſchen Reiz dieſe Kunſtwerke dem ohnedieß ſo zauberiſchen Aufenthalt in Paris verleihen werden, wenn ganze Fluthen von Harmonie zu gleicher Zeit über den Strom einherbrauſen. Für den Pont-des-arts, der bekanntlich nach der Academie führt, iſt eine ägyptiſche Arie aus dem höchſten Alterthum, die ſogenannte Arie der Mumien gewählt worden. Ein berühmter deutſcher Reiſender hat ſie in dem Grabmale des Harpokrates, dem Gotte des Schweigens, zu Theben ausgegraben. Die Brücke, die zur Deputirtenkammer führt, wird ein Stück aus der Somnambule von Bellini ſpielen und die Brücke bei dem Palais de justice wird das Publikum mit den ſchönſten Stücken aus der diebiſchen Elſter regaliren. Man ſpricht davon, daß dieſe großen Werke zum Nutzen und Vergnügen des Publikums weniger koſten werden, als die Errichtung des Obelisken. Es iſt anzunehmen, daß dieſe edlen Harmonien die Atmoſphäre von Paris bedeutend verbeſſern werden. Nichts wird ferner in der Hauptſtadt geſchehen ohne muſikaliſche Begleitung und die ganze Bevölkerung fleht zum Himmel um baldige Ausführung dieſer großartigen Sache und ſollte ſie auch riskiren, taub dabei zu werden.

Ungemach der Bärte.

Einen Bart zu haben, iſt unangenehm, ſich barbiren laſſen noch unangenehmer. Ich verſtehe hierunter nämlich

die struppigen Bärte à la renaissance, auch Künstlerbärte genannt.

So lassen Sie sich doch barbiren, schreit man von allen Seiten.

Ein Freund begegnet uns. Noch eh' er uns guten Tag wünscht und uns eine Prise anbietet, fragt er: „Apropos, wann werden Sie Ihren Bart ablegen?“ Es ist, als wenn mein Kinn dem Publikum gehörte und als wenn der Bart öffentlich ausgestellt würde, damit ein Jeder über ihn seinen schlechten Witz machen, oder ihn bekritteln könnte. Dem ist er zu roth, dem zu schwarz, jenem zu kurz, diesem zu lang. Im ganzen Viertel ist man wie der Wauwau verschrien.

Wenn die Kinder unartig sind, so sagt die Mama: „Paß auf, der Wolf kommt und frißt Dich, oder der Herr mit dem großen Bart.“ Und die Kinder fürchten sich und hassen nichts mehr nach ihrem Einmaleins, das sie lernen müssen, als uns.

Endlich ist es nicht mehr auszuhalten. Man entschließt sich und läßt sich das Kinn glatt rasiren. Allein kaum läßt man sich auf der Straße blicken, so ruft uns der erste Freund zu, der uns begegnet!

— Wo zum Henker! haben Sie Ihren Bart gelassen?

— Was haben Sie mit Ihrem Bart gemacht?

— Sie gefielen mir mit Ihrem Bart tausendmal besser.

Und so geht es mindestens einen Monat lang alle Tage fort. Der Widerspruch ist der Freund des Menschen.

Die Damen finden uns mit dem glatten Kinn viel häßlicher; die Hunde bellen uns viel häufiger nach als früher; und Abends affectirt die alte Haushälterin, uns nicht mehr zu kennen. Ja, was am schlimmsten ist, unsere Freunde, die noch Bärte haben, nennen uns einen Abtrünnigen, einen Renegaten, und thun uns in den Bann. Ja, die schönen Schmeichelworte, die man hier und da wohl zu hören bekam, wie z. B.: Mein dicker Kater, mein alter Wolf, mein grauer Zottelbär, verliert man auch. Alles ist vorbei, man hat seine Eigenthümlichkeit verloren, Seife und Rasirmesser haben Alles nivellirt. Und hat man sonst wohl in lebhaften Träumen sich mit den Nägeln in dem Barte gewühlt, so zerkratzt man sich jetzt dafür sein Kinn. Kurz Ungemach überall, und wer hilft aus diesen Nöthen?

Die Wiedereinsetzung der weißen Cravaten.

Seit der Abdankung von Napoleon ist wohl nichts in der Welt vorgegangen, was wohl so sehr die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte, als die Wiedereinsetzung der weißen Cravate. Endlich hat die weiße Cravate über die schwarze den Sieg davongetragen. Welch ein Factum! welch ein Triumph guter Grundsätze!

Zuerst conspirirte ein Theil der vornehmsten Gesellschaft gegen die schwarzen Halstücher. Die Fürsten der Fashion hatten schon im vorigen Winter ihre weltliche Ehre zum Pfande gesetzt, um die Restauration zu bewerkstelligen; allein es ist so bequem für die Menge, unter einem Stück schwarzen Taffet entweder ein grobes Gewebe von Baumwolle, selbst die gänzliche Abwesenheit eines Gewebes zu verbergen, daß die Insurrection gegen die Mode des weißen Battists fortwährend die beklagenswerthesten Schritte machte.

Die Trauer der französischen Aristokratie und des diplomatischen Corps bei Gelegenheit des Todes Karls X. kam hinzu und die politischen Mächte von der Partei der weißen Cravate fühlten bald, welche Chance sich für den definitiven Erfolg ihrer Sache ihnen darbiete. Die Logen des Théatre italien wurden in Beschlag genommen, der Balcon der Oper wurde erstürmt, die Salons endlich geblendet von der weiß encravatirten Truppe. Die Hälse der vornehmsten Herren standen an der Spitze.

Zu dieser Stunde ist die weiße Cravate eine Thatsache. Man muß sie anerkennen. Man mag sie nun selbst tragen oder nicht, so kann man nicht mehr läug-

nen, daß die ſchwarze von ſchlechtem Ton ſey. Nur Schriftſteller und Militärperſonen auf halbem Sold bedienen ſich ihrer noch.

Kürzlich erſchien ein junger Menſch auf einem Ball, als lebten wir noch im Jahr 1836. Er war vollkommen nach Vorſchrift angezogen, nur im Punkte der Cravate um drei Wochen zurück. Jemand fragte ihn ſpöttiſch: ob er aus der Provinz komme oder aus dem Quartier latin, indem er dazu eine boshafte Anſpielung aus dem Charlatanisme von Scribe hinzufügte. „Nehmen Sie ſich in Acht, mein Herr," erwiderte der junge Menſch, „daß ich die Farbe Ihrer Halsbinde nicht verändere. Andern Tags hatte er einen ernſten Handel wegen dieſer Sache und ſeine Kugel ſtreifte den Hals ſeines Gegners, und einige rothe Tropfen färbten den Schnee ſeiner Halsbinde. Glücklicherweiſe hatte die Kugel nur geſtreift, aber dieſes Duell verlieh der Reſtauration ihre Weihe. Wie jede große Revolution, hatte nun auch die der weißen Cravaten ihren Märtyrer. Wenn man jetzt einen Dandy bezeichnen will, ſo ſagt man nicht mehr: „c'est un gant jaune," ſondern: c'est une cravate blanche!"

Es kann nicht fehlen, daß bald ein Vaudeville dieſes Namens über die Pariſer Bühnen ſchreiten wird.

Vermiſchtes.

In London iſt von dem berühmten Romantiker Bulwer ein Trauerſpiel unter dem Titel: die Herzogin von Lavalière gegeben worden. Es iſt dieß ſein erſter theatraliſcher Verſuch. Die Times enthalten ungefähr folgendes Urtheil darüber: „Uns ſcheint das Stück gewaltig albern und langweilig. Der Inhalt iſt empörend und nicht einmal mit Geſchick behandelt. Dieß Stück iſt im ſchlechteſten Geſchmack der ſchlechteſten Schule, der modernen Schule der franzöſiſchen Romantiker, geſchrieben." Trotz dieſer Verurtheilung hat das Stück auf dem Coventgarden-Theater dennoch ſehr gefallen. Nur die Wahl des bekannten Gegenſtandes ſtellte die Leute nicht recht zufrieden. Hingegen wurden mehre Scenen als hochpoetiſch und des berühmten Verfaſſers vollkommen würdig anerkannt. Macready ſpielte den Marquis von Bragnelone, den Geliebten, Vandenhoff Ludwig XIV., Farren den jugendlichen Herzog von Lauzun, und Miß Faucit die Herzogin. Den meiſten Beifall erhielt der Erſtere der Genannten.

— Liszt, Urhan und Batta haben vier intereſſante muſikaliſche Soireen in Paris angekündigt.

— Die Hinterbliebenen des kürzlich in Paris verſtorbenen Muſikers Franz Stöpel haben im Saale des Rathhauſes am 23. Januar ein Concert gegeben. Unter Anderem wurde darin die Ouvertüre zum Barbier von Sevilla zu vier Händen gemacht, welche von zwanzig jungen Damen auf zehn Forteplanos ausgeführt wurde. Das Meiſte executirten die Schüler der Stöpel'ſchen Anſtalt.

— Der Graf Alfred de Mauſſion gibt bei Ladvocat in Paris ein intereſſantes Werk heraus, worin er die hohe Geſellſchaft von England und Frankreich in einem Spiegelbilde zeigt. Eine berühmte Engländerin iſt die Heldin dieſes Buchs und es ſteht zu erwarten, daß es auch bei uns in Deutſchland dieſem Buche nicht an Leſern fehlen wird.

Nekrolog.

— Im December v. J. ſtarb zu London der Maler Richard Weſtall (geboren gegen 1770). Er war einer der letzten Repräſentanten der engliſchen Hiſtorienmalerei des vorigen Jahrhunderts, wie ſich dieſelbe durch Reynolds Vorgang und durch die Bemühungen des Aldermans John Boydell (des Gründers der Shakeſpeare-Gallerie) ſelbſtſtändig ausgebildet hatte.

(Muſeum.)

Telegraph von Deutschland.

Handel in Hamburg.

Ein Blick auf die Schiffahrt zeigt uns, daß im verwichenen Jahre 25 Dampfschiffe verschiedener Nation dort angekommen, die 309 Fahrten insgesammt gemacht haben; seewärts kamen überhaupt 2167 große und kleine Schiffe. Die gewöhnlichen Dampfschiffe von London haben 104 Fahrten gemacht, die Extra-Dampfschiffe von London, 23, die Huller 119, die beiden von Havre 38 und das holländische 25. Von dortaus nach verschiedenen Häfen gingen 2112 große und kleine Schiffe. — Es haben 857 das Bürgerrecht erworben; insolvent haben sich erklärt: beim Handelsgerichte 49, bei der 2ten Prätur, den Prätoren der Vorstädte, so wie bei der Prätur der Geestlande 56.

Die Macht des Liedes von Kindpaintner

fährt fort, in Hannover das Publikum zu electrisiren. Sie ist bereits viermal bei übervollem Hause gegeben worden, das letzte Mal am 16. dieses zum Geburtsfeste der Königin. Es erschienen dort Arrangements der Lieblings-Pieçen aus dieser Oper, um den vielfältigen Wünschen der Dilettanten zu genügen. Ist es nicht wahrhaft auffallend, ein Werk, das sich nun schon hier und in Hannover so günstig für die Darstellung bewährte, noch immer nicht allgemeiner werden zu sehen, während überall über den Verfall deutscher Theatermusik und den Mangel guter aufführbarer Werke Klage geführt wird?

Allerlei.

— In Frankfurt ist nach dortigen Blättern ein Pique-Joppel gestohlen worden. Im ersten Augenblick wird es schwer, die Bedeutung dieser Benennung zu errathen. Erst als ich den Beisatz mit Garnirung entdeckte, wurde es mir klar, daß von einem Unterrock die Rede seyn konnte.

— Herr Horschelt in München übernimmt nach mehr als zehnjähriger Ruhe wieder die Leitung des dortigen Ballets.

Herr Horschelt wurde vor dem versammelten Balletpersonal als Balletmeister installirt und hat nunmehr seine Funktion als solcher angetreten. Von der Umsicht und Thätigkeit des Herrn Horschelt läßt sich für diesen Zweig der Kunstanstalt viel erwarten.

— Auf unsern Mollque wurde in Leipzig ein Gedicht gemacht, woraus wir Folgendes mittheilen:

Tief unten brauset das G mit einer donnernden Stimme.
Furcht und Entsetzen zum staunenden Ohr,
So wie ein wilder Orkan in Höhlen des Herzens verschlossen,
Die schallenden Felsen brausend durchbricht,
Und in der hellesten Höhe, der oft der Stümper entstürzet,
Ertönt rein klingend der silberne Ton.
Die höchste Note klingt stark, wie an dem Thurm der Pagode,
Das kleinste Glöckchen harmonisch erklingt.

— In einer süddeutschen Zeitung wird ein Schlafgänger gesucht. Ist damit ein Nachtwandler gemeint, so kann man den Ausdruck nicht tadeln.

— Das Münchner Tagblatt berichtet: Madame Birch-Pfeiffer ist für das Fach der Mad. Schröder engagirt und wird bis zu Ostern erscheinen.

— Ein neuer Weiberfeind. Der Buchhändler Dümmler in Berlin macht im Börsenblatte Folgendes bekannt: „Da ich mit der Verfasserin des Götheschen Briefwechsels mit einem Kinde in Rücksicht der Commissionsgebühren in einige Collision gekommen bin, und ich mit unbilligen Leuten, vorzüglich aber mit Weibern, ferner nichts zu thun haben will, so fand ich demnach für nöthig, ihr die noch nicht abgesetzten Exemplare obengenannten Werkes sofort zurückzusenden. Es wird jetzt von Herrn Jonas debitirt."

— Die Dresdner Chocoladenfabrik von Jordan und Timäus, die schon seit einigen Jahren dieses Fabrikat in den mannigfaltigsten künstlichen Formen producirt, hatte am letzten Weihnachtsfeste auch die Büste Emil Devrients geliefert, die freilich nicht geschmeichelt ist, aber doch immer einige Aehnlichkeit besitzt und so viel Beifall gefunden hat, daß mehre hundert Exemplare von ihr gefertigt werden mußten. Desgleichen ging aus dieser Kunst-Chocoladenfabrik das Portrait der Schröder-Devrient in Cacaobutter hervor, und zwar nach dem schönen Gemälde der Lucchesi. Auch dieß fand Beifall, aber auf dem Herzen dürfen es ihre Verehrer nicht tragen, denn es zerschmilzt in der Wärme.

— In München verschied der k. baier. Hofsänger Franz Löhle nach einem langen Krankenlager.

Das Wort der Streck-Charade im vorletzten Blatte.

Markgraf.

(Das nun veröffentlichte Wort giebt das Verständniß jedes einzelnen Satzes der Charade deutlich an die Hand; nur die Hindeutung auf den Propheten Ezechiel möge dem günstigen, vielleicht nicht sehr bibelfesten Leser, hier näher erläutert werden. Es heißt nämlich Ezechiel (oder Hesekiel) Cap. 24 V. 5: „Nimm das Beste von der Heerde, und mache ein Feuer darunter, Markstücke zu kochen; und laß es getrost sieden und die Markstücke darin wohl kochen.“ Und ebendaselbst V. 10: „Trage nur viel Holz her, zünde das Feuer an, daß das Fleisch gar werde, und würze es gar wohl, daß die Markstücke anbrennen.“ — Der Günstige wolle gefälligst in seiner Hausbibel nachschlagen.)

(Freischütz.)

Gelegenheitliches.

Erfreulich! Mit Chamisso's bedenklicher Brustkrankheit soll es merklich besser gehen.

* * *

Die alte wahrhaft gute Zeit. Gyrowetz, dem rüstigen Componisten, der einst mit Weigl glücklich wetteiferte, dessen Augenarzt, dessen Agnes Sorel entzückten, hat jetzt im hohen Alter eine Oper: Hans Sachs componirt. Ich wünsche von Herzen Glück dazu.

* * *

Ein neuer Schiller. Von Karl Schiller, erscheint in Braunschweig eine Sammlung von Gedichten. „Eine Probe derselben in der Z. f. d. eleg. Welt erregt schöne Hoffnung.

* * *

Interessante Novitäten. Von Varnhagen v. Ense erscheint in einigen Wochen eine Biographie der Königin Sophie Charlotte von Preußen, von Eichendorff Gedichte, und der erste Band von Jean Paul's literarischem Nachlaß.

Eisenbahn von Breslau nach Oberschlesien. Der Plan dieses wichtigen Unternehmens, das dem Verkehr einen unübersehbaren Spielraum eröffnet, ist von Friedrich Lewald in Breslau, einem ausgezeichneten Statistiker, dann dem Regierungsrath Krause und dem Bauinspector von Unruh ausgearbeitet.

* * *

Im Freimüthigen heißt es: „A. Lewald hat eine neue Oper: Agnes, geschrieben und der Stuttgarter Regisseur Krebs solche componirt; allein .... nun die Deutschen haben jetzt immer Unglück.“ —

Es wird mir wohl erlaubt seyn, dieß als eine Unwahrheit zu rügen, und dabei zu bemerken, daß die hier gegebene Oper Agnes nicht von mir und Herrn Reg. Krebs war, und wir Beiden uns bis jetzt, Gott sey Dank, nicht im Geringsten über Unglück zu beklagen haben, obgleich wir gewiß gute Deutsche sind.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Der Gang um die Gränze. (Zu den Ungarischen Nationalschilderungen. S. p. 102.)

2) Original-Modebild aus Paris.

Zum Album der Boudoirs.

Drei Illustrationen zu Hebel.

Der Karfunkel.

4. Blatt: „Wo sie ufstöhn, seit der Grünrock: Michel, i cha di
Jez nit zahle. Magsch derfür mi Fingerring bhalte,
Bis i en wieder lös. Es sin verborgene Chräfte
In dem rothe Charfunkel: O lueg doch, wie uer ein a' blitzt!
's dritmol chlopft's am Fenster: O Michel, chummet, wil's Zit isch!“ —

5. Blatt: „Di soll der Dunder und 's Wetter in Erdsboden abe verschlage!“
Seit 's und zuckt, und sinnlos schwanket 's Kätterli nieder.
— — Jez der Michel furt, vom schnelle Schrecken ergriffe. —

6. Blatt: „Isch nit dört der Rhi? Und chumm, ich will Di bigleite,
's stoht n Schiff am Gstad!“ —

August Lewald.

UNIV
CALIFORNIA

Der Gang um die Grenze.

Lith. Anst. von Mauke, Renz & Cº

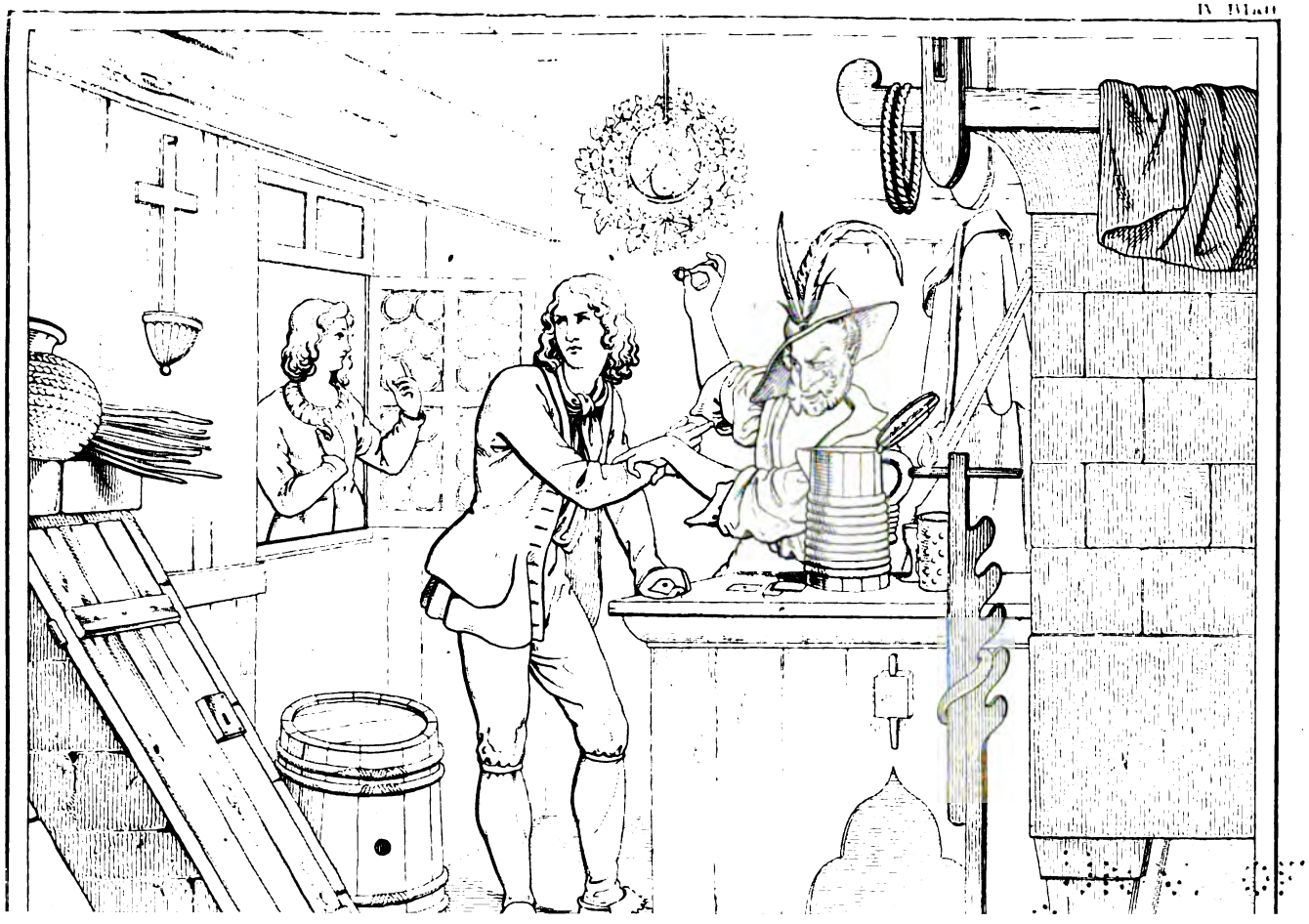
UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF
CALIFORNIA

Travestissemens.

Le Petit Courrier des Dames.

UNIV. OF
CALIFORNIA



Ein Carneval in Stuttgart.

(1762.)

Von

August Zoller.

Herzog Karl hatte schon in frühester Jugend den Thron bestiegen, in einer Jugend, wo man ihm vergeben konnte, daß er nächtlicher Weile in den Straßen seiner Residenz-Stadt Stuttgart lose Scherze gegen die Bewohner ausführte, die ihn zuweilen mit den unangenehmsten Folgen bedrohten. In diesem Jünglinge aber lebte ein mächtiger Geist, der in wenigen Jahren eine Thätigkeit entwickelte, welche freilich in dem Beherrscher eines Kaiserreiches fruchtbarer gewesen seyn möchte, als bei dem Souverain eines Landes wie Würtemberg. Im geistigen Character des Fürsten sprachen sich zwei Seiten gleich stark aus: ein den engen Raum der damaligen Zeit weit überschreitender Kunstsinn und die ungemessenste Prachtliebe. Was Europa Großes an Künstlertalenten aufzuweisen hatte, wußte der Herzog durch seine nicht ganz mit den Kräften des Landes harmonirende Freigebigkeit an seinen Hof zu fesseln. Es war nicht ein egoistischer Sinn für die Erzeugnisse der Kunst, es war nicht der Sinn, der ein Schaffen beförderte, um sich innerhalb der eigenen Gemächer a. neuen Producten zu ergötzen; Herzog Karl, obgleich von der Mitwelt, deren Börsen zu stark durch seinen Kunsteifer in Contribution gesetzt worden seyn mochten, unbegränzter Eitelkeit als der Triebfeder seiner Handlungen beschuldigt, wollte für das Ganze wirken, das bewies er durch die Stiftung der hohen Karlsschule, einer von ihm selbst gebildeten und fortwährend unter seiner unmittel-

baren Leitung ſtehenden Academie, deren Früchte er ja nur dem geringeren Theile nach zu ärnten hoffen durfte. Wenn bei dieſer hohen Schule die Wiſſenſchaften auch thätig betrieben wurden, ſo war es dabei doch mehr auf die Kunſt nach allen ihren Richtungen abgeſehen. Es iſt bekannt, welche Männer aus der Academie hervorgegangen ſind: der Name Schiller möge ſtatt jedes Verzeichniſſes genügen. Aus allen Ländern ſtrömte die wißbegierige Jugend herbei, und nach allen Ländern vertheilte ſich der Born des Wiſſens, den der geiſtreiche Herzog auf ſeinem kleinen Territorium in ein Becken zu faſſen wußte. Lange Jahre bis auf unſere Zeit nahmen die Zöglinge dieſer Anſtalt die bedeutendſten Lehrſtühle, die erſten Regierungsſtellen, die höchſten Stufen der Künſtlerwürde ein; Cuvier gehört zu ihrer Zahl, Dannecker iſt ebenfalls ein Schüler der Karls-Academie. Der Nachfolger des Herzogs hatte nichts eiliger zu thun, als das großartige Inſtitut nach dem Hinſcheiden ſeines Vorgängers aufzuheben, und erſt ein halb Jahr, nachdem er das Werk zerſtört hatte, fiel es ihm ein, ſich zu erkundigen, was daran geweſen ſey.

Aus einer Miſchung dieſes Kunſtſinnes und der Prachtliebe entſtanden auch die großartigen Bauwerke des Herzogs. Außer den weitläufigen Academie-Gebäuden und vielen kleineren Bauten wurden unter ſeiner Regierung die neue Reſidenz zu Stuttgart, das Jagdſchloß Solitude mit ſeinem Parke und Hohenheim mit Gartenanlagen ausgeführt, die, namentlich was ſinnreichen Wechſel betrifft, mit denen von Schwetzingen und Wilhelmshöhe in Wettſtreit treten dürften.

Der Herzog regierte neun und vierzig Jahre. Hätte ſich ſein Schönheitsſinn auf die Wirkſamkeit in der Kunſt beſchränkt, ſo müßte in der langen Zeit ſeiner Thätigkeit aus ſeiner Reſidenz ein herrlicheres Athen geworden ſeyn, als alle die Athene, die ſpäter den Namen führten. Aber dieſer Sinn dehnte ſich zu gewaltig nach einer andern Richtung aus: Der Herzog war der galanteſte Mann ſeines Jahrhunderts; ſein Hof einer der üppigſten und glänzendſten, die man in der Geſchichte auffinden mag. Jetzt zählt Würtemberg anderhalb Millionen Einwohner, damals zählte es kaum über ſechsmal hundert tauſend, und dennoch wurden Summen zu jener Zeit ausgegeben, die in unſern Tagen das drückendſte willkührlichſte Finanzverfahren nicht aufzutreiben vermöchte. Würtemberg nährte ſich damals einzig und allein vom Ertrage ſeines Bodens, während ſich für die Bewohner jetzt ganz andere Quellen eröffnet haben. Selbſt wenn man in Betracht zieht, daß das Land ruinirt wurde, gränzte der Pracht-Aufwand des Her-

zogs an das Unglaubliche. Man ſollte denken, der Herzog habe den Stein der Weiſen beſeſſen.

Zum größten Nachtheile waren es nicht gerade die Unterthanen, in deren Börſen das Geld zurückfloß. Allerhand fremdes Volk trieb ſich in Stuttgart umher. Fremde Tänzer und Tänzerinnen bezogen Gagen, wie man ſie heute in Deutſchland noch nicht bezahlt. Mancher hatte glänzende Equipage zu genießen; aus der herzoglichen Küche mußte ihm jeden Tag ſein Mahl beſorgt werden, wozu er contractlich ſtets drei bis vier Perſonen einladen konnte. Dieſelbe Pracht, die der Herzog an ſeinem Hofe entwickelte, liebte er auch bei ſeinen Reiſen im Auslande zu zeigen. Venedig und Genua ſtaunten darüber.

In ſeinen älteren Tagen fühlte der Fürſt indeß wohl, welchen Uebelſtand ſeine Leidenſchaften herbeigeführt hatten. Er ließ ſelbſt an einem Sonntage von allen Kanzeln ſeine Reue und das Verſprechen einer Aenderung verkünden. Zum Glücke hatte der Herzog in die Wagſchale des hiſtoriſchen Gewichtes Eigenſchaften zu legen, die ſeinen koſtſpieligen Liebhabereien ein Gegengewicht verleihen und ſeinen Charakter in einem glänzenden Lichte erſcheinen laſſen.

Ein Feſt aus dem Jahre 1762, nach älteren Papieren und Traditionen geſchildert, mag einen Beitrag zur Geſchichte dieſes merkwürdigen Fürſten liefern.

Der Carneval begann in Stuttgart am 6. Januar; jeder Tag hatte eine andere Luſtbarkeit. Zwei Tage waren der Oper, zwei dem Schauſpiele, zwei dem Balle und der ſiebente dem Concerte gewidmet. Abends und Morgens für alle zum Hofe Gehörenden und für die Fremden großes Feſtin.

Wer das Theater beſuchen wollte, hatte nicht nur kein Eintrittgeld zu bezahlen, ſondern man ſchickte zuweilen, wenn Fremde von hohem Range anweſend waren, in die Wohnungen, und ließ den Familien andeuten, der Herzog wünſchte, ſie mögen gewiß erſcheinen.

Der Saal für die Schauſpiele war einer der größten, die in jener Zeit in Europa exiſtirten; den Bau und die geſchmackvolle, reiche Verzierung hatte der Obriſt-Lieutenant de la Guepiere geleitet.

Jomelli war Kapellmeiſter; von Metaſtaſio rührten die Worte her, zu denen er ſeine Opern componirte. Im Orcheſter und auf der Bühne wurden nur die ausgezeichnetſten Künſtler aller Länder engagirt.

Die ersten Bühnen von Frankreich und Italien hatten keine bedeutenderen Talente aufzuweisen.

Am meisten Prachtliebe ließ der Herzog bei den Balleten entfalten. Noverre war Balletmeister; er gehört zu den wenigen in seinem Fache, die sich durch ihr Genie der Vergessenheit zu entziehen wußten. Seine Schriften über die Orchestik gaben Belege für seine geläuterten Ansichten, seine Productionen bewiesen, daß er das Gesagte trefflich durchzuführen im Stande war. Ein französischer Schriftsteller sagt von ihm: Tous ses ballets sont des Poëmes, ses pas sont autant de sentimens.

Der große Vestris entwickelte in diesen Balleten all' seine Anmuth, all' sein Leben und Feuer, zu den ersten Tänzerinnen zählte man die Damen Toscani, Nency, Lolly, Camille, zu den ersten Tänzern die Herren Vestris d. jüng., Baletti, Lepy, Reginau. A.

Ein Talent, wie das der Taglioni, möchte damals in Stuttgart nicht leicht zu Triumphen gekommen seyn; denn der Herzog wollte Schönheit mit den Darstellungsfähigkeiten gepaart wissen. Ein schönes Gesicht, eine edle Gestalt trugen eben so schweren goldenen Lohn als die Grazie der Pas. Der Herzog kannte und liebte die Schönheit; er überhäufte seine Tänzerinnen mit Gnadenbezeugungen. Bei der Favoritin des Tags sah man ihn wohl mit sechs Isabellen in reich vergoldeter Caroſſe vorfahren.

Der Opernsaal war zugleich Ballsaal; an gewöhnlichen Tagen wurde er mit tausend, an Gallatagen mit vier tausend Kerzen beleuchtet. Die Concerte führte man in einem prachtvollen Saale des neuen Schlosses aus.

Das war die Zeit, in der man von Paris nach Stuttgart reis'te, um prachtvolle Feste zu sehen, von denen wir eines hier herausheben.

Es ist der 11. Februar, der Geburtstag des Landesfürsten. Um 10 Uhr begibt sich der Herzog auf den Paradeplatz. Unter Trompetenschall marschirt die berittene Garde in Galla auf. Vor dem Herzoge, wenn er den Palast verläßt, reiten dreißig Husaren von seiner Leibgarde, in Scharlach gekleidet, aber so mit goldenen Tressen überzogen, daß man kaum mehr die Grundfarbe entdecken kann. Was die Garden in Tressen hatten, trug der Officier an ihrer Spitze in erhabener Krepinen-Stickerei. Dreißig Jäger waren ebenso mit Tressen und Stickerei bedeckt; dann folgten reich gekleidete Trabanten mit Hellebarden, lauter wenigstens sechs und einen halben Fuß hohe Leute. Den Herzog umgaben zunächst seine Adjutanten und Pagen; die Adjutanten hatten blaue mit Gold gestickte Uniformen; die Pagen Roth und Silber. Fürsten benachbarter Länder schließen sich an den Herzog an; sie sind herbei-

gekommen, an den Festen Theil zu nehmen, die nur Karl von Würtemberg auf so sinnreiche Weise zu geben weiß. Während der Herzog mit all' dem natürlichen fürstlichen Anstande, der stets jede seiner Bewegungen bezeichnet, die Masse der andrängenden Fremden begrüßt, sieht man aus verschiedenen Eingängen die Truppen ankommen. Alles schimmert von Silber und Gold. Bei mehren Compagnien der Garde sieht man nur sieben Fuß hohe Leute. Die Truppen defiliren und der Herzog kehrt zu seinem Palaste zurück.

Geschwinde entströmt das Volk dem Schauplatze und eilt einem andern zu, wo seit einem Monate hundert Arbeiter unter der Leitung des herzoglichen Bau-Directors bei Errichtung einer ungeheuern Maschine beschäftigt sind, welche in wenigen Minuten zertrümmert werden soll.

Man sieht hier ein von Säulen getragenes, zwei Stockwerke hohes und zwei hundert Fuß langes Bauwerk. An jedes Ende schließen sich zwei vorspringende Rundgebäude an. Das Ganze ist mit Laubwerk bedeckt, welches so frisch aussieht, als wäre jetzt Frühjahr; um die Wände schlingen sich Guirlanden, und über dem Dache ragen Trophäen empor.

Unter den offenen Säulenhallen stehen zwei Tafeln, welche zwei gebratene ganze Ochsen tragen. Auf ein Zeichen, das der Herzog von einem Fenster seines Schlosses gibt, werden diese Ochsen der Eßlust des Volkes preisgegeben und dieses fällt auch mit ungemeiner Entschlossenheit und sehr possierlichem Eifer darüber her, während die Durstigen den Weinquellen zueilen, die unterdessen in den Rotunden springen.

Die Ochsen verschwinden und drei Männer erscheinen auf dem Platze, deren Pferde mit Beuteln beladen sind; sie galoppiren umher und werfen mit vollen Händen Geld aus, und zwar keine kleine Münze, sondern nur Thaler, Gulden und halbe Gulden. Wer noch glücklicher scheint, als die armen Leute, die ein Stück Geld erhascht haben, das ist der Herzog, dem das Geben stets die angenehmste Unterhaltung gewährte.

Sobald die Börsen geleert sind, wird das Gebäude den stärksten Armen überlassen; jeder arbeitet an der Zerstörung, in der Hoffnung, einige Trümmer nach Hause zu tragen, und in weniger als einer Viertelstunde ist der Platz so glatt, als vor einem Monate.

Nun setzt sich der Herzog mit seinem ganzen Hofe, der heute seine größte Pracht entfaltet, zu einem kostbaren Bankett. Die Thüren des Palastes werden den Bewohnern von Stuttgart geöffnet; die Bürger drängen sich in Masse heran, um dem Fürsten die Hand zu küssen.

Während die verschiedenen Gerichte aufgetragen werden, erhebt sich der Herzog, und durchschreitet den Saal, um durch ermunternde Blicke und freundliche Worte allseitig Heiterkeit zu verbreiten.

In einer besonders für diesen Tag verfertigten Oper werden den Gästen neue Wunder geboten. Der Herzog, einzig darauf bedacht, alle Anwesenden zufrieden zu stellen, begibt sich in eigener Person, ehe der Vorhang aufgezogen wird, nach allen Balcons und Logen, um die Fremden, selbst die von geringerem Range, bequem vor den Leuten unterzubringen, welche dieses Schauspiel das ganze Jahr hindurch genießen. Nichts war versäumt, um diese Oper (Semiramis) auf das glänzendste auszustatten; siebenzehnmal wechselten die Decorationen; die Arbeit der Maschinen war eine tadellose, und wie herrlich die Costume gewesen seyn mögen, kann man aus dem einzigen Umstande schließen, daß, während jetzt ganz Europa Figurinen aus Paris kommen läßt, damals Bocquet, der Costüme-Zeichner der Pariser Oper Kleider für dieses Theater in Stuttgart machen ließ, und alle Jahre zur Zeit der Feste nach Stuttgart kam.

Am andern Tage begab man sich nach dem Gastmahle und der Spielparthie bei Hofe zur großen Redoute. Das Auge konnte sich hier nicht vom Neuen erholen. Vier tausend Kerzen sind in der schönsten Ordnung vertheilt. Zwei tausend Masken bieten den reizendsten Anblick. Die Damen sind mit der höchsten Eleganz gekleidet. Zahllose Diamanten strahlen ein blendendes Licht aus. Die Masken der Herrn bestehen in der Regel nur in einem kleinen fliegenden Mantel, der nichts von dem reichen Anzuge verhüllt. Alle Fremden gestanden, nie eine so glänzende Versammlung erblickt zu haben. Während des Balles wird in einem anstoßenden Saale ein Mahl von 150 Couverts gereicht, welches jedoch den Tanz nicht unterbricht.

Am 13. fand eine zweite Vorstellung der Oper statt.

Am 14. Schauspiel und zum Beschluß ein prachtvolles Feuerwerk von der Composition Veroneſe's.

Den 15. großer Ball.

Den 16. Feſte in Ludwigsburg. Hier ist der Ort, an den wir den Leser hauptsächlich führen wollten. In diesem Feenreiche, das wie auf einen Zauberschlag in der zweiten Residenz des Herzogs von Würtemberg entstanden war, wollen wir verweilen.

Der Herzog hatte sich am 15. nach dem Balle nach Ludwigsburg begeben und dort die Nacht und den ganzen Tag zugebracht, um selbst alle Anordnungen zu treffen.

Am 16. um 6 Uhr Abends versammelte sich der ganze Hof im Palaste zu Stuttgart, von wo alle Carossen zu gleicher Zeit abfuhren. Längs der Straße standen Bauern mit brennenden Fackeln. Man langte durch eine Allee an, welche bis zur Stelle des Festes mit Sand bestreut war. Die Thüren öffnen sich über einer Freitreppe, und inmitten eines Gefolges in Pelze gekleideter Offiziere zeigt sich der Herzog, um den Besuch der Fremden in seiner Eremitage zu empfangen. Der Eingang stellte ausgehöhlte Felsen dar, durch welche man Wege gebahnt hatte. Von einer doppelten Freitreppe im Innern, die Raum genug für Alle bot, welche hier die Wunder-Erscheinungen beschauen wollten, sah man mit einem Blicke das ganze Firmament, wie in der schönsten Nacht, mit seinen Sternen geschmückt; man hätte die Planeten nachzählen dürfen, und würde sie alle an ihrer Stelle gefunden haben. Ihr Licht reichte gerade hin, daß man ein üppiges, auf ländliche Weise bebautes Land unter dem prächtigen Gewölbe zu entdecken vermochte; ringsum erblickte man Weinreben, Obstbäume, Berge, Wasserfälle, Felsen, Bäche, Brücken, Hütten und Hirten, welche geschäftig in den verschiedenen Pflanzungen umherliefen — und das Wunderbarste dabei ist, daß alle diese Wunder in einem Raume von hundert Fuß Länge und sechzig Fuß Breite zusammengedrängt waren.

Als Aller Augen sich an diesem Phänomen geweidet hatten, gab der Herzog seinen Gästen die Wege an, auf denen sie in das Innere der Eremitage eindringen sollten; zuerst kam man in einen Weingarten, in welchem schöne Mädchen in zierlichen, ihrer Beschäftigung angemessenen Gewändern von den Reben wirklich reife, vollsaftige Trauben abschnitten, und allen Vorübergehenden ohne Unterschied anboten. Man denke sich das Erstaunen, am 16. Februar hielt man wie im Monat October Weinlese. Alle Welt speis'te Trauben, die man vortrefflich fand, und dennoch blieb mehr übrig, als das Publikum verzehrt hatte.

Von hier stieg man auf schmalen, mit Hagebuchhecken eingefaßten Fußpfaden in einen Obstgarten hinab, wo natürliche Früchte von allen Jahreszeiten an den Bäumen hingen. Sodann gelangte man auf Brückchen von Stein, zuweilen auch auf einfachen Brettern über lebendige Bäche, welchen das Wasser von Cascaden zugeführt wurde, die man über die Felsen herabstürzen sah. Sie waren an einigen Stellen trübe und mit scheinbar von den Bäumen gefallenen Blättern bestreut, als hätte ein vorhergegangener Sturm diese Unordnung erzeugt.

Durch so manchfaltige Wunderwerke kam man endlich zu einer erhabenen Gallerie, wo sich, nachdem der ganze Hof Platz genommen,

eine Sinfonie hören ließ, welche das Gezwitscher der Vögel vollkommen nachahmte. Unter diesen Melodien versammeln sich Schäfer und Schäferinnen, auf einer Terrasse mitten im Gehölze, Arbeiter, Blumengärtner, Winzerinnen, alle mögliche ländliche Figuren bis zum Wirth vom weißen Lamme mit seinem Weibe strömen herbei und vereinigen sich zu Tänzen, bis sie sich bei Sonnenaufgang zur Arbeit begeben.

Das anmuthigste Ballet wurde hier von den ersten Tänzern des Theaters in treuer Haltung der Charactere ausgeführt; bald waren es Pas, die nur Freude und Lust ausdrückten, bald sah man zärtliche Schäferinnen durch dunkle Alleen wegeilen, als wollten sie den Schäfern entfliehen, von denen sie sich gerne einholen und versöhnend in die Arme schließen ließen. Während eines allgemeinen Contretanzes unterbrechen endlich alle Tänzer den Tact und bleiben unbeweglich stehen; der Sonnenaufgang verkündet, daß es Zeit zur Arbeit sey. Ihre ausgestreckten Arme bezeichnen das Bedauern und lenken das Auge des Zuschauers nach Osten; je mehr die Sonne aus den Wogen aufsteigt, desto höher färbt eine glänzende Morgenröthe die Wolken am Himmelszelte. Unmerklich sieht man das strahlende Gestirn aufsteigen und sein Licht verbreiten. Es ist heller Tag — der Schnitter eilt nach seinem Felde; die Gärtner pflücken das Obst von den Bäumen; der Wirth kehrt nach seiner Wohnung zurück, und ein Vorhang fliegt auf. Welch neues, überraschenderes Schauspiel!

Man erblickt einen Orangen- und Myrthenhain von tausend Fuß Länge und 200 Fuß Breite, beleuchtet mit hundert und achtzig tausend Glaslampen, welche so geschickt und geschmackvoll geordnet sind, daß jede Abtheilung ein anderes Bild gibt.

Der Herzog verläßt die Eremitage und führt seinen ganzen Hof nach diesem Garten. Das erste Wunder, welches sich dem Auge des erstaunten Zuschauers zeigt, ist eine reich verzierte Tafel von dreißig Couverts auf einer Erhöhung dem Eingange gegenüber; Sie ist von einem Geländer umgeben, auf dem sich zwölf vergoldete Pfeiler erheben, die eine ungeheure Guirlandenkrone tragen, von der dreißig venetianische Cristallüstres, jeder mit vier und zwanzig Kerzen, herabhangen. Im obern Mittelpunkte der Krone gewahrt man innerhalb einen runden Spiegel, von dessen Bestimmung wir später sprechen werden. Einstweilen durchwandern wir den Garten, auf die Gefahr hin, uns sofort der Kleinlichkeit unserer Zeit schämen zu müssen, die auch noch von prachtvollen Festen und von glänzender Ausstattung, von Feenpalästen und Wunderwerken sprechen zu dürfen glaubt.

Orangenbäume von unbegreiflich ſtarken Stämmen, die ſich unter dem Gewichte ihrer Früchte biegen, ſtehen mit ihren Wurzeln in dem Boden ſelbſt. Andere zu Lauben verſchlungen, geben einen Schatten, daß die Sonne bei der glühendſten Hitze nicht durchzudringen im Stande wäre. Der ganze Garten bildet nur eine Laube, von einem Ende zum andern iſt es nur ein friſches Blätterwerk, und das ganze Gebäude des unermeßlichen Gewölbes, welches das ſchöne Grün trägt, hängt ſo in der Luft, daß man keinen einzigen Pfoſten bemerkt.

Wendet ſich das Auge zu dem Parterre, das ſich über den ganzen Garten erſtreckt, und mit Lämpchen gleichſam überſät iſt, ſo erblickt es zur höchſten Ueberraſchung alle Rabatten mit natürlichen Blumen aus allen Jahreszeiten geſchmückt. Mehr als dreißig Baſſins in gleichmäßiger Entfernung ſpritzen ihr Waſſer bis zum Gewölbe, und man kann keine zehn Schritte gehen, ohne auf ſinnreich angeordnete Felsgrotten zu ſtoßen, aus denen erfriſchende Quellen zu Milderung der unmäßigen Lampenhitze hervorſtürzen.

An den zwei Enden dieſes regelmäßigen Gartens befinden ſich zwei andere, kleinere Gärten, die man gleichſam angelegt hat, um etwas von der Einförmigkeit Abweichendes zu bieten; dieſe beiden, mit buſchigen Orangenlauben umgebenen Gärten ſind mit den ſeltenſten Pflanzen der verſchiedenen Zonen ausgerüſtet; die Wurzeln der Pflanzen befinden ſich ebenfalls in der Erde ſelbſt; ſtehen einige in Gefäßen, ſo iſt es nur, um einem vergoldeten Geländer zur Zierrath zu dienen, das ſich über den Lauben erhebt, oder eine Gallerie zu ſchmücken, zu der man auf einer Treppe von eingelegter Arbeit mit ausgeſuchten Steinen und Gold hinanſteigt.

Während man dieſe manchfaltigen Räume durchläuft, fühlt man, daß die Lampen zu viele Hitze geben. — Allein für Alles findet ſich ein Mittel — man läßt nämlich die Fenſter des Gartens öffnen. Das klingt ſonderbar, wir ſind daher dem Leſer einen Schlüſſel zu dieſen Wundern ſchuldig. Die hier beſchriebenen Gärten ſind der Länge und Breite nach den Winter über gleichſam eingehäust; Mauern und Dächer ſchützen ſie vor der Strenge der Jahreszeit; zahlloſe Oefen verbreiten Wärme, und Fenſter an den Dächern angebracht, öffnen ſich, wenn die Sonne ein paar freundliche Blicke zum Beſuche ſendet; dieſes ganze Gehäuſe verſchwindet aber im Frühjahre und wird in der Mitte des Herbſtes wieder hergeſtellt.

Folgen wir dem Herzoge, der ſich jetzt mit den Prinzen und Prinzeſſinnen und dreißig Perſonen, die er für dieſen großen Feſttag

auserſehen, unter der Blumenkrone zur Tafel ſetzt, während zwölf von ſeinen General-Adjutanten an jeder Tafel von ſechzig Gouverts, wie man ſie um die des Herzogs gereiht ſieht, die Honneurs machen. Ueberall genießt man die vollſte Bequemlichkeit, überall herrſcht Ordnung. Mehr als fünfzehn tauſend Menſchen haben ohne die geringſte Störung an dem Feſte Antheil genommen. Und dabei ſah man keine rohen Schergen, welche auf ungeziemende Weiſe die Neugierde in die Schranken zurückzutreiben ſuchten, keine Wachen, als an den vier Eingängen.

Stellen wir uns nun hinter die Sitze bei dem prachtvollen Mahle, um Zeugen von der Freigebigkeit des Fürſten zu ſeyn, die ſich hier im glänzendſten Lichte kund gab. In raſchem Wechſel wurden die ſeltenſten Gerichte aufgetragen. Sobald das Deſſert ſervirt war, vernahm man in den Lüften melodiſche, rührende Töne, die etwas Außerordentliches zu bezeichnen ſchienen. Der Herzog ſchlägt ſeine Augen auf; alle Anweſenden folgen ſeinen Blicken, die er nach dem vorhin erwähnten Spiegel richtet; dieſer bewegt ſich einen Augenblick, kömmt herab, und mit ihm Amor, der ſeinen Thron mitten auf der Tafel aufſchlägt. Von hier vertheilte er Verſe an die Schönen, welche die Hauptzierde des Bankettes bildeten; er verglich ſie mit den Grazien, und machte ihnen zum Vorwurfe, daß ſie den Himmel verlaſſen haben, ohne die Götter an ihrer Luſt Antheil nehmen zu laſſen; er ſey ihrer Spur gefolgt, weil die Grazien ihren höchſten Glanz von Amor empfangen, und Amor ohne Grazien keine Gewalt habe *).

Amor holte nun aus ſeinem Köcher andere Verſe, in denen er die Grazien bat, Geſchenke von ſeiner Hand anzunehmen, die er ihnen nur als einen Beweis ſeiner Achtung vor der Schönheit anbiete. In demſelben Augenblicke gewahren alle Damen auf ihrem Teller verſiegelte Päckchen, worin ſie geſchmackvolle Kleinodien finden.

---

*) Dieſe Verſe waren in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Ohne dem Dichter zu nahe zu treten, der nun längſt im Grabe ruhen mag, darf man wohl behaupten, daß er nicht gerade das Schönſte zum Feſte geliefert hat. Hier ein Beiſpiel:

Des Grâces et des Ris j'emprunte ma puissance;
Envain pour les chercher j'ai parcouru les lieux;
Tout y languit par leur absence
Depuis que le plaisir les rassemble en ces lieux
Avec ardeur je marche sur leur traces
Je triomphe par leurs attraits;
Par tout ou sont les graces,
L'Amour les suit de près.

Während der Vertheilung hatte sich der Herzog, der mit der Freigebigkeit einen Anstand verband, welcher den Gaben erst ihren Werth verlieh, in den Hintergrund gestellt, um sich den Danksagungen zu entziehen.

Wieder durch neue Verse erklärte Amor, er habe nichts so Glänzendes im Himmel gesehen, wie auf dieser Erde; er wolle hinaufsteigen, um die Götter einzuladen, sie möchten diesen Aufenthalt durch ihre Gegenwart verschönen.

Sogleich entfliegt sein Wagen, er verschwindet auf einen Augenblick, aber rauschende Musik verkündet bald seine Rückkehr und die Erscheinung des ganzen Olymp. Die Plafonds von grünem Laubwerk öffnen sich auf allen Seiten; hoch aus der Luft und aus der Erde sieht man Gottheiten mit der pomphaftesten Ausstattung ankommen, ihre Stimmen verbinden sich mit den Instrumenten; eine Göttin singt Loblieder auf den Beherrscher dieses Landes und alle Götter wiederholen zugleich ihre Worte; die ganze Versammlung geräth dermaßen in Entzücken, daß sie sich kaum enthalten kann, den Chorus zu diesen Lobpreisungen zu bilden.

Der Fürst, dessen größte Stadt nicht fünfzehn tausend Einwohner zählte, hatte zu Ehren seines Geburtsfestes in weniger als fünf Minuten für mehr als fünfzig tausend Thaler Geschenke vertheilt, aber um seine verschwenderische Freigebigkeit vergessen zu machen, um die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu lenken, läßt er Schlag auf Schlag neue Erscheinungen vortreten.

Amor wirft fortwährend Verse aus, um den Grazien zu erklären, er wolle nur mit ihnen zum Himmel zurückkehren, und lade sie ein, an den neuen Vergnügungen Theil zu nehmen, die man ihnen bereite.

Nun mußte man in das Schloß zurück, dessen Zimmer durchgängig prachtvoll beleuchtet und für alle Gäste geöffnet waren. Einen glänzenden Saal hatte man für den Ball eingerichtet; aber aus mehren Gründen fand derselbe nicht statt. Die Nacht war durch den Verlauf des Festes bereits weit vorgerückt; der Herzog hatte die ganze vorhergehende Nacht gewacht; einige Prinzessinnen befanden sich unpäßlich; man hatte zur Rückkehr nach Stuttgart drei Stunden zu machen, und überdieß bedurfte man einen Ruhetag zwischen dem 16. und 18., welcher Tag vom Herzog zu einer Lustbarkeit anderer Art bestimmt war.

Von den Göttern, vom süßen Amor geht es in Waldes Nacht, zum rauhen Waidwerk, das indessen unter des Herzogs Führung wieder zum leichten, lustigen Spielwerk wurde. Begeben wir uns zum

Rendezvous, das nun zwei Stunden von Stuttgart entfernt iſt. Es iſt die neunte Morgenſtunde, Hörnerſchall ruft die Jäger herbei.

Der Herzog langt mit ſeinem ganzen Hofe an. Wir erblicken einen großen Circus von einer halben Stunde im Umfang, durchſchnitten von der mitten durchlaufenden Gallerie, und ringsum Arcaden, auf denen ſich Pavillons erheben, die man mit Zierrathen aller Art, mit paſſenden Emblemen bekleidet und mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten, beſonders auch mit Oefen ausgeſtattet hat. Jede Seite des Circus, welchen dieſe Gallerie theilt, bildet ſo einen Halbmond. Auf einer Seite ſind Amphitheater gebaut und an den Pfeilern mit Laubwerk geſchmückt, dem man verſchiedene Formen gegeben hat. Es iſt gleichſam ein bedeckter Balcon, über dem ſich ebenfalls ſieben Pavillons erheben, in denen Alles nach der Rangordnung ſeinen Platz findet. Die Fremden vom zweiten Rang in den einen, die Bürger von Stuttgart, die Künſtler, die Mitglieder des Theaters in den andern, während ſich das Volk auf den untern Stufen aufſtellt.

Die Damen und der Herzog nehmen den großen Pavillon in der Mitte der Gallerie ein. Die andern Pavillons ſind für die Cavaliere vom erſten Range beſtimmt. Nur für die Freude ſeiner Gäſte beſorgt, wandert der Herzog in Perſon zu wiederholten Malen auf den Amphitheatern umher, um ſelbſt zu ſehen, ob jeder nach ſeinem Range geſtellt und ob überhaupt überall die Ordnung herrſche, wie er ſie vorgeſchrieben.

Mitten im Circus haben ſich alle ſeine Jäger in prächtigen Uniformen aufgeſtellt; an ihrer Spitze ſteht ſein Oberjägermeiſter, der Erbgroßmarſchall des Landes, Graf von Pappenheim.

An ſeinen Platz zurückgekehrt, gibt der Herzog ein Zeichen, auf welches mehr als hundert Trompeten zu gleicher Zeit zu ſchmettern beginnen. Die Jäger öffnen die Schranken unter den verſchiedenen Pavillons des Amphitheaters, und vier tauſend Thiere von verſchiedenen Gattungen ſtürzen ſich durch die Eingänge; darunter hundert fünfzig Wildſchweine, eben ſo viele Hirſche, Damwild, Rehe, Wölfe, Dachſe, Füchſe und eine große Menge Haſen. Alle dieſe verſchiedene, von Bauern aus ihren Verſtecken aufgetriebene Thiere ſpringen plötzlich in den weiten Raum, wo ſie Befreiung von ihrer Gefangenſchaft zu finden hoffen, laufen nach den entgegengeſetzten Enden und ziehen ſo vor dem Auge der erſtaunten Menge vorüber. Durch die Arcaden können ſie nicht durchdringen, weil Tücher vorgeſteckt ſind; einige Zeit rennen ſie unruhig umher, da ſie aber gewahr werden, daß ihnen Niemand ein Leid zufügt, fallen ſie in ihre gewöhnliche Lebensweiſe; die Wildſchweine

kämpfen zur Belustigung des Volkes, der Fuchs würgt ein paar Häschen, und der ausgehungerte Wolf fällt ein Reh an.

Während sich die Zuschauer mit diesen Erscheinungen belustigten, ließ der Herzog in seinem Pavillon ein glänzendes Mahl für die Damen serviren; einzig mit den Honneurs des Festes beschäftigt, setzt sich der Fürst nicht selbst zur Tafel, noch nimmt er in seinem Eifer irgend eine Speise zu sich; seine Nahrung scheint in dem Vergnügen zu bestehen, das er Anderen bereitet.

Endlich gibt er das Zeichen zur Jagd; die Fremden, denen das Schießen Freude macht, stellen sich mit ihren Gewehren auf der Gallerie auf; die Tücher unter den Arcaden werden zurückgezogen, die am anderen Ende des Circus werden angespannt, und die Thiere, von den Piqueurs aus dem Circus gejagt, sind erlegt, ehe sie die Tücher erreicht haben, bei denen sie eine Zuflucht suchen. In einer Viertelstunde ist der ganze Boden mit Wildbret bedeckt.

Ueber die Höhen der Pavillons sieht man zahlreiche Fasanen und Rebhühner herfliegen, die nicht länger als eine Minute in den Lüften schweben; die Jagdgesellschaft hemmt ihre Flucht.

Einige verwundete Eber waren in den Circus zurückgekehrt, wo der Herzog, um Unfälle zu verhüten, das Schießen verboten hatte. Geschickte Piqueurs, als ächte Matadors, stellen sich diesen wüthenden Thieren mit ihren Spießen entgegen und bringen ihnen den sichern Todesstoß bei.

Der Herzog nimmt keine Flinte in die Hand. Er ist der geschickteste Schütze seines Landes *), aber es macht ihm mehr Freude, auf den Gallerien umherzuwandeln, um dem Einen wegen eines geschickten Schusses Glück zu wünschen und einen Andern dadurch aufzumuntern, daß er ihn einladet, in seiner Gegenwart einen Meisterschuß zu thun.

Mit dem Schauspiele dieser Jagd schloßen sich die großen Festlichkeiten, an welche der Herzog indessen kleinere Feste knüpfte, um den Sinnenrausch nicht mit einem Schlage auf unangenehme Weise zu enden.

---

*) Der Herzog lebte in den späteren Jahren in morganatischer Ehe mit Gräfin Franziska von Hohenheim. Diese Dame entsproßte einem armen adeligen Hause und war vom Herzog in den Grafenstand erhoben worden; sie hatte eine besondere Freude an den Burzelbäumen, welche auf den Kopf getroffene Hasen zu schießen pflegten. Der Herzog wettete einst mit ihr, er wolle hundert Hasen hintereinander auf den Kopf treffen. Bereits hatten neun und neunzig ihre Burzelbäume gemacht, da schoß der galante Herzog absichtlich fehl, um Franziska die Wette gewinnen zu lassen.

Nicht das geringſte ſtörende Ereigniß hatte den Eindruck dieſer Jubeltage bei den zahlloſen fremden Zuſchauern geſchwächt. Die Anordnung des Ganzen verdankte man offenbar dem Herzoge ſelbſt, die Ausführung den geſchickten Künſtlern, die er bei ſolchen Gelegenheiten nicht nur mit den reichſten Geſchenken belohnte, ſondern auch ſeines ſteten, wohlwollenden Umgangs würdigte.

So hatte dieſer Fürſt in wenigen Tagen hundert und fünfzig tauſend Gulden daraufgehen laſſen, während ſeine ordentlichen Einkünfte im Jahre kaum das Doppelte dieſer Summe betrugen.

Faſt ſcheint es, als hätten die Leidenſchaften und die Prachtliebe dieſes Fürſten auch das Edle, Hohe verſchlungen, das des Herzogs mächtiger Geiſt zu Tage gefördert. Die Geſchichte ſpricht wenig von Ihm, der viel gethan. Was wir wiſſen, entnehmen wir meiſtens mündlichen Traditionen der Greiſe, die — ehemalige Mitglieder der hohen Carlsſchule — um ſein Geburtsfeſt zu feiern, ſich alljährig bei einem Male in Stuttgart verſammeln; ihre Reihen lichten ſich mehr und mehr. Die Geſchichte muß eilen, will ſie das Leben eines Mannes der Vergeſſenheit entziehen, deſſen Weſen als ein Phänomen zu betrachten iſt, dem man kein Beiſpiel an die Seite ſtellen kann.

Der Salon der Fräulein Contat.

(Von Sophie Gay.)

„Der Salon einer Schauſpielerin? wird man fragen; das iſt ein Irrthum; ohne Zweifel ſoll es das Boudoir heißen.“

Keineswegs; eine Schauſpielerin von großem Talent konnte ehemals einen Salon haben. Um dieſes Ziel zu erreichen, bedurfte ſie nur des Geſchmackes für die gute Geſellſchaft. Bedenkt man jedoch, wie viel Geiſt dazu gehört, eine Auswahl zu treffen, unter Leuten, deren Rang, Erziehung, Ton, Manieren, allzu häufig an das erinnern, was der Künſtlerin fehlt, unter jenen untergeordneten Geiſtern in der Kunſt und in der Geſellſchaft, deren ſervile Mittelmäßigkeit unausgeſetzt bemüht iſt, die Ueberlegenheit derſelben über alles, was ſie umgiebt, zu beweiſen; bedenkt man die Hinderniſſe, welche Vorurtheil und Sitten dem edlen Ehrgeize entgegenſtellen, die Unabhängigkeit der Künſtlerin mit dem Leben einer Frau von Welt zu vereinigen, ſo verdient diejenige Schauſpielerin, welche dieſe Hinderniſſe zu überwinden wußte, eben ſo viel Achtung, als Bewunderung. Das Beiſpiel der Fräulein Lecouvreur und Quinault, in deren Salons ſich die ausgezeichnetſte Geſellſchaft ihrer Zeit verſammelte, reizte Fräulein Contat zur Nachahmung. Denn darin muß man der alten Zeit Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie hinſichtlich der Schauſpieler viel höflicher war, als die jetzige, indem ſie dieſelben durch eine höchſt ehrenvolle Gaſtfreundſchaft für die Excommunication entſchädigte.

Sobald das Geſetz jeden Rang und Stand gleichſtellt, ſcheidet dieſe die Geſellſchaft wieder. Kaum hat die Philoſophie ihre wieder-

holten Schläge gegen weiſe oder abgeſchmackte Vorurtheile gerichtet, ſo bemächtigt ſich die Geſellſchaft der Verwundeten, heilt ſie, liebkost ſie und führt ſie wieder in die Welt ein, wo ſie um ſo beſſer aufgenommen werden, weil man bereits befürchtet hatte, ſie zu verlieren. Als Privilegien, Anzug und Gebräuche eine Klaſſe gänzlich von der andern unterſchieden, machte jede der andern Conceſſionen, um ſich gegenſeitig zu nähern. Heutzutage jedoch, wo Jedermann befürchtet, für weniger gehalten zu werden, als er iſt, hält ſich jeder ſteif an ſeinem Platze, gleich der Bildſäule in ihrer Niſche. Daher kommt es, daß die Schauſpieler unter ſich leben, wie die Leute vom alten Adel, die Regierungsbeamten, oder die Trümmer der großen Armee. Nur die Millionärs gehören heutzutage noch allen Coterien an. Dieß iſt der Gewinn, den die großen Talente von der Revolution gezogen haben.

Gleichwohl hatten ſie ein Recht, mehr zu erwarten, wenn ſie auf die Geſellſchaft blickten, welche Fräulein Contat nach ihrer Entlaſſung aus dem Gefängniß, das ſie mit mehren Frauen des Hofes getheilt hatte, um ſich zu verſammeln wußte. Ihr Geſchmack für ausgezeichnete Perſonen, ihre Dankbarkeit für die Liebe eines Fürſten, der ſpäter durch den Thron und die Verbannung berühmt geworden iſt, mußte ihr nothwendig die Verfolgung der Häupter der Schreckensregierung zuziehen. Sie ward mit allen Damen, welche man damals die Ariſtocraten des franzöſiſchen Theaters nannte, verhaftet. Ein Zug, der ihren Geiſt und ihr Gemüth verrieth, koſtete ſie beinahe das Leben. Die Königin wünſchte, ehe ſie ſelbſt gefangen geſetzt wurde, das Luſtſpiel: La Gouvernante de la Chaussé aufführen zu ſehen; ſie ließ Fräulein Contat benachrichtigen, ſie möchte dieſe Rolle übernehmen, obwohl ſie nicht in ihr Fach gehörte. Fräulein Contat lernte die 500 Verſe der Gouvernante in 24 Stunden, und ſchrieb dann der Perſon, welche ihr den Wunſch der Königin mitgetheilt hatte, folgende Zeilen: „Ich wußte nicht, wo der Sitz des Gedächtniſſes ſey; jetzt weiß „ich, daß er ſich im Herzen befindet.“

Dieſes Schreiben, das auf Befehl der Königin bekannt gemacht wurde, hatte die Verhaftung der Fräulein Contat durch das Revolutionstribunal zur Folge, als der 9. Thermidor ſie wieder in Freiheit ſetzte.

Man konnte ſie nicht ſehen, ohne von dem Reize ihrer Unterhaltung, von einer gewiſſen edlen Haltung in ihren Manieren hingeriſſen zu werden, welche ohne theatraliſch zu ſeyn, dennoch auf gewiſſe Art imponirten. Ihr gebieteriſcher, reizbarer und edler Charakter ſympa-

hofirte mit denjenigen Personen, deren Eigenschaften und Fehler nobel sind; dabei schützte sie das innere Gefühl ihrer Ueberlegenheit eben so sehr vor jedem Zwang, wie vor Erniedrigung. Mit den Damen des höchsten Ranges unterhielt sie sich, wie diese untereinander, ohne Verlegenheit und ohne Familiarität.

Das innige Verhältniß, welches der lange Aufenthalt in einem Gefängnisse, welches dieselben Meinungen, dieselben Gefahren festgeknüpft hatten, dauerte noch lange nach Wiederherstellung der Ordnung und nach Wiedereinführung der Vorurtheile fort, wodurch der Salon der Fräulein Contat den gesuchtesten von Paris an die Seite gesetzt wurde.

Ein eigener Beweggrund zog mich zu ihr hin: ihre Aehnlichkeit mit meiner Mutter; sie war so auffallend, daß, als ich nach zwei Jahren der tiefsten Trauer zum ersten Male das theatre français wieder besuchte, ich so heftig in Thränen ausbrach, daß man mich wegbringen lassen mußte. Diese tiefe Bewegung wiederholte sich jedes Mal, so oft ich sie zu überwinden suchte; ich faßte daher den Entschluß, an jenen Tagen, an welchen Mamsell Contat auftrat, das theatre français nicht zu besuchen.

Es war dieß für mich, die ich die geistigen Vergnügungen zu den ersten zähle, keine geringe Entbehrung. Durch eine seltsame Laune des Schicksals bezog diese Frau, welche ich gleich einer herzzerreissenden Erinnerung floh, eine Wohnung dicht neben der meinigen. Beide Häuser lagen am Ende von Paris in der Straße Larochefoucauld, die heutzutage sehr bewohnt ist, damals aber ganz verändert war.

Der Aufenthalt im Gefängnisse macht das Bedürfniß nach frischer Luft rege; Mamsell Contat hatte daher diese von einem großen Garten umgebene Wohnung gemiethet, damit sie ihr zugleich anstatt eines Landsitzes diene. Ihr Garten war von dem meinigen nur durch eine niedere Mauer getrennt. Aus den Fenstern meines Gemaches sah man den Rasen, die Allee, wo Mamsell Contat gewöhnlich spazieren ging. Wenn die Witterung es erlaubte, ging ich hinab an die Mauer, welche unsere Lindenalleen trennte; dort hörte ich mit Entzücken den Accorden jener Stimme zu, die so innig zu meinem Herzen sprach; denn die Zeit übt eine eigene Macht über den Schmerz aus, und die Erinnerung, die uns heute noch tödtlich ist, wird später ein traurig-süßer Genuß für die Seele.

Die Gefühle lassen sich nicht beschreiben, die ich empfand, als ich in einem mir vollkommen fremden Wesen jenen Blick, jene Geberden

wieder fand, denen ich gewohnt war zu gehorchen, jenes anmuthige Lächeln, das mich für Alles belohnte. Zuweilen ward meine Einbildungskraft durch diese Aehnlichkeit bis aufs Aeußerste gesteigert. Ganze Stunden blieb ich auf einer Stelle, um dieses schöne Gesicht zu betrachten, und allen Bewegungen dieses weiblichen Wesens zu folgen, das auf mich die Wirkung einer überirdischen Erscheinung machte.

Ein solches Benehmen von meiner Seite konnte unmöglich unbemerkt bleiben. Mamsell Contat wünschte den Namen der jungen Nachbarin zu erfahren, welche ihre ganze Zeit dazu verwendete, sie, so lange sie sich in ihrem Garten aufhielt, zu betrachten.

Ich kenne sie genau, erwiderte ihr der Vicomte von Ségur, und sofort entwarf er von mir ein Bild, das seine alte Galanterie auf das Schönste ausschmückte. Ich hatte in seinen Augen das Verdienst, ihn zu einer Zeit empfangen zu haben, wo seine altmodische Frisur und seine aristocratische Haltung eben so nachtheilig für seine Freunde, als für ihn selbst waren. Ich liebe jede Art von Muth, und der, in seinem alten Anzug dem Sanculotismus zu trotzen, gefiel mir nicht wenig. Ich hätte mich geschämt, vor etwas Furcht zu haben, das ihn so wenig schreckte. Diesem Gefühle verdanke ich seine kokette Freundschaft, denn bei Herrn von Ségur mischte sich die Koketterie in Alles. Ob das Greisenalter auch immer näher heranrückte, er behandelte es wie die Revolution, und opferte ihm auch nicht eine seiner Gewohnheiten auf.

Bei einem seiner Besuche wiederholte er mir die Unterhaltung, welche er mit Mamsell Contat über mich gehabt hatte. Um nicht für eine neugierige, zudrängliche Nachbarin gehalten zu werden, gestand ich ihm die Ursache meines Benehmens ein, und fügte hinzu, Fräulein Contat solle ferner nicht mehr über mich zu klagen haben.

„Sie beklagt sich nicht im Geringsten, erwiderte der Vicomte; im Gegentheil, es macht ihr das größte Vergnügen, sich von Ihnen betrachten zu lassen; warum aber wollen Sie sich dieses Vergnügen nicht auf bequemere Art verschaffen? Sie wohnen hier wie in einem Dorfe, und auf dem Lande hält man gute Nachbarschaft.“ —

„Ich wage es nicht. Und überdieß wissen Sie, daß ich hieher gezogen bin, um in gänzlicher Zurückgezogenheit zu leben.“

Sie haben Unrecht. — Mamsell Contat empfängt gegenwärtig, was sich von guter Gesellschaft noch in Paris befindet; und wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, so bemerke ich, daß man in ihrem Salon nicht Gefahr läuft, Jacobiner-Talenten zu begegnen, die man häufig bei Ihnen antrifft.

„Sie irren ſich; bei mir findet man nur Talente, die während der Revolution geboren ſind, und jetzt die neueren Ideen benützen.“

In meinen Augen gilt das alles gleich. Ich haſſe diejenigen, welche die Revolution gemacht haben, eben ſo ſehr, als die, welche ſie benützen.

Dieſer Hieb ging auf Talma, der die geiſtreiche Julie geheirathet hatte, die der Vicomte von Ségur noch immer liebte.

Einige Tage darauf kam er mit Herrn Vigée, einem intimen Freunde der Fräulein Contat und machte mir in ihrem Namen den Vorſchlag, einer Vorleſung anzuwohnen, welche einer unſerer gemeinſchaftlichen Freunde bei ihr halten wollte. Es handelte ſich von dem Verdienſte der Frauen, einem Gedichte, in welchem Legouvé einen Theil der Züge von Heroismus und Edelmuth, von welchem die Frauen während der Schreckenszeit ſo viele Beweiſe gaben, auf rührende Weiſe beſingt. Er hatte die berühmteſten gewählt, denn ganze Bände würden zur Schilderung der erhabenen Thaten nicht hinreichen, welche damals die Frauen jeden Ranges ehrten. Die große Zahl dieſer Beiſpiele iſt ſchuld, daß man ſie nicht genauer kennt. In Frankreich hat man ſolchen Abſcheu vor dem Gewöhnlichen, daß man ſelbſt von dem Erhabenen nichts mehr hören will, ſobald es auf den Straßen zu finden iſt.

Am folgenden Tage erhielt ich eines jener Billete, wie nur Mamſell Contat ſie zu ſchreiben verſtand; wo die dringendſte Einladung mit reizenden Schmeicheleien vermiſcht war, während das Ganze aus einfachen, leichten, pikanten Worten beſtand, welche den anmuthigen Eindruck einer geiſtreichen Converſation machten. Dieſem Talente, die unbedeutendſten Dinge auf geiſtreiche Art zu ſagen, verdankte ſie den Namen der Königin des Billets.

Ich war in großer Bewegung, als ich den Salon der Mamſell Contat betrat, weil ich an der Illuſion, durch die ſie mir ſo theuer geworden war, etwas zu verlieren befürchtete. Sie war die erſte Perſon ihres Standes, die ich in ſolcher Nähe ſah, ich war daher in Sorgen, ihr geſelliger Ton möchte der Eleganz ihres Talentes nicht entſprechen. Allein ihre ausgezeichneten Manieren, ihre wohlwollende Höflichkeit überhoben mich bald dieſer Sorge. Weder die Gäſte, noch die Herrin des Hauſes, noch ſonſt irgend etwas erinnerte an die Schauſpielerin. Eines der Canapés war durch die Marquiſe von J. und Frau von Des... beſetzt; auf dem andern ſaßen Frau von Soulés, die Gattin des General-Einnehmers von Rouen, und die berühmte

Madame Lebrun; neben dieſen befanden ſich Frau von Beaufort, Madame Legouvé, und eine junge Frau von hinreißender Schönheit, die ſo ſehr gewann, wenn man ſie in der Nähe ſah, daß man ſie kaum wieder erkannte. Dieſe Frau war damals die einzige vom theatre français, welche Zutritt bei Mamſell Contat hatte; und alle diejenigen, welche ſpäter den natürlichen, anmuthigen Ton der Mamſell Mars ſo oft bewunderten, werden dieſen ausſchließlichen Vorzug ſehr begründet finden.

Von Herrn befand ſich die Elite der Weltleute hier. Außer einigen jungen Schriftſtellern beſtand die Geſellſchaft meiſt aus lauter Perſonen, die mehr oder weniger durch die Revolution gelitten hatten, und die ſie hier zu vergeſſen ſuchten, indem ſie ſich, wie ehemals, dem Reiz einer leichten Converſation hingaben.

Der Graf Ludwig von Narbonne, der Marquis von Jaucourt, der Vicomte von Ségur, der Marquis von Girardin, der Marquis von Gortaut-Saint-Blancar, und die Herrn Vigée, Desprez und Parny, waren die Vertreter des Geiſtes, des Frohſinns, und der Galanterie der alten Zeit, während jüngere Talente über die dramatiſchen und literariſchen Neuerungen des Tages mit großer Beredſamkeit discutirten.

Ueberzeugt, daß die Perſonen, welche ſich bei Mamſell Contat befanden, näher gekannt zu werden verdienten, erſuchte ich Herrn von Ségur, mir die ausgezeichnetſten derſelben zu nennen.

„Jener kleine Mann mit dem geſenkten Blicke und der beſcheidenen Haltung, der ſich ſtets in eine Ecke des Salons drückt, damit man ihn dort aufſuche, iſt Collin d'Harleville, ſagte Herr von Ségur; der Erfolg, den er Mamſell Contat, und den ſie ihm verdankt in ſeinem „alten Junggeſellen“ hat ihn allein vermocht, ſich dieſen Abend hier einzufinden. Er lebt entfernt von der Welt, auf die er keine Wirkung mehr macht; ſein ganzer Ehrgeiz beſchränkt ſich auf Sanftmuth und Beſcheidenheit. Er iſt das Veilchen des Inſtituts; ſeine Feinde behaupten jedoch, dieſes Veilchen lebe mit ſeiner ganzen Familie im Prozeß.“

Gleichviel; hat er doch auch den Unbeſtändigen und die Luftſchlöſſer, und eine Rolle der Madame Evrard geſchrieben, über welcher man Molière vergißt. Wer iſt jener dicke, gepuderte Herr, der eben mit Collin d'Harleville ſpricht? —

„Das iſt Desfaucherets, der Verfaſſer der heimlichen Ehe, welchem Mamſell Contat einen Erfolg zu verdanken glaubt, der nur

eine Folge ihres hinreißenden Spiels ist. Trotz seines Alters baut sie dennoch große Hoffnungen auf sein Talent, worin sie sich jedoch täuscht. Seine heimliche Ehe ist die Geschichte seines Lebens, und noch überdieß eine ziemlich schlecht geschriebene Geschichte."

Es bleibt immer ein Verdienst, das schönste Talent des Jahrhunderts zur Anschauung gebracht zu haben.

„Allerdings muß der Baum, dem das freie Feld nicht zusagt, sich an das Spalier anschließen. Dort aber steht einer, der wohl allein fortkommt, fügte er hinzu, indem er auf einen jungen Mann deutete, dessen geistreiches Gesicht alles versprach, was er seither gehalten hat."

Ich kenne ihn, sagte ich, es ist der Verfasser des Agamemnon; einer seiner Freunde brachte ihn zu mir in meine Loge, während das Publikum ihm applaudirte und ihn nach der ersten Vorstellung seiner Tragödie mit lautem Jubel herausrief. Die Art, mit welcher er den Beifall beantwortete, mit dem man ihn überhäufte, gab mir einen großen Begriff von seinem Geiste.

Sie riskiren nichts, erwiderte er, wenn Sie ihm so viel Geist als möglich, zutrauen. Sogar seine Werke werden nie so viel haben, als er selbst.

Hierauf zeigte mir der Vicomte den Herrn von Parny, Eleonorens Geliebten, wobei er bemerkte, daß der Neffe des erotischen Dichters, der Mamsell Contat seit mehren Jahren liebe, damit umgehe, sie zu heirathen, daß sie jedoch diese Heirath erst in dem Augenblicke des Abtretens vom Theater erklären werde.

Man fand diese gegenseitige Neigung sehr natürlich. Denn Mamsell Contat war trotz ihrer 40 Jahre und ihrer Körperfülle noch sehr reizend, und der junge Parny vereinigte den elegantesten französischen Anstand mit dem schönsten Gesichte. Was jedoch diese Vorzüge verdoppelte, war, daß er nicht den mindesten Werth darauf legte.

Dort steht mein junger Mitarbeiter, fuhr Herr von Ségur fort, indem er auf Emmanuel Dupaty deutete. Wir haben gemeinschaftlich die komische Oper geschrieben, die Della Maria auf dem Lande bei Ihnen in Musik gesetzt hat. Sie sehen in ihm den liebenswürdigsten Mitarbeiter der Welt, erstens weil er drei Viertel des Werkes schreibt, zweitens weil er niedliche Verse, pikante Wortspiele dazu macht, endlich weil er den Liebenden und großen Koketten, die seine Rollen mit besonderem Eifer geben, so artige Dinge sagt.

„Ich bedaure nur, daß ich ihm nicht eine Stelle in meinem gel-

ben Cabriolet*) angeboten habe. Es hätte nicht so heftig umgeworfen. Wissen Sie nichts von dem Streiche, den die Republikaner mir gestern, als ich das Feydeau Theater verließ, gespielt haben? — Die Schurken riefen aus vollem Halse: das gelbe Cabriolet des Herrn von Ségur! Gott weiß durch welches Hohngelächter ich mich hindurcharbeiten mußte, um mein Cabriolet zu erreichen. „Es wird wieder umfallen," sagten die Einen. „Wie, so schnell ist es wieder aufgerichtet?" riefen die Andern. Glücklicher Weise lachte ich mehr, als alle übrigen, so daß meine Laune ihre Bosheit entwaffnete."

In der That, nichts glich der heitern Laune, mit welcher der Vicomte von Ségur sich zu einem guten Scherze hergab. Er hatte, so gut wie andere, seine Lächerlichkeiten; allein er kannte sie, und gab sie gerne Preis, um zur allgemeinen Erheiterung beizutragen.

So nahm zum Beispiel Mamsell Contat diesen Abend ihre Zuflucht zu ihm, um ihre Gäste während der Erwartung Legouvé's vor Langeweile zu bewahren; denn dieser kam nach seiner Gewohnheit immer zu spät. Es war dieß bei ihm weder Unhöflichkeit, noch berechneter Effect. Er schlenderte umher und dieß war die einzige Ursache.

Es war damals die Zeit, wo das Antike herrschte, wie heutzutage das Rococo. Die Mode, diese despotische Fee, welche Dinge und Menschen nach Willkühr verwandelt, hatte mit einem Schlage ihres Zauberstabes den Salon in ein Atrium, die Lehnsessel in curulische Stühle, die Schleppkleider in Tuniken, die Trinkgläser in Schalen, die Schuhe in Kothurne, und die Guitarren in Lyra's methamorphosirt. Eine solche neue Lyra ward der Mamsell Contat überreicht. Allein von allen Liebhabern der Guitarre war auch nicht einer geneigt, sich derselben zu bedienen, weil das pindarische Instrument eine wahrhaft lächerliche Stellung erforderte. Der Vicomte von Ségur war der einzige, der den Muth hatte, die Lyra aus den Händen der Contat zu empfangen, und sich mit derselben ein neues Lied zu accompagniren.

Die antigriechische Kleidung des Sängers, sein gepuderter Haarputz, seine 50 Jahre, seine Haltung als Hofmann, seine schwache Stimme und seine Aussprache, welche die der ehemaligen Elegants von Versailles war, diese Lyra, die nach der Art eines Phidias in seinen Armen ruhte, all dieß zusammen machte das Bild eines so grotesken Apollo's, daß ich ein lautes Lachen nicht zu unterdrücken vermochte.

---

*) Der Titel einer komischen Oper, die wenige Tage zuvor durchgefallen war.

Mir war damals jene mitleidige Heuchelei noch unbekannt, welche des Lächerlichen ſchweigend genießt. Ueberdieß war ich Herrn von Ségur mit inniger Freundſchaft zugethan, und für Freunde nimmt man nur gar zu gerne weniger Rückſichten, als für andere. Mein Lachen brachte das aller andern zum Ausbruche. Darauf rückte der Vicomte, um auch ſeinen Theil an der Wirkung zu haben, die er hervorbrachte, ſeinen Sitz vor den Spiegel, ſo daß er ſich ſehen konnte, und ſcherzte beſſer, als irgend einer, über ſeine olympiſche Haltung, und ſang dann eines der niedlichſten, geiſtvollſten Lieder ſeines Bruders, ſo daß er, über den man ſich kurz vorher noch luſtig gemacht hatte, jetzt den aufrichtigſten Beifall erntete.

Endlich langte Legouvé an; er kam aus dem theatre français, wo ihn das erſte Auftreten ſeines Zöglings, der Ducheſnois, feſtgehalten hatte, die jedes Mal, ſo oft ſie die Phädra ſpielte, mit Lobeserhebungen überſchüttet ward.

Der Tiſch, das Glas mit Zuckerwaſſer ſtanden bereit; man ſammelte ſich aus den Nebenzimmern in dem Salon, um die Vorleſung anzuhören. Jetzt erſt gewahrte ich Alexander Duval; ich wunderte mich über ſeine Anweſenheit, weil ich ihn für immer mit den Damen des Hauſes für entzweit hielt.

„Wie jung und unerfahren ſind Sie doch, erwiderte mir Herr von Ségur mit einem Blicke des Mitleids, zu glauben, daß zwei Perſonen, die ſich gegenſeitig bedürfen, ſich ernſtlich entzweien. Es iſt allerdings wahr, daß ſich in der vorletzten Probe des Dramas, das gegenwärtig auf dem theatre français einſtudirt wird, zwiſchen dem Verfaſſer und der Schauſpielerin ein kleiner Zwiſt erhoben hat. Da die Contat Herrn Duval nicht bewegen konnte, eine Scene nach ihrem Willen zu ändern, ſo warf ſie ihm ohne Weiteres ihre Rolle an den Kopf; Duval hob die Rolle auf, nahm dem Souffleur ſein Manuſcript ab, und zog ſich mit der Verſicherung zurück, das Stück ſolle nicht aufgeführt werden, außer ohne alle Aenderung. Es iſt wahr, daß das Theater dadurch in keine geringe Bewegung verſetzt wurde; man wußte nicht, wer den Sieg davontragen würde; da jedoch das Stück der Schauſpielerin einen großen Erfolg verſpricht, und dieſe dem Stücke eben ſo unentbehrlich iſt, ſo hat ihr gemeinſchaftliches Intereſſe beide bald wieder zuſammengeführt.“

Es iſt dieß daſſelbe Stück, welches durch die Lobeserhebungen des Herzogs von Choiſeul und des Vicomte von Ségur dem erſten Conſul verdächtig ward, und dem Verfaſſer eine Art von Verbannung zuzog.

Emanuel Dupaty ward zu derſelben Zeit von einem ähnlichen Schickſale bedroht. Er ließ an der komiſchen Oper ein kleines Stück: Das Vorzimmer einſtudiren. Daran dachte er freilich nicht, daß man darin eine Anſpielung auf den damaligen Hof der Tuillerien ſuchen könnte. Herr Dupaty ward von Gendarmen ergriffen, in eine Poſtchaiſe geſetzt und nach Breſt abgeführt, wo er auf einem Ponton gefangen gehalten wurde.

Dieſe Beiſpiele, nebſt ſo vielen andern in früherer oder ſpäterer Zeit beweiſen nun, daß Geiſt und Talent ſowohl unter zu ſtarken, als unter zu ſchwachen Regierungen auf gleiche Weiſe, nämlich als Feinde behandelt worden, was immer noch beſſer iſt, als wenn ſie ſich weder verfolgt, noch beſchützt ſehen, denn der Haß ſteigert, die Gleichgültigkeit aber lähmt.

Mit den erſten Lauten der tiefen, wohlklingenden Stimme Legouvé's hörte jede Unterhaltung auf. Bei dem Titel: „Das Verdienſt der Frauen" ſendeten die Stutzer einige Witze als Vorrede voraus. Die Boshaften lächelten mit einer Miene, als wollten ſie ſagen: „Wollte Gott, ich lernte es hier kennen." Und Herr von Ségur flüſterte mir lächelnd zu: Deſto beſſer, das Gedicht wird nicht lang ſeyn.

Und in der That, es ſchien Niemand zu lang. Die Verſe über die barmherzigen Schweſtern und den Heldenmuth der Dame von Sombreuil lockten aufrichtige Thränen hervor. Man zollte dem Gemüthe und dem Talente des Verfaſſers mit gleicher Begeiſterung Beifall. Das allgemeine Märtyrerthum war den Anweſenden mit allen ſeinen Schrecken noch ſo nahe, daß ſich alle Herzen durch die übrigens ziemlich mittelmäßigen Verſe gerührt und erſchüttert fanden. Jede der Damen fand ſich erhoben, denn jede hatte mehr oder minder Beweiſe von Muth abgelegt. Alle Blicke richteten ſich auf Madame Lebrün, die ihre Freunde gewiſſermaßen in dem Augenblicke aus Frankreich hinwegſchafften, als ſie die Ehre, daß ſie unſere Geſchichte mit dem ſchönſten Bilde der unglücklichen Königin bereicherte, mit ihrem Leben bezahlen ſollte. Man erinnerte ſich der muthigen Anhänglichkeit, welche ſie fortwährend ihren hohen Beſchützern bewies; jenes Gefühl der Treue, das ſelbſt den Verführungen des Kaiſerreichs widerſtand, vermehrte noch die Bewunderung, welche ihr Talent einflößte. Nie war eine Frau vom Himmel reicher begabt. Madame Lebrun war zugleich ſchön und reizend, glänzend und einfach, geiſtreich und gut. Weil ſie die Gedanken eben ſo gut traf, als die Geſichtszüge, wußte ſie ihren Portraits eine Wahrheit, einen Ausdruck zu verleihen, der an

das Ideal gränzte. In ihrem Talent, in ihrer Unterhaltung, selbst in ihrem Anzuge war sie poetisch. Man verzieh ihr, daß sie ein Original war, weil sie es ohne Prätension war. Am heutigen Tage hatte ihr Gesicht den vollen Glanz der Jugend, und doch fiel die ihrige in die Zeit lange vor der Revolution. Allein sie war so glücklich, sich in Frankreich mitten unter Leuten von Geist und Talent zu befinden, mit denen sie sich so gern umgab, daß ihre Augen vor Freude strahlten, und dieser lebendige Ausdruck, dieser frische Teint, ihre wunderschönen blonden Haare täuschten vollkommen über ihr Alter, da sie Alles in sich vereinigte, was man bei einer jungen Frau gern sieht.

Ihr Bruder, Herr Vigée, ein Mann von Geist, war der Verfasser der Zusammenkunft, eines kleinen Stücks in Versen, in welchem die Contat und Molé mit solcher Vollkommenheit spielten, daß man Zeuge eines wirklichen häuslichen Zwistes zu seyn wähnte. Dieser Erfolg mußte natürlicherweise die Dankbarkeit des Herrn Vigée erhöhen. Seine Verehrung für die Contat gab ihm daher noch mehre artige kleine Stücke in Versen ein. Ein Anstrich von Pedanterie, den er als Professor des Athenäums annahm, beeinträchtigte Vigée's leichten und anmuthigen Geist nicht wenig, und verlieh den zierlichen Witzen, die er vorbrachte, einen lächerlichen Pomp; deßhalb ward er auch mit Epigrammen überhäuft. Ward er deßhalb übler Laune, so lachte man nur noch mehr. Nichtsdestoweniger war er gutmüthig, geistreich, und allen jungen Talenten, denen er sämmtlich gewachsen zu seyn glaubte, von Herzen ergeben.

Legouvé gehörte zu dieser Zahl. Vigée hatte ihn nicht nur aufgemuntert, sondern auch dazu beigetragen, daß er applaudirt wurde. In Folge von Vigée's Lobsprüchen und Empfehlungen entschloß sich das theatre français den Tod Abels zur Aufführung zu bringen. Man begreift leicht, welche Schwierigkeiten der uralte Gegenstand und die Neuheit des Costüms gegen das Werk des jungen Tragikers erheben mußten; allein wenn der Eifer des Freundes dem Herrn Legouvé bei dieser Gelegenheit von großem Nutzen war, so hat ihm dagegen die Pedanterie des Professors in vielen andern Stücken wieder geschadet. In dem Talente Legouvé's lag eine Neigung zu jener dramatischen Emancipirung, deren Mißbrauch gerade ihre Nothwendigkeit bewiesen hat; allein die schüchternen Wagestücke des jungen Autors wurden alsbald durch den routinirten Professor unterdrückt. In Folge der Rathschläge Vigée's sprach der nach der Bibel gezeichnete Kain, wie Voltaire's Orest, Abel wie Zaïre, und die wilde Einfachheit jenes ersten Verbre-

chens auf der Erde verschwand unter der policirten Sprache des Verbrechers und seines Opfers. Der Verfasser wollte das Bessere, und noch jetzt kann man sich davon aus einigen schönen Scenen überzeugen, in welchen sein Talent die Fesseln seines Freundes sprengte.

Ich hatte viel reden hören von dem Grafen Ludwig von Narbonne, von seiner frühern Liebe für Mamsell Contat, so daß ich ihn erkannt hätte, ohne ihn je gesehen zu haben. In den Beifallsbezeugungen, die er an Legouvé über sein Verdienst der Frauen richtete, lag so viel Geschmack, Anmuth und Koketterie, daß ich in ihm den Mann entdeckte, der am meisten darin geübt war, unserem Geschlechte zu gefallen. Seine Freundschaft für die Contat war für beide der größte Lobspruch: es ist so selten, daß man diejenige Person, welche man allzusehr geliebt hat, noch lange und von Herzen verehrt. Daß ein Weltmann der Freund derjenigen bleibt, welche ihre Neigung einem Andern geschenkt hat, gab mir den Beweis, daß Herr von Narbonne noch etwas mehr als bloß liebenswürdig sey, was er durch eine Menge edler, muthiger Handlungen mehr als hinreichend bewiesen hat. Zu der Zahl der letztern gehört auch der Brief, den er an den National-Convent zur Rechtfertigung Ludwigs XVI. schrieb, als man diesen anklagte, er habe die Mittel zur Vertheidigung des Vaterlandes verabsäumt. Dennoch war dieser Schritt nicht hinreichend, um Herrn von Narbonne in den Augen der Seinigen von dem Verbrechen zu reinigen, daß er die Partei des Volkes ergriffen hatte. Diesem aristokratischen Groll verdankte der Kaiser das Muster eines Hofmanns, einen eifrigen, aber nicht sehr glücklichen Gesandten und einen seiner tapfersten Adjutanten.

Der Vicomte von Ségur ließ zwar dem Verdienste des Herrn von Narbonne volle Gerechtigkeit widerfahren, doch war er andererseits sehr bemüht, auf seine Schattenseiten aufmerksam zu machen. Besonders hob er den Umstand als einen Vorwurf heraus, daß er sich von der Frau von Staël begleiten ließ, als er in der Eigenschaft als Kriegsminister sämmtliche Grenzfestungen Frankreichs visitirte. Bei dieser Gelegenheit theilte mir der Vicomte von Segur einen schönen Zug des Barons von Staël mit, der sämmtliche Schriften seiner Gemahlin aufwiegt, und noch überdieß den Vorzug hat, einzig und wenig bekannt zu seyn.

Kurz darauf, nachdem Herr von Narbonne aus dem Ministerium getreten war, in welchem er seine Vermögensumstände durchaus nicht verbessert hatte, sah er sich von seinen Gläubigern auf das Heftigste verfolgt. Ein indiscreter Freund benachrichtigt Frau von Staël, daß

Herr von Narbonne noch am demſelben Tage nach St. Pelagie gebracht werde, wenn er die Summe von 30,000 Franken nicht unverzüglich aufzubringen im Stande ſey. Frau von Staël, nur der Stimme ihrer Freundſchaft Gehör gebend, begibt ſich zu ihrem Gemahl, ſtellt ihm die ſchreckliche Lage des Grafen vor und fragt ihn, ob er nicht im Stande ſey, ihn zu retten.

Sie erfüllen mein Herz mit Freude, ruft Herr von Staël aus, nimmt die Summe, welche dem Grafen Narbonne die Freiheit ſichert, aus ſeinem Portefeuille, übergibt ſie ſeiner Frau und fügt mit bewegter Stimme hinzu: „Denken Sie ſich mein Glück; ich war der Meinung, er ſey Ihr Geliebter!“

Man meldete, daß das Abendeſſen aufgetragen worden ſey. Herr von Parny führte mich in den Speiſeſaal, wo er den Platz des Herrn vom Hauſe einnahm, ſo daß kein Zweifel mehr über ſeine Verheirathung mit Mamſell Contat blieb.

Kaum hatten wir uns an dem mit ausgeſuchter Eleganz gedeckten Tiſche niedergelaſſen, als eine Botſchaft von Seiten des theatre français gemeldet ward.

Die Contat, ärgerlich, daß ſie zur Langeweile ihres Standes abberufen ward, in einem Augenblicke, wo ſie dieſelbe zu vergeſſen im Begriffe war, ließ antworten, es ſey für heute zu ſpät, um noch in Theaterangelegenheiten zu verhandeln, man möge morgen wiederkommen.

„Um Vergebung, Madame,“ erwiderte der Diener, „es iſt Herr Florence ſelbſt, der im Namen des Ausſchuſſes wegen einer ſehr wichtigen Angelegenheit gekommen iſt und nicht weggehen will, ohne Sie geſprochen zu haben.“

Wohlan, ſagte die Contat voll übler Laune, man laſſe ihn in mein Cabinet treten, ich will ihn ſprechen.

Laſſen Sie ihn hieher kommen, rief Madame J. aus, zeigen Sie uns Florence als Geſandten; wir ſahen ihn bis jetzt nie anders als in der Rolle des Vertrauten.

Sie haben recht, erwiderte die Contat, in erſterer zeigt er ſich ungleich beſſer, und Sie werden Mühe haben, zu glauben, daß der mittelmäßigſte Schauſpieler des theatre français der beſte Director deſſelben iſt. Er hat einen geheimen, verſteckten Willen, dem man Folge leiſtet, ohne zu wiſſen, warum. Indeſſen habe ich ſtets den Vorſatz, dieſem Willen zu trotzen, ſo oft er meinen Abſichten entgegen iſt.

Ich weiß nicht, was er von ihr verlangt, flüsterte mir Vigée in's Ohr, aber ich wette hundert gegen eins, daß er es durchsetzen wird.

Florence, dessen Erscheinen einstimmig von allen Gästen gewünscht ward, trat ein und verneigte sich mit jener demüthigen Miene, welche Vertrauten und Bittstellern eigen ist. Große Stille herrschte, als hätte er auf dem Theater eine feierliche Botschaft zu verkündigen. In der That war seine Lage so ziemlich die gleiche, denn er erklärte, daß das plötzliche Erkranken seines Collegen Talma die Vorstellung des Martius, welche auf den morgenden Tag angekündigt war, unmöglich mache; in dieser Verlegenheit ersuche der Ausschuß Mamsell Contat, in dem Misanthrope und den fausses Confidences (falschen Vertraulichkeiten) zu spielen, wobei er auf feine Weise hinzufügte, sie allein sey im Stande, das Publicum und die Theatercasse für die durch Talmas Krankheit abbestellte Vorstellung zu entschädigen.

Auf diese schmeichelhafte Wahrheit erhielt er die bündigste abschlägige Antwort. Jeder andere als Florence wäre gänzlich außer Fassung gerathen, denn das verächtliche Lächeln und der gebieterische Ton, welche dieselbe begleiteten, schnitten jede Hoffnung ab. Gleichwohl bestand er auf seinem Gesuche und brachte alle mögliche Gründe vor. Alles war jedoch vergebens. Die Contat antwortete dem Supplicanten mit Ungeduld: — „ich will morgen nicht spielen, — lassen Sie mich in Ruhe," wie man etwa zu einem zudringlichen Bettler sagt: Entfernt Euch, ich habe keine Münze.

Nachdem Florence seine ganze Beredsamkeit in leeren Bitten erschöpft hatte, trat er, der seither hinter dem Stuhle der Contat, wie Narziß hinter dem Nero's stand, einige Schritte zurück, als wollte er sich entfernen; plötzlich näherte er sich wieder und sagte mit dem Tone der Verzweiflung: „In der That, Madame, Sie sind ohne alles Erbarmen; Sie nöthigen mich, in dieser späten Stunde Madame Petit*) wecken zu lassen und sie zu beschwören, daß sie Ihre Stelle morgen in der schuldbewußten Mutter übernimmt. Das ist wahrhaft barbarisch, denn sie ist unwohl, und dennoch wird sie spielen, davon bin ich überzeugt. Sie ist eine so gute Collegin!"

Die geistreichste Frau der Welt vermag nichts gegen die Schwäche der Eigenliebe. Es ist unmöglich, die magische Wirkung zu beschreiben, welche der Name der Madame Petit in Gemeinschaft mit einer

*) Fräulein Vanhove, später Madame Talma.

Rolle hervorbrachte, in welcher die letztere ihr in der That überlegen war. Die Contat konnte den Gedanken nicht ertragen, daß eine ihr gehörige Rolle von einer anderen mit Erfolg gegeben werde.

Aufgemerkt, sagte Vigée lächelnd zu mir, das Schauspiel beginnt.

Und in der That änderte sie plötzlich den Ton, und sagte mit einer Art von Mitleid: Wie, Mitternacht ist bereits vorüber und Sie wollen diese arme Frau quälen und sie zwingen, morgen zu spielen! Sie selbst handeln ohne alles Erbarmen.

Allerdings, erwiderte Florence, erfülle ich eine grausame Pflicht, aber was bleibt mir anders übrig? —

Nun denn, man schließe morgen die Bühne, wegen Unwohlseyn einiger Mitglieder.

Dieß ist unmöglich; dieselbe Ursache hat der Casse diesen Monat schon allzusehr geschadet. Man kann nicht noch eine Einnahme aufopfern.

Wahrlich, wenn man ihn hört, sollte man glauben, das Leben der Schauspieler und der Ruin des theatre français hängen einzig und allein von mir ab; das hat keinen Sinn!

Und dennoch ist es so, antwortete Florence mit der wieder auflebenden Miene eines Advocaten, der die Wirksamkeit seines letzten Mittels wahrnimmt. Uebrigens, Madame, habe ich ihre Geduld schon allzulange gemißbraucht, fügte er hinzu, indem er sich verbeugte und sich zum Abgehen anschickte.

Der Viçomte von Ségur, welcher die Aenderung, die bei der Nennung des Namens der Madame Petit in Mamsell Contat vorgegangen war, zuerst bemerkt hatte, kam ihr zu Hilfe, indem er ihren Widerstand gegen die Bitte des Ausschusses und gegen die Wünsche des Publicums mit verstellter Hitze tadelte. Alle Anwesenden erriethen die wohlmeinende Absicht des Vicomte und vereinigten ihre Bitten mit der Artigkeit desselben, und die Contat, entzückt, sich zu demjenigen gezwungen zu sehen, was sie wünschte, rief Florence mit den Worten zurück: „Weil man es denn durchaus haben will, so werde ich morgen in dem Misanthrope und in den falschen Vertraulichkeiten auftreten.“

Eines Tags — es war am Geburtsfeste der Louise Contat — sollte dem Schauspiel ein großes Mittagsmahl vorausgehen; alle Gäste waren in dem Salon vereinigt, als Frau von Parny ankam und sich entschuldigte, daß sie so lange auf sich warten ließ; sie mußte sich am Morgen nach Paris begeben, wo sie mit Herrn von Chazet ein Kind

über die Taufe hielt, weßhalb ſie uns nicht früher empfangen konnte. Bei dieſen Worten fiel ihr Blick auf einen reichen, mit Bändern, Fächern, Handſchuhen und künſtlichen Blumen gefüllten Korb, der mit einem Worte alle jene koſtſpieligen Kleinigkeiten enthielt, welche ein reicher Gevatter ſeiner Mitgevatterin zu geben pflegt. Auf die Frage der Frau von Parny, woher dieſer Korb komme, ſagte man ihr, es ſey ein Geſchenk ihres jungen Gevatters. Hierauf wendete ſie ſich an Herrn von Chazet mit den Worten: „Sie mußten mich hievon benachrichtigen, mein Freund! ich hätte dann Herrn Recamier um Verſe gebeten.“

Herr Recamier war nämlich Millionär und Chazet, deſſen Familie in der Revolution Alles verloren hatte, ein armer junger Autor, der durch ſeine geiſtreichen Werke und zierlichen Verſe bekannt war.

Die Contat betrachtete den Komiker Dugazon als den vorzüglichſten Lehrer am theatre français. Insbeſondere zeichnete er ſich durch Heranbildung guter tragiſcher Zöglinge aus; auch ahmte er den berühmten Le Kain ſo vollkommen nach, daß ſie ihn in der Rolle des Tancred nicht hören konnte, ohne bis zu Thränen gerührt zu werden, ſo ſehr erinnerte Dugazon ſie an jenen großen Tragiker, trotz ſeines grotesken Geſichts, ſeiner verzerrten Stimme und ſeiner poſſierlichen Haltung; auch behauptete ſie, von ihm über die Rolle der Suſanna manchen guten Rath erhalten zu haben.

„Ihrer Rath kann nicht wohl beſſer geweſen ſeyn, als die Lection, welche Sie ihm kürzlich gegeben haben, ſagte Chazet; und nun erzählte er uns, wie das Publikum wegen eines zu langen Zwiſchenakts ungeduldig ward, und Dugazon den Vorhang aufziehen ließ und erklärte, man könne die heimliche Ehe nicht beginnen, weil Mamſell Contat mit ihrem Anzuge noch nicht fertig ſey. Darauf erhob ſich Pfeifen im Parterre. Das Stück beginnt, es wird ruhiger; Frau von Volmare erſcheint, und das Pfeifen läßt ſich abermals hören; überraſcht durch einen ſo außerordentlichen Empfang forſcht die Contat nach der Urſache und erfährt ſie bald. Jetzt entwickelt ſie all ihre Anmuth und ihr ganzes Talent und reißt das Publicum zu eben ſo großem Beifall hin, als es kurz zuvor noch Strenge gezeigt hatte, um ſie zu ſtrafen. Hierauf ſtellt ſie ſich lächelnd vor den ehemaligen Terroriſten mit den Worten: „Es ſcheint, Herr Dugazon, Sie denunciren noch immer.“ Auf dieſe Rede, fuhr Chazet fort, flößte der arme Angeber wahrhaftes Mitleid ein.

Nachdem ſich Frau von Parny einige Jahre darauf vom Theater zurückgezogen hatte, ward ſie von derſelben Krankheit ergriffen, welche

mir meine Mutter entriß. Jene Uebereinſtimmung in deren Zügen, der Stimme, der Haltung hat mich ſo ſehr betroffen, daß ich ſeit jener Zeit Niemand ſterben ſehen konnte, ohne für das Weſen, das dem Sterbenden glich, zu zittern, und dieſe traurige Beobachtung, oder vielmehr dieſes Vorgefühl hat ſich mir ſtets beſtätigt.

Der Doctor Corviſart war der einzige, der das Vertrauen der Frau von Parny beſaß. Da er jedoch an der Gicht litt, ſo ſtattete er nur noch dem Kaiſer ſeine Beſuche ab. Nachdem Frau von Parny ihn einigemal zu Rathe gezogen hatte, ſtieg ſie eines Tages bei ihm ab, um ſich ein früheres Recept von ihm erneuern zu laſſen. Corviſart wollte die Meinung des Doctor Hachè über die Mittel hören, welche etwa angewendet werden könnten, um das Leben der Kranken zu verlängern. Corviſart war noch zu Bette, als Frau von Parny ausſtieg; man wies ſie in das Cabinet des Doctors, wo ſie ſich an den Tiſch ſetzte, an welchem dieſer gewöhnlich ſchrieb. Auf dieſem Tiſche liegt ein angefangener Brief, in welchem der Name der Frau von Parny mehremal vorkommt. Sie widerſteht der Begierde nicht, zu erfahren, was Corviſart über ihren Zuſtand an Doctor Hachè ſchreibt, und ihr Blick fällt auf eine Stelle, welche ihren Tod innerhalb 4 Monaten vorausſagt und die Mittel angibt, um die furchtbaren Leiden eines Krebſes zu mildern, der unheilbar iſt. In dem Augenblicke, wo die Durchleſung dieſer Zeilen Frau von Parny mit Todtesbläſſe überzieht, trat Corviſart ein. Sein Adlerblick ſuchte ſogleich zu erforſchen, ob die Kranke ihr Urtheil geleſen habe. Allein das anmuthige Lächeln der Frau von Parny, ihr Muth, dem Freunde den Schmerz zu erſparen, daß er ſie allen Schrecken eines nahen Todes preisgegeben, täuſchten die Beſorgniſſe des Doctors; er glaubte nicht, daß der Edelmuth ſo viele Kräfte zu verleihen vermöge. Unter dem Vorwande, ſie müſſe die Füße warm halten, nöthigte er die Kranke, ſich dem Kamine zu nähern, während er wie durch Zufall ſein Sacktuch auf den angefange- Brief warf. Frau von Parny betrachtete dieſe vergebliche Fürſorge mit feuchtem Auge. Hierauf empfing ſie das Recept eines beruhigenden Trankes, der ihr, wie er ſagte, eine gute Nacht verſchaffen würde, und verließ den Arzt, der ſich glücklich ſchätzte, ſie durch einige Hoffnung getäuſcht zu haben.

An demſelben Abende war ihr Salon mit Menſchen angefüllt und man bemerkte, daß ihre Unterhaltung nie anmuthiger und geiſtreicher geweſen war, daß ſie ſich nie dem Frohſinn ihrer Freunde offener hingab. Sie hätten das ſchreckliche Geheimniß, das ihr Herz verzehrte,

errathen können, wenn ſie beobachtet hätten, mit welchem Blicke des Mitleids ſie auf ihren Kindern ruhte, und wie oft ſie, gegen ihre Gewohnheit, das jüngſte derſelben umarmte.

Drei Monate ſpäter war derſelbe Salon abermals mit den ausgezeichnetſten Perſonen gefüllt, allein der Frohſinn hatte der Trauer Platz gemacht, und jene Weltleute, jene großen Künſtler, jene mit Ruhm bedeckten Offiziere bildeten nur noch ein Trauergefolge. Es war dieß die letzte Pflicht, die letzte Huldigung, welche ſie dem Herzen, dem Geiſt, dem Talente der berühmten Schauſpielerin erwieſen.

Liska.

Polnische Novelle.

Sie war achtzehn Jahre alt. Schöne schwarze Haare fielen in wallenden Locken über ihre Schultern, die eine nicht berechnete Koketterie mit einem durchsichtigen Flore bedeckt hatte. Wenn man ihr edles und stolzes Gesicht betrachtete, so würde man es für ein wohlerhaltenes Marmorbild des Alterthums gehalten haben, wenn nicht ein leichtes Incarnat seine Wangen geröthet haben würde. Für den oberflächlichen Beobachter waren ihre großen blauen Augen nur kalt und unbelebt, allein wer tiefer hineinschaute, merkte bald, daß sie nur mühsam die Funken unterdrückte, die daraus hervorleuchten wollten. Mit einem Worte, sie war eine unerklärliche Mischung von Seele und Unempfindlichkeit, von Leben und Kälte.

Ich erblickte sie in der Welt; und sie war noch jung, voller jungfräulicher kräftiger Gefühle, wie sie den Eintritt ins Leben bezeichnen, und ich — erfüllt von holden Illusionen, die uns das Glück als etwas Wahres vorspiegelt. Ich fühlte mich zu ihr hingezogen.

Ein glänzender Schwarm von Cavalieren ging an ihr vorüber, unempfindlich und kalt, als wäre sie kaum die Copie einer idealen Schönheit. Ich begriff es nicht; auf den ersten Blick sah ich, welch' ein Feuer unter dieser Hülle von Marmor glühte. Warum denn also begegnete sie in dieser gewöhnlichen Welt, voll verrätherischer Schmeichelei, nur Kälte und Gleichgiltigkeit, und warum schien sie so verwirrt, so verschämt, wenn wie durch Zufall ein Blick auf ihr haftete?

Ich folterte mich ab, um diese Unbegreiflichkeiten zu lösen und meine Liebe nahm zu bei jedem Hinderniß, auf das sie stieß. Wir haben dazu Opposition nöthig, wenn wir eine Idee haben wollen, und die Liebe zur Controverse macht uns bisweilen zu Logikern. Arme Wesen sind es, welche diese Erde bewohnen; für die, welche nicht ganz närrisch sind, wird Alles zur Enttäuschung, und für die, welche nicht ganz weise sind, werden die Stunden der Wonne niemals die Stunden des herben Schmerzes aufwiegen können!... Schon dreimal hatte ich Liska gesehen, aber immer isolirt in der Menge, immer ohne Theilnahme für die Heiterkeit, die sie umgab. Und je mehr ich sie sah, desto mehr ergriff mich Mitleid bei dem Anblick dieses so schönen Mädchens, das von Allen verlassen schien in dem Alter, wo man Allen befiehlt, das den Blick vor Jedem senkte in einer Epoche des Lebens, wo jeder Blick ihr einen Sclaven erringen konnte.

Ich glaubte mitzufühlen, was sie leiden mußte.

Als Weib hatte sie die Mission der Liebe und Güte. Sie sollte dazu beitragen, den Andern den Weg sanft zu ebnen, der zum Grabe führt. Diesen sollte sie ihren Kummer vergessen machen, jenen einige Augenblicke des Glücks herbeizaubern, des Glücks, das auf Erden nichts als ein Traum ist. Indem sie vom Himmel zu uns hernieder stieg, hatte sich ihr Herz gefreut bei dem Gedanken, so viel Glückliche zu machen.

Es ist schwer sich zu sagen: einst werde ich eine Braut seyn, später Mutter; wie dabei das Leben sich in einer unendlichen Hoffnung verzehrt, in einem Traum, dessen Ende man nicht absieht, bis zu einer Zeit, wo die Hoffnung nicht mehr ein leerer Schall seyn sollte.

Die Verlassenheit, zu der sich Liska verurtheilt sah, der Schmerz in ihren Zügen, den nur ein langes Studium gewöhnlichen Blicken verbarg, alles dieses war ganz geeignet, meinen Geist in unbestimmte Bahnen zu lenken und ihm ausschweifende Vermuthungen aufzudringen und wenn ich anfänglich vor der Lösung dieses Räthsels zurückschreckte, so geschah es, weil ich mir darin gefiel, Zweifel zu nähren, die meine Liebe zu dem jungen Mädchen wach hielten, die mir eine glückliche Zukunft vorspiegelte.

Eines Abends sah ich sie auf einem glänzenden Feste wieder. Das Orchester ließ seine harmonischen Töne erschallen. Mehr als hundert Tänzerinnen waren bereits angetreten, und bald rauschte mitten in dem weiten Saale der fröhliche Walzer. Nur Liska stand noch an den Sessel gelehnt, auf den sie sich beim Eintreten gesetzt hatte, und schien einen neidischen Blick auf dieß Alles zu werfen, und Niemand dachte an sie. Dieß Gefühl hatte ihr Gesicht nicht ausdrucksvoller gemacht, aber zwei große Thränen, die sie vergebens zu unterdrücken strebte, perlten ihr jetzt aus den Augen. Das arme Kind! „Ach, rief ich mir in Gedanken zu, ich will das Unglück heben, das ihr dieses Volk von Atomen, welches lebt und sich um sie bewegt, verursacht, ohne zu bemerken, daß ein schönes Weib leidet und weint.“ Indem ich dieses zu mir sagte, trat ich zu Liska hin. Als sie bemerkte, daß meine Augen auf ihr ruhten, schien sie überrascht von dem Gefühle, das sich darin malte.

„Wollten Sie mich wohl zum Tänzer annehmen, Mademoiselle?“

— Ich danke sehr, mein Herr, aber ich kann diesen Platz nicht verlassen.“

Und ein tiefer Seufzer stieg aus der Brust des Mädchens, dessen Ausdruck nun noch einen tiefern Schmerz offenbarte. Hatte ich etwas gethan, das ihr unangenehm war? Schien es nicht bei meinen Worten, als ob die Spitze eines Dolches ihre Brust berührt hätte? Armes Weib, unter Deiner glänzenden Toilette muß ein schwer verwundetes Herz schlagen, wie könnte sonst ein Wort, das in der Hoffnung ausgesprochen wurde, Dir zu gefallen, Deine Seele verwundet haben, statt sie zu erheitern.

Nun hielt ich mich auch nicht mehr; die tausend Gedanken, die mich bestürmten, zerrissen mein Herz; ich las zu großen Schmerz in den Augen derjenigen, die ich jetzt glücklich machen wollte, selbst wenn es mein Leben gekostet hätte.

Ich warf mich in einen nebenstehenden Sessel und in einem der unwillkührlichen Ergüsse, wo die Leidenschaft mit der Vernunft den Kampf besteht, brachte ich meine Lippen ihrem Ohre nah und sprach:

„Und soll denn das Vergnügen für Alle seyn, nur nicht für Sie, die schöner als Alle; für Alle, deren keine eine so edle Seele hat wie Sie? Wie? sie beben zurück bei dem Gedanken, dieses Vergnügen zu theilen? Sie sind unbeachtet geblieben von einem Haufen leichtsinniger junger Leute, die zu tief unter Ihnen stehen, als daß sie Sie begreifen könnten; und wie ich nun erscheine, um die Thränen zu trocknen, die dieses Unrecht Ihnen erpreßt, sehe ich, daß sie reichlicher fließen bei meinem Nahen!... O sagen Sie mir, entweder verkennen Sie mich, oder ich muß das Unglück haben, Ihnen sehr zu mißfallen; denn jedes meiner Worte scheint Ihr Herz immer tiefer zu verwunden?

— Schonung, Schonung, mein Herr, stammelte das Mädchen und suchte meine Hand abzuweisen, welche die ihrige ergreifen wollte. „Warum spotten Sie meiner so?“ setzte sie dann hinzu, indem sie mich flehend ansah. Man wird Ihnen von der armen Liska erzählt haben, man wird mich lächerlich gemacht haben, und nun kommen Sie mit verstellter Güte und bieten mir an, was ich nicht anzunehmen im Stande; Sie geben den Umstehenden ein Schauspiel und weiden sich an meiner Qual.... Ach, mein Herr, Sie thun nicht Recht daran und Ihr Gewissen wird Ihnen einst sagen, wie grausam Sie mit mir verfahren sind.

Groß war meine Ueberraschung als ich diese Vorwürfe aus dem süßen Munde hörte, aber meine Physiognomie, die wohl ausdrücken mochte, was ich fühlte, zog jetzt von Neuem den Blick des Mädchens auf mich, der eine unbestimmte Frage ausdrückte. Wir blickten uns lange schweigend an, als wollten wir beide die Tiefen unserer Seelen erforschen, und mit aller Macht der Gedanken das geheime Motiv ergründen, das uns die Worte eingegeben. Hierauf entspann sich folgender Dialog zwischen ihr und mir, denn ich mußte das Schweigen brechen, da mich eine fast fieberhafte Wallung ergriffen.

„Sie täuschen sich auf seltsame Weise, denn die Wahrheit zu gestehen, kann ich Ihren Worten, die so viel Peinliches und Unhöfliches für mich enthielten, keine Deutung geben. Es ist vielleicht zum sechsten Male daß ich Sie sehe, doch stets nur allein mitten in einer Menge die nur für Sie alle Höflichkeit und Galanterie bei Seite zu setzen scheint. Nie noch konnte ich den Vorsatz ausführen, Ihnen zu folgen und Ihnen den tiefen Eindruck zu schildern, den Sie auf mich gemacht. Nie noch hatte ich Personen um Ihre Verhältnisse befragt, die mich so sehr interessirten, da mir keine würdig schien, sie mir geben zu dürfen. Und was hätten mir auch wohl jene sagen können, die herzlos genug sind, Sie so zu behandeln? Glauben Sie mir, schönes Mädchen, ich hätte eine andere Aufnahme von Ihnen verdient; ich wollte Ihnen die Freundeshand reichen, weil ich das Herbe Ihrer Lage mitempfand, ich lächelte Sie an, als ob ich Sie entschädigen könnte für die empörende Gleichgültigkeit die Ihnen zu Theil wird. Ach wie sehr hätte ich gewünscht, daß ein wohlwollender Blick von Ihnen mich für meine Liebe belohnt hätte! Ja glauben Sie mir es nur, ich hätte einen andern Empfang verdient!“

Hier unterbrach mich Liska; auf ihrem Gesichte malte sich ein Ausbruch der Freude. Ihre Augen schossen Blitze, welche die Thränen trockneten, die nahe daran waren, aus den meinigen hervorzubrechen. Ihre Hand ergriff meinen Arm und sie rief mit gedämpfter Stimme aus:

„Ach mein Gott, ſo wäre es denn wahr? Mein Unglück wäre Ihnen unbekannt? Sie wüßten nicht, warum alle bei meinem Anblick ſo mitleidig lächeln? Sie wüßten nicht, daß für mich nur noch wenig Bitteres in dem Becher des Lebens ruht, das ich nicht ſchon gekoſtet hätte? Und Sie ſagen, daß Sie mich lieben.... O wiederholen Sie mir dieß alles, damit ich dann ſterbe, denn das iſt ein Glück, das ich nie erwartet hätte.“

Und ohne eine Antwort von mir zu erwarten, fügte ſie hinzu:

„Jedoch ſuchen Sie nicht ein Geheimniß zu ergründen, das ohne Zweifel alle Ihre Illuſionen bald zerſtören würde. Bleiben Sie nur noch einige Tage in dem Zweifel befangen, dem ich Ihre Liebe danke, deren ich ſo unwürdig bin. Sehen Sie mich nur, ich beſchwöre Sie hier, an dieſem Ort, auf dieſer Stelle. Wenn Sie mir dieſen Gefallen erzeigen, ſo wird es ſchon viel für mich ſeyn. Ich werde einige Roſenblätter auf meinem Wege finden, der bis jetzt nur von ſpitzigen Dornen erfüllt war.... Wenn Sie aber einſt, des Wartens müde, in mich dringen werden, wenn ich Ihnen dann mein Geheimniß enthüllen muß.... Je nun, dann werde ich ſterben, denn dieſe letzte Prüfung wird mich ſicher tödten; doch aber werden mindeſtens einige liebliche Stunden dann dem ewigen Bruche mit der Welt vorangegangen ſeyn.“

Es iſt nicht möglich meine Gefühle jenes Augenblicks hier wiederzugeben; alles was mir Liska ſagte, blieb mir unverſtändlich; jedes ihrer Worte hallte in meinem Herzen wieder, und ſtechende Schmerzen mit Wonne gepaart, durchzogen es. Nachdem ich ſie noch eine Weile angeblickt, ſchien ſie verſtanden zu haben, daß ich mich ihren Befehlen unterwerfe, und daß ich mich liebevoller und hoffnungsvoller als je von ihr entfernte.

Von dieſem Augenblicke an ward ich noch aufmerkſamer; ich fehlte in keiner der Geſellſchaften, die Liska zu beſuchen pflegte; allein von nun an ſuchte ich keine rauſchenden Vergnügungen mehr dort. Ein Wort, ein Blick von ihr war genug mich zu beſeeligen, und der Ton ihrer Stimme war mir mehr als der herrlichſte Geſang der ſich vernehmen ließ.

Treu meinem Verſprechen, kam ich ſtets ſpät, denn Liska hatte mir geboten, ſie nur auf jenem Platze zu begrüßen, wo ich das erſte Mal gewagt hatte, ihr meine Liebe zu geſtehen. Eben ſo hatten wir abgemacht, daß ich mich ſtets etwas früher entfernen ſollte, als das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben worden war, und nie kam es mir in den Sinn, früher zu kommen oder ihr nachzuſpähen. Es würde mich eben ſo unglücklich gemacht haben, ihr mein Wort nicht zu halten, als ihr zu mißfallen.

In der Liebe kenne ich nur eine grenzenloſe Ergebenheit. Liebt man wie man lieben ſoll, ſo muß die vollkommenſte Abſtraction jeder andern Leidenſchaft herrſchen. Der Menſch würde gewiß weniger unvollkommen ſeyn, wenn er beſtändig liebte.

Soll ich es hier erzählen, wie glücklich ich während der 14 Tage war, da unſere Zuſammenkünfte dauerten? Ich ſaß faſt jeden Abend neben dem Mädchen, dem ich mein Leben ganz geweiht hatte, und meine Augen ſuchten in den ihrigen jedes ſchöne Gefühl ihrer Seele. Das edle Geſicht welches ich ſonſt bleich und von Kummer umzogen geſehen hatte, ſah ich jetzt belebt und von Freude geröthet, ihre Stimme, die ſonſt ſo verzweifelnd klang, wie wurde ſie jetzt ſo ſchön und voll-

tönend, und welche süße Worte sie sprach, und wie sie meine Hand drückte, und dieser Druck sagte mir: wie glücklich sie sey.

Wie soll ich dieß alles malen, wie soll ich unsere Wünsche schildern, die holden Träume, die uns wiegten, was wir uns sagten, was wir hauchten! Der Styl hat seine Grenzen, die Einbildungskraft hat keine.

So war ich glücklich, allein ich hoffte ein größeres Glück, und auch Liska schien die Zukunft herbeizuwünschen. Sie hatte Recht. Einmal mußte ja doch die Prüfungsstunde schlagen, der Augenblick, den sie mir so schrecklich geschildert hatte, und den sie vielleicht jetzt selbst weniger fürchtete.

Und wenn ich sie bat, den Augenblick meines Glückes nicht zu verzögern, daß ich sie besitzen müsse oder sterben, da sah ich sie leicht zusammenschaudern, und ihre Lippen, die ein Lächeln erheucheln wollten, wurden plötzlich bleich.

Einst in einem solchen Augenblicke schien sie sich zu ermannen: „Sie wollen es, und ich muß Ihnen nachgeben, aber bedenken Sie, daß Alles dann aus seyn wird, was uns jetzt so beglückt!“ O ich bitte Sie, versuchen Sie es nicht, mich überreden zu wollen! Es gibt gewisse Geheimnisse, die man vergraben muß; sind sie einmal ans Licht gezogen, so tödten sie plötzlich. Ich habe jedoch versprochen, und ich muß es bekennen in diesem letzten Augenblicke, daß auch ich es wünschte, wenn uns innigere Bande als die jetzigen an einander knüpfen. Doch noch eine Stunde aus Barmherzigkeit....

Das Mädchen brachte jetzt nur noch einige unverständliche Worte vor, dann verstummte sie gänzlich, und wir saßen beide in einem halbmagnetischen Zustand noch eine Weile neben einander. Plötzlich erwachte sie aus ihrer Lethargie, und rief mir mit gepreßter Stimme zu, indem sie mir heftig die Hand drückte: „Jetzt ist's Zeit!“

Ich weiß nicht warum, aber heftige Kälte durchrieselte meinen Körper, meine Zähne schlugen zusammen, meine Hände ballten sich und ich erwartete mit der Angst eines Verbrechers, dem man sein Urtheil verkündigt, die Enthüllung des Geheimnisses, worauf sich alle meine Hoffnungen gründeten.

Jetzt richtete sie auf mich einen durchdringenden Blick und stand auf....

Ein Schrei wollte meiner Brust entfahren, aber ich unterdrückte ihn, er erstickte in ihr und zerriß sie gewaltsam. Als ich Liska vor mir stehen sah, war ich mit einem Satz aus meinem Sessel emporgefahren, sogleich aber sank ich wieder vernichtet darein zurück; der Stoß den mein Herz empfing, zerbrach auch in demselben Augenblicke meinen Körper.

Wer wohl könnte es fühlen was ich fühlte; das edle, sanfte Geschöpf, welches ich so gern mit allen Reizen ausschmückte, wie sie mir meine lieberglühte Phantasie herlieh, sah ich jetzt gleich einem Ungethüm vor mir. Die grausame Natur hatte Liska's Engelskopf nicht nur auf eine unförmliche, häßliche Fleischmasse gesetzt, sondern der Untertheil ihres Körpers war auf so bizarre Weise mißgestaltet, daß er bei Unbefangenen Lachen erregen mußte. Ich war vernichtet!...

„Ich hatte das wohl vorausgesehen, sprach eine sterbende Stimme, leben Sie wohl!“

Diese Worte tönten mir wie das Röcheln eines Sterbenden und erweckten mich aus meiner Starrsucht, und ich glaubte nun wahrzunehmen durch den Flor einer leichten Ohnmacht, der meine Augen umhüllte,

wie eine Art von höckerigem Unding, ſich hin und her ſchaukelnd, ſich von mir entfernte, gleich einer Kugel, die von einer kleinen Höhlung in ihrem Laufe aufgehalten wird, und noch nicht ihr Gleichgewicht gefunden hat.

Die Gäſte hatten ſich verloren, die Kerzen wurden ausgelöſcht und ich dachte noch immer nicht daran, die Stelle zu verlaſſen, an welche eine Eiſenhand mich zu feſſeln ſchien. Als man mich endlich darauf aufmerkſam machte, daß das Feſt zu Ende ſey, folgte ich maſchinenmäßig, oder wie ein todter Körper, dem die galvaniſche Einwirkung momentane Bewegung verleiht. So erreichte ich meine Wohnung. Die kalte Nachtluft hatte mir die Beſinnung wieder gegeben, ich dachte an die arme Liska mit erneuter Kraft.

Sollte ſie meine Frau werden? Ich fühlte, daß ich ſie mehr liebte als je; das Gefühl, das meine Adern durchglühte, war durch die Beimiſchung von Mitleid, deſſen ich mich nicht erwehren konnte, nur noch mehr angefacht worden. Es iſt ſo ſchön, Menſchen glücklich zu machen, die ſo lange dem Leiden verfallen waren, ein Herz wieder zu beleben, das der Verzweiflung zur Beute ward. Aber wie ſchrecklich iſt es auch, die Gattin, unſern Stolz, unſere Freude nie ohne Erröthen der Welt zeigen zu können. Und leider zwingt uns unſere Civiliſation eher ſtrafbar vor unſeren eigenen Augen, als lächerlich vor der Welt zu erſcheinen. — —

Wie ſchrecklich war dieſe Nacht. Wie kämpfte ich mit mir ſelbſt. Welche ſchreckliche Gedanken kreuzten ſich in meinem Kopfe. Welche finſtere Betrachtungen hemmten mich in dem Entſchluſſe, mein Leben zum Opfer zu bringen.

Mehre Tage waren ſeitdem verfloſſen, und ich war noch immer nicht im Stande geweſen aufzuſtehen. Ein Fieber feſſelte mich.

Endlich an einem ſchönen Mittag erfaßte mich das Gefühl der Erſtarkung, ein freier Entſchluß beſeelte mich, ich kleidete mich haſtig an und eilte mit Blitzesſchnelle nach dem Hotel, das Liska bewohnte.

„Iſt denn das Leben, dachte ich bei mir ſelbſt, ſo abhängig von der Convention? Habe doch Jeder ein Glück für ſich, wie es ihm angemeſſen erſcheint. Ich finde es in den ſeeliſchen Genüſſen, in den Tugenden derjenigen, die ich mir zur Gattin erwähle. Was kümmert mich der Beifall der Menge, der ſolchen Schönheiten zu Theil wird, die für Alle ſind; was ich begehre iſt ein Schatz für mich allein, der mich an jedem Tage, zu jeder Stunde, in jeder Minute beglücken wird, und dieſer Schatz ruht in einem Herzen, deſſen Werth ich zuerſt erkannte.“

Ich war ſo vertieft in dieſen Gedanken, daß ich gar nicht bemerkt hatte, wie lange ich ſchon mit einem Zuge ſchwarz gekleideter Menſchen ging, die ächte oder verſtellte Trauer in den Zügen zeigten. Ich erwachte erſt, als ich etwas Kaltes ſpürte, das man mir in die Hand ſteckte. Jetzt erſt erhob ich den Blick und gewahrte einen ſchwarzen Sarg auf einer Bahre, den ich nach einem frommen Wunſche mit etwas Weihwaſſer beſprengen ſollte.

Kalter Schweiß rann mir von der Stirne; ich fühlte mein Herz ſich zuſammenziehen, meine Knie brechen.

Dieſer Sarg umſchloß Liskas ſterbliche Hülle.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Mainz, Anfangs Febr.

Die hiesige Liedertafel hat dieser Tage durch die gelungene Aufführung von Löwe's Oratorium „die sieben Schläfer," Beweise ihres Strebens, gute, classische Musik bei uns einzubürgern, gegeben. Dieses schöne Institut hält somit der Oper das Gleichgewicht; diese wirft sich fast ganz dem modernen Geschmacke in die Arme, die Liedertafel verachtet auch das Neue nicht, aber das Gute gebt ihr doch vor dem Neuen! Was das Oratorium selbst betrifft, zu welchem Giesebrecht einen sehr anziehenden Text geschrieben, der die altchristliche Legende von den „sieben Schläfern" behandelt, so stellen wir dasselbe den besten neuern Werken dieser Gattung an die Seite, und fanden hier den bedeutenden Ruf Löwe's in einem Gebiete bewährt, worin sich die Namen Händel und Haydn Unsterblichkeit erworben haben. Zwar fehlt dieser Composition der Apostel-Ernst des Kirchenstyls; aber sie ist darum nicht weniger großartig, geistreich, charactervoll, und wenn sie der Opernmusik sich mehr nähert, als der Kirchenmusik, so mag der dramatische Stoff, das Rührende, Anziehende der Legende den Componisten entschuldigen. Fehlt ja dadurch auch diesem Werke das Gedehnte und Langweilige mancher Oratorien! Wenn man unter den vielen Schönheiten dieser Composition einzelne ausgezeichnete Stellen hervorheben wollte, so müßte man gleich von Anfang das Duett zwischen Antipater und Honoria, worin uns der Sieg des Christenthums geschildert wird, dann das Sextett bei dem Erwachen der Brüder aus dem 190jährigen Schlaf, dann die Sopran-Arie des Malchus, des jüngsten Bruders, auf dem Forum zu Ephesus, dann die Chöre Nr. 1, 10, 24 ꝛc. ꝛc. hervorheben, überhaupt fast die Hälfte des zweiten Theils, wo Löwe reiche Motive für wundersame Composition findet. Ergreifend ist der Schlußchor, wo wir die Posaunen des Richters der Todten hören, und man verläßt das Auditorium, gestärkt und erhaben von Dichtung und Composition! — Unsere Liedertafel brachte dieses schöne Werk zum Vortheil der hiesigen Armen zur Aufführung, und sie hat darum doppelten Anspruch auf unsere Dankbarkeit. —

Ein reichausgestattetes Concert gab auch unlängst unser talentvoller Chordirector Kosmali, ein Mann, der mehr Anerkennung verdiente, als er findet. Seine schönen, einfachen und doch tiefgedachten Lieder-Compositionen haben uns schon oft entzückt; für die Bildung des hiesigen Chors hat er bereits Ausgezeichnetes geleistet.

Seit etwa vier Wochen zeigt sich unsere Bühne wieder recht lau, und läßt die Fittige hängen, die sie beim Beginne der Saison emporschwang. Es ist das immer so, wenn die Zeit der Fastnacht herannaht; man glaubt dann genug zu thun, wenn man die Schellenkappe aufsetzt und Hanswurstladen über die Bretter schreiten läßt.

Gäste haben sich in der letzten Zeit wenige bei uns gezeigt. Mad. Kaiser von Karlsruhe hat eine Reihe von Gastrollen aus dem Gebiete des höheren Dramas gespielt, jedoch mit getheiltem Erfolge. Noch weniger ist Dem. Reitmayer aus Hamburg, die bei

uns auftrat, eine gute Sängerin. Wer sie schon jetzt dazu stempeln wollte, müßte uns glauben machen, der rohe Diamant sey so viel werth, wie der feinste Solitär! Das beste, was wir der jungen Dame wünschen können, ist eine gute Schule. — Mit weit größerm Erfolge gastirte Mad. Pirscher aus Mannheim als „Norma.“ In diesem Gesang ist Seele, in diesem Spiele ist Leben! Die Scenen, welche Gefühl und Zärte, und die, welche Kraft und Leidenschaft fodern, gelangen ihr gleich gut, und auch der Stimmenfund der Mad. Pirscher reicht durchaus hin für diese heroische Partie. Sie sang dieselbe zum Vortheil des Gutenbergischen Monuments, und sie brachte dadurch als Mainzerin ihrem Landsmanne einen schönen Tribut der Verehrung.

Literarische Uebersichten

von

G. S.

VIII.

Bevor ich ein allgemeineres Bild unserer Roman- und Novellen-Literatur aufstelle, mag ein Urtheil über den neuesten Roman des Verfassers des Scipio Cicala, Herrn von Rehfues, vorangehn, welches mir von der Hand eines Gleichgesinnten mitgetheilt worden ist. Der Roman heißt: Die neue Medea (in drei Bänden. Stuttgart, Brodhag 1837). Daß die auffallenderen Erscheinungen auf diesen Gebieten heutzutage meist noch etwas Anderes sind als bloße Romane und Novellen, daß die Poesie und die Kunst in demselben Grade nachläßt, in welchem der Gedanke und die Prosa sich vollenden, dafür liefert nicht bloß diese Medea einen stattlichen Beweis. — Das Urtheil meines Freundes lautet so:

Wenn auch kein Kenner unserer Literatur in die Verkündigung einstimmen wird, womit die Verlagshandlung der neuen Medea dieselbe ankündigt, daß nämlich mit Scipio Cicala eine neue Epoche in unserer Romanpoesie angebrochen sey, so nimmt man doch ein neues Buch des Verfassers von Cicala mit der Erwartung in die Hand, ein glänzendes und reiches Gemälde von einem Manne entrollen zu sehen, der „vieler Menschen Städte gesehen und ihre Sitten erkundet,“ und neben dem Blicke des Staatsmannes und des Menschenkenners viel von der gestaltenschaffenden Kraft des Dichters in sich hat. Die neue Medea, obwohl bei weitem nicht so prachtvoll und imposant, als Scipio Cicala, trägt sehr viele Vorzüge des letztern Romans in sich, ohne alle Fehler desselben zu theilen. So wenig dieser ein organisch gebildetes Kunstwerk ist, so wenig ist es zwar auch der vorliegende neue Roman; aber doch reiht sich in ihm Alles leichter aneinander an, die Uebergänge sind weniger hart, man macht keine Sprünge von Abhang zu Abhang, und die Elemente, aus denen die drei starken Bände bestehen, sind mehr verschmolzen. Den historischen Grund und Boden, auf dem die neue Medea spielt, bildet das mißlungene Unternehmen des Herzogs von Ossuna, spanischen Vicekönigs von Neapel, wodurch er im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts den venetianischen Freistaat unter seine Herrschaft bringen wollte. Die poetische Grundidee unsers Romans aber ist die Liebe und der Haß einer großen, weiblichen Natur, die, zuletzt verlassen von dem, dem sie Alles geopfert, zur Rache das eigene Kind und den treulosen Geliebten wohlbedacht dem Verderben opfert. Laura, eine Griechin, ist diese neue Medea; der neue Jason, ein kühner Corsar, der Capitän Jeacques Pierre. Laura's Schicksal ist von frühster Jugend an, daß aus allen Verhältnissen, aus welchen die Natur selbst den Menschen Liebe und Glück bereitet, für sie Haß und Wehe hervorwächst. Im älterlichen Hause von Vater und Stiefmutter, von der eigenen Schwester tödtlich gehaßt, wirft sie, ein edles, volles Gemüth, eine königliche Gestalt mit aller Schönheit der ersten Jugend, sich dem Corsaren Jeacques Pierre, dem ersten, der ihr liebend entgegenkommt, in die Arme, und verläßt mit ihm die Heimath. Nur die Liebe des glühend umfaßten Geliebten ist ihr Balsam auf die Wunden, welche ihr in der Tiefe ihrer Seele, aufgeregt durch eigene Scrupel und die Er-

mahnungen der Prieſter, denen ſie beichtet, ihr Gewiſſen täglich ſchlägt. Das Pfand ihrer Liebe, ihr eigenes Kind, zeigt auf's Entſchiedenſte eine unnatürliche Abneigung gegen die Mutter. Da bringt der Corſar eine neue Geliebte, Zoe, in's Haus: alle Gluth ſeiner Leidenſchaft wendet ſich dieſer zu, Laura will er mit Freundſchaft und mit einem andern jungen Seemann, Namens Jaffier, den er ihr zum Geliebten aufreden will, abfertigen. Laura muß es mit anſehen, daß, ſo groß der Abſcheu ihres Kindes gegen ſie, die Mutter, iſt, ſo groß die Liebe deſſelben zu Zoe, ihrer verhaßten Nebenbuhlerin, ſich zeigt. Der innere Sturm, der mit aller Furchtbarkeit ſüdlicher Leidenſchaft raſt, wirft ſie auf's Lager: aus Fieberphantaſieen erwachend, fällt ihr erſter Blick auf ein Wandgemälde, Medea, wie ſie den Dolch ſchwingt über ihren geſchlachteten Kindern vor dem verzweifelnden Geliebten; dieſes Bild drückt ſich unauslöſchlich in ihre Seele. Jeacques Pierre vermählt ſich mit Zoe. Laura hatte ihn umſonſt in ihren glücklichſten Tagen um die geſetzliche Vermählung gebeten. Der Gedanke, daß ſie nur ſeiner Luſt gut genug geweſen, reift den Entſchluß der Rache: ſie will für Jeacques Pierre die neue Medea werden. Dieſem war vom Vicekönig das Unternehmen gegen Venedig anvertraut worden; ſchon hatte er in dieſer Stadt ſelbſt alle Fäden des Verſchwörungsplanes angeknüpft; da beſtimmt Laura, die ihm dahin gefolgt, durch den in Ausſicht geſtellten Preis ihrer Liebe, den Steuermann Jaffier, ſeinen Wohlthäter Jeacques Pierre an die Staats-Inquiſition in Venedig zu verrathen. Jeacques Pierre wird zum Tode verurtheilt, und in einer Mondnacht hinausgeführt in den Canal Orfano, um, einen Stein am Hals, erſäuft zu werden. Laura mit ihrer Tochter begleitet ihn in einer andern Barke. Noch einmal will er ſeine Tochter umarmen. Laura hebt ſie empor, und im Augenblick, da der unglückliche Vater die Arme nach ihr ausſtreckt, ſtürzt die neue Medea das Kind in die See, und es verſchwindet unter den Waſſern. Kalt ſieht ſie dem Ende des Geliebten zu. Sie hat den Becher der Rache bis auf den letzten Tropfen geleert.

Das iſt der Kern des Romans. Laura iſt in der Anlegung ein großartiger Character, aber er leidet in der Ausführung. Das erhabene Bild, als welches ſie im Sturm auf dem Felſen am Strande das Gemälde des Romans eröffnet, ſchwindet in anderen Situationen in ein gewöhnliches Weib zuſammen. Laura müßte ſeltener, nur in ausgezeichneten Situationen, mit der ganzen Großartigkeit, dem Dämoniſchen ihrer Natur, in den Vordergrund treten, um eine tiefere Wirkung anzuſprechen. Weit vollendeter iſt die Ausführung der zweiten weiblichen Hauptfigur, Zoe's. Unübertrefflich wahr iſt dieſe Schöne in ihrer bloßen reizenden Aeußerlichkeit gehalten, ein Typus jener glänzenden Schmetterlinge ohne Seele und Geiſt, wie ſie gedankenlos, durch und durch nur eitel, auf der Oberfläche gaukeln, alles nur auf ſich beziehen, und keine wirkliche Leidenſchaft haben, als für ſchöne Kleider und Geſchmeide und dafür, eine bewunderte Figur zu machen. So ganz Weib, wie Zoe in den Scenen mit dem Zaubergürtel der Venus — eine ſolche Zeichnung gehört zu den vollendetſten Lebensbildern in unſerer Romanliteratur.

Der große hiſtoriſche Hintergrund nimmt vielleicht nur zu viel Raum ein; er thut durch ſein zu breites Hervortreten dem reinen Genuſſe der poetiſchen Geſchichte Eintrag. Die ausgezeichnetſte Geſtalt darin iſt der Herzog von Oſſuna, deſſen buntſcheckiges, eitles Staatsmannsleben der Verfaſſer mit viel Kunſt ſeinen ganzen Pfauenſchweif entfalten läßt. Der ganze Roman bildet eine Art Panorama der politiſchen, religiöſen und geſelligen Zuſtände Italiens in jener Zeit; wie in der Arche Noä Geſchöpfe von allerlei Gattung, ſo finden ſich in dieſem Roman Perſonen und ganze Claſſen aller Sorten als Repräſentanten damaliger Cultur und Art; alles Italieniſche iſt lebens- und wahrheitsvoll, die deutſchen Söldner dagegen im Dienſt der Republick Venedig erſcheinen durchaus verzeichnet. Viele Epiſoden unterbrechen als maleriſche Nebenpartien den Gang der Hauptgeſchichte, darunter

eine hochpoetische Idylle, „die hoffenden Thoren.“ Die Lokalitäten sind so anschaulich und klar hingezeichnet, daß man in Neapel, Venedig und Spalatro ganz zu Hause wird, und das viele Wissen, womit sich der Leser, während er sich unterhält, zugleich bereichert, entschädigt gewissermaßen für den Mangel poetischer Durchbildung des Ganzen und für manche den Genuß des Schönen störende, unkünstlerische Wendung. Die neue Medea bleibt jedenfalls das Product eines classisch-gebildeten, vielerfahrenen, reichen Geistes.

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

VIII.

Es kommen mir ziemlich neue Nachrichten über das Theater in Lissabon unter die Hände, die ich meinen Lesern nicht vorenthalten will, da man so selten etwas über die dortigen Kunst-Zustände erfährt.

In Lissabon ist schon lange nicht mehr von einer eigentlichen Literatur die Rede. Kunst und Poesie werden dort in einem Namen gefeiert, den Jeder kennt: Camoens. Die Lusiade ist das geheiligte Palladium Portugals. Die Portugiesen nennen stets dieses unsterbliche Werk von heiligem Schauer durchdrungen und in der That ist die Ehrfurcht vor dem Dichter so groß, daß keiner seiner Landsleute es gewagt hat, ihm den Thron streitig zu machen.

Die dramatische Kunst leidet am meisten durch diesen Mangel an Schriftstellern. Das Theater bedarf der Actualität und die Portugiesen verstehen sich auf nichts schlechter als darauf: die Gelegenheit zu ergreifen. Das gegenwärtige portugiesische Theater, das einzige, wo man Stücke in der Nationalsprache aufführt, ist der Ort, wo eine sehr gemischte Gesellschaft aus den untern Ständen sich zusammenfindet. Hier werden schlechte Stücke gespielt, die das Publikum jedoch nicht zu beurtheilen versteht, und wären jene besser, so würde dieses auch nichts hieran ändern. Der Director hält übrigens auch nicht viel auf die einheimischen Producte und will er eine gute Einnahme machen, so gibt er irgend eine Uebersetzung aus dem Französischen.

Was wir auch in unserm Vaterlande hie und da von marktschreierischen Zetteln schon gesehen haben, so halten sie doch in keinem Betracht einen Vergleich mit den Lissaboner Zetteln aus. Den Angelo von Victor Hugo kündigt man an: „als das berühmteste Stück, welches in allen Städten Europa's den größten Succes erhalten. Das französische Vaudeville, Prosper et Vincent als ein charmantes Stück, dessen Intrigue auf der Aehnlichkeit zweier Zwillingsbrüder beruht; man kann sich nichts Tolleres und Unterhaltenderes denken u. s. w.“

Seitdem die französische Truppe in Lissabon Vorstellungen gibt, hat sich jedoch das portugiesische Nationaltheater ein wenig gebessert. Der Eingang in das französische Theater ist so schlecht und unreinlich, daß man nur schwer begreift, wie sich hier die beste Gesellschaft der Hauptstadt versammeln kann. Der Saal ist klein, finster und die Corridors, wo man rauchen darf, verbreiten weit einen unangenehmen und sehr wenig aristokratischen Duft. Dennoch gehört es bei den portugiesischen Familien zum guten Ton, eine auf das Jahr abonnirte Loge zu 1800 Franken hier zu haben. Die Königin liebt dieses Theater sehr; besonders gehören die tragische Künstlerin. Mlle. Charton und der treffliche Komiker Charlet zu ihren Lieblingen. Ueber den Letztern lacht sie oft so laut, wie eine gute einfache Bürgersfrau, die sich nicht genirt, wenn sie an etwas Wohlgefallen findet.

Das portugiesische Publikum ist gewöhnlich kalt und theilnahmlos. Es applaudirt und pfeift nur selten und von Claqueurs ist in Lissabon nie die Rede. Wenn das Publikum still bleibt, so ist es ein Zeichen, daß das Stück mißfällt; wenn es lacht oder weint, so hat das Stück Beifall.

Das Publikum des italienischen Theaters San Carlos ist das nämliche, wie im französischen Theater. Der Saal ist in einem schönen edlen Styl gebaut und wurde erst vor einigen Monaten neu decorirt. Leider ist diese Decoration nicht geschmackvoll ausgefallen. Man hat einen Maler dazu von Paris kommen lassen, der den ganzen Saal indigoblau mit Gold gemalt hat. Dieses gibt ihm ein finsteres, trauriges Ansehen.

Die Norma von Bellini ist in Lissabon sehr beliebt. Mad. Mathei gefiel in der Hauptrolle, doch wird sie jetzt durch die leidenschaftlichere Stimme der Brighanti ein wenig verdunkelt. Schade, daß die letztere einen so ungeheuer großen Mund hat, der trotz ihres schönen Talentes einen furchtsamen Zuschauer wohl in Angst und Schrecken setzen kann. Ein Herr Maggiarotti singt die ernsten und komischen Baßparthien, während seine Frau, obgleich ungeheuer dick, im Ballette tanzt. Sie erinnert an den Elephanten Miß Djeck, colossalen Andenkens. Jetzt ist die Noblet in Lissabon, um den Portugiesen zu zeigen, was ächte theatralische Tanzkunst ist. Die Ballette werden gewöhnlich von Vestris, Sohn, in die Scene gesetzt.

Portugal versteht sich besser auf den Handel und auf die Industrie, als auf die Künste, daher hat es auch keine eigenthümliche Musik und muß seine musikalischen Genüsse von Italien entlehnen. Bellini wird am meisten in Lissabon verehrt, Rossini hingegen ist, seiner großen Vorzüge ungeachtet, nicht in der Mode. Der Figaro erregt kaum ein Lachen, Semiramis läßt kalt. In diesem Winter wurden **Chiara di Rosenberg** und **l'Elisir d'amore** von Donizetti, so wie **I Normani in Parigi** von Mercadante einstudirt.

Es wäre ungerecht, wenn man bei Gelegenheit der Erwähnung der Lissaboner Theater eines Gesellschafts-Theaters nicht gedenken wollte, welches der portugiesischen Aristokratie einen großen Genuß gewährt. Dieses befindet sich in dem Hotel des Grafen von Farrobo, Baron von Quintella, eines eben so vornehmen, als hochgebildeten und geschmackvollen Mannes. Dabei ist der Graf von Farrobo ein übertreibender Musikfreund; Alles muß in seinem Hause nach dem Takte geschehen. Seine Leute müssen Alle musikalisch seyn, und nimmt er einen neuen Bedienten an, und wäre es der untergeordnetste, so muß er wenigstens einige Anlage zur Musik und ein gutes Gehör haben. Die Vorstellungen, die auf diesem Liebhaber-Theater gegeben werden, zeichnen sich durch ihre Vortrefflichkeit aus. Und das italienische Theater, das von der Regierung dreißig Contos de Reis erhält, entwickelt in seinem Repertoir keine solche Thätigkeit, als das Theater des Grafen Farrobo. Kürzlich wurde dort eine neue Oper: **Olleo e Pascoale** gegeben, welche Donizetti in größter Eile geschrieben haben soll.

So viel für jetzt über die Theater von Lissabon. Später vielleicht Ausführlicheres, wenn uns weitere briefliche Mittheilungen darüber zukommen sollten.

Der Traum eines Beduinen.

Vor zwölf Jahren ungefähr war ein junger Araber nach Paris gekommen. Er hatte einen Schatz in dem Grabe eines Marabouts gefunden und lebte mit dessen Hilfe mit orientalischem Luxus. Vier abgedankte Tänzerinnen der großen Oper bildeten seinen Harem. Er warf das Gold mit vollen Händen aus, und sein Name wurde wie der eines gütigen Schutzgeistes von Vielen genannt, der die Menschen beglückte. Allein der Schatz ging drauf, und der junge Mensch war genöthigt, allen Freuden dieser schönen Welt zu entsagen, und mit dem Werth des letzten Diamanten, den er verkaufte, verließ er Paris.

Er kam nach Algier. Hier aber wurde er angeklagt, das Grab eines Marabouts beraubt zu haben. Der Dey hatte schon eine grausame Strafe gegen ihn dictirt, allein durch seine Freunde zur rechten Zeit benachrichtigt, war er noch glücklich genug, sich auf ein Kameel setzen zu können, und in die Wüste zu fliehen. Nachdem er hundert Stunden und den Atlas zwischen sich und Algier wußte, setzte er sich unter

einen einſamen Baum und verzehrte ſeine Mahlzeit, aus einigen Datteln und Piſtazien beſtehend, ſtillte ſeinen Durſt aus einer leicht geſalzenen Quelle, beſtieg dann wieder ſein Kameel und ließ es laufen, wohin es wollte. Die Wüſte entrollte vor ihm ihren glühenden Gürtel und Sandwolken ſtiegen in die heißen Dünſte des Horizonts auf. Der Beduine ſchloß die Augen und dachte an Paris. Bei dem ſanften Wiegen ſeines Kameels träumte er ſich ganz in das europäiſche Leben zurück. Ein leichter Wind, der vom Meere ſtrich, führte ihm die Klänge einer Opern-Ouvertüre zu. Boulevards, Palais royal, Kaffeehäuſer, Theater, Alles kehrte ihm wieder in's Gedächtniß zurück, ſo wie ſein Kameel ſich in die Sahara vertiefte. Jetzt öffnete der Beduine die Augen und weinte. Nachdem er die Thränen getrocknet, ſah er ſeltſame Geſtalten ſich aus blitzenden Dünſten entwickeln. Jetzt wurden dieſe Geſtalten kenntlicher. Er ſah in der Luft Schieferdächer hängen, denen die Mauern fehlten ſie zu tragen. Das, was ihn umgab, wurde immer deutlicher für ihn; er rieb ſich die Augen, hielt ſein Kameel an, blickte nach rechts und links, befühlte ſeinen Körper, um ſich zu überzeugen, daß er nicht das Spielwerk einer Geiſtesverwirrung ſey.

Allein kein Zweifel war mehr. Er ritt auf ſeinem Kameel durch die rue Vivienne, welche die Wüſte umgab. Sie begann und endigte in der Wüſte. Nie war ein Blendwerk überraſchender, der Araber fürchtete ſich.

Die Straße Vivienne wimmelte von Spazierengehenden, von Wagen aller Art; die Läden waren mit glänzenden Erzeugniſſen der Induſtrie geſchmückt; die Verkäufer empfingen ihre Kunden, die ſich durch die Thüren drängten. Der Araber ſtieg von ſeinem Kameel und näherte ſich dem Café der komiſchen Oper. Er glaubte auf einen Bekannten zu ſtoßen, allein es gab ihm die Empfindung, als berühre er einen weichen nachgebenden Schatten, obgleich jener Bekannte einen ungeheuern Bauch hatte. Größer aber wurde noch das Erſtaunen des Arabers, als er einer ſeiner vormaligen Geliebtinnen die Hand reichen wollte, und nur Luft berührte. Er betaſtete die Thüre des Caffeehauſes und fühlte nur einen warmen Dunſt. Ein Schriftſteller kam mit eiligen Schritten daher gerannt. Der Araber hatte nicht Zeit, ſchnell genug bei Seite zu treten und der Schriftſteller rannte ihm gleichſam durch den Leib und floß hinter ihm wieder zuſammen. Dieß Experiment wollte nun der Araber auch einmal verſuchen und rannte einen jungen Stutzer durch und durch, den er auf ſolche Weiſe in zwei Theile halbirte. Beide Theile vereinigten ſich aber unmittelbar nachher und gingen weiter.

Was unſern Reiſenden am meiſten befremdete, war die allgemeine Stille, die ihn umgab. Die Räder der Wagen drehten ſich ohne Geräuſch, die Schritte gaben keinen Ton auf dem Pflaſter, kein Laut kam irgend einem Weſen aus dem Mund und eine afrikaniſche Hitze ruhte auf den mit Schnee bedeckten Dächern. Aber der Araber kniete dennoch nieder und dankte ſeinem Schutzgeiſte, daß er ihm ſo ſchnell eine Straße Vivienne in der Wüſte erſchaffen habe.

Er führte ſein Kameel am Zügel, von Müdigkeit erſchöpft, unter einer brennenden Sonne, lechzend nach einem kühlen Trunke. So ſchlich er langſam durch den Sand mitten zwiſchen den phantaſtiſchen Mauern, die mit Schildern aller Art bedeckt waren. Um dieſe ſüßen Illuſionen nicht zu ſtören, wollte er in keinen Laden treten. Das Ganze wirkte auf ihn, wie ein belebtes Bild, das uns ein ſtrahlender Spiegel wieder gibt. Es waren Erſcheinungen, die er ſah, Erſcheinungen in dem Winde der Wüſte, die von den Schatten des Abends plötzlich verwiſcht werden.

Doch ha! Ein ſchwarzer Punkt zeigt ſich auf dem matt glänzenden Grunde des Himmels: der Punkt wird größer. Er verkündet den Chamſin. Das Kameel, welches von der Lufterſcheinung keine Ahnung gehabt hatte, verkündet nun den Sturm, indem es ſeine Nüſtern in den Sand gräbt. Der Orcan erhebt ſich; Häuſer, Café's, glänzende Läden, Alles ſchwindet in den Sandwolken, die der

Wind erhebt: nur Flucht konnte retten, allein der Araber konnte Paris nicht verlaſſen. Er ſtellte ſich in eine Ecke, warf ſeinen letzten Blick auf die Straße Vivienne, deren Häuſer bereits der Chamſin zu zerſtören begann, und erwartete ſo das Ende des Orcans unter einem Leichentuch von Sande.

Improviſation.

Die ſogenannten Soirées d'Improvisation ſind jetzt in Paris ſehr in Mode gekommen. Kürzlich ließ ſich bei der Gräfin von L. ein gewiſſer Herr Baptiſte Lançon hören, der folgende ſchwierige Improviſation ausführte.

Er bat alle Damen um ihre Namen, die er auf Zettel ſchrieb, von denen drei gezogen wurden, welche die Namen Auguſta, Sophie, Julie enthielten.

— Achtzehn Buchſtaben, ſagte der Improviſator, gut! Jetzt bitte ich um achtzehn Endreime.

Und man gab ihm folgende: non, joue, loue, Parthénon, bataille, taille, houris, guérite, mérite, Paris. valétudinaire, veau, Voltaire, tableau, Louvre, chéri, ouvre, jury.

Mit dieſen Schwierigkeiten noch nicht zufrieden, verlangte Lançon, daß man ihm jetzt noch achtzehn Buchſtaben gäbe, die jedesmal den zweiten Halbvers in einer jeden Zeile anfangen ſollten.

Man gab ihm: l, o, q, c, c, s, u, l, t, q, e, u, s, a, l, d, l, d.

Nun war er zufrieden; er machte ſich ſogleich an's Werk, und brachte folgendes Akroſtichon, nach gegebenen Endreimen zu Stande.

A Trois Soeurs.

Au milieu de vous trois . . Insensé qui dit NON
Une de vous offrant . . . Ou sa main ou sa JOUE
Gracieuses beautés . . . . Qu'on admire et qu'on LOUE,
Union des trois soeurs . . . Chères au PARTHENON,
Soeurs dioines, d'un mot . . Calmant un BATAILLE,
Trois graces, en dansant . . Se tenant par la TAILLE,
Avec un doux sourire, . . . Un regard de HOURIS,

Semant à pleines mains . . La blanche mar GUERITE,
Ou recevant, à trois, . . . Trois pommes de MÉRITE
Par la main de berger . . Qui baptisa PARIS.
Hélas! ma faible plume . . Est VALÉTUDINAIRE,
Il faut pour tant d'attraits . Un poète nou VEAU,
Enflammé du beau feu . . . Si brillant chez VOLTAIRE,

Ne ne puis sans son art . . Achever mon TABLEAU,
Un peintre plus heureux . . L'exposerait au LOUVRE,
L'artiste se verrait . . . . De la foule CHÉRI,
Il dirait: attendons . . . . Le mois de mars qui l'OUVRE,
Et puisse mon tableau . . . Désarmer le JURY!

Das iſt fürwahr nicht mehr Dichten, ſondern die Kunſt eines Jougleurs.

Jagdvergnügen.

Bekanntlich war der kürzlich verſtorbene König Karl X. gleich allen ſeinen Vorgängern ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Jagd. Folgendes Verzeichniß mag einen Beweis davon geben. Der Oberjägermeiſter des Königs, Graf Alexander von Girardin, dem wir dieſe Angaben verdanken, bürgt für die Genauigkeit.

Während der königlichen Jagden in der Saiſon 1827—1828 wurden getödtet:

Durch den König: 2 Ratten, 2 Katzen, 2 Füchſe, 47 Wildſchweine, 163 Rehe, 38 Damhirſche, 43 Hindinnen, 3303 Kaninchen, 410 Haſen, 1 Elen, 1 Sperber, 1 Zaunkönig, 3 Eulen, 1 Fledermaus, 2 Raben, 65 Häher, 3 Lerchen, 14 Meiſen, 1 Brachvogel, 1 Holztaube, 3 Turteltauben, 14 Droſſeln, 60 Wachteln, 1 Becaſſine, 5 Schnepfen, 1807 graue und 1280 rothe Rebhühner, 2792 Faſanen.

Durch den Dauphin: 2 Katzen, 40 Wildſchweine, 169 Rehe, 42 Damhirſche, 16 Hindinnen, 3497 Kaninchen, 405 Haſen, 1 Käuzchen, 2 Sperber, 1 Zaunkönig, 1 Uhu, 1 Rabe, 3 Häher, 1 Elſter, 1 Nachtigall, 1 Lerche, 3 Meiſen, 2 Brachvögel, 1 Holztaube, 1 Turteltaube, 3 Droſſeln, 27 Wachteln, 2 Becaſſinen, 11 Schnepfen, 1280 graue und 4 rothe Rebhühner, 39 Faſanen.

Durch den Prinzen Don Miguel: 4 Rehe, 16 Kaninchen, 6 Haſen, 1 Meiſe, 11 graue und 4 rothe Rebhühner, 39 Faſanen.

Durch die Offiziere in der Begleitung Sr. M. 1 Fuchs, 29 Wildſchweine, 124 Rehe, 10 Damhirſche, 15 Hindinnen, 2287 Kaninchen, 519 Haſen, 1 Sperber, 20 Häher, 12 Lerchen, 2 Meiſen, 4 Turteltauben, 12 Droſſeln, 1 Wachtel, 6 Schnepfen, 967 graue und 406 rothe Rebhühner, 2054 Faſanen.

Im Ganzen ſchoß der König 9249 Stück; der Dauphin 8727 Stück; der Prinz Don Miguel 82 Stück; und die Officiere 6472 Stück. Alles in Allem 24,499.

Ein Jahrhundert.

Mlle. Mars hat jetzt ihr achtundfünfzigſtes Jahr erreicht. Ihre Nebenbuhlerin an demſelben Theater, Mlle. Anais, die auch in naiven Rollen excellirt, iſt von etwas jüngerem Datum, hat aber auch ſchon ihren zweiundvierzigſten Geburtstag gefeiert. In dem Drama „Marie“ ſpielen Mlle. Mars und Mlle. Anais die Rollen ſechzehnjähriger Mädchen; da aber achtundfünfzig und zweiundvierzig hundert machen, ſo ſind dieſe beiden Mädchen von ſechzehn Jahren in der Wirklichkeit gerade ein Jahrhundert alt.

Vermiſchtes.

Das ruſſiſche Converſations-Lexicon, welches in St. Petersburg erſcheint, zählt 6000 Subſcribenten. Wie wenig für das ungeheure Reich!

— Bei der in Paris ſtattfindenden Verſteigerung der Bibliothek der Herzogin von Berry werden unter Anderm auch das Original des Roſenwerks von Redouté, das zu 30,000 Fr. angeſchlagen iſt und ein Herbarium, welches Ludwig XVIII. 20,000 Fr. gekoſtet hat, vorkommen.

— Von Raupach wurde auf dem Berliner Hoftheater ein neues Luſtſpiel gegeben, betitelt: Die alte und die junge Gräfin.

— Holtei's dramatiſche Vorleſungen in Berlin finden großen Beifall. Der Zudrang zu denſelben iſt ſo groß, daß bereits ein zweiter Cyklus angekündigt werden mußte.

— Unter den auf dem Königlichen Theater in Stockholm aufgeführten neuen Stücken befinden ſich zwei ſchwediſche Originale: „Svenskarne i Neapel“ (die Schweden in Neapel), Schauſpiel in fünf Acten von Karl Kallberg, und „Hobergs gubben“ (der Alte vom Hoberg, oder Hobergs Rübezahl), Singſpiel in zwei Acten von einem Ungenannten.

— Von dem als lyrischen Dichter bekannten Herrn August Kopisch ist in Breslau eine komische Oper in einem Act, betitelt: „Wir wollen den Vetter fragen“ aufgeführt worden.

— Der Père Enfantin ist seit einigen Tagen aus Aegypten in Marseille angekommen und soll im Begriffe stehen, nach Paris zu reisen, um dort seine Anhänger zu besuchen.

— Daß Herr von Talleyrand geboren ist, daran ist nicht zu zweifeln, allein das kann wohl in Zweifel gezogen werden, daß er sterben wird. Der Tod scheint ihn wirklich vergessen zu haben. Kürzlich soll er in dem Salon der Prinzessin Lieven das Bekenntniß abgelegt haben, daß er Niemand anders, als der ewige Jude selbst sey. Nun ist das Räthsel mit einem Mal erklärt. Aergerlich ist es aber immer, daß auf solche Weise die Messe auf dem Champs de mai von dem ewigen Juden gelesen wurde.

— In der Gallerie des Théatre français hat Beaumarchais eine Büste erhalten; Gois, Mitglied des Instituts, hat sie verfertigt.

— Am 4. November 1787 wurde Don Juan zum ersten Mal in Prag aufgeführt, Am 4. November 1837 werden es also fünfzig Jahre, daß wir uns dieses Meisterwerks zu erfreuen haben. Kein deutsches Theater sollte dieses Jubelfest vorübergehen lassen, ohne es auf eine würdige Weise zu feiern. Das Honorar, welches Mozart von dem Prager Director, Guardasoni erhielt, war hundert Dukaten. Er war Ende des Sommers nach Prag gekommen, und hatte sein Werk am 28. October vollendet. Die ersten Darsteller waren: Don Juan — Luigi Bassi; Leporello — Ponziani; Ottavio — Baglioni; Comthur und Masetto — Lolli; Donna Anna — Dem. Saporiti; Donna Elvira — Mad. Micelli; Zerline — Mad. Bondini. Wir entnehmen diese Notiz dem Comet.

— Ein seltener Fall hat sich in London ereignet. Ein vor langer Zeit in der City gestorbener Kaufmann hat in seinem Testament eine beträchtliche Summe ausgesetzt, deren Interessen bis zu einem gewissen Termin angehäuft werden sollten, um alsdann Christensclaven aus der Barbarei loszukaufen. Jetzt ist die bestimmte Zeit gekommen und die jährlichen Interessen betragen 4000 Pfd. Sterling. Da aber Algier kein Raubstaat mehr ist, so sind auch keine Sclaven mehr loszukaufen und die Leute sind in Verlegenheit, was sie mit dem Gelde machen sollen. Lord Brougham war der Meinung, daß man die ärmsten Corporationen der City mit dem Gelde unterstützen sollte, und forderte in dieser Absicht alle Jene auf, welche Ansprüche zu machen haben könnten. Hierauf meldeten sich die Eisenhändler von London als die bedürftigsten. Sie wurden jedoch abgewiesen, allein zu gleicher Zeit wurde die Vermuthung ausgesprochen, daß wegen der großen Anzahl von Reclamanten diese Angelegenheit schwer zu erledigen seyn dürfte.

Nekrolog.

Im September vorigen Jahres starb in Berlin der berühmte Kupferstecher Johann Friedrich Bolt, geb. den 22. März 1769. Nach seinem letzten Willen erhielt das Königliche Kupferstich-Cabinet die vollständige Sammlung seiner Werke in zwei Folio-Bänden: Zeugen seiner Ausdauer und seines Fleißes und ein schätzbarer Beitrag zu den Werken vaterländischer Künstler.

Telegraph von Deutschland.

Männlich und weiblich.

Die Sonne ist weiblich, der Mond männlich in der deutschen Sprache, und dieß ist mehr als Zufall; die Frau ist das Gestirn, das das Leben in Deutschland verklärt, und wir finden diese Verehrung des Weibes — was auch in unsern letzten Landtagsverhandlungen dagegen gesagt wurde — durch die ganze deutsche Geschichte. Die Verehrung der Frauen bei uns zeigt sich schon in dem, bei Hohen und Geringen gebräuchlichen Ausdruck: „mein Schatz". Ein deutscher Handwerker, besonders in kleinen Städten, fragt nur selten: „was macht Ihre Frau?" oder gar wie der Franzose: „comment se porte Madame?" sondern „wie befindet sich Ihre Frau Liebste?" Der Franzose sagt eine „schwangere Frau" (une femme grosse, enceinte), der Deutsche hat den schönen Ausdruck: „sie ist in gesegneten Umständen," sie ist „guter Hoffnung." Die französische Sprache hat gar viele Wörter welche blos männlich gebraucht werden können, z. B. auteur, Schriftsteller; professeur, Lehrer; der Deutsche hängt den meisten blos die Sylbe „in" an, und es wird eine Schriftstellerin, Lehrerin, Professorin u. s. w. daraus; blos für die häßlichen Worte „Trunkenbold, Wucherer" u. a. gibt's keine weibliche Endung. Mögen unsre Frauen immer diese Auszeichnung durch weibliche Tugend erstreben! (Ameise.)

Unterwürfigste Unterwürfigkeit.

Ein dichterischer Dorfschulmeister, Namens Knecht, schloß eine Bittschrift an seine Gutsherrschaft mit folgendem Distichon:

Gnädigster, Deine begnadende Gnade begnadige gnädigst
Deinen knechtisch in Knechts-Knechtschaft verknechteten Knecht.

Hieroglyphen

aus dem Leipz. Tageblatt.

* * * Liebhaber und Kenner eines echten Malz- und Hopfenbiers ohne allen Beisatz finden ein solches von ausgezeichneter Güte und trefflichem Geschmacke in dem „echt Geräer Biere" im Reichenbach'schen Keller neben Kochs Hofe.

B. D. F. K. K. L. M. M. M. P. P. S. S. S. S. S. W.

* * * Das am 31. Januar a. c. auf der G — r. Gasse gebrachte Ständchen galt nur dem verehrten Fräulein J — l — e F — d — l.
— l — r.

Gelegenheitliches.

H. L. läßt sich in der Mitternachtzeitung über das Drama „Griseldis", das er einen ästhetischen Frevel nennt, sehr beachtungswerth vernehmen.

* * *

Herr Traxel in der Abendzeitung will wissen, daß Heine nur von deutschen Journalisten nach der Provence geschickt wird, während er stets in Paris bleibt. Allein ich habe von Heine Briefe aus Marseille, Aix in Provence und Lyon erhalten und so gleichgiltig dieß auch dem deutschen Publikum seyn mag, so führe ich es an, um einen Irrthum zu berichtigen.

Der Bearbeiter des Drama „Kean" welches von der Stuttgarter Hoftheater-Intendanz zur Aufführung angenommen worden war, hat sich gewisser Umstände wegen veranlaßt gesehen, sein Manuscript wieder zurückzuziehen.

* * *

Bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Jubiläums der Oper Don Juan am nächsten 4. November wird es nicht uninteressant seyn, zu erfahren, daß der Verfasser des Textes der Abbate da Ponti noch in seinem 92. Jahre in NewYork lebt und noch vor Kurzem daselbst Direktor der italienischen Oper war.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Maulthiertreiber. Costümbild.

2) Schluß der Volksweisen von Lindpaintner.

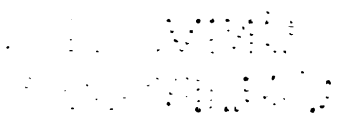
August Lewald.

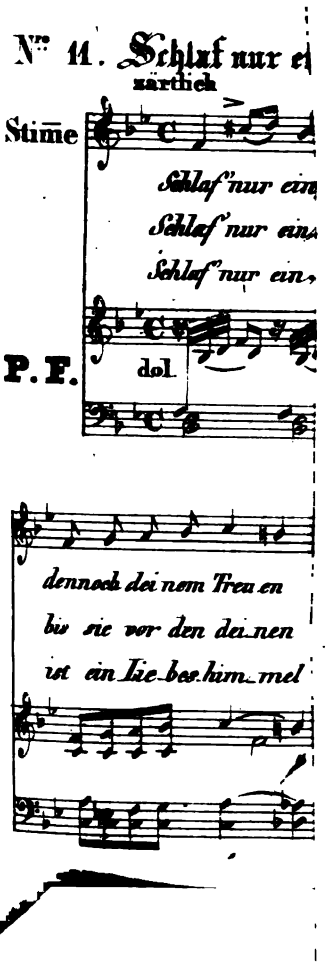
UNIV. OF CALIFORNIA

Der Maulthiertreiber.

(Für Schauspieler.)

Lith. Anst. von Pecuda, Ries et C.ie




Nr 11. Schlaf nur e
zärtlich
Stime
Schlaf nur ein
Schlaf nur ein
Schlaf nur ein
P. F.
dol.
dennoch dei nem Treu en
bis sie vor den dei nen
ist ein Lie bes him mel

Zehn Tage auf dem Dampfschiff und drei Wochen in Holland.*

Von E. M.

III.

Rückfahrt.

Die Fahrt vom Haag nach Amsterdam, zu welcher das plötzliche Zusammentreffen mit Herrn Moritz, Mitglied der Stuttgarter Hofbühne, ein angenehmes Prognostikon gewährte, zeichnete sich durch keinen erheblichen Moment aus. Ein Zufall hat, wie schon gesagt, fast gar keine Zeit mehr, irgend einem Reisenden zu begegnen. Die Posthalterinnen reichten uns überall mit möglichster Freundlichkeit die Butterbemmen und den Jenever und lasen mit eben so vieler Gemüthsruhe die neuesten angekommenen „Couranten" stets vor den Fremden, welche etwa darnach Verlangen bezeigten. Ich erinnerte mich hiebei lebhaft an den seligen alten Volbrechts, Inhaber des bekannten Kaffeehauses auf dem Grönemarkt im Haag, welcher, die Stube mochte noch so sehr von neuigkeitdürstenden Gästen wimmeln, sämmtliche Zeitungen zuerst für sich selbst durchging, sodann in die Hände des ersten Garçon, eines alten übelhörigen und sehr griesgrämigen Zwoller, sie übergab, aus dessen Händen sodann erst, wenn nicht etwa eines der diensthuenden „Meidje's" am Buffet ebenfalls noch einige Blicke hineinzuwerfen geruhte, die Versammlung sie zu erhalten so glücklich war. Der größte

*) (E. 1836. IV. Band. p. 97. u. 483.

Theil unſerer Eilwagen-Geſellſchaft las ebenfalls in Zeitungen. Man erſieht ſchon aus dem Umſtande, daß der Eine ein paar franzöſiſche, der Andre ein paar engliſche, die zu den theuern gehören, nebſt den heimathlichen, aus der Taſche zog, wie das Geld hier mehr zu Hauſe iſt, als an manchem Orte anderwärts.

Soll ich die Eindrücke von Harlem, dem zwiebelreichen, blumenduftenden, ſchildern? Was hierüber zu melden, ſteht in den meiſten Reiſe-Tabletten Anderer; und doch hat noch Keiner die Blumenmeſſe ſelbſt auf eine Weiſe beſchrieben, wie ſie es verdiente.

Was ließe ſich nicht Alles unter die Rubrik: „Ein Tag in Harlem" bringen! Die Blumen zweierlei Art, die zu verkaufenden und die kaufenden, in Lebensgröße hin und herwandelnden, würden natürlich zuſammengehören. Für mich wenigſtens hatte einſt dieſes Enſemble und der poetiſche Totaleindruck größeren Reiz, als ſelbſt das naturhiſtoriſche (ſo ausgezeichnete und reiche) Muſeum und die Japaneſiſchen Alterthümer in Leyden, was mir die archäologiſchen Geſellſchaften, deren unwürdiges Mitglied ich bin, gnädigſt verzeihen mögen.

Der Tag, welchen ich in Amſterdam zubrachte, gehörte nicht zu den allerangenehmſten. Der Aerger über ein paar Schlingel, welche uns (nebſt unſern ſiebzehn Sachen) drei, viermal über eine Menge von Brücken und Straßen ſprengten, bis die eigentliche von den drei oder vier hier befindlichen „Doelen" gefunden war, verdarb mir gleich den Anfang; dann kam die unerträgliche Hitze, das fatale Straßenpflaſter und die Monotonie des in Holland mit alter Strenge gefeierten Sonntags und endlich eine Reihe von langweiligen Britishmen-Geſichtern. Man war an der Table d'hôte wie eingepreßt und nicht einmal bei annehmbarer Nachbarſchaft; doch mußte ich die Küche ſehr loben. Des Gaſtwirths, eines gebornen Mainzers, ſchöne Frau, eine Einheimiſche, bildete die Lichterſcheinung im Hauſe. Ich nahm mir, nachdem von allen Seiten her die Abweſenheit der berühmten Männer, die wir zu beſuchen gedacht, als den Ter, van Kampen u. ſ. w. berichtet worden, vor, gar nicht zum Hauſe heraus zu gehen. In einem Bosket des Gartens, bei einer Flaſche Porter und einem Glaſe Portwein, erquickte ich mich an der lieblichen Geſtalt, die von Zeit zu Zeit vorüber wandelte und an dem Spiel der Kinder einer zum Beſuch gekommenen Freundin derſelben. Von Zeit zu Zeit las ich abwechſelnd in den letzten Nummern des „Staatscourant", in den myſtiſchen Briefen des Syneſios und in einem pietiſtiſchen Journal, das in Amſterdam herauskommt. Daneben wurden einige Stücke aus dem „Nieuw Genſen-

Liederboeckje" in die Briefstasche übersetzt. Hätte ich, wie gewöhnlich, eine Correctur in der Tasche gehabt, so würde ich auch diese besorgt haben; aber der Himmel meinte es fünf Wochen lang gut mit mir; er hatte mich von aller Gemeinschaft mit den Schwarz-Künstlern, (worunter ich die Typographen verstehe) befreit — und sie von mir, ihrem Attila.

Tags darauf trennte ich mich von meinem Reisegefährten und fuhr behaglich durch die schöne Gartenanlage, wie man den Weg von Amsterdam nach Utrecht mit Recht nennen kann. Wie sehr beklagte ich nicht, daß auch in letzterer Stadt mehre der interessantesten Personen verreis't, in Bädern oder auf Landsitzen abwesend waren.

So kam ich um das Vergnügen, meine alten Freunde Birnbaum und van Ackersdyck, ebenso van Schröter und van Hausde, welchen Deutschland in neuester Zeit aus trefflichen Schriften, besonders über das Unterrichtswesen, kennen gelernt, zu begrüßen. Scheltema, mein eifrig-unermüdlicher Correspondent, befand sich, wie gesagt, nicht mehr unter den Lebenden. Ich werde seinen Verdiensten bei Zeit und Muße das ihnen gebührende Denkmal setzen.

Statt der Gelehrten begrüßte mich ein niedliches Mädchen, welche gut deutsch sprach und trotz der Masse von Fremden Zeit fand, einen kleinen Dialog über das schöne Wetter, den guten Weg und die letzten Begebnisse in Utrecht anzuknüpfen, die Tochter der Frau Postmeisterin. Es that mir ordentlich leid, schon nach Nymwegen eingeschrieben zu seyn, denn Utrecht ist eine wohnliche, hübsche zugleich und gebildete Stadt. Noch umwehten mich die Nachklänge des großen Studentenfestes, abgehalten zur Jubilarfeier der Hochschule und besucht von mehr denn 35,000 Fremden, nach genauer Rechnung. Die Geschichte dieser Feier, welche auf das Würdigste und Erhabenste begangen worden, liefert den Beweis, welch ein tüchtiger Geist noch in den Holländern steckt, der nur einen Anlaß, einen Anstoß braucht, um sich zu manifestiren, wie in der alten guten Zeit. Das schöne Geschlecht legte eben so viel Zartsinn, Feinheit und Geschmack, als Verständigkeit, Patriotismus und Begeisterung an den Tag. Die Männer aller Stände und Berufe bewegten sich in trauter Eintracht mit den wackern Jünglingen. Man sah an diesem Tage nichts von der verrufenen batavischen Steifheit.

Wie konnte ich von Utrecht scheiden, ohne der herrlichen Jungfrau zu gedenken, welche als eine seiner Hauptzierden in den Jahrbüchern der Literatur glänzt! Ich meine Anna Maria von Schuurmann, die anmuthige, geistvolle, kenntnißreiche Pietistin, welche siebzehn Spra-

chen zugleich redete, als Künstlerin von Bedeutung malte, zeichnete, meißelte, gravirte; welche mit den ersten Männern und Frauen ihrer Zeit briefwechselte, in persönlichem Verkehr liebenswürdig und in ihren Sitten eben so rein, als streng in ihren Begriffen war; welche der erste Dichter des Landes dem weiblichen Geschlecht als Ideal aufstellte und blos deßhalb nicht heirathete, weil sie die Caprice hatte, Spinnen zu essen. Allein ob auch gleich Maria, deren herrlich gemaltes Bildniß ich in der Amsterdamer Gallerie einst lange betrachtet, nicht Frau Bürgermeisterin wurde, und nimmermehr in Buytenrust Kinder säugte und wiegte, so fühlte sie sich doch glücklich genug in einem, der Wissenschaft, der Betrachtung und der Entsagung ausschließlich gewidmeten einsamen Lebensberufe und starb in hohem Alter, von den bessern Geistern aller religiösen und literarischen Parteien verehrt und bewundert. Bisweilen schimmert durch die Einfachheit und Bescheidenheit ihrer Briefe etwas Koketterie nur anderer Art, ein gewisser geistiger Stolz und eine etwas befremdende Kälte; aber in den Selbstbekenntnissen, die sie niederschrieb und worin sie den innern Gang ihres Lebens schilderte, liegt dennoch ein edles warmes und reiches, dem Höheren zugewandtes Gemüth entfaltet; und, wenn uns auch die liebliche Erscheinung ihrer Mitschwestern in den Musen, der schönen, heitern, lebensfrischen, sang- und liebefreundlichen Töchter Römer Visschers, im Ganzen mehr anspricht, so wird der Ernst des Lebens der Schunrmann die Palme zuerkennen, trotz des mürrischen Urtheils eines so berühmten Literarhistorikers, wie van Kampen.

Von Utrecht bis Nymwegen fühlte ich nur Jammer und Bedrängniß. Entsetzliche Staubwolken wirbelten unaufhörlich durch den Eilwagen, in welchem ich, neben einem tüchtigen protestantischen Geistlichen und ein paar gut genährten holländischen Damen eingepfercht saß. Es bestand zwischen den zwölf Füßen und den zwölf Gegenfüßen eine Art ganz eigenen Verhältnisses. Wir waren oft kaum im Stande, uns wieder heraus zu riegeln. Es war ein großes Glück für mich, daß das vis à vis zwar durch ziemliche Compactheit, aber keineswegs durch Härte sich auszeichnete, und mehr als einmal erinnerte ich mich in meiner angenehmen und süßen Gefangenschaft an Scenen aus Yorikks empfindsamen Reisen. Unter uns herrschte eine vollkommene Ergebung in das Schicksal. So genossen wir denn unser glückseliges Leiden unverkümmert und mit bestem Gewissen. Die eine unserer Gefährtinnen unterhielt sich sehr an meinen Bestrebungen, das Holländische zu rädern. Diese Frau, von angenehmem Aeußern und sanften Zügen, ganz Dor-

drechtisch schwarz gekleidet, erzählte mir, daß sie binnen 21 Monaten nicht weniger denn 5 Kinder geboren und gegenwärtig in blos der dritten Woche nach dem letzten Kindbett auf der Reise zu ihrem Manne begriffen sey. Mit Ehrfurcht verneigte ich mich vor ihr. Sie erschien mir respektabler als manchen Feldmarschall nach einer gewonnenen Hauptschlacht. Als ich ihr unter Anderm mitgetheilt hatte, daß ich mit sechs guten Zeugnissen über mein „goet gedrag" in Holland, ausgestellt von Freundinnen meiner legitimen „Echtgenoot" versehen, zurückreise, wollte sie vor Lachen fast umkommen.

Die Nacht in Nymwegen ward sehr heiter zugebracht; Fremde aus allen Himmelstrichen hatten Fenster und Tische besetzt. Der kommende Tag jedoch bereitete Leiden mannigfacher Art auf dem Dampfschiffe. Zwar machte ich die angenehme Bekanntschaft eines sehr gelehrten und in deutscher Literatur genau unterrichteten Advokaten aus Amsterdam, welcher mit seiner Gattin und einer liebenswürdigen Schwägerin eine Badreise nach Ems zu Zerstreuung einer beinahe unheilbaren Gemüthskrankheit unternommen; aber es begann gegen Abend heftig zu regnen und wir sahen uns, in großer Zahl, wie wir waren, in die Kajüte gebannt. Der Teufel schlug Engländer, Franzosen und Belgier mit hinein, welche die besten Plätze noch vor dem Nachtessen besetzten. Ich selbst war glücklich genug gewesen, mit in der Kategorie dieser Bevorzugten mich zu befinden; aber meine excessive Galanterie brachte mich schimpflicherweise um den Ruhepunkt für die Nacht. Kaum war die Dame, welcher ich für die Essenszeit den Platz abgetreten, in das Pavillon gegangen, um die schönen Glieder auf weiche Polster auszustrecken, als ein riesenmäßiger Sohn Albions sich desselben bemächtigte und mit ungezogener Bequemlichkeit auch den noch daneben befindlichen Raum einnahm. Es gab nun hin und her Erörterungen in verschiednen Sprachen; mehrmals that ich als schliefe ich und erfuhr da mancherlei Komplimente, die mehr meiner Nation, als dem Individuum, galten. Um mich zu rächen erzählte ich meinem Nachbar, dem Geistlichen, daß ich einen sehr einfältigen und langweiligen Traum gehabt; es habe mir nämlich von einem Belgier und einem Engländer geträumt. Darauf zischelten sich der Usurpator und seine Gesellschaft allerlei in die Ohren, schwiegen jedoch stille und benahmen sich vorsichtiger.

Die Nacht verstrich unter einer Reihe von abwechselnden Martern. Keine Situation brachte mir die gewünschte Behaglichkeit und Ruhe. In der häufigen Bewegung stieß ich noch an die Lampe der Kajüte, so daß das Oel herunter träufte. Dieser Umstand und die Besorgniß für

die Effekten veranlaßte eine Scenenveränderung. Ich benützte das Interim, setzte mich in die gewordene Bresche zwischen zwei englischen Riesenbeinen und stieß sie mit dem Muthe und der Rücksichtslosigkeit der Verzweiflung aus einander und behauptete mich, mein konstitutionelles Recht in schlechten französischen Phrasen (denn für ein gutes Französisch war ich viel zu müde) darthuend, auf dem frisch atquirirten Platze. Nach einigen nutzlosen Protestationen gaben sich meine Gegner zur Ruhe. Aber das unvernünftige Schnarchen des einen Gentlemans brachte mich auch nach diesem Glückeswechsel um jede Aussicht auf einige Stunden Ruhe. Ich verfluchte laut und stark die Engländer, in ihrer Eigenschaft als Reisegefährten und zog es vor, des Regens ungeachtet, auf dem Verdecke herum zu spazieren.

Der kommende Morgen brachte mildere Witterung und Gefühle zugleich. Die Tyrannen der Nacht, mit ihrem teuflischen Gleichmuth, und ich wurden zuletzt recht gute Freunde, und wir rauchten einträchtig aus einer Cigarrenschachtel. Zwei Holländerinnen, von großem und angenehmem Körperbau, aber ganz eigenthümlichen Physiognomien und Gebehrden, bildeten meist fortan unser vis-à-vis. Ich erkannte in ihnen Schriftstellerinnen; denn sie schrieben unaufhörlich in die Tagebücher und genossen fast nichts von der freien Natur und der immer interessanteren Gegend. Sie schienen mir, aus Allem zu schließen, wenn es überhaupt gestattet ist, auf einem Dampfschiffe solide Schlüsse zu ziehen, auch Supernaturalistinnen zu seyn. Sie bewegten sich in immer gleichem Schritt und Tritt, wie Uhland's Soldat und sein guter Kamerad, aßen und tranken, sprachen und schwiegen immer zugleich, wie nach dem Takte, affekt- und leidenschaftlos wie es schien, und nur die rationalistischen Spöttereien des hie und da in ihren Kleidern höchst ungezogen wühlenden Windes, brachten sie einige Male aus der Fassung. Ich aber brummte von Zeit zu Zeit einem aus meiner Gesellschaft den Vers aus Macbeth zu: „Sahst du die Schicksalsschwestern?“

Wir erreichten endlich den Hafen der „heiligen Stadt Cöllen“ frühe genug, um gleich das nach Koblenz abfahrende preußische Dampfschiff noch besteigen zu können. Hier gab es ansehnlichen Zuwachs und zwar an interessanten Leuten.

Vor allen zog meine Blicke auf sich Admiral Napier, der Held vom Capo St. Vicente, welcher der kleinen Königin Maria da Gloria, meine Schutzbefohlne vom Jahr 1827 und 1828, zum Throne von

Portugal verholfen, worauf sie nun, bereits Gattin des zweiten Mannes, immer noch Puppen spielt, während ihre ältere, schönere und geistreichere Kollegin, Christina, mit Riesen und Drachen sich herumschlagen muß und doch noch Zeit genug zum Spielen findet. Der berühmte Seemann war von seiner zahlreichen Familie umgeben und es gewährte ein rührendes Schauspiel, ihn mit den kleineren Knaben und Mädchen Turnspiele aufführen zu sehen, wobei oft die jungen und alten Damen unter den Anwesenden über die parties étalées der kleinen liebenswürdigen Künstler hold verschämt lächeln mußten. Meine widerwärtigen Reminiscenzen an die brittischen Schlafkameraden in vergangener Nacht zerschmolzen, wie der Schnee durch die Sonne, beim Anblicke einer wunderschönen Lady und ihrer Cousine, welche unaufhörlich die Plätze wechselten und Schreibers Rheinreise und der Stolterfath und Gelbs Rheinsagen studirten.

Zur Abwechslung entzückte ein anderes pikantes Gemälde von Offenbarung zarter Gefühle in der Kajüte; ein frisch vermähltes holländisches Paar ergoß sich hier in Geständnissen inniger, treuer und ewiger Liebe. Das junge Frauenzimmer, lieblich und anmuthig und in dem Glücke der Gegenwart mit trunkener Seele schwelgend, suchte mit ihren lebhaften, schönen, dunkelglühenden Augen den Frost und den Zügen des Eheherrn zu verbannen, welche eine Art chronologische Tabelle von Feldzügen verschiedener Art ausdrückten. Sie setzte sich ihm, wenn sie unbelauscht sich glaubte, bald auf den Schoos, mit Küssen ihn erquickend, bald kniete sie vor ihn hin, gleichsam um eine Anerkennung ihrer innern Empfindungen bettelnd; die dolce delirii e sospiri dauerten mich ordentlich, wie Lacrymä Christi und Tockayer an einen Säufer verschwendet. Gewiß hätte der Sultan von Palembang, wenn anders, wie ich vermuthete, der stark beschnurrbartete Offizier wider ihn gedient, sich gefangen gegeben, wenn dieser Feind, ich meine die Dame, gegen ihn ausgezogen wäre. Für die Literatur ihres Vaterlandes schienen jedoch beide Neuvermählte gleich enthusiasmirt und die Nederlandsche Natre von Helmers, deren Titel ich aus dem Buch erschielte, zeugten für so guten, als patriotischen Geschmack. Die Glut und Innigkeit ihrer Empfindungen hinderte die junge Frau auch nicht, Butterbrod nebst Zubehör und Thee in reichlichem Maaße zu sich zu nehmen. Natürlich, die Leidenschaft und die Rheinluft zehrten gleich stark.

Das Mittagmal in der Kajüte gab meiner Phantasie eine andere Wendung und reichere Beschäftigungen. Ein geheimnißvoller Unbekannter, welcher über alle möglichen, persönlichen wie öffentlichen Ver-

hältnisse unterrichtet schien, welcher die Literatur und Politik aller Staaten traktirte, die Kellner zur Ordnung und Rüstigkeit zusammenfluchte und den Polizeikommissär der Kajüte spielte, gewährte uns viel Unterhaltung. Daneben der reiche Banquier E... aus Brüssel, einer der einflußreichsten Männer von der Partei der Liberalen, einst dem Hause Nassau sehr zugethan und nunmehr sehr in Leopolds Vertrauen, ohne in seinen Gefühlen von Verehrung für ersteres sich schwächen zu lassen, ward durch die Art und Weise, wie ich über seinen gegenwärtigen Souverän mich aussließ, zu lebhafter Theilnahme an dem Gespräche gezogen. Wir wurden trotz gewisser Meinungsverschiedenheiten recht gute Freunde und theilten uns mancherlei Aufschlüsse gegenseitig mit, nachdem wir ein Konkordat eingegangen hatten, einfach uns der Benennung „Leopold" zu bedienen, wogegen ich den „Prinzen", er den „König" für die Dauer der Zusammenreise suspendirte. Dieser Mann erwarb sich meine ganze Achtung und Neigung und wir vermuthen uns später wirklich ungern.

Zu den Hauptgenüssen des Tages kam die Bekanntschaft und Unterhaltung erst mit einer liebenswürdigen Dame aus Danzig, der Frau des Kaufmanns S... N... und diesem selbst, sodann mit der reichen, geistreichen und tüchtiggesinnten Frau des Banquier Ph... aus Hannover, so wie ihrer Tochter und deren Gatten, welche sämmtlich bis Mainz eingeschrieben waren. Diese Familien zusammen, als deren genauer Bekannter auch Herr E. sich anschloß, bildeten einen hübschen engeren Kreis und Mad. Ph... ward die Seele davon. Ich hatte mehr als einmal Gelegenheit, die vorzüglichen Eigenschaften dieser Dame zu bewundern. Alle Gegenstände des Tages und solche die auch nicht dazu gehörten, wurden auf das angenehmste erschöpft. Die Danziger und ich unterhielten sich in Koblenz noch bis spät in die Nacht, wiewohl ich mir vorgenommen hatte, diesmal, nach fünf Tagen wiederum zum erstenmal, recht auszuschlafen. Aber der Reiz des geistigen Verkehrs besiegte alle Lockungen der immer zudringlicheren mich mahnenden Schlummer- und Traumgötter. Der Abschied von dem jungen Ehepaar that mir ordentlich an. Nord- und Süddeutsches hatte sich freundlich ausgetauscht, und wenn ich stets ein begeisterter Anhänger unserer schwäbischen und rheinländischen Frauen schon von Haus aus geblieben bin, so muß ich gestehen, daß die gescheidten, feinen, sinnigen Nordländerinnen auf mich jederzeit eine eigenthümliche Anziehungskraft geäußert haben. Gerade die Vermischung der Züge, Eigenthümlichkeiten und Nuancen gibt dem gesellschaftlichen Leben den Hauptwerth, nicht

das Umschhaben des ewigen Einerlei und das Sichaufflösen in eine einzige Form des Fühlens, Denkens und Betrachtens. Alle deutschen Physiognomien von der Ost- und Nordsee bis zu den Alpen sind mir recht, jede in ihrer Art; nur gegen die plattdeutsche hege ich einigen Widerwillen.

Der nächste Morgen vereinigte mich mit den Freunden aus Hannover und Frankfurt wieder, nachdem Herr E. noch in den Pantoffeln mit dem Allerfrühesten sich beurlaubt. Einer der herrlichsten Tage des ganzen Sommers war angebrochen und vereinigte seine Pracht mit der des Wundergemäldes der Natur von Koblentz bis Mainz. Unsere kleine Kolonie blieb fast den ganzen Tag über auf dem Verdeck auf einem Flecke, da wo man die beste Aussicht genoß, und wir arbeiteten in Scherz und Ernst, in Vergangenheit und Gegenwart, in Prosa und Poesie eine Art lebendigen Kommentars des Gegend aus, welche das Dampfschiff stromaufwärts mit minderer Eile durchfuhr. Die schöne Lady, welche über die meisten Burgen sich theils von ihren Landsleuten, theils von Deutschen erklären ließ, kam vor Lachen nicht mehr zu sich, als man endlich auch zur Katze und zur Maus gelangt war. Diese Benennung däuchte ihr allerliebst. Die hehre Gestalt mit den antiken Formen und romantischen Gesichtszügen verkörperte mir bald diese, bald jene Reminiscenz aus der Geschichte der Fräulein von Shakespeare, W. Scott und Bulwer. Es gibt Stunden, wo ich nichts vor die Phantasie bringen kann, als eine Engländerin und wiederum andere, wo ich ihre Lords, Sirs und Dandys zum Teufel wünsche.

Gegen Mittag kam auch noch eine Familie aus Frankfurt an der Oder mit einigen freundlichen Mädchen von 14 — 16 Jahren, die man gleich als Genien bei einem mythologischen Melodram hätte verwenden können. Sie hatten so frische, klare, durchdringende Aeuglein mit schwarken, pechschwarzen, verderbendrohenden Wimpern, ohne das mindeste Bewußtsein von der allmählig darin sich bildenden Zaubergewalt, ferner, so keingesunde Zähne und Lippen von wahrer Rubinfarbe, daß ich Mad. Ph. meiner vielverehrten Mama ad interim von Zeit zu Zeit treulos wurde, um mich künstlerisch satt an diesen noch nicht völlig entknospeten Lieblichkeiten zu sehen. Die Fräulein spielten unaufhörlich mit Kindern, in ihrem Wesen noch selbst ganz Kinder, und wechselten in einer Viertelstunde wohl dreißigmal die Plätze. Es giebt nichts interessanteres, als solche Confirmanden oder Raumconfirmirte mit Manieren und Gebehrden von Schulmädeln, und mit Augen und Gedankenblitzen von Zwanzigerinnen; kurz mit jenen rührend-naiven Hors

d'oeuvres, durch welche die liebe Natur jeden Augenblick die Schneiderscheere der Civilisationsdressur feinpassirend zu Schanden macht.

Neben ihnen bewegte sich ein alter Baron aus Westphalen von ganz eigenthümlichem Zuschnitt, welcher durch Gestüne, Sprache, Sitten und Grimassen der Gesellschaft bald oben, bald unten viel Stoff zur Heiterkeit gewährte, mit allen Kellnern in Fehde lag, und als ein grimmiger Aristarch der Speisen und Getränke nicht selten sich unbestreitbare Verdienste um die Gesammtheit erwarb. Er ist jedoch, da er Jahr ein Jahr aus auf den Dampfschiffen zu reisen pflegt, so wohl bekannt, daß wir ihn nicht näher zu zeichnen brauchen. Als ehemaliger Freund des unsterblichen Ministers v. Stein, hatte er Ansprüche auf meine Achtung, und nachdem er athemlos und erschöpft von einem langen Streit wegen entzogener Erbherrn, sich auf eine Bank geworfen, gingen wir eine Reihe Scenen aus dem Leben des hochverdienten Staatsmannes durch. Geschichte und Politik traten nunmehr wieder an die Stelle der Aesthetik und Romantik. Mit einer Art Unmuth erblickte ich die Thürme von Maynz, vergoldet vom Roth der sinkenden Sonne. Denn nun schieden die fixen Gäste von Hannover, und die aus den beiden Frankfurt. Der schöne Tag war wie eine einzige lange Stunde vorübergegangen.

Die hübsche Wirthin im rheinischen Hof lag auch dießmal im Fenster; aber so sehr ich mich beeilt hatte, das Terrain zu gewinnen, und darüber eine Hutschachtel einbüßte, die mich die ganze Reise über genug geärgert hatte, so fand ich doch alle Winkel besetzt, und zwar zu Drittheilen wiederum — von Engländern, den unversöhnlichen Widersachern meiner meisten Reisen. Ich behalf mich mit einem Gasthofe zweiten Ranges und war glücklich genug, einen diplomatischen Freund aus Frankfurt daselbst zu treffen, welcher den Schweißbedeckten kaum mehr erkannte. Auch dießmal kam ich um den Schlaf, und müde und matt in das Dampfschiff nach Mannheim und Leopoldshafen.

So eben wollte ich der radikal zerrütteten Natur einige Ruhe gönnen und legte meinen Mantel zu einem bequemen Kopfpolster zusammen, als eine Dame aus Mannheim ein Gespräch anknüpfte, welches eine so humoristische Wendung nahm, daß Morpheus und sein Gefolge vor Neuem verscheucht entwichen. Das niedliche Bologneser-Hündchen, ihr getreuer Begleiter, machte so viel Capriolen und benahm sich so graziös und manierlich, — er hatte von der Kultur der Zeit geleckt — daß ich, obgleich in der Regel kein Liebhaber von vierbeinigen Sympathien, mich dennoch für seine ununterbrochenen Aufmerksamkeiten einiger-

maßen dankbar bezeigen mußte, um dem lieben Thiere keinen üblen Begriff von meiner socialen Bildung beizubringen. Ein sanfter, gütiger Blick aus dem Auge seiner Herrin belohnte meine Theilnahme an dem Schicksal des kleinen Knappen; abermals zwei Engländerinnen und darunter eine von vorzüglicher Schönheit, vollendeten die Unmöglichkeit der Ausführung des Schlafprojectes, besonders da sie die Grimassen, welche mit diesem Akt verbunden zu seyn pflegen, von Zeit zu Zeit zum Gegenstande der Besprechung machten. Es war aber, wie sie mir später versicherten, blos eine maskirte Verschwörung gewesen, um mich dem Gespräche zu erhalten. Die junge Dame Nr. 1 übersetzte lange aus Göthe und Jean Paul, und sie las und sprach das Deutsche mit einer feierlichen Aengstlichkeit, die ihr gar zu schön stand. Darauf gab sie die Geschichte ihrer Studien in unserer Literatur, ihres Kultus für Schiller, Göthe und den Bramanen vom Fichtelgebirg, einige Data aus ihrer Familie und dem Leben ihrer Freundinnen mit einer Unbefangenheit zum Besten, die mich, der ich die Engländer darin sehr zurückhaltend weiß, in Verwunderung setzte. Das Fräulein zeichnete sich durch die seelenvollste Güte, eine Reinheit des Sinnes, einen Reichthum und eine Schönheit des Gemüthes in vielen einzelnen Zügen aus, daß ich mich tiefer Rührung nicht erwehren konnte.

Die Schwester sekundirte treulich als Dinarsade die Scheherasade in Tausend und Eine Nacht. Die Mutter welche mit aller Behaglichkeit einer Brittin aus angesehenem Hause, auf dem Verdecke sich gelagert, war eine majestätische Frau, die man selbst noch hübsch nennen konnte. Sie ließ sich wie eine Fürstin bedienen; aber das schönste Verhältniß herrschte, so viel man aus einzelnen Erscheinungen wahrnehmen konnte, in dieser Familie. Die Augen der älteren Tochter schienen den Glanz des Tages oft zu verdunkeln; es lag eine himmlische Freundlichkeit darin, und alles theilte sich in die Bewunderung des geistigen Reizes, der daraus über das fein gebildete und durch die zartesten Linien des Ebenmaßes ausgezeichnete Gesicht sich verbreitete. So stellte ich mir stets Madline Bestor in Eugen Aram vor. Die andere mußte für Leonoren aushelfen.

Mit Mannheim ging die Unterhaltung für immer unter. Fast alles stieg hier aus und ich mußte mich mit einigen Rheinbaiern, welche theils gleichgültige, theils Siebenpfeiferisch unwirsche Gesichter zur Schau trugen, bis Speyer behelfen. Der Baron allein hielt mich noch einigermaßen aufrecht; aber das Gespräch war aufgezehrt wie der Vorrath des Traiteurs in der Kajüte. Der Rest des Tages sollte beinahe noch

Unglück bringen. Der Kapitän des Dampfschiffes wollte eine Stunde Zeit gewinnen, durch Erzwingung eines Durchschnitts, zwischen Speier und Leopoldshafen, wovon ich mich nicht überzeugen. Dieß ging aber nicht an, und schon die ein paar Tage zuvor gemachte Erfahrung, wo nämlich das Schiff beinahe gänzlich umgekehrt und die ganze Gesellschaft in komischen Situationen unter einander geschüttelt worden war, hätte ihn eines Bessern belehren sollen, daß man mit einem leicht beladenen Fahrzeuge, dessen Räder nicht recht eingreifen, den Versuch nicht wagen dürfe. Wohl fünfmal erneuerte man ihn gleichfalls ohne Erfolg. Die Aengstlichkeit der Schiffsleute, zumal des Steuermanns, ja zuletzt des Capitäns selbst, welcher seiner mitanwesenden Schwester Einiges in's Ohr raunte, erregte natürlich auch bei uns nicht geringe Besorgniß, und wir äußerten unseren Unwillen laut, daß man auf Kosten der Passagiere dergleichen Experimente sich erlaube.

Die junge Frau, welche ein Kind bei sich hatte, theilte mir alles, was sie vernommen, mit, und sohin auch die Möglichkeit, daß die Scene von drei Tagen sich erneuern und das Dampfschiff zerschellen oder der Kessel, dessen ganze Kraft man in Bewegung setzte, zerspringen könnte.

Wir hielten uns auf den äußersten Fall gefaßt; doch konnte ich nicht umhin, eine so unnütze und liederliche Todesart zum voraus zu beklagen, falls wir durch die malitiöse Brühe des Höllenkessels gesotten werden, oder in den Wellen zu Grunde gehen sollten.

Die Nacht brach immer dunkler ein und das Fahrzeug ging immer schlechter, da alle Kohlen in Folge der letzten Anstrengungen beinahe aufgebraucht waren. Der Leuchtthurm, welcher ein paar Stunden von Schröckh in der Regel bei Verspätungsfällen Dienste leisten muß, wollte noch immer nicht sich zeigen. Aber der gestirnte Himmel, wiewohl nicht hinreichend für den sichern Gang des Dampfschiffes, leuchtete zum mindesten wohlthuend und tröstend in unser Inneres hinein und bei dem letzten Glase Braunsberger und bei der letzten Cigarre von der Güte des Barons unterhielt ich mich mit dem hübschen Weibchen, deren Kind ich an mich drückte, als wäre es mein eigenes, ein langes Gespräch über Gott und Unsterblichkeit, Sterben und Wiedersehen. Wir waren gerade im besten Zuge und im Begriff, einen der stärksten Einwürfe, welche die Freigeisterei dem Glauben an das Jenseits entgegenzustellen pflegt, zu erörtern; als Leopoldshafen endlich sichtbar wurde und ein lebhaftes Hurrah ertönte.

Die Freude äußert ſich ungewöhnlich bei dem abgemüdeten und ängſtlichen Häuflein der Getreuen. Mitternacht war gerade angebrochen; mechaniſch ſchleppten wir uns und unſer Gepäck in den Eilwagen nach Karlsruhe. Nachdem ich mich überzeugt, daß der Koffer mit den Urkunden-Schätzen und Chroniken aus dem Haag ſicher aufgeladen, warf ich mich, nunmehr in der neunten durchwachten Nacht, unbedingt in die Arme des Traumgotts und eben ſo fiel ich gleichſam vor dem Bureau, wo der Wagen hielt, mechaniſch in die Arme des meiner harrenden Freundes. Hierauf, und nachdem gleichwohl noch einige Stunden verplaudert worden, erfolgte der längſte Schlaf ſeit zwanzig Jahren. Und hiemit ſcheide ich von dem Leſer, zufrieden, wenn er ſelber nicht ſchon lange vor dem Schluß dieſes kleinen, mit leichter Waſſerfarbe gemalten Reiſetableau's eingeſchlafen iſt.

die Effekten veranlaßte eine Scenenveränderung. Ich benützte das Interim, setzte mich in die gewordene Bresche zwischen zwei englischen Riesenbeinen und stieß sie mit dem Muthe und der Rücksichtslosigkeit der Verzweiflung aus einander und behauptete mich, mein konstitutionelles Recht in schlechten französischen Phrasen (denn für ein gutes Französisch war ich viel zu müde) darthuend, auf dem frisch atquirirten Platze. Nach einigen nutzlosen Protestationen gaben sich meine Gegner zur Ruhe. Aber das unvernünftige Schnarchen des einen Gentlemans brachte mich auch nach diesem Glückeswechsel um jede Aussicht auf einige Stunden Ruhe. Ich verfluchte laut und stark die Engländer, in ihrer Eigenschaft als Reisegefährten und zog es vor, des Regens ungeachtet, auf dem Verdecke herum zu spazieren.

Der kommende Morgen brachte mildere Witterung und Gefühle zugleich. Die Tyrannen der Nacht, mit ihrem teuflischen Gleichmuth, und ich wurden zuletzt recht gute Freunde, und wir rauchten einträchtig aus einer Cigarrenschachtel. Zwei Holländerinnen, von großem und angenehmem Körperbau, aber ganz eigenthümlichen Physiognomien und Gebehrden, bildeten meist fortan unser vis-à-vis. Ich erkannte in ihnen Schriftstellerinnen; denn sie schrieben unaufhörlich in die Tagebücher und genossen fast nichts von der freien Natur und der immer interessanteren Gegend. Sie schienen mir, aus Allem zu schließen, wenn es überhaupt gestattet ist, auf einem Dampfschiffe solide Schlüsse zu ziehen, auch Supernaturalistinnen zu seyn. Sie bewegten sich in immer gleichem Schritt und Tritt, wie Uhland's Soldat und sein guter Kamerad, aßen und tranken, sprachen und schwiegen immer zugleich, wie nach dem Takte, affekt- und leidenschaftlos wie es schien, und nur die rationalistischen Spöttereien des hie und da in ihren Kleidern höchst ungezogen wühlenden Windes, brachten sie einige Male aus der Fassung. Ich aber brummte von Zeit zu Zeit einem aus meiner Gesellschaft den Vers aus Macbeth zu: „Sahst du die Schicksalsschwestern?“

Wir erreichten endlich den Hafen der „heiligen Stadt Cöllen“ frühe genug, um gleich das nach Koblenz abfahrende preußische Dampfschiff noch besteigen zu können. Hier gab es ansehnlichen Zuwachs und zwar an interessanten Leuten.

Vor allen zog meine Blicke auf sich Admiral Napier, der Held vom Capo St. Vicente, welcher der kleinen Königin Maria da Gloria, meine Schutzbefohlne vom Jahr 1827 und 1828, zum Throne von

welchem zuweilen eine Entscheidung hinreicht, das ganze Reich zu erschüttern.

In den ersten Jahrhunderten ihrer Herrschaft kannten die Califen kein anderes geschriebenes Gesetz, als den Koran. Einige Doctoren fügten demselben die Sammlung der Gesetze des Propheten bei, das heißt sie entwarfen einen Codex der Aeußerungen, Grundsätze und Rathschläge Muhammeds. Zu den legislatorischen Werken zählte man allmälig auch die Sammlung der apostolischen Gesetze, welche die Bemerkungen und Entscheidungen der Apostel und ersten Schüler des Propheten enthielt; ferner die Sammlung der canonischen Entscheidungen, zusammengestellt von den Imams mudjtehids, oder den Auslegern der ersten Jahrhunderte. Da jedoch diese verschiedenen Gesetzbücher zu bändereich waren, um mit Erfolg studirt zu werden, und da sie die Praxis eher verwirrten als aufklärten, so unternahm es ein berühmter Rechtsgelehrter, Molla-Kusrew im Jahr 1470 (875 der Hedschra), dieselben in ein Gesetzbuch umzuarbeiten, das er die Perle (Durer) nannte. Gleichwohl wurden nicht alle wichtigen Punkte von dem Molla mit gleicher Vollkommenheit behandelt, weshalb Scheik-Ibrahim-Halebi, ein anderer Doctor der Ulema's, das Werk seines Vorgängers umarbeitete, wobei er vollständiger und genauer zu Werke ging, und seiner Arbeit den pomphaften Titel Multeka-Ul-Ubhur, oder Zusammenfluß der Meere gab. Dieses Gesetzbuch erhielt den Vorzug. Noch heutzutage gilt es in allen muhammedanischen Ländern als Autorität.

Auch die Sammlung der Fethwas, oder Entscheidungen der vorzüglichsten Mufti's werden von den türkischen Richtern zu Rathe gezogen. Diese Fethwas, deren auch in neuester Zeit Erwähnung geschah, sind einfache Rechtsfragen, auf welche eben so einfach mit Ja oder Nein geantwortet wird, gewisse Fälle ausgenommen, welche eine längere Entwicklung erfordern. Sonach bilden der Koran, das Gesetzbuch Multeka und die Sammlung der Fethwas das ganze corpus juris des Orients.

Wir wenden uns zuvörderst zu dem Stande der Ulema's oder Gesetzkundigen.

Dieser Stand ist der erste im Staate. Sein Einfluß hält dem des Sultans das Gleichgewicht, der, ohne jenen Stand zu Rathe zu ziehen, es nicht wagen darf, die geringste Aenderung im Reiche einzuführen. Man wird sich erinnern, mit welcher Schonung Sultan Mahmud

rücksichtlich dieses Standes zu Werke gehen mußte, als er im Jahr 1826 die Vertilgung der Janitscharen beschloß. In neuester Zeit brachte der Tadel eines Ulema's bei Gelegenheit der Aufstellung der Bildnisse des Sultans in den Casernen Constantinopels beinahe eine Revolution zum Ausbruche. Die ganze Zukunft der von Mahmud bis auf den heutigen Tag so kraftvoll fortgesetzten Reform hängt einzig und allein von der zugesagten oder verweigerten Mithülfe dieses mächtigen Standes ab. Man begreift den unermeßlichen Einfluß, den derselbe ausübt, wenn man bedenkt, daß er die bürgerliche und religiöse Gesetzgebung in seinen Händen hält. Zwar bilden Geistliche und Richter zwei verschiedene Unterabtheilungen, aber sie gehorchen einem und demselben Oberhaupte: dem Mufti; überdieß steht den obrigkeitlichen Personen das Recht zu, die priesterlichen Verrichtungen zu versehen, so oft sie es für passend erachten, und unter allen Umständen haben sie in der religiösen Hierarchie den Vorrang vor den Dienern des Cultus.

Weder die erstern, noch die letztern brauchen ein Gelübde zu leisten. Gleich andern Moslims können sie sich verheirathen, und Reichthümer erwerben. Sie entrichten weder eine Steuer, noch sind sie jenen willkührlichen Vermögenseinziehungen unterworfen, denen die höchsten Standespersonen im Reiche ausgesetzt sind.

Junge Leute, welche sich dieser ehrenvollen Laufbahn widmen, treten in die Medusseen, oder Collegien der Moschеen, wo sie die Rechte und die Theologie studiren. Zehn Classen sind es, welche sie zu durchlaufen haben, nämlich der Gramatik, der Syntax und der Logik, der Moral, der Allegorien, der Theologie, der Philosophie, der Jurisprudenz, der Erläuterungen des Korans, und der mündlichen Gesetze des Propheten. Die Zöglinge führen den Namen Softa. Die arabische, persische und türkische Sprache gehören gleichfalls in das Programm ihrer Studien. Seit einigen Jahren verlangt man auch einen Cursus der Mathematik und das Studium einiger neuen europäischen Sprachen von ihnen. Wenn ein Softa aus dem Medusse austritt, steht ihm die Wahl zwischen der gerichtlichen oder geistlichen Laufbahn frei. Das Diplom, welches ihm der Mufti nach vorgenommener Prüfung ausstellt, gibt ihm den Titel eines Mutazims (Aspiranten). Jeder Mutazim kann verlangen, daß man ihn mit dem Titel eines Naib (Substituten) in eine kleinere Stadt oder in einen Canton schickt. Anerkannte Kenntnisse oder Fähigkeiten erwerben ihm das Amt eines Cadi's oder gewöhnlichen Richters in einer der minder bedeutenden Städte.

Das Gerichtszimmer des Naibs oder Cadis ist das ganze Jahr hindurch Morgens und Abends geöffnet, außer während der Tage des Bayramfestes. Diese obrigkeitlichen Personen entscheiden, gleich den übrigen Molla's, in letzter Instanz sowohl über bürgerliche als Criminalverbrechen. Dergleichen erkennen sie über Angelegenheiten, welche auf das Dogma, die Moral und geistliche Vorschriften Bezug haben. Ein einziger Schreiber ist ihnen zugegeben; das Urtheil wird in voller Sitzung nach Anhörung der Zeugen und der Parteien gefällt. Das Amt eines Muderis, oder Professors an dem Medusse kann erst nach sieben neuen Studienjahren und einer neuen Prüfung in Gegenwart des Mufti's erworben werden.

Richterstellen des zweiten Ranges werden den Muderis oder den Cadis nach dem Rechte des Dienstalters bewilligt. Jedes dieser Aemter kann nur ein Jahr lang versehen werden. Auf Erreichung dieser nicht sehr einträglichen, aber ehrenvollen und gewissen Stelle beschränkt sich der Ehrgeiz der meisten Ulema's. Nur wenige erreichen höhere Aemter, weil diese nur nach Gunst, oder einem außerordentlichen Verdienste verliehen werden. Die Molla's von Mecka, Medina, Adrianopel, Brusa, Galata, Scutari, Smyrna und einigen anderen großen Städten haben Aussicht, zur Würde eines Istambul-Kadissy (gewöhnlichen Richters von Constantinopel) zu gelangen. Dieser Richter, dem zugleich das Municipalwesen anvertraut ist, führt die allgemeine Aufsicht über den Handel und die Vorräthe der Hauptstadt. Drei Substituten sind ihm beigeordnet, und in der gerichtlichen Hierarchie hat er den Rang neben den Cadiaskers von Rumili und Anatol, den beiden ersten Magistratspersonen des Reiches. Alle obrigkeitlichen Personen von dem Naib bis zum Cadiasker vereinigen das Amt des Notars mit demjenigen des Richters. Es erhellt hieraus, daß das Personal der Verwaltung so sehr als möglich beschränkt ist. Auf gleiche Weise verhält es sich auch mit den übrigen Regierungszweigen, so daß zwanzig Beamte für das Bedürfniß eines ganzen Ministeriums hinreichen. Daher werden alle Geschäfte ohne Verzögerung erledigt.

Der Scheik-ul-Islam oder Mufti der Hauptstadt ist das oberste Haupt der Ulema's. Sowohl die Magistratspersonen als die Geistlichkeit stehen unter ihm. Das Studium der Gesetze und ihre Auslegung ist eigentlich sein einziges Amt. Bei gewissen Gelegenheiten vollzieht er jedoch auch priesterliche Verrichtungen. So umgürtet er z. B. unter Mithilfe des Großwesirs und des Oberhaupts der Emirs den neuen

Sultan mit dem Säbel Osmans; eine Ceremonie, welche gleichbedeutend mit der Salbung der christlichen Monarchen ist. Bei dem Tode eines Sultans hält er die Leichengebete. Die Minister, selbst den Großwessier nicht ausgenommen, sind ihm ehrfurchtsvolle Besuche schuldig. Sogar der Sultan verfügt sich zuweilen zu ihm, und gibt ihm bei allen Veranlassungen Beweise seiner Achtung und seines Wohlwollens. Bei öffentlichen Feierlichkeiten hat der Mufti den Rang neben dem Großwessier.

In außerordentlichen Gewissensfällen ist es üblich, daß der Sultan, ein Minister oder selbst eine einfache Privatperson eine schwer zu lösende Frage der Entscheidung des Mufti's vorlegen. Dieser antwortet mit eigener Hand auf die Eingabe, und diese Antworten oder Entscheidungen nennt man Fethwas. Oft beendigen sie langwierige Prozesse. Die Richter fordern die Parteien selbst auf, dieses Mittel zu ergreifen. Die Fethwas werden stets nach der Ansicht hingeschiedener Muftis erlassen, die gewissermaßen Gesetzeskraft hat. Waltet ein Zweifel ob, so muß der Mufti die vorzüglichsten Ulemas versammeln, und diesen den Fall zur Entscheidung vortragen; andernfalls würde er große Unzufriedenheit erregen und vielleicht sogar seine Autorität von dem Volke verkannt sehen. Als Sultan Achmed III. den Bücherdruck in seinen Staaten einzuführen beabsichtigte, ergriff er dieses Mittel, um die Unzufriedenheit zu ersticken, welche schon den Verdacht einer Neuerung rege gemacht hatte. Die Art der dem Mufti vorgelegten Frage, so wie die Antwort waren folgende:

Frage. „Wenn Zeid sich anheischig macht, die Schriftzüge geschriebener Bücher nachzuahmen, indem er Schriften gießen und die Bücher ganz übereinstimmend mit den Handschriften drucken läßt, kann man ihn gesetzlich zu dieser Unternehmung ermächtigen?"

Antwort. „Sobald eine in der Buchdruckerkunst erfahrene Person das Talent besitzt, Buchstaben zu gießen, zum Drucke genauer und correcter Manuscripte; sobald seine Unternehmung große Vortheile darbietet, als z. B. Schnelligkeit des Arbeitens, Leichtigkeit, sich eine große Anzahl Exemplare zu verschaffen, und niederen Preis; sobald man ferner einige in der Literatur wohlerfahrene Männer zur Correctur der Probebogen anstellt, so kann man nicht umhin, den Buchdrucker in seiner

„Unternehmung zu unterstützen, welche zu den schönsten und „lobenswerthesten gehört.“

Erst nachdem Mahmud dieses Fethwa erhalten hatte, und nachdem es von den ersten Ulemas gebilligt worden war, wagte er sein Vorhaben auszuführen.

Die Muftis der Provinzen, Rechtsgelehrte, welche der Mufti zu Constantinopel ernennt, ertheilen gleichfalls Fethwas, welche jedoch nicht die Autorität haben, wie die des Scheik-Ul-Islam; sie sind sogar genöthigt, unter das canonische Buch zu citiren, aus welchem sie ihre Meinung geschöpft haben. Die Muftis der Provinzen werden auf Lebenszeit ernannt, sie stehen jedoch dem Range nach unter den Wolkas und Cadis.

Wir haben hier ein gedrängtes Bild der unter den Ulemas eingeführten Hierarchie gegeben. Diejenigen, welche den höhern Classen dieses Standes angehören, sind in der Regel Männer von seltenen Kenntnissen. Beinahe alle Gelehrte, Geschichtschreiber und berühmte Gesetzkundige haben irgend ein Amt im Stande der Ulemas versehen. Die Richter der niedern Classen, wie die Naibs und Cadis der Flecken und kleinern Städte missbrauchen zwar allerdings hie und da ihre Gewalt und verkaufen die Gerechtigkeit um baares Geld; allein die von Sultan Mahmud begonnene Reform wird sich bald auch auf diese Vergehen ausdehnen und sie eben so gut vertilgen, wie die finanziellen Betrügereien und Plünderein der Paschas.

Nicht allein als Haupt der politischen Hierarchie hat der Sultan das Recht, sich in die Angelegenheiten der Ulemas zu mischen; sein Titel als Calif bezeichnet die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt in seiner Hand. Die Sultane von Constantinopel sind nicht nur die Erweiterer und unumschränkten Gebieter ihres Reichs, sondern auch die höchsten Imams, und die Erben von Muhammeds Pontificat. Die ihrer Herrschaft entrückten muhammedanischen Länder erkennen nichtsdestoweniger fortwährend in ihnen ihre geistlichen Oberhäupter, trotz des Spruches des Propheten: „Wer stirbt, ohne den Imam seiner Zeit anzuerkennen, der ist als Ungläubiger gestorben.“ Unsere politischen Zeitungsschreiber, welche vorschlugen, an Sultan Mahmuds Stelle den Pascha von Egypten auf den Thron von Constantinopel zu setzen, dachten schwerlich daran, daß sie etwas Unsinniges verlangten. Der letzte Moslim würde lieber mit den Waffen in der Hand zu Grunde gehen, als daß er in eine solche Gottlosigkeit willigte. Uebrigens ist das

Unglück bringen. Der Kapitän des Dampfschiffes wollte eine Stunde Zeit gewinnen, durch Erzwingung eines Durchschnitts, zwischen Speier und Leopoldshafen, wenn ich mich nicht irre. Dieß ging aber nicht an, und schon die ein paar Tage zuvor gemachte Erfahrung, wo nämlich das Schiff beinahe gänzlich umgekehrt und die ganze Gesellschaft in komischen Situationen unter einander geschüttelt worden war, hätte ihn eines Bessern belehren sollen, daß man mit einem leicht beladenen Fahrzeuge, dessen Räder nicht recht eingreifen, den Versuch nicht wagen dürfe. Wohl fünfmal erneuerte man ihn gleichfalls ohne Erfolg. Die Aengstlichkeit der Schiffsleute, zumal des Steuermanns, ja zuletzt des Capitäns selbst, welcher seiner mitanwesenden Schwester Einiges in's Ohr raunte, erzeugte natürlich auch bei uns nicht geringe Besorgniß, und wir äußerten unseren Unwillen laut, daß man auf Kosten der Passagiere dergleichen Experimente sich erlaube.

Die junge Frau, welche ein Kind bei sich hatte, theilte mir alles, was sie vernommen, mit, und sohin auch die Möglichkeit, daß die Scene von drei Tagen sich erneuern und das Dampfschiff zerschellen oder der Kessel, dessen ganze Kraft man in Bewegung setzte, zerspringen könnte.

Wir hielten uns auf den äußersten Fall gefaßt; doch konnte ich nicht umhin, eine so unnütze und lüderliche Todesart zum voraus zu beklagen, falls wir durch die malitiöse Brühe des Höllenkessels gesotten werden, oder in den Wellen zu Grunde gehen sollten.

Die Nacht brach immer dunkler ein und das Fahrzeug ging immer schlechter, da alle Kohlen in Folge der letzten Anstrengungen beinahe aufgebraucht waren. Der Leuchtthurm, welcher ein paar Stunden von Schröckh in der Regel bei Verspättungsfällen Dienste leisten muß, wollte noch immer nicht sich zeigen. Aber der gestirnte Himmel, wiewohl nicht hinreichend für den sichern Gang des Dampfschiffes, leuchtete zum mindesten wohlthuend und tröstend in unser Inneres hinein und bei dem letzten Glase Braunsberger und bei der letzten Cigarre von der Güte des Barons unterhielt ich mich mit dem hübschen Weibchen, deren Kind ich an mich drückte, als wäre es mein eigenes, ein langes Gespräch über Gott und Unsterblichkeit, Sterben und Wiedersehen. Wir waren gerade im besten Zuge und im Begriff, einen der stärksten Einwürfe, welche die Freigeisterei dem Glauben an das Jenseits entgegenzustellen pflegt, zu erörtern; als Leopoldshafen endlich sichtbar wurde und ein lebhaftes Hurrah ertönte.

sämmtlich wieder mit dem Mufti in Abrechnung stehen. Keiner von Allen erhält irgend etwas vom Staate, vielmehr besolden sie sich gegenseitig selbst. Dieses System hat zwar eine Menge Mißbräuche im Gefolge, gewährt aber auf der andern Seite den Vortheil, die Regierung von jenem Heere von Beamten frei zu halten, welche in civilisirten Ländern die Hälfte des öffentlichen Einkommens verschlingen, unter dem Vorwande, ein Viertel desselben zu ersparen.

Der Verlauf von den türkischen Tribunalen ist höchst einfach. Die Urtheile geschehen durch einen Zwischenspruch. Wenn die Parteien nicht in Person ihre Sache führen, ist es ihren Bevollmächtigten ausdrücklich verboten, ihrer Beredsamkeit freien Lauf zu lassen. Sind die Gründe für und wider vorgebracht, so kommen die Beweise durch Zeugen und den Eid. Nach der Meinung des Califen Omar ist der Zeugenbeweis religiöser und bündiger, als der Eid. Der Richter muß die Aussage zweier für rechtlich anerkannten Zeugen verlangen; diese werden einzeln in Gegenwart der Gegenpartei befragt, und müssen bestätigen, daß diese oder jene Handlung sich in ihrer Gegenwart zugetragen hat. Die geringste Verschiedenheit in ihren Aussagen entkräftet die Zeugenangabe.

Gegen die Urtheile findet kein Recurs statt, sie werden daher sogleich vollzogen. Nur wenn das Urtheil dem Geist des Gesetzes zuwider wäre, könnte der Sachwalter seine Angelegenheit unter einer andern Form vor einen der Cadiaskers bringen. Wenn es sich um das Leben eines Menschen handelt, kann der Pascha der Provinz, oder jeder andere, dem die öffentliche Gewalt übertragen ist, die Strafe mildern. Die berühmte Ketzerei des Cabiz-Efendi unter Sultan Selims I. Regierung giebt das Beispiel eines zweiten Prozesses, nachdem das Urtheil des ersten cassirt war. Uebrigens handelte es sich nicht um das Urtheil eines einfachen Naibs, sondern um eine Rechtssache, welche durch zwei der ersten Magistrate des Reiches geführt worden war. Bei dieser Gelegenheit war die Entscheidung des Sultans selbst, als geistlichen und weltlichen Oberhauptes der Osmanen, nöthig.

Cabiz-Efendi, einer der gelehrtesten Ulema's seiner Zeit, stellte öffentlich die Behauptung auf, daß er Jesus Christus höher schätze, als Muhammed, und daß das Evangelium eine schönere Moral enthalte, als der Koran. Wegen dieser Thatsache ward er verhaftet, vor den Diwan des Seralls gestellt, und die beiden Cadiaskers von Rumili und Anatol schickten sich an, ihn in Gegenwart des Großwesiers zu widerlegen.

Unglücklicher Weise war ihr Wissen weit unter dem des Angeklagten. Nur durch Gunst hatten sie sich bis zu ihren hohen Aemtern aufgeschwungen. Die von dem Ketzer aus den heiligen Büchern ausgezogenen unzähligen Stellen, die er zu Gunsten seiner Lehre für falsch erklärte, konnten sie nicht verläugnen. Unfähig ihn zu widerlegen, überhäuften ihn die Cadiaskers mit Schimpfworten und Verwünschungen, und verdammten ihn zum Tode, ohne ihr Urtheil weiter zu begründen. Solches Benehmen empörte die Ulema's. Der Sultan entschied, der Prozeß solle von Neuem eingeleitet, und durch den Mufti und den Richter von Constantinopel (Istambul Cadissi) geführt werden. Cabiz-Efendi behauptete seinen Satz mit gleichem Feuer und Talent. Allein seine neuen Richter widerlegten einen Artikel seiner ketzerischen Lehre um den andern, und stellten ihre Citate den seinigen entgegen. Nachdem sie ihn seiner Verbrechen und seiner Irrthümer überführt hatten, stellten sie ihm frei zum Islamismus zurückzukehren, und sein Glaubensbekenntniß zu erneuern, was er verweigerte; er ward daher verurtheilt, und noch in derselben Stunde vor dem versammelten Diwan hingerichtet.

Uebrigens muß bemerkt werden, daß solche Fälle einer feierlichen Revision äußerst selten sind. Die Ehrfurcht der Muhammedaner vor den Entscheidungen ihrer Obrigkeit ist so groß, daß, wofern diese auch ungerecht sind, sie sich dennoch ohne Murren denselben unterwerfen, nach dem Grundsatze, der sie in dieser Hinsicht sehr richtig bezeichnet: „Ein „durch den Säbel der Gerechtigkeit abgehauener Finger verursacht kei„nen Schmerz.“ Würde indessen nachgewiesen, daß der Richter wissentlich ein ungerechtes Urtheil gefällt hat, das in offenem Widerspruch mit den unveränderlichen Verfügungen des Gesetzes steht, so hat derjenige, welchem die öffentliche Gewalt anvertraut ist, das Recht, die ganze Procedur zu vernichten, der ungerechte Richter aber würde abgesetzt und zum Schadenersatz angehalten werden. Die Absetzung ist nur dann unumgänglich nöthig, wenn das Urtheil über ein Criminalverbrechen gefällt und vollzogen wurde.

Wir haben oben gesehen, daß die gerichtliche Zeugenaussage (Schehadet) nach der Meinung des Califen Omar der heiligste und erste Beweis in den Augen des Gesetzes ist. Die Bestätigung zweier Zeugen gilt sogar mehr als schriftliche Beweise. Daher geschieht der Handel bei den Muhammedanern selten mittelst unterschriebener Quittungen. Eine Erklärung von Zeugen würde die in den Händen des Gläubigers befindlichen Papiere wirkungslos machen. Zwar sagt Muhammed an einer gewissen

Stelle: „Habs Zeugniß von der Wahrheit, aber nur wenn die That„sache unsrem Auge so klar erscheint, als die Sonne.“ Nichtsdestoweniger ist das Handwerk falscher Zeugen in den türkischen Staaten über alle Gebühr verbreitet und cultivirt. In jeder Stadt finden sich Leute, welche sich kein Gewissen daraus machen, zu jeder Stunde und für jeden Beliebigen unter der Bedingung einer Belohnung als Zeugen aufzutreten. Häufig werden vor den Tribunalen Verbrechen solcher Art verhandelt, welche dem Scharfsinn der Richter ein weites Feld eröffnen. Um unsern Lesern die seltsamen Mißbräuche näher zu bezeichnen, welche zuweilen aus diesem Schehadet hervorgehen, wollen wir in möglichster Kürze die näheren Umstände eines Prozesses erzählen, der im August 1836 vor dem Cadi von Brusa verhandelt wurde.

Ein alter Handelsmann von Haleb, Namens Hadji Mehemet, ward, nachdem er einige Geschäfte in Constantinopel beendigt hatte, daselbst gefährlich krank. Die Aerzte riethen ihm, vor seiner Rückreise die warmen Bäder des Berges Olymp zu brauchen. Sobald er sich daher zur Ertragung der kleinen Reise fähig fühlte, begab er sich nach Brusa. Die berühmten Bäder der alten Hauptstadt Bythiniens waren von so wunderbarem Einflusse auf die Gesundheit des Greises, daß er den Rest seiner Lebenstage in diesem Lande hinzubringen beschloß. Er kaufte ein Haus für sich und seine Frau, richtete es aufs Beste ein und nahm einige Dirnen in Sold. Die Neuangelangten machten sich bald in der Stadt durch zahlreiche Almosen, welche sie unter die Armen vertheilten, so wie durch ihren Eifer in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten bekannt. Die Männer rühmten die tiefen Kenntnisse, den ruhigen und sanften Charakter Hadji-Mehemets; die Frauen sprachen mit Begeisterung von Hafza's Geist und Schönheit. Obgleich der Mann gegen 60 Jahre und die Frau kaum 18 zählte, liebten sie sich dennoch trotz dieser Verschiedenheit des Alters zärtlich.

Sie wohnten etwa ein halbes Jahr zu Brusa, als eine verschleierte Frau zu dem Cadi kam, den sie ohne Zeugen zu sprechen wünschte. Als sich diese Frau mit dem Cadi in dem Audienzsaal allein befand, sagte sie ihm unter einem Strom von Thränen: „Ich bin Hafza, die Frau Hadji-Mehemets, des Kaufmanns aus Syrien, der sich erst kürzlich in dieser Stadt niedergelassen hat. Ich komme, Dich um Schutz und Gerechtigkeit anzuflehen.

Der Cadi beruhigte sie, so gut er es vermochte, versprach ihr seinen Beistand, und bat sie, ihm den Gegenstand ihres Kummers mitzu-

theilen. Die ſchöne Araberin gab an, ſeit einem Monat könne ſie, um ins Bad oder auf den Spaziergang zu gehen, nicht den Fuß aus ihrem Hauſe zu ſetzen, ohne von einem Manne angeſprochen zu werden, der ſie mit ſeinen dringenden Liebeserklärungen verfolge. Als ehrbare, wohlerzogene Frau habe ſie ſich anfangs geſtellt, als nehme ſie keine Rückſicht auf dieſe Zudringlichkeiten, allein bald ſey die Verfolgung dergeſtalt unerträglich geworden, daß Hafza ſich eines Tages plötzlich gegen den Unverſchämten gewendet, und ihm das Schimpfliche ſeines Benehmens vorgeſtellt habe, worauf die Vorübergehenden ſich gegen den Urheber dieſes Auftritts zuſammengerottet, und ihn unter lauten Verwünſchungen verfolgt hätten. Während er die Flucht ergriffen, habe er ihr leiſe zugeflüſtert, ſie werde dieſen ihm angethanen Schimpf bereuen.

Hafza bat den Richter, jenem Manne, deſſen Namen ſie bei jener Scene durch einen der Zuſchauer erfahren hatte, die geeigneten Vorſtellungen zu machen. Der Cadi entließ die Klägerin mit dem Verſprechen, ihre Angelegenheit ohne Aufſehen zu beendigen, und beſchäftigte ſich hierauf mit der Citirung des Angeklagten. Sein Schreiber hatte noch nicht die erſten Zeilen der gerichtlichen Vorladung zu Papiere gebracht, als der Inculpat eintrat, gleichfalls in Thränen zerfloß, ſich dem Cadi zu Füßen warf, und ihn um Schutz und Gerechtigkeit flehte, wie Hafza kurz zuvor gethan hatte. Der Cadi drang in Suleyman-Oglu, ſich zu erklären, worauf dieſer folgendes angab: „Familienangelegenheiten, eine Erbſchaftsſache führten mich vor zwei Jahren nach Damask. Der Zufall zeigte mir dort eines Tages hinter einem Palmengebüſche ein junges eingeſchlafenes Mädchen, deſſen von dem Winde verſchobener Schleier ihr edles reizendes Angeſicht der Luft preisgab. Lange ſtand ich in ihre Anſchauung verloren, dann deckte ich den Schleier wieder über ihr Geſicht, damit die Sonne die Friſche ihrer Farbe nicht beſchädige. Sie erwachte, dankte mir freundlich für meine Bemühung, und verließ mich, nachdem ſie mir verſprochen hatte, am folgenden Tage auf derſelben Stelle wieder zu erſcheinen. Dieſer Zuſammenkunft folgten mehre andere, aus welchen ſich ein inniges Verhältniß zwiſchen dem jungen Mädchen und mir entſpann. Die Triebe, welche wir gegenſeitig für einander fühlten, gaben uns den Gedanken ein, dieſelbe durch eine rechtmäßige Heirath zu feſſeln. Wir begaben uns zu dem Richter des Orts. Da meine Frau — wenigſtens verſicherte ſie mich deſſen, — und ich, keine Verwandten hatten, ſo war unſere Vereinigung bald vollzogen. Aber ach! den Tag nach unſerer Verbindung verſchwand meine

Frau plötzlich, ohne daß es mir möglich war, ausfindig zu machen, was aus ihr geworden. Denke Dir mein Staunen, als ich endlich, nachdem ich sie zwei volle Jahre beweint hatte, plötzlich hier, in Deiner, mein angebetetes Weib, meine Hafza wieder finde, welche ohne Zweifel die Künste irgend eines Zauberers mir geraubt hatten. Du wollest nun, o Cadi, in Folge dieser meiner Erklärung, Hafza vor Dein Gericht fordern und ihr aufgeben, der zweiten, unrechtmäßigen Heirath, welche sie seit ihrem Verschwinden eingegangen haben soll, unverzüglich zu entsagen. Ich habe zwei Zeugen bei mir, welche bekräftigen werden, daß Hafza meine rechtmäßige Frau ist."

In Folge dieser sonderbaren Erklärung wurden sowohl die Parteien als die Zeugen vor das Tribunal des Cadis geladen.

Der ehrwürdige Hadji-Mehemet setzte auseinander, er habe Hafza seit ihrer Kindheit nicht verlassen; weder er, noch seine Frau hätten sich je einen Tag von den Minarets ihrer Geburtsstadt entfernt, außer bei ihrer großen Reise nach Constantinopel; weder er, noch sie hätten je einen Fuß in die Stadt Damask gesetzt; der Kläger, welcher eine Heirath vor ihm (Hadji) mit Hafza geschlossen zu haben vorgebe, mache sich vor Gott und Menschen einer großen Lüge schuldig, er möge die unvermeidliche Schande bedenken, welche diese niederträchtige Aussage für ihn haben müsse. Die junge Frau bestätigte durch Thränen und Ausrufungen die Worte ihres Mannes.

Sofort ergriff Suleyman-Oglu das Wort. Er erklärte, das seltsame Benehmen seiner Frau könne er nur den höllischen Zauberkünsten des Greises von Haleb zuschreiben, wofern nicht die Hoffnung, das große Vermögen Hadji-Mehemets zu erben, ihr diesen Plan, den sie mit so großer Kühnheit ausgeführt, eingegeben habe. Er wendete hierauf Bitten und Drohungen an, um Hafza zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Alles dieß hatte jedoch nur dieselben Ablängnungen des Greises und seiner jungen Frau zur Folge. Endlich berief sich Suleyman-Oglu auf die Anwendung des Gesetzes des Schehadet und forderte den Richter auf, zur Untersuchung und Anhörung seiner Zeugen zu schreiten.

Der Cadi nahm die Zeugen nach der Vorschrift des Malteka einzeln und abgesondert vor. Beide bestätigten, daß sie volljährig, Muhammedaner, frei und von untadelhaftem Wandel, daß sie weder Musikanten, noch Possenreisser seyen. Niemand widersprach ihnen, weil man sie nicht kannte. Die Gültigkeit ihrer Aussagen ward daher von dem Richter zugegeben. Jeder der beiden Zeugen erklärte sofort, er habe

der Hochzeitfeier zwischen Hafza und Suleyman-Ogln beigewohnt; die Vermählung sey von dem Cadi von Damask vollzogen worden. Ihre Aussagen stimmten vollkommen hinsichtlich des Tages und der Stunden jener Feier, bis auf die kleinsten Umstände des Anzuges der beiden Vermählten überein.

Ein schmerzlicher Seufzer entschlüpfte Hafza, als sie diese Angaben hörte. Hadji-Mehemet senkte traurig das Haupt. Suleyman-Ogln begann nunmehr eine bis auf das kleinste Detail eingehende Beschreibung der Gesichtszüge der jungen Frau, obgleich der Schleier dieselben verbarg. Er beschwor den Cadi, sich selbst von der Wahrheit dieser Aussagen zu überzeugen. Auf des Richters Befehl hob Hafza den Schleier, und das von Suleyman entworfene Bild stellte sich vollkommen getroffen dar.

Der Kläger hielt jetzt seine Sache für gewonnen und bestand darauf, daß das Urtheil unverzüglich gefällt werde. Dieser Fall einer doppelten Heirath ist durch die muhammedanische Gesetzgebung vorgesehen; es entscheidet, daß dem ersten Manne das Recht zusteht, seine Frau wieder zu sich zu nehmen. Dieses Gesetz stammt von Hanefi her, der für den möglichen Fall, daß eine gewissenhafte Frau fälschlicherweise einem vorgeblichen ersten Manne zugesprochen wird, ihr mit den Worten Ali's antwortet: „Ziehe hin in Frieden, Weib; die gerichtliche Aus„sage dieser beiden Zeugen hat dich auf rechtmäßige Weise mit diesem „Manne vereint.“

Jedes der Anwesenden sah mit Ungeduld dem Ergebniß dieses sonderbaren Proceſſes entgegen. Der Cadi, tief eingedrungen in den Geist der Gesetze, und in noch höherem Grade fähig, in der Seele der Schuldigen zu lesen, verharrte einige Minuten unbeweglich und wie versunken in seinen Betrachtungen. Endlich richtete er sein Auge auf die Anwesenden, und befahl den Parteien, sich morgen um dieselbe Stunde wieder vor seinem Richterstuhle einzufinden, um das Urtheil zu vernehmen.

Die Menge begab sich hinweg; nur Hadji-Mehemet und Hafza mußten auf Befehl des Cadi's bleiben.

Am folgenden Tage war der Zudrang, wie man sich denken kann, außerordentlich. Suleyman-Ogln und die Zeugen strahlten vor Freude. Der Richter begann damit, daß er den Zeugen erklärte, sie könnten, ohne daß es ihnen Nachtheil brächte, ihre Aussagen zurücknehmen und dadurch die ganze Prozedur aufheben; sie beharrten in ihren Angaben.

Hierauf las er ihnen das Geſetz vor, das falſche Zeugen (Schahidzur) mit Infamie belegt, ihnen 40 Hiebe auf den Rücken und das Geſicht durch Henkershand zuerkennt, und ſie verkehrt auf einem Eſel ſitzend durch die Stadt zu führen befiehlt, überdieß ſie zum vollſtändigen Schaden-Erſatz verurtheilt. Die Zeugen nahmen keine Rückſicht hierauf, und beharrten auf ihren Angaben.

Jetzt wendete ſich der Cadi zu dem Kläger mit der Frage: „Beſtehſt auch Du darauf, die Heirath mit dieſer Frau auf rechtmäßige „Weiſe gefeiert und vollzogen zu haben? — Bedenke wohl, was Du „zur Antwort gibſt!“

Suleyman-Oglu zögerte nicht, ſeine Behauptung zu wiederholen.

„So erkläre ich denn, fuhr der Cadi fort, daß Deine Anklage falſch iſt, und daß dieſe beiden Männer falſches Zeugniß abgelegt haben; denn Hafza iſt die Tochter und nicht die Frau Hadji-Mehemets, und noch auf dieſen Tag eine Jungfrau!“

Das muhammedaniſche Geſetz macht es ſich nicht, wie das unſrige, zur Hauptaufgabe, Belohnungen und Strafen unter die verſchiedenen, dem Gerichtszwange unterworfenen Individuen gleich zu vertheilen; es ſtellt ſogar im Gegentheil den Grundſatz der Ungleichheit auf. Ein großer Unterſchied beſteht nämlich 1) zwiſchen den Moslims und den zinspflichtigen Unterthanen; 2) zwiſchen den Freien und den Sclaven.

Zinspflichtige Unterthanen, welche die Türken Zimmy nennen, ſind die Griechen (Rum), die Armenier (Ermeny) und die Juden (Jahudy). Dieſe durch Waffengewalt unterworfenen Volksſtämme, welche ſich weigerten, zum muhammedaniſchen Glauben überzutreten, ſtehen auf der unterſten Stufe, ohne jedoch, wie man häufig behauptet hat, wegen ihrer Religion verfolgt zu werden. Wenn der muhammedaniſche Glaube ſeinen Anhängern auch befiehlt, die Ungläubigen zu bekämpfen, ſo ſchreibt er ihnen andererſeits auch vor, den Gottesdienſt der unterworfenen Völker zu ehren, mit Ausnahme des Götzendienſtes, der bis zur Vertilgung verfolgt werden ſoll. Es iſt daher ungerecht, wenn man die Regierung des Großherrn der religiöſen Unduldſamkeit anklagt. Sie geſtattet vielmehr den chriſtlichen Proceſſionen ihre Umzüge, mit Kreuz und Banner an der Spitze, durch alle Vorſtädte der

Hauptstadt. Der von den Notablen ihrer Gemeinde gewählte Patriarch und Ober-Rabbiner üben auf ihre Religionsgenossen eine geistliche Macht aus, welche in dem weiten Reiche durch Firmans garantiert und beschützt wird. Das Gewicht, das auf den zinspflichtigen Unterthanen lastet, betrifft daher nur ihre bürgerliche und politische Existenz. Zuvörderst bezahlen sie den Karateh oder die Kopfsteuer, von welcher die Muhammedaner von Rechtswegen befreit sind. Diese Kopfsteuer, eine der Haupteinkünfte des Schatzes, wird nach drei Cathegorien vertheilt: für Reiche, für Wohlhabende und für Unbemittelte. Sie wird jeden Monat und zwar zum Voraus entrichtet. Das Gesetz spricht in lobenswerther Billigkeit Weiber, Minderjährige, Greise, Sieche, kurz alle diejenigen frei, welche nicht im Stande sind, ihren Unterhalt selbst zu verdienen. Die Zimmys sind von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Bestimmte, oft wiederholte und streng gehandhabte Aufwandsgesetze, die selbst in unserer toleranzreichen Zeit festgehalten werden, nöthigen sie, sich nur in dunkle, wenig glänzende Farben, als schwarz, blau oder grau ꝛc. zu kleiden. Sie dürfen keine Waffen tragen und sind gehalten, bei allen Veranlassungen den Gläubigen, welchen sie begegnen, den Vortritt zu lassen. Dagegen ist es den Zimmys gestattet, Wein und geistige Getränke zu sich zu nehmen: ein Verbrechen, das bei einem Moslim die Strafe von 80 Hieben und selbst den Tod nach sich zieht, wenn es an einem Tage des heiligen Monats Ramazan begangen wird. Ebenso dürfen sie sich ohne Rücksicht auf den Koran von allen für unrein gehaltenen Lebensmitteln, wie z. B. Schweinefleisch und Wildpret, nähren. Auch können sie Maler werden und Abbildungen von Menschen und Thieren in ihren Wohnungen haben, während der Moslim darüber zur Strafe gezogen wird. Das Vergnügen des Tanzes ist ihnen nicht verboten, während die Osmanli sich demselben nicht überlassen dürfen. Nur die Derwische haben das Privilegium, profane Vergnügungen mit den Gebräuchen ihres Cultus zu vermischen, weßhalb auch strenge Rechtgläubige eine Art von Abneigung gegen dieselben hegen.

Nicht minder wichtig ist der durch das Gesetz eingeführte Unterschied zwischen freien Personen und Sclaven. Die Sclaverei bildet einen Theil der muhammedanischen Institutionen, wie ehemals der griechischen und römischen. Im Oriente ist man entweder Sclave durch die Geburt oder durch das Recht des Krieges. Diejenigen, welche Sclaven zu Eltern haben, ihre Religion mag seyn, welche sie will, so wie auch alle Fremden, welche in die Gewalt der Gläubigen fallen, selbst wenn

sie sich unmittelbar darauf zum Muhammedismus bekennen, hulden Gelübden, und als solche gehören ihre Personen und Güter ihren Herren. Sie können verkauft, vermiethet, durch Testament vermacht und verschenkt werden. Es ist strenge vorgeschrieben, daß sie die nöthige Nahrung erhalten, und jeder Herr, der die Mittel nicht besitzt, seinen Sclaven gehörig zu ernähren, ist genöthigt, ihn frei zu lassen, oder zu verkaufen. Ein Kind, welches von einer Sclavin geboren wird, wird für rechtmäßig erklärt, wenn es das erste von dieser Sclavin ist, und von dem Vater anerkannt wird. Ueber diese Anerkennung besteht keine gesetzliche Vorschrift. Ein Herr kann seinen Sclaven zum Erben einsetzen; von diesem Augenblicke an wird der letztere fähig, eigenen Besitz zu haben, Handel zu treiben, zu miethen und zu vermiethen. Sich verheirathen, oder seinen Sclaven die Heirathserlaubniß ertheilen, darf er jedoch nicht, ohne die vorher eingeholte Erlaubniß seines Herrn. Das Vermögen des erbfähig gemachten Sclaven gehört sein, allein der Herr ist nicht mehr für seine Schulden verantwortlich, welche, wenn er zahlungsunfähig wird, seinem eigenen Verkauf nach sich ziehen. Es steht jeder Zeit in des Willkühr des Herrn, den für erbfähig erklärten Sclaven wieder unter das ursprüngliche Interdikt zu stellen.

Statt den Sclaven für erbfähig zu erklären, oder ihn bedingungsweise frei zu lassen, kann der Herr ihm auch seine gänzliche Freiheit (itak) schenken, welches Werk für sehr verdienstlich in den Augen Gottes erklärt wird. Die Freilassung geschieht entweder gratis, oder sie ist mit gewissen Lasten verknüpft. Wenn im zweiten Falle der Freigelassene die Bedingungen des Vertrags nicht hält, so kann ihn der Herr vor dem Gesetze belangen, aber unter keinerlei Umständen darf Jener wieder unter dessen Gewalt zurückkehren.

Aus diesem kurzen Abriß geht hervor, warum das muhammedanische Gesetz mehre Gattungen von Justiz einsetzen mußte. Diese Verschiedenheit, welche eine natürliche Folge des Wesens der muhammedanischen Religion ist, erscheint aus dem christlichen und philosophischen Gesichtspunkte allerdings unbillig; allein sie legt denjenigen, welche sie durch spezielle Privilegien in Schutz nimmt, so strenge Pflichten auf, daß sie diese nicht verletzen dürfen, ohne sich sehr ernsten und empfindlichen Strafen auszusetzen. Diese Gesetzgebung hat nicht in der Barbarei Derer, welche sie ins Leben riefen, wohl aber in dem unerhörten Stolze ihre Quelle, der sie veranlaßt, einen Gläubigen als ein Wesen zu betrachten, das

höher steht, als andere Menschen. Man hat viel über den jammervollen Zustand der Sclaven im Morgenlande gefabelt, und sie als arme Schaafe dargestellt, deren Kehle stets dem Dolche ihrer Herren preisgegeben ist. Dieß ist jedoch ganz unrichtig. Der Sclave wird in der Türkei von seinem Herrn besser behandelt, als der Lakey in den großen Häusern zu London und Paris. Die große Menschlichkeit des Türken und der Drang, die von dem Propheten anbefohlenen Tugenden auszuüben, bewegen ihn sehr oft, diejenigen seiner Sclaven frei zu lassen, welche sich durch gute Aufführung oder Intelligenz ausgezeichnet haben. Nicht selten geschieht es, daß Freigelassene zu den höchsten Würden des Reiches gelangen.

Die muhammedanische Frau ist, wie bereits oben gezeigt wurde, durchaus keine Sklavin. Die Einschließung, und die Sitte, nur verschleiert auszugehen, sind keine Folge von legislativen Maßregeln, sondern ganz einfach Traditionen der antiken Schamhaftigkeit. Im Oriente ward es auf solche Weise gehalten, seit er bewohnt wird. Das Gynäceum der Griechen war nichts anderes, als das Harem der Muhammedaner. Wollte man heute diesen Gebrauch abschaffen, so würde keine Frau, die etwas auf sich hält, von der neuen Freiheit Gebrauch machen, weil sie dieselbe für eine Art von Schimpf betrachten würde.

In Folge des oben erwähnten Stolzes, vielleicht auch jenes tiefen Gefühls und jenes bewundernswerthen richtigen Urtheils, das die Morgenländer auszeichnet, wird von ihnen nicht angenommen, daß Gott bei der Schöpfung das Weib zum ersten Range neben den Mann erhoben habe. Alle ihre Mythen, ihr ganzer religiöser Glaube stimmen hierin überein. In Europa haben Galanterie und Philosophie ein anderes System aufgebracht; der Name Eva (Hawa) bedeutet bei den Arabern ein sensibles Wesen, das sein Daseyn von einem andern lebenden Wesen erhält. —

In der muhammedanischen Ehe ist die Frau, wie in den französischen, englischen, deutschen ꝛc., ihrem Mann Gehorsam schuldig. Allein darin unterscheidet sich der Orientale wesentlich von dem Europäer, daß er an dem Tage des Verlöbnisses derjenigen, welche er gewählt hat, ein Heirathgut aussetzt, anstatt eines zu verlangen; und dieses Heirathgut thut den Rechten der Frau selbst für den Fall der Scheidung nicht nur keinen Eintrag, vielmehr kann sie noch eine andere zum voraus bestimmte Summe ansprechen, welche man Mihr (Re-

den Heirathsgut) nennt. Dieſer doppelte Vortheil iſt ein Mittel, die unermeßlichen Nachtheile der Scheidung und der Verſtoßung auszugleichen, welche bei den orientaliſchen Völkern ſo leicht durchzuſetzen ſind. Auch mindert er die Härte jener geſetzlichen Beſtimmung, nach welcher bei allen gerichtlichen Verhandlungen, wie z. B. Zeugenausſage, Erbfolge ꝛc. das Recht der Frau nur halb ſo viel gilt, als das des Mannes.

Der Koran zählt die Ehe zu denjenigen Handlungen, welche am meiſten bindende Kraft haben, und zu den Pflichten der Moslim gehören; doch ſetzt er keine Strafen gegen Eheloſe feſt, aber er beunruhigt ſie wegen ihrer Zukunft. „Die Ehe,“ ſagt der Prophet, „iſt „ein Akt, den ich vollzogen habe; wer meinem Beiſpiele nicht folgt, „gehört nicht zu den Meinen.“ Obgleich die Verbindung des Mannes und der Frau von den Vätern des muhammedaniſchen Glaubens als die heiligſte und feierlichſte aller Handlungen betrachtet wird, ſo erhält ſie dennoch nicht die religiöſe Sanctionirung wie bei uns, ſie iſt vielmehr ein rein bürgerlicher Akt. Ein Muſelman kann, wenn er will, eine bis vier Frauen heirathen; allein die Nothwendigkeit, jeder derſelben ein doppeltes Heirathsgut auszuſetzen, beſchränkt ihn um ſo mehr in ſeinem Willen, als er dieſes Recht nur unter der Bedingung beſitzt, nachzuweiſen, daß er im Stande iſt, ſie nach ihrem und ſeinem Range zu unterhalten.

Die Sitten und Gebräuche, welche dieſe Ceremonie in muhammedaniſchen Ländern begleiten, ſind folgende: die Verlobten begeben ſich zu dem Kadi, oder ſie laſſen ſich vor demſelben durch Sachwalter vertreten. Zwei muhammedaniſche, volljährige und freie Zeugen begleiten ſie. Zuweilen wird einer der Zeugen durch zwei Frauen, welche dieſelben Eigenſchaften haben, erſetzt. Die einfache Formel zewedjtu und tezewedjtu (ich heirathe Dich), welche zuerſt der Mann, dann die Frau ausſpricht, reicht hin, um die Ehe gültig zu machen. Sofort unterzeichnen die Vermählten nebſt den Zeugen, und der Kadi gibt ihnen eine Abſchrift des Vertrags. Der Imam der Gemeinde macht es ſich zur Pflicht, einige Gebete zum Wohle der Gatten zu halten; ſeine Gegenwart trägt jedoch nichts zu größerer Feierlichkeit bei.

Sind die geſetzlichen Formen des Heirathsvertrags ſehr einfach, ſo iſt dieß nicht derſelbe Fall mit den Ceremonien, welche die Neuvermählten in der Wohnung des Gatten erwartet. Oft liegt eine ganze Woche zwiſchen beiden Ceremonien. Dieſen Zeitraum wird von dem Gatten zur Ausſetzung des Hochzeit-Geſchenks verwendet.

theilen. Die ſchöne Araberin gab an, ſeit einem Monat könne ſie, um ins Bad oder auf den Spaziergang zu gehen, nicht den Fuß aus ihrem Hauſe zu ſetzen, ohne von einem Manne angeſprochen zu werden, der ſie mit ſeinen dringenden Liebeserklärungen verfolge. Als ehrbare, wohlerzogene Frau habe ſie ſich anfangs geſtellt, als nehme ſie keine Rückſicht auf dieſe Zudringlichkeiten, allein bald ſey die Verfolgung dergeſtalt unerträglich geworden, daß Hafza ſich eines Tages plötzlich gegen den Unverſchämten gewendet, und ihm das Schimpfliche ſeines Benehmens vorgeſtellt habe, worauf die Vorübergehenden ſich gegen den Urheber dieſes Auftritts zuſammengerottet, und ihn unter lauten Verwünſchungen verfolgt hätten. Während er die Flucht ergriffen, habe er ihr leiſe zugeflüſtert, ſie werde dieſen ihm angethanen Schimpf bereuen.

Hafza bat den Richter, jenem Manne, deſſen Namen ſie bei jener Scene durch einen der Zuſchauer erfahren hatte, die geeigneten Vorſtellungen zu machen. Der Cadi entließ die Klägerin mit dem Verſprechen, ihre Angelegenheit ohne Aufſehen zu beendigen, und beſchäftigte ſich hierauf mit der Citirung des Angeklagten. Sein Schreiber hatte noch nicht die erſten Zeilen der gerichtlichen Vorladung zu Papiere gebracht, als der Inculpat eintrat, gleichfalls in Thränen zerfloß, ſich dem Cadi zu Füßen warf, und ihn um Schutz und Gerechtigkeit flehte, wie Hafza kurz zuvor gethan hatte. Der Cadi drang in Suleyman-Oglu, ſich zu erklären, worauf dieſer folgendes angab: „Familienangelegenheiten, eine Erbſchaftsſache führten mich vor zwei Jahren nach Damask. Der Zufall zeigte mir dort eines Tages hinter einem Palmengebüſche ein junges eingeſchlafenes Mädchen, deſſen von dem Winde verſchobener Schleier ihr edles reizendes Angeſicht der Luft preisgab. Lange ſtand ich in ihre Anſchauung verloren, dann deckte ich den Schleier wieder über ihr Geſicht, damit die Sonne die Friſche ihrer Farbe nicht beſchädige. Sie erwachte, dankte mir freundlich für meine Bemühung, und verließ mich, nachdem ſie mir verſprochen hatte, am folgenden Tage auf derſelben Stelle wieder zu erſcheinen. Dieſer Zuſammenkunft folgten mehre andere, aus welchen ſich ein inniges Verhältniß zwiſchen dem jungen Mädchen und mir entſpann. Die Triebe, welche wir gegenſeitig für einander fühlten, gaben uns den Gedanken ein, dieſelbe durch eine rechtmäßige Heirath zu feſſeln. Wir begaben uns zu dem Richter des Orts. Da meine Frau — wenigſtens verſicherte ſie mich deſſen, — und ich, keine Verwandten hatten, ſo war unſere Vereinigung bald vollzogen. Aber ach! den Tag nach unſerer Verbindung verſchwand meine

ſetzen und Gebräuchen ihres Cultus. Eine griechiſche, armeniſche oder jüdiſche Frau heirathet einen Muſelman, ohne deßhalb dem Glauben ihrer Väter zu entſagen; eine muhammedaniſche Frau kann dagegen nie einen Mann von einem andern Glauben heirathen.

Die Polygamie, von Muhammed in den Koran eingeführt, beſtand ſeit undenklicher Zeit bei den Arabern. Man darf daher annehmen, daß ſie nicht ſo empörend und gegen die Natur ſey, als unſere abendländiſchen Philoſophen es darſtellen. Es iſt für uns ſehr ſchwer, ſich einen Begriff von jenen Verbindungen zu machen, welche ſo wenig mit unſern Sitten übereinſtimmen, und unſere Frauen, welche ſich über die vorgebliche Tyrannei unſerer Inſtitutionen in Beziehung auf ihr Geſchlecht beklagen, können den Gedanken an eine ſolche Lage der Dinge nicht ertragen. In der praktiſchen Ausführung iſt gleichwohl nichts einfacher. Die wenigen Moslim, welche reich genug ſind, um mehre Frauen zu heirathen, werden durch das Geſetz angehalten, jeder derſelben monatlich eine zu ihrem Unterhalt und zu dem ihrer Sclavinnen hinreichende Summe anzuweiſen. Jede dieſer Frauen hat Anſpruch auf ein Haus, oder doch auf ein abgeſondertes Zimmer. Auf die Klage der Frau zwingt die Obrigkeit den Mann mittelſt Einſperrung zur Erfüllung ſeiner häuslichen Pflichten, welcher Art ſie auch ſeyn mögen.

Als der Prophet eines Tages krank und leidend war, wünſchte er bis zu ſeiner Herſtellung in dem Gemache Cliesta's, einer ſeiner Frauen zu bleiben. Er verſammelte die übrigen, und bat ſie um ihre Erlaubniß, denn ſein eigenes Geſetz nöthigte ihn, ſich unter alle ohne Unterſchied zu theilen. Freilich muß bemerkt werden, daß nicht alle Männer in dieſer Beziehung ſo gewiſſenhaft ſind, wie der Prophet.

Uebrigens iſt die Gewalt des Mannes bei den Morgenländern nicht viel ausgedehnter als bei uns. Sie beſchränkt ſich auf Vorſchriften und Verbote, welche nicht immer genau befolgt werden. Ein Paar Pantoffeln vor der Zimmerſchwelle einer Frau hält den Mann ab, einzutreten, weil er einen weiblichen Beſuch überraſchen könnte, und dadurch ein Aergerniß geben würde. Begibt er ſich auf die Reiſe, ſo kann er die Frau nicht zwingen, ihn weiter als auf eine Entfernung von 3 Tagereiſen zu begleiten. In dieſer Beziehung ſind unſere Geſetze viel ſtrenger.

Bis zum Alter von 9 Jahren bleiben die Knaben unter der Aufſicht ihrer Mutter. Ueber die Töchter erſtreckt ſich die mütterliche Aufſicht bis zu ihrer Volljährigkeit. Das Recht, ſie zu verheirathen, ſteht

jedoch dem Vater zu. Er kann während ihrer Minderjährigkeit über ihre Hand verfügen, ohne daß spätere Reclamationen statthaft sind. Abu-Bekr vermählte seine Tochter im Alter von 7 Jahren an Muhammed. Vermöge einer natürlichen Folge ihrer Begriffe über den Vorzug des männlichen Geschlechts sind die Morgenländer stolz auf eine große Anzahl von Söhnen. Bei den persischen Nomadenstämmen wird die Geburt einer Tochter sogar als ein halbes Unglück betrachtet.

(Die Folge nächstens.)

Mendelsſohn-Bartholdy.

(Zu ſeinem Bilde.)

Es war ein herrlicher Sommernachmittag — man hatte in einem Gartenconcerte Beethovens jugendfriſche F-dur-Symphonie aufgeführt — es folgte eine Pauſe — ich luſtwandelte träumeriſch in den blühenden Gängen, als mich auf einmal ein zartes, geiſterhaftes muſikaliſches Geflüſter aus meinen Phantaſien weckte, oder vielmehr in noch tiefere verſenkte. Johanniswürmchen gaukelten wie die Geiſter abgeſchiedener Seelen durch die Gebüſche — es ging mir eine eigene Romantik auf — ich befand mich in einer Elfen- und Feenwelt und ſchaute Oberon und Titania über den Bäumen thronend — ich fürchtete die Nähe des Publikums und blieb daher fern und einſam in einer Laube, auf deren Bank ich mich niederſetzte, bis die geiſterhafte Muſik wie ein ſchöner Traum vorüber war. Ich hatte einen Sommernachtstraum geträumt, und der Sommernachtstraum war von Shakſpeare, und Mendelsſohn-Bartholdy hatte den Sommernachtstraum in Muſik geſetzt.

Es berührte mich recht widrig, als ich unter die Kenner gerieth, und dieſe mich mit hochweiſer Miene verſicherten, mein Traum habe aus bloßen Fragmenten beſtanden, und ſey ein formloſes Unding geweſen. Ich wußte doch, er hatte ſo viel Einheit, und jener Mendelsſohn war ein ſo großer Meiſter.

Ein andermal hatte ich die Caprice, in dem Concertſaal meinen Liebling Oſſian zu leſen. Während Roſſini's ohrenkitzelnden Paſſagen weidete ich mich an Trenmors und Cuchullins Heldenthaten — da erklingen auf einmal eigene Töne, ich ſehe die Fingalshöhle und den greiſen Barden Oſſian — in Nebel und Wolken erſcheinen mir die

Scheemen der abgeſchiedenen Helden — der Sturm brauſ't über die Haide daher — das Mondlicht drängt ſich aus den dunkelſchwarzen Wolken hervor — ich erblicke auf dem hervorragenden Felſen das Mädchen mit der Harfe, die ſehnſüchtig ihren Geliebten ruft, und ſehe, wie ſie die weißen Arme ringt — genug, ich weiß nicht mehr, ob ich den Oſſian leſe oder höre, aber das weiß ich, daß ich auf Momente in ſeinen Tagen lebe, bis die Ouverture zu der Fingalshöhle verklingt.

Göthe's Gedicht „Meeresſtille und glückliche Fahrt können nur deutſche Barbaren nicht auswendig. Es war mir von jeher eine herrliche Muſik. Ich konnte mir eigentlich keine andere denken als die Beethovenſche. Aber ein Meiſter ſchuf noch eine andere — er machte jedes Wort des Gedichts zu Muſik.

Als Kind hatte ich einmal das Mährchen von der ſchönen Meluſina geleſen und dann nie wieder. Man vergißt ſolche Sachen, ob ſie gleich auf allen Jahrmärkten ausgeboten werden. Es wäre gut, wenn ein Prolog vor Mendelsſohns Ouvertüre geſprochen würde, die etwas malt, was die Meiſten nicht im Gedächtniß haben. Ich beſann mich auf das Mährchen der Kindheit wie auf einen längſtgehabten Traum, als ich das Werk hörte, deſſen durchgehende zauberiſche Anfangsfigur ſich ſchon für ewig der Seele einprägt. Und ich ſollte nun noch Mendelsſohn loben? Das wird man mir wohl gern erlaſſen.

E. O.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

St. Petersburg, 10. Jan. 1837.

Sie haben es gewünscht, daß ich Ihnen den Eindruck schildere, welchen die neue Oper des Herrn Glinka „das Leben für seinen Czaar“ nach der ersten Vorstellung auf mich machte. Ich komme hiemit gewissenhaft diesem Ansinnen nach, denn ich schreibe diese Zeilen nieder am Morgen nach der Aufführung.

Es ist schwer, Ihnen die Ueberraschung der ächten Musikfreunde zu schildern, als man nach dem ersten Acte die Ueberzeugung erlangt hatte, daß mit dieser Oper ein wichtiges Problem für die Kunst überhaupt, wie für Rußland insbesondere gelöst worden sey, indem man dadurch die Gewißheit erhielt, daß es eine russische Musik gebe. Für mich war dieses Problem schon lange zuvor gelöst, denn so wie der Maler durch gewisse Züge den Charakter einer Physiognomie dieser oder jener Nation darzustellen weiß, und so einen Russen und Italiener zeichnet, ohne eben das Portrait irgend eines Menschen zu entwerfen, so gibt es auch für den Musiker eigenthümliche Gestaltungen von Melodien und Harmonien, welche den musikalischen Charakter dieser und jener Nation feststellen. Auf solche Weise unterscheiden wir deutsche von italienischer, italienische von französischer Musik, u. s. w. Vor Glinka's Oper hatte man schon glückliche Versuche gemacht, um diese allgemeinen Formen der russischen Melodie und Harmonie zu finden. Wir besitzen solche in den schönen Compositionen des Grafen Wielhorsky, der Herren Werstowsky und Gemischta, ächte russische Melodien, die jedoch keineswegs Nachahmungen bekannter Nationallieder sind. Nie wurden jedoch noch diese Formen in so grandiosen Verhältnissen angewandt, als Glinka dieß in seiner Oper gethan. Der in den Mysterien des italienischen Gesangs und der deutschen Harmonie eingeweihte Meister, durchdrungen von dem Charakter der russischen Musik, zeigte durch seinen glänzenden Versuch, daß die russische Melodie, bald melancholisch, bald heiter, bald leidenschaftlich, sich auch bis zum Pathetischen steigern könne. In der ganzen Oper finden sich außer den beiden ersten Gedanken keine, welche einem Volksliede entnommen wären; Alles darin ist Original und doch scheint Alles russischen Ohren so bekannt und einschmeichelnd, daß man es gleich nachsingen möchte.

Literarische Uebersichten

von

G. S.

IX.

Auf dem Gebiete gegenständlicher Dichtkunst findet sich der Fortschritt langsamer ein, als in der bloßen Lyrik. Seit wir eine kompakte Literatur besitzen, wurden auch für den Roman und die novellistischen Formen gleich wie für das Dra-

matiſche gewiſſe Normen und Arten feſtgeſtellt, über die es ſehr ſchwer wird, wieder hinauszukommen. Das Leben, die Denkart, die Geſinnungen haben ſich ſeit dieſer Zeit entſchieden verändert und wenn auch nicht an Tiefe, doch an Weite, Lebendigkeit und Menſchlichkeit mehr gewonnen, als vorher in einigen Jahrhunderten. Man läugne nicht, daß dieß zum Theil ein Reſultat unſerer claſſiſchen Literatur iſt, aber man geſtehe auch ein, daß ein vorgerückteres Zeitalter, ſoviel es auch noch Nahrung ſaugt aus den Werken unſrer Claſſiker und ſo lange ſaugen wird, als deutſche Nationalität dauert, doch einer friſch anregenden Geiſteswelt bedarf, um rüſtig auf den neuen Bahnen fortzuſchreiten. Unſere ältere Literatur ſelbſt fordert dieſe Erweiterung und Verjüngung, ſie will flüſſig und lebendig werden, ſie will aus idealer Unendlichkeit zu thatſächlicher, lebensvoller Beſtimmtheit gelangen. Das iſt zwar eine Begrenzung unſerer alten idealen Literatur und doch zugleich diejenige Umwandelung, durch die ſie ſich wahrhafter erweitert, als durch neue weit ausgreifende Herder, Jean Pauls und ſelbſt Schiller. Mit Napoleon, mit Fichte, mit Deutſchlands Befreiung und Umgeſtaltung ſchritt die Nation in ihr erſtes reales Lebensalter der Neuzeit und mit dieſer Metamorphoſe iſt auch das Bedürfniß neu geſtalteter Literatur unabweislich geworden. Wie die Nationalbildung und die öffentlichen Zuſtände, ſo ſind auch die Wiſſenſchaften auf dem Wege unverkennbaren, ja dieſe ſogar raſtloſen Fortſchritts begriffen und es regt ſich bei ſo ſichtbaren Thatſachen von ſelbſt die Frage: Wie ſteht es nun mit der allgemeinſten und wirkſamſten Triebfeder unſerer Cultur, mit unſerer National-Literatur? Auf dieſe Frage verſuchte ich faſt in jedem Artikel dieſer Ueberſichten von anderer Seite zu antworten.

Die Poeſie war zu jeder Zeit das wirkſamſte, jetzt aber iſt ſie zugleich das bedrängteſte Element der Literatur. Unter allen Kräften, die ſie aufzubieten hat, erreicht die Dichtkunſt ihre höchſte Wirkung immer in ihren gegenſtändlichſten Erzeugniſſen, in der Poeſie der Darſtellung, in den Formen des Romans, der poetiſchen Erzählung, der Novelle, im Drama und am Vollendetſten in der Tragödie, und diejenigen Formen, in welchen die Realität der Dinge am tiefſten erfaßt, am weiteſten oder auch am erhabenſten dargeſtellt wird, ſind auch die höchſten Kunſtformen. Wie ſteht es alſo heute mit dieſer Poeſie der Begebenheit von der einfachen Erzählung bis zum Roman? Die Frage beantwortet ſich um ſo kürzer, je geringhaltiger die Thatſachen, je ſchwächer die Erwartungen ſind, die hier vorliegen. Wenn die Kunſt in Deutſchland auf dieſer Uebergangsſtufe zur Realität ſich überhaupt beinahe in dem Zuſtande totaler Desorganiſation befindet, ſo ſieht es mit dieſen höchſten Kunſtforderungen, mit der reellen Poeſie nothwendig am unerfreulichſten aus. Guter Gott! wir haben einen Zuwachs an unſrer neueren Novelle, es gelingt uns manche dichteriſche Skizze, wir wiſſen die äußere Welt und die Ereigniſſe mit mehr Poeſie zu erfaſſen, als unſre literariſchen Vorfahren, aber wir bringen nichts hervor, das an Mark und Größe, an Gehalt und Form, und vorzüglich an Selbſtſtändigkeit, mit den poetiſchen Thaten unſerer letzten Vergangenheit auch nur im Entfernteſten zu vergleichen wäre. Das iſt durchaus kein Vorwurf, das iſt nur eine Wahrheit, die Niemand läuguet. In unſerer idealen Literatur-Periode war die reale Kunſt zwar nie begünſtigt und im höchſten Sinne beglückt, allein eure modernſten Modernitäten ſind, obwohl vielfach dankenswerth, gegen Werther und Götz, gegen den Meiſter und Wallenſtein, nur armſelige Pfuſchereien. Etwa daß die Kunſtpraxis noch erhalten wird, daß neue Elemente des Lebens und der Geſinnung zugeführt werden, daß ſelbſt in dieſer Deſtruction der vorhandenen Kunſt, in dieſen unorganiſchen Zeugniſſen gegenwärtiger und noch der bedeutendſten Poeſie die Hoffnung einer neuen, wenn auch ſpäten Kunſtperiode gegeben iſt. Was weiter? Die Realität, in die wir uns einarbeiten, kommt faſt lediglich unſerer Proſa, ihren Darſtellungen

und ihrer Gedanken-Wendung zu Gute. Die Autoren, die sich selbst im Kunstgebiet am liebsten gewürdigt wissen, sind meist mit ihren anscheinenden Dichtwerken auch nur wirklich rühmenswerthe Prosaisten. Und wenn Rückert, der Poet, mit Recht sagt: Das beste Prosawerk bleibt doch nur Bruchstück, so muß ihm doch auch zugleich erwidert werden, mit kleinen Ganzheiten und großen Stückwerken gelangen wir am schnellsten zur Ergänzung unseres wirklichen Lebens, da diese Wirklichkeit selbst ein bloßes Bruchstück ist. Ganz zu werden, Leben zu begründen, das ist die Aufgabe unserer Literatur, das ist die Schwungkraft unserer Prosa, das ist der Jammer unserer Poesie. Selbst unsere Dichter sind nicht ganz, sie sind um so weniger, je mehr sie dem Leben eingewachsen sind. Wenn auch nicht Jeder zerrissen ist, nicht so augenscheinlich zerrissen, so gibt dieß allein doch noch keinen Werth. Ja! Heine konnte mit vollstem Rechte sagen: Ihr scheltet mich zerrissen, allein ich versichere euch, daß ich von euch allen, die ihr mir das vorwerft, noch der Ganzeste bin.

Der nächste Artikel führt dieß Thema weiter. Ich habe von vorn herein angekündigt, daß ich Skizzen, besonders über die neueste poetische Literatur nur Skizzen geben werde. Einzelnes Neues und Wichtiges kann dann hie und da eingefügt und beurtheilt werden. Komme ich erst im Zusammenhang an die Prosa-Literatur, dann öffnet sich ein reicheres Feld für die Leser und für den Verfasser und es bieten sich Werke dar, deren Betrachtung man sich der Reihe nach ganz überlassen darf, ohne den Zweck dieser Artikel zu verfehlen.

Es stehen sich in unserer heutigen Literatur zwei Heere im Kampfe gegenüber. Das Eine ist die alte Glaubens- und Reichsarmee unserer Literatur, zu ihrem Nachtheil von der ganzen Mittelmäßigkeit unserer miserablen Belletristik und von der geistödtenden Frazze einer sogenannten Neuheit bürgerlich-gemüthlichen Bettlerstolzes begleitet. Das Andere ist das Glaubensheer der neuen Literatur, die sich aus alten Gränzen, Bahnen, Formen und Terminologien in frische, wahrhaftige, die Wirklichkeit befruchtende Wege hinausarbeitet. Und wenn auf dieser Seite hie und da eine Zügellosigkeit vorkam, die freilich Unehre und Verlust bringt, so hätte man von der andern diese ganze anrückende Mannschaft lieber für eine Räuberbande als für ein feindliches Heer verschrien. Seht nur zu, daß es euch nicht geht, wie den alten Römern und Griechen, die sich ausgelebt hatten und daß nicht eine frische Generation, die ihr erst als Barbaren behandeltet, ein lebendiges Germanenblut über euch komme, euch zu besiegen und wider Willen zu verjüngen!

Jeder dieser Literatur-Artikel soll für sich ein Bulletin von diesem Kampfe seyn. Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß sie von der rechten Seite des Schlachtfeldes aus geschrieben werden.

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

IX.

Mir ist von werther Hand folgendes Schreiben aus Braunschweig zugekommen, das ich mit Vergnügen veröffentliche:

„Aus Ihrer Zeitschrift „Europa“ (1836) — „dramaturgische Uebersicht XXIII.“ ersehe ich so eben, daß Sie die Opern-Repertoirs der Städte Frankfurt und Dresden für die reichhaltigsten und besten halten. „Lassen Sie uns, ich bitte, im Bunde seyn die dritte.“ — Nicht um unser Repertoir zu loben, sondern um es zu inquiriren, nahm ich die vier Jahrgänge des hier erscheinenden „Theater-Journal vom herzogl. braunschweig. Hoftheater-Inspicienten H. Wieseneder“ zur Hand, und finde zu meinem Erstaunen mehr als Sie verlangen; es diene mir als Beleg, daß meine Bitte nicht unbescheiden war.

Voraus zu besprechen ist der Umstand, daß in Dresden und Frankfurt volle 12 Monate Vorstellungen stattfinden, also die

Damen und Herrn der Opern auch 12 Monate Zeit zur Einstudirung von Neuigkeiten vor sich haben, dagegen hier wegen der alljährigen sechswöchentlichen Theaterferien und sechswöchentlichen Messezeit nur neun Monate übrig bleiben, um neue Opern zu fördern oder alte nachzustudiren. — Wenn also angenommen wird, daß z. B. in 12 Monaten vier neue Opern auf das Repertoir gebracht werden sollen, so hat Braunschweig schon sein völliges Contingent mit 3 Opern geliefert, während die beiden Städte Frankfurt und Dresden 4 liefern müssen." — In den vier Theaterjahren 1833, 34, 35, 36 hatten wir in Braunschweig 16 neu einstudirte und 32 ganz neu dargestellte Opern. Von diesen sind neu gegebene große Opern: Oberon in 3 Akten, Alolfe in 3 Akt., der Schwur in 3 Akt., Liebestrank 3 Akt. Gustav 5 A., Lestocq 4 A., Zauberroß 3 A., Cenerentola 3 A., Norma 3 A., Montecchi 3 A., die Nachtwandlerin 3 A., Zampa 3 A., Mark 3 A., Ludovic 3 A., Zweikampf 3 A., der Kreuzritter 3 A., Robert 5 A., Adlerhorst 3 A., Richard Löwenherz 3 A., Student 2 A., Carlo Fioras 2 A., Gasparo 3 A., die Jüdin 5 A., Nachtlager 3 A., in Summa 24; hierzu 5 einaktige Opern, und 3 Wiener-Pieçen mit Gesang. Es kommen daher auf ein Theaterjahr von neun Monaten a. sechs neue große Opern, b. vier neu einstudirte Opern, kleine Opern und Singspiele ungerechnet. Da nun das hiesige Personal der Oper einmal Mad. Schütz — die in allen Opern beschäftigte Soubrette — durch den Tod verlorenz ein Jahr später Mad. Franchetti — die in den meisten großen Opern beschäftigte prima donna — ausscheiden sah; — da der junge Tenor Schmidt im dritten Jahre abging, welcher alle jugendlichen sentimentalen Rollen erst hier neu einstudirte, dafür der andere Sänger Bußmayer eintrat, auch 24 Operngäste anwesend waren, welche ebenfalls viel Zeit in Anspruch nahmen, so frage ich Sie nach diesem Resume: Wo ist in Deutschland noch ein einziges Privat- oder Hoftheater, welches in vier Theaterjahren so viel Neues, solche Abwechslung gegeben, wenn beinahe alle Componisten von Berühmtheit vorkommen. — Damit Sie sehen, daß ein hiesiges Maß-Repertoir die Sänger nicht schont, will ich Ihnen nur zwei namhaft machen. Im Jahr 1834 wurden vom 1. bis 17. Aug. aufgeführt: Am 1. Freischütz, 3. Adlerhorst, 5. Zampa, 7. Jessonda, 9. Montecchi, 11. Robert, 13. Zweikampf, 15. Ludovic, 17. Adlerhorst. Im Jahre 1836 vom 1. bis 17. August: 2. Montecchi, 4. Don Juan, 6. Zampa, 8. Jüdin, 10. Gustav, 11. Vestalin, 13. Entführung aus dem Serail, 14. Jüdin, 17. Zweikampf; also jedesmal neun große Opern in 17 Tagen. Hat ein anderes Repertoir vielleicht mehr — in solcher Zeit gegeben? — Das Schlechte vom hiesigen Theater ist oft genug in die Welt posaunt worden, jetzt kitzelt es mich, auch einmal das Gute nach Wahrheit und offiziellen Daten zu erzählen, für welche mir das öffentliche, unter Aufsicht der Intendanz erscheinende „Theaterjournal" bürgt; es wiederholt also die ergebene Bitte: „Laß uns im Bunde seyn die dritte!"

Ihr F. W. L.

Hieran knüpfe sich eine Berliner Nachricht über die erste Aufführung eines neuen Lustspiels von Raupach; „Die alte und die junge Gräfin" (am 5. Febr.):

„Es scheint einen lebhaften und anscheinend allgemeinen Beifall des vollen Hauses erhalten zu haben, den es hauptsächlich der durchaus trefflichen Darstellung verdankte. Vorzüglich verdienen genannt zu werden: Mad. Crelinger als die alte (d. h. 35jährige) und Mlle. Bertha Stich als die junge Gräfin, dann Herr Devrient als der beglückte Liebende. Dieses Lustspiel war wieder einmal ein ächtes, motivirtes, das seine Effekte nicht herbeizieht von localen Schnurren, lächerlichen Anekdoten, Scherzen und Gassenwitzen, sondern rein durch seinen Stoff und demselben angemessene Behandlung wirkt. Alle Mitglieder wurden zum Schluß mit dem lautesten Applaus hervorgerufen." — Das Stück ist am 9. wiederholt worden.

— Aus Italien erhalten wir folgende Berichte:

Das Werk, welches jetzt in ganz Italien das meiste Glück macht, ist Inez de Castro von Persiani, welche dieser Meister in Neapel für Duprez, Porto, die Malibran und die Albini schrieb. Seit dem Brande der Fenice in Venedig finden die Vorstellungen in dem Apollosaale statt. Mad. Tarchinardi-Persiani gefällt überaus in der Lucia di Lammermoor, welche Donizetti für sie in Neapel schrieb. Poggi steht ihr glücklich zur Seite. — In der Pergola zu Florenz macht Il Furioso von Donizetti Furore. Mad. Boccabadati und Giovanni David feiern darin ihren Triumph. — Die Theaterabende in Genua füllen die Vorstellungen der Caterina di Guisa auf schöne Weise aus. Der Maestro Coccia hat die Musik geliefert. Winter, Marini und die Merie-Lalande singen die Hauptrollen.

— Zum Schlusse einige Ballet-Neuigkeiten:

Albert, der Vater, der alte Tänzer, der einst im classischen Ballete seine Lorbeern errang und der Abgott der Pariser war, ist für die Hälfte der Saison in London engagirt. Er wird ein neues Ballet von seiner Composition auf dem Kings-Theater in die Scene gehen lassen. — Mlle. Hermine Elsler, eine Schwester des berühmten Schwesternpaars, deren Debüts man in Paris erwartete, wird noch während der ganzen Saison in London bleiben. — Mlle. Heberle, einst die Grazie des Kinderballets in Wien und nun schon lange in Italien bewundert, ist in gleicher Absicht in Paris eingetroffen. — Mlle. Fanny Elsler wird im nächsten Juni auf 6 Wochen nach London gehen, um im Kings-Theater zu tanzen. Früher kann sie nicht abkommen, da sie noch ihr neuestes Ballet „die in eine Frau verwandelte Katze“ in die Scene setzt.

— Auch in Stuttgart hatten wir in diesen Tagen einen Tänzer des classischen Ballets und eine Grazie des ehemaligen Kinderballets in Wien: Herrn Rozier und Dem. Scherzer, beide nunmehr in München angestellt. Herr Rozier kam zu einer Zeit, wo das mythologische Ballet, das grand-serieux florirte, noch sehr jung von Paris zu dem französisch-deutschen Hofe nach Kassel und ging nach dessen Auflösung nach Wien. Er gehört einer zwar sehr edeln, aber nunmehr etwas veralteten Schule an, die namentlich durch die Bestrebungen der Damen Taglioni und Elsler verdrängt wurde. Dem. Scherzer zeigte schon in ihrer frühesten Jugend eine Fülle von Grazie und Liebenswürdigkeit und berechtigte zu Hoffnungen, die sie nicht getäuscht hat.

Es thut dem Freunde und Kenner des Ballets wieder ein Mal wohl, tanzen zu sehen, welcher Schule auch die Tänzer angehören mögen, wenn er lange diesen Genuß entbehren müssen. Denn das, was man sonst wohl auch Ballet nennt, und womit man hie und da vernünftigen Leuten drei lange Abendstunden zu verkürzen denkt, ist nicht nur für manchen Geschmack unleidlich, sondern auch gefährlich: da man am Ende dahin kommt, sich daran zu gewöhnen und jenen Takt zu verlieren, durch welchen man allein das Gute erkennen kann. Ich halte mich daher stets fern von dergleichen Schaustellungen, denn was ich, mit nicht unbedeutendem Aufwande von Zeit und Geld auf langen Reisen an Kennerblick gewonnen, möchte ich nur ungern auf solche Weise mir wieder entfremdet sehen.

— Die Herren Professor Gerle und Uffo Horn, welche ihr Lustspiel „Die Vormundschaft“ der Stuttgarter Hofbühne unentgeldlich zur Darstellung überlassen haben, sandten auch in diesen Tagen ihr zweites, in Gemeinschaft gedichtetes Lustspiel „Der Naturmensch“ der hiesigen Hoftheater-Intendanz ein, in der gerechten Erwartung, daß es berücksichtigt werde.

Das Conzert auf der Station.

Wir geben nachstehenden Bericht, um zu zeigen, wie französische Reisende gewöhnlich unser Deutschland betrachten und unsere Verhältnisse zu beurtheilen verstehen. Er mag zugleich dazu dienen, die Meinung mancher Leute zurecht zu weisen, als

ob die Franzoſen unſer Land ſo gar gründlich kennten.

„Eine Reiſe im Eilwagen iſt immer langweilig; der Weg ſey angenehm oder einförmig, ſo wird man ſtets wünſchen, bald an Ort und Stelle zu ſeyn. Selbſt in Deutſchland, wo die Landſtraßen am vortrefflichſten ſind und die Poſtwagen am ſchnellſten gehen, wird man dieſer Langeweile nicht quitt. Die Straßen in Deutſchland gleichen gewöhnlich prächtigen Avenuen zu königlichen Schlöſſern; von beiden Seiten werden ſie von dichtem Geſträuch eingefaßt, in welchem ſich Rothkehlchen wiegen und des Nachts eine Unzahl von Glühkäferchen, die wie leuchtende Blumen den Weg umſäumen.

Glücklicher Weiſe findet man aber in Deutſchland immer etwas Unvorhergeſehenes, das entſchädigt. Das Phantaſtiſche verliert dort nie ſeine Rechte und man riskirt jeden Augenblick, irgend einer ſeltſamen Erſcheinung gegenüber zu ſtehen: vielleicht mit irgend einem Elfen eine Unterhaltung anzuſpinnen oder von einem Gnomen Feuer für ſeine Cigarre zu erbitten.

Das Dorf, wo wir hielten, war nicht ſehr beträchtlich; es beſtand nur aus zwei Häuſern, die einander gegenüber lagen, das links war das Wirthshaus, das andere rechts ſah etwas vornehmer aus. Es hatte zwei Windfahnen auf dem Dach und über der Thür war ein großer Quaderſtein eingemauert, den man wohl für ein Wappenſchild halten konnte. Ein Mann in einer blauen Jacke mit rothem Kragen ging vor der Thür auf und ab und bewegte in ſeiner Hand einen Ladſtock.

Nachdem wir dies Alles betrachtet hatten, ſetzten wir uns zu Tiſche, als wir plötzlich das Stimmen mehrer Inſtrumente über uns vernahmen. Jetzt begann das Phantaſtiſche und wir wurden aufmerkſamer. Ein paar Minuten nachher begann das Orcheſter die Ouverture zum Vampyr von Spohr(!) und dazwiſchen hörten wir einen Fuß wüthend den Takt ſtampfen. Ich war überzeugt, daß dieß Orcheſter gewiß ein geſpenſtiſches ſey und daß mir von der ganzen Geſchichte nichts als ein heftiges Kopfweh zurückbleiben würde. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als bald darauf ein Schwarm Muſikanten in den Saal kam, an deſſen Spitze ein kleiner ſchwarz gekleideter Mann erſchien, mit einem breiten gelben Ordensband und vielen Kreuzen am Knopfloch. Der ſchwarze Mann ſchien nicht überraſcht uns zu finden; er knüpfte ein Geſpräch mit uns an und ich glaubte aus Artigkeit ihm ein Couvert neben mir anbieten zu müſſen. Er dankte mit ſehr umſtändlichen Phraſen, leerte aber ein Glas Wein und ging dann mit dem Bedauern fort, daß unſere ſchnelle Abreiſe uns verhindere, länger an ſeinem Hofe zu verweilen.

Alle Reiſenden, die an jenem Tage in dem Eilwagen ſaßen, verſtanden perfekt ihren Hoffmann, und ſo war es natürlich, daß wir Alle den kleinen ſchwarzen Mann für einen halb närriſchen Kapellmeiſter hielten, der mit einigen eben ſolchen Muſikern umherlief, um in den Dorfwirthshäuſern den Paganini zu machen. Mit dieſer vorgefaßten Meinung fragten wir nicht weiter nach dem Kapellmeiſter und ſchickten uns an, in den Eilwagen zu ſteigen. Aber auf der Schwelle des Wirthshauſes hatten wir plötzlich ein überraſchendes Schauſpiel.

Die Thüre des Hauſes mit den zwei Wetterfahnen war weit geöffnet, der Mann mit dem rothen Kragen präſentirte ächt militäriſch ſeinen Ladſtock vor dem Kapellmeiſter und zwei Böller, die vor dem Hauſe ſtanden, gaben drei Salven.

— Das iſt der Fürſt, der eben in die Reſidenz zurückkehrt, ſprach der Conducteur, der beim Aufſpannen der Pferde beſchäftigt war.

— Welcher Fürſt? fragte ich erſtaunt.

— Ei, der vielgeliebte Landesherr, erwiederte der Conducteur, der Fürſt von * *).

Wir blieben erſtarrt ſtehen; ohne es auch nur zu ahnen, hatten wir einen der blühendſten Staaten Deutſchlands durchzogen; die beiden Häuſer an der Landſtraße waren die Hauptſtadt; die Façade

*) Hier nennt der Franzoſe einen allgemein verehrten Fürſten.

mit den Säulen von Gyps war die Façade eines Palastes; der Mann mit dem rothen Kragen war ein Soldat von der Leibgarde, der mit einem Ladstock Wache stand; die phantastischen Musikanten waren eine fürstliche Kapelle und ohne es zu wissen, hatten wir einem Hofconcerte beigewohnt." —

— So begreifen uns die Franzosen!

Das Kapitel: Warum?

Warum sind unter vierzig Grundgelehrten manchmal nur zwei Grundgescheidte?

Warum machen viele Menschen, die beisammen sind, gewöhnlich die meisten Dummheiten?

Warum lacht man über einen Scherz bei einer Gerichtssitzung, der in einer geistreichen Gesellschaft als Dummheit nicht belächelt werden würde?

Warum sieht man so wenig Franzosen in London und so wenig Engländer in Paris?

Warum können wir bei allen unsern Fortschritten noch immer nicht verhindern, daß so viele Kamine rauchen?

Warum kommt ein Freund, den wir erwarten, nicht eher, als bis wir uns an das Fenster stellen, um ihn kommen zu sehen?

Warum kommen mehre Briefe, auf die man lange harrt, aus verschiedenen Orten gewöhnlich zu derselben Zeit an?

Warum ergreift man von verschiedenen Bänden eines Werkes grade den zuletzt, den man sucht?

Warum haben grobe Hauseigenthümer in großen Städten gewöhnlich kleine graue Augen und lange dicke Nasen?

Warum sind wir Sonntag Abends immer traurig?

Warum haben die Zeitungen aus Darmstadt und Preußisch-Minden nicht die interessantesten Neuigkeiten?

Warum brennt das Feuer im Kamine, das den ganzen Tag nicht brennen wollte, grade am besten, wenn man ausgeht?

Warum singen wir laut mit falschen Stimmen, wenn wir im Zwischenakt einer schönen Oper die Logentreppen herunter laufen?

Warum finden wir unsern Gläubiger immer häßlich?

Warum reist man gewöhnlich mit dem Eilwagen fort, wenn kein Mondschein ist?

Warum denken wir uns immer Diebe und Spitzbuben von brauner Gesichtsfarbe?

Warum hört die Regimentsmusik zu spielen auf, wenn sie bei unserm Fenster vorüberzieht?

Warum stehen die interessantesten Stellen eines neuen Romans grade auf den Seiten, die man nicht aufschneiden darf?

Warum hört es gewöhnlich zu regnen auf, wenn wir in unser Haus treten?

Warum haben die meisten kleinen Beamten ganz unleserliche Namensunterschriften?

Warum wird der Poststempel auf den Briefen gewöhnlich so aufgedrückt, daß er die Straße und Wohnung des Empfängers unleserlich macht?

Und so weiter, und so weiter, und so weiter. Der Mensch ist von lauter Warum umgeben, und am Ende seiner Tage krümmt er sich selbst wie ein Fragezeichen? Er geht durch's Leben, ohne ein einziges Mal auf ein Weil zu stoßen.

Der Menschenfreund auf der Gasse.

Wir wissen, wie heut zu Tage mit Allem Speculation getrieben wird; selbst mit der Philanthropie ist dieß der Fall. Allein es gibt noch eine wahre Menschenliebe, die aus der reinen Gesinnung entspringt, und von dieser wollen wir hier sprechen. Dieser Menschenliebe begegnen wir überall im Leben, am meisten aber in unsern Straßen. Die höchste Uneigennützigkeit ist ihre Devise, und sie liefert uns den Beweis, daß die Gesellschaft nicht so verderbt ist, als uns so mancher grämliche Knasterbart gern weiß machen möchte.

Fällt man auf dem Glatteis, so wird man ausgelacht; springt man aber in's Wasser, so wird sogleich einer nachspringen, um uns zu retten. Macht man sich

zum Pferd, um irgend eine schwere Last zu ziehen, so wird selbst ein eleganter Dandy bereit seyn, mit Hand anzulegen.

Ich kenne einen alten Schmiedmeister, der jedem Pferde, dem er begegnet, nach den Hufen sieht. Hört er ein loses Eisen auf den Pflaster klappern, so macht er gleich den Kutscher aufmerksam und nie kehrt er zufriedener heim, als wenn er recht viele Fälle dieser Art anzeigen konnte.

Ein anderer gutmüthiger Müßiggänger geht immer mit emporgereckter Nase herum, um zu sehen, wo die Leute Blumentöpfe ohne die gehörige Vorsicht draußen vor den Fenstern hingestellt haben. Sogleich geht er in ein solches Haus und droht seine Anzeige bei der Polizei zu machen, wenn man der Menschlichkeit nicht Gehör geben wolle, da ein solcher Topf einen Menschen todt schlagen kann.

Ein anderer freundlicher Alter schleicht stumm durch die Straßen, bis er einem Vorübergehenden die Worte zuflüstern kann; „Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß Sie Ihr Schnupftuch verlieren werden.“ Hierauf empfängt er seinen Dank und richtet die Blicke wieder auf andere Rocktaschen.

Jemand, der in seiner Jugend von der Sucht zu bauen verzehrt wurde, begnügt sich jetzt damit, alle im Bau begriffenen Häuser zu inspiciren. Er klettert auf den Leitern hin und her und wagt den Hals auf schwindeluden Gerüsten. Findet er, daß etwas vernachläßigt wird, so macht er dem Bauherrn sogleich die Anzeige davon.

Endlich habe ich noch einen lieben Freund, der sich damit abgab, die Fehler der Aushängeschilder zu verbessern. Dieser Mann lebt in Paris. Las er zum Beispiel an einer Milchhandlung: laid chaut auf dem Schilde, so bemerkte er dem Inhaber sogleich, daß mit einem kleinen Umtausche von zwei Buchstaben die Sache richtig werden könne. Ein anderes Mal las er auf einem Schilde: Ici on regarde les matelats, und er brachte es dahin, daß man es in recarde verwandelte, welches augenscheinlich den Sinn richtiger ausdrückte, da man die Matrazen nicht behalten wollte, sondern nur ihre Wolle recardiren. Ein Fall aber curirte ihn für immer von dieser Sucht. Man las an einem Ladenfenster des Boulevard bonne nouvelle die Worte: Ici on parle honglais. Mein Philanthrop bat zu wiederholten Malen, diese Aufschrift zu ändern. Endlich holte man den Maler und dieser schrieb mit wunderschönen Buchstaben:

Ici hon parle englais.

Jetzt sah mein Mann, daß hier Alles unverbesserlich sey und resumirte seinen Groll in dem Calembourg: der Maler müsse ein Sappeur seyn, da er nichts ohne Beil (hache, h) machen könne.

Einladung zu einer Auction.

Englische Blätter enthalten die Anzeige einer Versteigerung seltener und kostbarer Diamanten, die am „dritten Donnerstage des Juli 1837“ in London versteigert werden sollen. Acht Stücke davon gehören zur Beute, welche die vereinigten Armeen unter den Befehlen des verstorbenen Generals, Marquis von Hastings, in Decan gemacht haben, wovon der kostbarste der Nassuck-Diamant, vom reinsten Wasser, 357 ½ Gran wiegt. Zu gleicher Zeit werden die sogenannten Arcot-Juwelen versteigert, welche früher der Königin Charlotte gehörten, worunter sich ein Rosa-Diamant von 63 Gran befindet, der dem Sultan Selim gehörte; ein kugelförmiger Diamant von 60 ½ Gran, aus dem heiligen Geistorden Ludwigs XVI., ein anderer von 108 Gran, der früher im Besitze von Joseph Napoleon war; Brillant-Pandeloques von 100 ½ Gran, die der unglücklichen Maria Antoinette gehört hatten. Ferner kommen vor: ein Saphir von 75 ½ Karat, Smaragd-Ohrringe von 77 ¼ Karat, ein Paar Brillant-Ohrringe von 223 ½ Gran, ein runder Brillant von 125 ½ Gran, ein türkischer Dolch mit Diamanten und andern Edelsteinen besetzt und einem großen Smaragd als Knopf u. s. w. Drei Wochen vor der Versteigerung sind diese Edelsteine an be-

stimmten Tagen mit Einlaßkarten bei Rundell Bridge und Comp. in London zu sehen.

Alterthümer.

Schwerin, 18. Jan. Es sind hier zwei Verordnungen ergangen, welche der muthwilligen Beschädigung der alten Hünen-Gräber und anderer Denkmäler der Vorzeit ein Ziel setzen. Man soll sich aller Zerstörung derselben, selbst zu baulichen und wirthschaftlichen Zwecken, enthalten; und was bereits früher an Alterthümern gefunden worden ist, oder noch gefunden werden sollte, soll gegen Entschädigung an die großherzogliche Sammlung in Ludwigslust abgeliefert werden.

Komischer Gerichtshandel.

Der Präsident: Huard, habt Ihr eine Wohnung?

Huard: Ich, eine Wohnung? Keineswegs. Ich bin faul und ein Vagabund. Das ist Alles.

Der Pr.: Was treibt Ihr?

Huard: Ich treibe mich herum und zähle die Straßenlaternen; das ist die ganze Geschichte.

Der Pr.: Ihr arbeitet also nicht?

Huard: Nein, wenn's beliebt. Ich habe genug im Leben gearbeitet. Jetzt zähle ich meine vierzig Jahre und pensionire mich nun selbst.

Der Pr.: Man wird Euch als Vagabund verurtheilen.

Huard: Gleichviel. Ich werde schon wissen herauszukommen. Verurtheilt Ihr mich, so müßt Ihr mich ernähren. Mehr will ich nicht, das Arbeiten hab' ich satt.

Das Tribunal verurtheilte ihn zu sechs Monat Gefängniß und fünf Monat polizeilicher Aufsicht.

Huard: Schönen Dank. Das heißt gut gemessen! Jetzt habe ich doch Brod auf sechs Monate.

Vermischtes.

Das seit einigen Jahren in Athen bestehende Medicinal-Comité hat am Ende vorigen Jahres 68 Aerzte, 33 Wundärzte, 2 Zahnärzte, 4 Hebammen und 30 Apotheker approbirt.

— Ein junger Mensch in Brüssel wurde vor einigen Tagen auf sehr originelle Weise bestohlen. Sein Bedienter, in dessen Treue er keinen Zweifel setzte, war der Thäter.

Eines Morgens, als sich der junge Mensch ankleiden will, sucht er vergeblich, was er dazu nöthig hat, und ruft eben so vergeblich seinem Bedienten; dieser war nämlich am Abend vorher davon gelaufen und hatte von Allem, was sein Herr besaß, die Hälfte mitgenommen. Er trieb es hierin so gewissenhaft, daß er eine goldne Nadel, die auf dem Kamin gelegen, entzweibrach und nur die Hälfte mit sich nahm. Man glaubt, er sey nach England entflohen.

— Ein Kind von neun Jahren, Sohn eines Herrn Alfred Davis in Bromham in England, hat sich selbst entleibt. Es kaufte von dem Gelde, das ihm sein Vater zu seinen Vergnügungen geschenkt hatte, eine alte Pistole, deren Lauf es bis zur Mündung lud und sich das Hirn in tausend kleine Stücke zersprengte.

— Mozart soll ein Denkmal in Prag erhalten. Sein Ausspruch: „Die Böhmen verstehen mich" regte hauptsächlich hiezu an. Er lebte gern in Prag, für welches er auch den Don Juan und Titus schrieb. An der Spitze des Comité's stehen der Ritter von Rittersberg, der Director des musikalischen Conservatoriums Dionys Weber und der Kapellmeister an der St. Veitskirche Johann Wittasek.

— In der kürzlich von den drei Improvisatoren arrangirten Soirée, von der auch schon in diesen Blättern die Rede war, erhielt Herr Langenschwarz als Thema: den Abschied der Jane Grey; Herr

Prabel: die Stände von Blois und Herr Ciccoui: den Wahnsinn des Taſſo. Alle drei erhielten Beifall. Zum Schluſſe improviſirte Langenſchwarz noch in ſchlechtem Franzöſiſch im Charakter einer Elſäßerin über das Entſtehen des Obelisken von Luxor, wodurch er allgemeines Gelächter erregte.

— Die Dauer der Regierung Napoleons als Kaiſer der Franzoſen währte ungefähr zehn Jahre, vom 18. Mai 1804 bis zum 3. April 1814. Folgendes iſt nun die Liſte der Senatsbeſchlüſſe während dieſer Periode zur Aushebung für die Armee:

1. 24. Sept. 1805	800,000	Mann
2. 7. April 1807	80,000	—
3. u. 4. 21. Jan., 10. September 1808	240,000	—
5. u. 6. 18. April, 5. October 1809	76,000	—
8. — 10. 13. Dec. 1810	120,000	—
11. 20. Dec. 1811	160,000	—
12. u. 13. 13. März, 1. Sept. 1812	237,000	—
14. — 19. 16. Januar, 3. April, 24. Auguſt, 9. Oct., 11. Nov. 1813	1,030,000	—
Summa	2,033,000	Mann

Ungezählt die freiwilligen Recrutirungen, die Departementalgarden, 17,000 equipirte Reiter, die ſich im Januar 1813 ſtellten, noch die levées en masse im Jahr 1814, die man auf 143,000 berechnen kann. Man kann alſo die Geſammtheit der recrutirten Soldaten vom 24. September 1805 bis zum Jahr 1814 auf 3 Millionen anſchlagen. Im Jahr 1814 belief ſich die Zahl der franzöſiſchen Armee, ſowohl der aktiven Truppen als der Penſioniſten und Kriegsgefangenen auf 802,600 Individuen. Zieht man nun dieſe Zahl von 3 Millionen ab, ſo bleiben 2,197,400 Soldaten, die während dieſer neun Jahre als Opfer des Krieges gefallen ſind, welches 244,155 jährlich macht.

Dieſe Summe kommt auf Frankreich allein. Rechnet man nun, welche Opfer dieſe Kriege in andern Ländern gefordert haben, ſo wird man es ganz naturgemäß finden, daß nun nach zwanzigjährigem Frieden Cholera und Grippe die Senſe ſchwingen, damit das Menſchengeſchlecht nicht zu üppig wuchere.

— Man lieſt in dem Liſſaboner Diario do Governo vom 10. Januar unter verſchiedenen Beförderungen und Amtserneuerungen folgendes Dekret: „Auf den Rapport des Präſidenten des oberſten Gerichtshofs von Oporto, aus welchem hervorgeht, daß in dieſem Augenblicke kein Scharfrichter dort vorhanden ſey, und auf Geſuch des J. A. Simoes, wegen Verbrechens zum Tode verurtheilt, ihm dieſe Stelle zu ertheilen; ſo geruhen wir nach Anhörung unſerer Miniſter, und uns auf die Macht, welche die Conſtitution uns ertheilt, ſtützend, den genannten Simoes von der Todesſtrafe zu begnadigen und ihn hiemit zum Scharfrichter zu ernennen.

— Die große Druckerei von Everat, eine der bedeutendſten in Paris, wurde in der Nacht vom 7. Februar ein Raub der Flammen. Der Schaden iſt ſehr beträchtlich, da ſie nur für eine mäßige Summe verſichert war. Hier war das Centrum des neuern franzöſiſchen Buchhandels. Mehr als 500 Arbeiter, größtentheils Familienväter, ſind für den Augenblick brodlos geworden. Man hat eine Sammlung für ſie veranſtaltet. Das Feuer ſoll in den Trockenmagazinen ausgebrochen ſeyn.

Nekrolog.

Der vormalige König von Schweden, Guſtav IV. Adolph, bekannt ſeit einer Reihe von Jahren unter dem ſelbſtgewählten Namen: Guſtav Adolph Guſtavſon und dem Range eines Oberſten, iſt in St. Gallen plötzlich geſtorben.

Telegraph von Deutschland.

Probe einer Theaterkritik.

Das „Panorama“ eine Münchner Zeitschrift, schreibt wörtlich, wie folgt: „Herr Lang, welcher in „Eulenspiegel oder Schabernak über Schabernak“ in der Rolle „Nazzi“ auftrat, sich erlaubte zu extemporiren, und über die Schabenheit dieser Posse vorzüglich auszudrücken, soll den Statuten des Hoftheaters gemäß, Strafe bezahlen müssen. — Ueberhaupt was die aufzuführenden Stücke auf einer Hofbühne betrifft, hängt Alles von der Berücksichtigung des Zweckes ab, wofür eine Hofbühne besteht. Soll dieselbe zur Beförderung des guten Geschmackes dienen, ein Muster von Reinheit der Sprache sein; Gefallen am Großartigen, Liebe für erhabene Gefühle erwecken, der feinen Ironie Eingang verschaffen, das Gemeine als unwürdig für Jeden, der auf Bildung Anspruch macht, darstellen, dann kann die Wahl der zu gebenden Stücke keinen außerordentlichen Schwierigkeiten unterliegen, besonders wenn ein Vorstand selbst, durch seine Bildung, Welt und Menschenkenntniß, und durch den gewohnten Umgang mit der höhern Klasse, als Vorbild gilt. — Ob und wann der Opernsänger Hr. Dorner hier auftritt, scheint unbestimmt zu seyn; er wurde sogleich angewiesen, wie verlautet, sich an den Aktuar der k. Intendanz zu wenden. So viel ist gewiß, daß er im philharmonischen Verein gesungen und Anklang gefunden hat, und daß Hr. Bayer, durch seine allzuvielen Leistungen, Nachtheil an seiner herrlichen Stimme leiden muß.“

Ländlich, sittlich!

Im k. Hofbräuhaus wird seit ein paar Tagen schon Märzenbier, welches äußerst gut und gehaltvoll ist, ausgeschenkt. Die Herren Gäste werden höflichst ersucht, Abends ihre Krüge selbst mitzubringen.

(Münch. Tagbl.)

Allerlei.

Das Leipziger Börsenblatt für den deutschen Buchhandel ist ein wahrer Januskopf literarischer Unsterblichkeit. Dasselbe Blatt, das auf der einen Seite die Werke angiebt, welche erst in die Welt gesetzt werden, um sich die Unsterblichkeit zu erkämpfen, liefert auf der Kehrseite ein Verzeichniß von Schriften aus der nahen und fernen Vergangenheit, welche noch immer ihre Liebhaber finden, und, da sie oft bei ihren Verlegern gar nicht mehr zu haben sind, um schweres Geld anderweitig erkauft werden müssen. In den letzten Nummern des erwähnten Blattes wurden unter anderm folgende Schriften gesucht: Spieß, die 12 schlafenden Jungfrauen; Laobes, Erzählungen aus Wirklichkeit und Phantasie, 21 Bde.; Hohenlohe, Predigten, 2 Bde.; Royko, christliche Religions- und Kirchengeschichte, 4 Bde.; Hund-Radowsky, alter Judenspiegel; 25 Exemplare von: Liebesbündniß zum Trotz der Lebenden; Zacharia, Zeit ist Gold; Feuna, Malina von Corinth; Remourd, meine geheimen Recepte u. s. w. Nun spotte noch Einer über die Eitelkeit der Autoren, die für die Ewigkeit zu schreiben hoffen!

(Berl. B.)

Neuere Dichter.

Nachruf.

an den Königlichen Geheimen-Ober-Finanz-Rath, vortragenden Rath in der Staats-Haupt-Buchhalterei, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Classe mit der Schleife, Herrn ...

Blumen, so gern Dir geweiht, aus freudig dankbarem Herzen,
Doch! sich zum Trauerkranz fügen beim Trennungsschmerz! —
Droben in lichteren Höh'n Dein Geist nun ruht in dem Vater —
Hüllt der Verklärung Kleid — werth die Unsterblichkeit! —
Nach dem Kampfe der Leiden, gereift zu Garben der Ernte,
Gibt uns die Hoffnung nicht gläubig ein Wiederseh'n.

Jüterbog, den 3. Febr. 1837.

E — n.

(Berl. Zeit.)

Gelegenheitliches.

Lindpaintners Ouverture zum Faust. Das österreichische Morgenblatt schreibt aus Wien: Lindpaintners Meisterwerk, die an musikalischen Schönheiten so überreiche, wunderbar herrliche, charakteristische Ouverture zum Trauerspiel „Faust" von Goethe, dem Weltdichter, welche die Wiener in den vorjährigen Zöglingsconcerten des Musikvereins, eingeführt vom Prof. Sellner, zuerst hörten, ist endlich im Klavierauszuge bei Peters in Leipzig erschienen. Für alle Musikfreunde eine höchst erfreuliche Novität. Diese Ouverture trägt die Nummer Opus 80 und ist als Auszug von diesem ersten deutschen Componisten selbst für das Pianoforte für 2 Hände bearbeitet worden.

* * *

Etymologie. Die besonders in Norddeutschland bekannte, triviale Redensart: Kikel Kakel! soll von der Grippe herstammen, welche unsere Vorfahren Schnarrkikel genannt haben. Auch wird Grippe von dem Plattdeutschen Gripen, so viel als greifen, um sich greifen, abgeleitet.

* * *

Herlossohn. Sein neuer Roman, die Wahnsinnige, in zwei Theilen, der zugleich den vierten Band seiner gesammelten Schriften bildet, ist der Lesewelt zu empfehlen. Es wird daran der feine liebenswürdige Geist, das seltene Beobachtungs- und Darstellungstalent und der leichte ungekünstelte Humor des Verfassers die Leser zu fesseln wissen.

* * *

Das österreichische Morgenblatt ist in diesem Augenblick vielleicht das beste Journal, welches in Wien erscheint. Es zählt sogar einen Pyrker unter seinen Mitarbeitern. Da es jedoch die Wiener Tageserscheinungen nicht bespricht und sich auch nicht über die Theater-Ephemeriden vernehmen läßt, so zählt es nur wenige Abnehmer.

* * *

Georges Sand. Der Brief an Marcie von diesem Autor in dem französischen Journal le monde, nicht länger als ungefähr achtzig Zeilen, gehört doch zu dem Rührendsten und Schönsten, was derselbe geschrieben hat. Es ist die Geschichte eines unglücklichen Mädchens von ungeheurem Reichthum, das mitten im Luxus und Glanz an Verzweiflung und Liebe sich aufzehrt.

* * *

In Prag gab man ein neues Stück: der Affe und der Frosch oder Hudri Wudri's Zauberfluch. Dazu stand folgendes Notabene auf dem Zettel: Herr Alschnig, erster Mimiker der Theater zu Paris und London, wird die Ehre haben, als Affe Buri und in einer Scene als Frosch Muri aufzutreten.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Das Portrait von Mendelssohn-Bartholdy.

2) Original-Modekupfer aus Paris.

Anmerkung: Wir sind unsern Lesern noch eine kleine Beschreibung des unserm Blatte mitgetheilten Costüms eines spanischen Maulthiertreibers schuldig, welche hiemit folgt:

Die Beinkleider sind blaßgrün mit etwas dunklern Streifen, Kniebänder violett; Jacke ebenfalls violett mit orangefarbenem Besatz mit goldenen und schwarzen Quasten besetzt. Weste orange ebenfalls mit schwarz und Gold. Dunkelrothe Strümpfe, Kamaschen von Naturleder, Schuhe mit blau und roth auf Naturleder ausgenäht. Leibschärpe blaßgelb, um dieselbe ein Riemen, in dem der Dolch steckt. Hellgrauer Mantel mit braunrother Wolle ausgenäht; um den Hals ein weiß und blaues Tuch; um den Kopf ein Tuch von hochrother Farbe; Hut schwarz.

August Lewald.

UNIV. OF
CALIFORNIA

D.r FELIX MENDELSSOHN = BARTHOLDY.

Lith. Anst. von Lobuda, Rees et C.ie

UNIV. OF
CALIFORNIA

Modes de Paris.

Fait Comme de Dames.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Meine Reiſe von Paris nach Marſeille.

Seit vierzig Jahren haben wir große Fortſchritte gemacht, ausgenommen in der Art zu reiſen. Die Diligence iſt in einem verzweifelten statu quo geblieben, ſo wie ſie vor zwanzig Jahren war, ſo iſt ſie auch noch heute. Viele Monarchien ſind in der Zwiſchenzeit geſtürzt, nur der hohe Thron der Imperiale iſt allein ſtehen geblieben. In Paris erfindet man alle Tage neue Arten von Fuhrwerken; man hat Malleposten erfunden, die in drei Tagen von Paris nach Marſeille eilen und die Sphynx, welche in ſechs und dreißig Stunden von der Küſte von Afrika nach Toulon fliegt; man hat Kanäle und Häfen gegraben, allein man iſt dabei ſtehen geblieben, die Diligencen gelb anzuſtreichen, die früher grün geweſen ſeyn ſollen. In der That kann hier von keinem Fortſchritte, ſondern nur von einem Rückſchritte die Rede ſeyn.

Ich habe oft über meinen Vater gelacht, wenn ich an die Art dachte, mit der er auf die Reiſe ging. Wenn er ſich auf den Weg machte, ſo war Tags zuvor der Wagen geſchmiert und bepackt; er ermahnte ſeine Familie, empfahl ſich Gott und reiste mit Sonnenaufgang ab. Wenn es anfing, dunkel zu werden, kehrte er bei einem bekannten Wirthe ein, aß ordentlich zu Nacht, legte ſich in ein gutes Bett ſchlafen, um andern Tags wieder bei guter Stunde auf den Beinen zu ſeyn. So kam er dann friſch und geſund im Orte ſeiner Beſtimmung an, und konnte ſogleich, vom Wagen abgeſtiegen, ſeinen Geſchäften nachgehen. Nun wollen wir aber hören, was in der Zeit er-

funden worden ist. Jetzt reist man wirklich auf eine von der damaligen Art ganz verschiedene und überraschende Weise. Sehen wir einmal, wie es bei den Franzosen aussieht:

Die haben Wagen mit vier Abtheilungen erfunden. Im Coupé sitzen drei Reisende, sechs im sogenannten Interieur, vier in der sogenannten Rotunde und eine unbestimmte Zahl auf der sogenannten Imperiale. Manches Dorf in Frankreich ist weniger bevölkert als eine Diligence. Diese Reisenden werden als lebendige Frachtstücke betrachtet, die man bei einer Ladung von einigen tausend Centnern lebloser Güter als Beifracht nimmt. Man nimmt viel Rücksicht auf den leblosen Centner.

Die lebenden Centner richten sich ein, so gut sie können und mischen ihre Beine, Schultern, Schooshündchen, Mäntel, Shawls, Boa's unter einander; und alles dieses Gemengsel von Knochen und Fleisch wird mit einem betäubenden Geräusch von Rädern, Ketten, Klappern, Schellen, Klatschen, kurz mit dem ganzen Lärm des Stallorchesters von dannen geführt.

Ist man vor der Stadt draußen, wo Niemand mehr da ist, um die anher rasselnde Diligence anzustaunen, so sinkt das Feuer der Pferde, das Orchester fällt in's Piano, der Postillon geht zu Fuß und die Bewegung der Maschine wird einförmig und ruhig. Nun beginnt eine Lamentation, gegen welche das bekannte Klagelied des Jeremias eine Cavatine aus einer Opera buffa genannt werden dürfte. Gerade so traf es sich, als ich vergangenen Sommer von Paris nach Marseille reiste, und ich will nunmehr hier eine genaue Schilderung dieser Reise entwerfen.

Wir waren sechs Stunden gefahren, als einer meiner mitreisenden Schmerzensbrüder den Conducteur schüchtern zu fragen wagte, ob wir bald zu Mittag essen würden. Eine barsche Stimme gab zur Antwort: um zwei Uhr in Fontainebleau. — Ah! wir speisen in Fontainebleau! wiederholt der ganze Chor, und Jeder sucht seine Beine zusammen, die sich hierhin und dorthin verirrt haben.

Nun sind wir in Fontainebleau. Zuerst trägt man eine anonyme Suppe auf und einige mysteriöse Schüsseln; dann einen Braten, der in Fett schwimmt und, als stehenden Artikel, eingemachte Früchte aus Bar. Kaum hat man die vier Teller, die das ewige Dessert formiren,

wie vom Himmel auf die Tafel fallen lassen, so springt auch schon der Conducteur herein, der die Mission hat, über die Unverletzbarkeit des Desserts zu wachen und schreit: Allons, meine Herren, vorwärts! Die Wege sind schlechte, und wir sind um eine Stunde zurück, die wir einbringen müssen.

Bei diesen Worten springen die unglücklichen Reisenden in Masse auf, trinken noch geschwinde ihren Schluck Wein aus und laufen zum Wagen mit einem Biscuit in der Hand. Gewöhnlich regnet es in Fontainebleau und bis man sich zurecht gesetzt, ist man bis auf die Haut durchnäßt. Beim Hinausfahren aus der Stadt fährt der Postillon wie besessen. Die Reisenden bewundern den Wald von Fontainebleau und freuen sich, einen Hirsch oder ein Reh im Vorbeifahren zu entdecken; darüber vergessen sie das schlechte Mittagsmahl. Jetzt ist die Chaussee zu Ende; man kommt auf festen Boden und der Wagen beginnt wieder angenehm und sanft zu schaukeln; jetzt verdaut ein Jeder sein Biscuit so gut er kann. Um eilf Uhr Abends erreicht man Montargis. „Ah! hier wird wohl zu Nacht gegessen" ruft eine Stimme. Eine alte Dame rahmt ihren Kopf in den Diligencen-Schlag ein und erhascht im Fluge den Conducteur, der sich eben an einem langen Riemen von dem Gipfel der Imperiale herunterläßt. „Monsieur, rufte sie mit einer sanften ausgehungerten Stimme, nichtwahr, hier essen wir zu Nacht?"

— Man trinkt eine Bouillon, antwortet der Conducteur.

Allgemeine Bestürzung.

Man steigt aus, man tritt in das Wirthshaus, man geht in die Küche, wo die siedenden Casseroles trommeln und die Spieße sich drehen; aber man führt euch in den Bouillon-Saal. Auf einem gefirnißten Tische von zwanzig Schuh Länge stehen vier Terrinen mit heißem Wasser, das mit irgend einem Stoff ein wenig gelb gefärbt ist. Die Magd schleppt einen unförmlichen Klumpen einer granitfesten Masse herbei, die mit dem Namen Brod beehrt wird. Welch ein verzweifelnder Gedanke! Eigentliches Brod ist fast auf der ganzen Straße nicht zu finden, trotz des Vaterunsers, das hier wie überall täglich gebetet wird, denn es gibt viele Kirchthürme hier. Ihr denkt daran, Eisenbahnen anzulegen; ei ihr guten Leute, sorgt vorerst für Brod und Suppe! Der Pilger ißt sich satt unter dem Zelte des Arabers; in Frankreich stirbt der Reisende Hungers für sein gutes Geld.

Ohne die Bouillon gegeſſen zu haben, verläßt man Montargis; es iſt Mitternacht; man ſchläft fünf Minuten und träumt von gutem Eſſen. Nun fängt eine jener Höllenqualen an, die Dante anzuführen vergeſſen hat; Hunger und Schlafloſigkeit eng verbunden; wer es einmal verſuchen will, hat nur fünf und ſiebenzig Franken zu bezahlen, die Trinkgelder mit einbegriffen. Nummer zwei ſchlummert ein wenig ein, aber der ſchwankende Kopf von Nummer fünf fällt ihr mit vielem Aplomb auf die Naſe; gewöhnlich ſind die Nummer fünf ſehr dick. Man wechſelt ein „Verzeihung, mein Herr“ und ein „ich bitte, hat gar nichts zu ſagen“ und dieſen Dialog vernimmt man nun im Finſtern die ganze Nacht. Gegen Morgen wird endlich die Gewalt des Schlafes ſo groß, daß alle ſechs Nummern zugleich einſchlafen. Nun karamboliren die ſechs Köpfe rechts und links wie Billard-Kugeln. Es iſt ein Schauſpiel, die Menſchheit zu rühren.

In einer Diligence will es gar nicht Tag werden; es ſcheint, die Sonne hat das Aufgehen vergeſſen. Im Halbdunkel hört man klagende Stimmen ausrufen: was iſt jetzt wohl die Uhr? Sogleich läßt ſich eine unſichtbare Repetiruhr vernehmen; man zählt eins, zwei, drei, bis fünfzehn Uhr. Der Eigenthümer der Repetiruhr ſpricht hierauf: meine Uhr iſt verdorben und hab' ſie erſt geſtern im Palais Royal gekauft.

— Das Palais Royal iſt recht herunter, bemerkt hierauf ein Handlungsreiſender, und nun wachen plötzlich Alle auf und geben ihren Gliedmaßen Audienz: „Ich fühle nicht meine Füße! — ich muß eine Contuſion am Kopf haben! — o weh mein Arm! — ach mein Bauch! — ich bin gerädert!“ Allgemeiner Chor: Eine ſchreckliſche Nacht!

Man hört den Conducteur ſchnarchen und manchmal ſelbſt die Pferde, die maſchinenmäßig auf der gewohnten Straße fortſchleichen. Die vier Ecknummern gucken aus dem Schlage, ob die Sonne aufgeht und erfreuen ſich an den Sternen, wenn ſie gerade ſichtbar ſind. Nummer fünf und ſechs hängen ſich aus Verzweiflung an dem Leder, das vom Plafond der Kutſche herunterhängt, und ſtrecken ſich ihre Köpfe gleichſam dräuend entgegen, wie zwei Stiere auf der Wieſe.

Endlich erſcheint der Tag, um die Verheerungen der Nacht zu beleuchten. Man ſollte glauben, in ein ägyptiſches Grabmal eingedrungen zu ſeyn und dort ſechs Mumien zu entdecken. Einer bittet den Andern wegen ſeiner Häßlichkeit um Verzeihung.

Jetzt iſt man in Briare angekommen. Ach! in Briare iſt ein

Kanal zu ſehen, ſagt der Handlungsreiſende. — Wird hier gefrühſtückt? fragt Nummer ſechs. Dieß iſt der Unglücklichſte von Allen. Gäbe es in dem Strafcodex ein Geſetz, wonach Verbrecher zur Nummer ſechs verurtheilt würden, ſo müßte man dieſes Geſetz aus Menſchenliebe kaſſiren.

— Man trinkt eine Taſſe Caffee auf den Huſch, ſagt der Conducteur, dafür aber werden wir in Moulins deſto beſſer zu Mittag eſſen.

— Und wann kommen wir nach Moulins? fragt wieder Nummer ſechs.

— In ein fünfzehn Stunden etwa, ſpricht der Poſtillon, der geborne Freund der Pferde und der ſtete Feind der Reiſenden.

— Aber das iſt ja nicht auszuhalten, ſagt eine andere Nummer.

— Einſtweilen wollen wir den Kaffee zu uns nehmen, ſpricht hierauf der Handlungsreiſende.

Bis nach Lyon, wohin man nach drei ſchlafloſen Nächten kommt, hat man vier Tage Hunger auszuſtehen, eine Ewigkeit von Qual; ich habe hier nicht angeführt, alle die Unterhaltungen, die man auszuſtehen hat über die Güte des Weins, die Lyoner Seidenwaaren, die neuen Pariſer Vaudevilles; ferner das mögliche Umwerfen der Diligence, Ueberfälle von gewaffneter Hand, das Brennen der Räder und andere Ereigniſſe, denen die Vorſicht der Adminiſtration nicht abhelfend entgegen kommen kann.

In Lyon angekommen, hüllt uns ein dichter Nebel in ſeinen geheimnißvollen Schleier ein. An der Table d'hôte erfährt man, daß die Seide im Preiſe falle, weil aus den vereinigten Staaten keine Beſtellungen mehr einliefen, daß die Saone ausgetreten ſey, daß der Bogen einer Brücke eingeſtürzt ſey, daß man den verſchütteten Brunnenarbeiter noch immer nicht ausgegraben habe, und daß das Dampfſchiff in die Luft geflogen. In Lyon erfährt man immer ein Unglück. Lyon iſt der Oreſtes unter den Städten.

Es gibt zwei Wege, um von Lyon weiter zu reiſen: zu Waſſer oder zu Lande. Wie glücklich fühlt man ſich, der Diligence zu entkommen und ſich dem Dampf in die Arme zu werfen! Das Packetboot geht um fünf Uhr des Morgens ab; köſtlich! In eilf Stunden macht man die Ueberfahrt nach Avignon; himmliſch!

— Wo schifft man sich ein?

— Hier ganz in der Nähe.

Man legt sich früh schlafen, denn man muß doch dem Despoten Schlaf den schuldigen Tribut einmal zollen. Allein das Blut ist zu sehr aufgeregt; man schläft erst um Mitternacht ein. Plötzlich erdröhnt die Thüre unter den Schlägen des Kellners. Man fährt in die Höhe. Es heißt: Aufgestanden und Licht genommen.

— Wie viel Uhr ist es, Kellner?

— Halb drei.

— Mein Himmel!

Der Reisende und sein Gepäck muß jetzt bei dem Leuchten einer trüben Laterne das weite Lyon seiner ganzen Länge nach durchmessen; und wenn er zur Stadt hinaus ist geht es durch die Vorstadt, und nach der Vorstadt längs einer Erdzunge von Stiefelform, gleich Italien, die kein Ende nehmen will. Jetzt sind wir am Packetboot. Es geht fort; dießmal ist die Geschwindigkeit wirklich bewunderungswerth; mehr als Galopp, ein Pfeil, ein Adler, ein Blitz.

Man fordert das Frühstück; man bringt euch Etwas in einer Schale, das ziemlich den Milchkaffee parodirt; man streckt sich dazu in einen hübschen Lehnstuhl, segnet den alten Gott der Rhone und fühlt sich glücklich. Plötzlich hört man ein dumpfes Krachen des Kiels, das Packetboot macht einen Satz, und die Schale fällt um. „Ich glaube, wir sind in die Luft geflogen," sagt einer der Reisenden. Zwei Nonnen machen das Zeichen des Kreuzes; die Soldaten singen, aber die übrigen Passagiere sind bleich geworden.

Es ist zu wenig Wasser vorhanden, das Packetboot ist auf den Grund gerathen, es muß wieder flott gemacht werden. Dieß ist eine Römerarbeit. Der Kapitän bittet die Passagiere, sich nach einer wüsten Insel überschiffen zu lassen, um das Packetboot leichter zu machen. Fünfzig Robinsons springen in die Schaluppe; manchmal schlägt die Schaluppe um, und dann gibt es für gut schwimmende Philanthropen goldene Medaillen zu verdienen. Wenn es in diesen Gegenden nicht regnet, so weht ein eiskalter Wind. Die Einwohner der wüsten Insel machen Zelte aus ihren Mänteln und geben der gestrandeten Metropole telegraphische Zeichen. Man schickt ihnen Zwieback und Rum. Der Kapitän flucht nach allen Winden und schreit um Pferde. Der Dampf

hat den Abſchied genommen. Endlich kommen vier Pferde herbei, um die Maſchine von hundertzwanzig Pferden Kraft wieder in Bewegung zu ſetzen. Nach vierſtündiger Mühe und Arbeit kommt der verſtändige Fluß endlich den Menſchen zu Hülfe; die Rhone ſtößt mit einem Finger an die Maſchine, die wie ein Pfeil davon fliegt. Ausbruch der Freude, man klatſcht der Rhone Beifall zu, man wünſcht ſich Glück; die Mütter umarmen ihre Kinder mit Thränen in den Augen.

Ich habe dieſen angenehmen Vorfall dreimal in einem Tage erlebt.

Eine Stimme: Wir kommen dieſen Abend nicht mehr nach Avignon.

Man antwortet: wir bleiben in Roquemaure oder in Pont St. Eſprit.

— Wie? Wir kommen durch Pont St. Eſprit? ruft eine Dame erbleichend.

— Wie denn anders?

— Hilf heiliger Gott!

Pont St. Eſprit iſt nämlich Charybdis und Scylla. Dieſe fürchterliche Brücke umklammert mit einem Bogen von dreißig Fuß die ganze Rhone. Jetzt naht ein feierlicher Augenblick; der Mann am Keſſel macht ein ernſtes Geſicht; der Kapitän zeigt auf eine Erhöhung; der Steuermann nimmt ſein Augenmerk auf den fürchterlichen Bogen hingerichtet, der ſchmäler zu ſeyn ſcheint als das Paketboot; die Rhone brauſt wie ein Waſſerfall; alle Paſſagiere beugen das Haupt; die Damen ſchließen die Augen... hindurch! Man dreht ſich um und ſieht die Brücke weit hinter ſich. Dieſer Pont St. Eſprit iſt wahrlich beſſer als ſein Ruf.

Am Horizont erhebt ſich jetzt der koloſſale Thurm von Avignon; doch das iſt das dem Moſes verheißne Land; die Reiſenden erreichen es nicht und müſſen in Roquemaure ſchlafen. Allein es ſind fünfzig Paſſagiere auf dem Paketboot und nur vier Betten in dem Wirthshauſe zu Roquemaure. Das Dorf wird mit Sturm genommen; jedes Haus wird zum Wirthshauſe. Man ſchläft auf Stroh; man ißt Ragouts und denkt dabei mit Rührung an das abweſende Wildpret; man geht einen großen Theil der Nacht ſpazieren; man beſieht Alterthümer, einen verfallenen Thurm auf einer Felſenſpitze. Die Engländer zeichnen viel ab und holen ſich den Schnupfen. Mit Anbruch des Tages geht man nach Avignon unter Segel.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Meine Reiſe von Paris nach Marſeille.

Seit vierzig Jahren haben wir große Fortſchritte gemacht, ausgenommen in der Art zu reiſen. Die Diligence iſt in einem verzweifelten statu quo geblieben, ſo wie ſie vor zwanzig Jahren war, ſo iſt ſie auch noch heute. Viele Monarchien ſind in der Zwiſchenzeit geſtürzt, nur der hohe Thron der Imperiale iſt allein ſtehen geblieben. In Paris erfindet man alle Tage neue Arten von Fuhrwerken; man hat Malleposten erfunden, die in drei Tagen von Paris nach Marſeille eilen und die Sphynx, welche in ſechs und dreißig Stunden von der Küſte von Afrika nach Toulon fliegt; man hat Kanäle und Häfen gegraben, allein man iſt dabei ſtehen geblieben, die Diligencen gelb anzuſtreichen, die früher grün geweſen ſeyn ſollen. In der That kann hier von keinem Fortſchritte, ſondern nur von einem Rückſchritte die Rede ſeyn.

Ich habe oft über meinen Vater gelacht, wenn ich an die Art dachte, mit der er auf die Reiſe ging. Wenn er ſich auf den Weg machte, ſo war Tags zuvor der Wagen geſchmiert und gepackt; er umarmte ſeine Familie, empfahl ſich Gott und reiſte mit Sonnenaufgang ab. Wenn es anfing, dunkel zu werden, kehrte er bei einem bekannten Wirthe ein, aß ordentlich zu Nacht, legte ſich in ein gutes Bett ſchlafen, um andern Tags wieder bei guter Stunde auf den Beinen zu ſeyn. So kam er dann friſch und geſund im Orte ſeiner Beſtimmung an, und konnte ſogleich, vom Wagen abgeſtiegen, ſeinen Geſchäften nachgehen. Nun wollen wir aber hören, was in der Zeit er-

funden worden ist. Jetzt reist man wirklich auf eine von der damaligen Art ganz verschiedene und überraschende Weise. Sehen wir einmal, wie es bei den Franzosen aussieht:

Die haben Wagen mit vier Abtheilungen erfunden. Im Coupé sitzen drei Reisende, sechs im sogenannten Interieur, vier in der sogenannten Rotunde und eine unbestimmte Zahl auf der sogenannten Imperiale. Manches Dorf in Frankreich ist weniger bevölkert als eine Diligence. Diese Reisenden werden als lebendige Frachtstücke betrachtet, die man bei einer Ladung von einigen tausend Centnern lebloser Güter als Beifracht nimmt. Man nimmt viel Rücksicht auf den leblosen Centner.

Die lebenden Centner richten sich ein, so gut sie können und mischen ihre Beine, Schultern, Schooshündchen, Mäntel, Shawls, Boa's unter einander; und alles dieses Gemengsel von Knochen und Fleisch wird mit einem betäubenden Geräusch von Rädern, Ketten, Klappern, Schellen, Klatschen, kurz mit dem ganzen Lärm des Stallorchesters von dannen geführt.

Ist man vor der Stadt draußen, wo Niemand mehr da ist, um die ander rasselnde Diligence anzustaunen, so sinkt das Feuer der Pferde, das Orchester fällt in's Piano, der Postillon geht zu Fuß und die Bewegung der Maschine wird einförmig und ruhig. Nun beginnt eine Lamentation, gegen welche das bekannte Klagelied des Jeremias eine Cavatine aus einer Opera buffa genannt werden dürfte. Gerade so traf es sich, als ich vergangenen Sommer von Paris nach Marseille reiste, und ich will nunmehr hier eine genaue Schilderung dieser Reise entwerfen.

Wir waren sechs Stunden gefahren, als einer meiner mitreisenden Schmerzensbrüder den Conducteur schüchtern zu fragen wagte, ob wir bald zu Mittag essen würden. Eine barsche Stimme gab zur Antwort: um zwei Uhr in Fontainebleau. — Ah! wir speisen in Fontainebleau! wiederholt der ganze Chor, und Jeder sucht seine Beine zusammen, die sich hierhin und dorthin verirrt haben.

Nun sind wir in Fontainebleau. Zuerst trägt man eine anonyme Suppe auf und einige mysteriöse Schüsseln; dann einen Braten, der in Fett schwimmt und, als stehenden Artikel, eingemachte Früchte aus Bar. Kaum hat man die vier Teller, die das ewige Dessert formiren,

wie vom Himmel auf die Fahrt fallen lassen, so springt auch schon der Conducteur herein, der die Mission hat, über die Unverletzbarkeit des Desserts zu wachen und schreit: Allons, meine Herren, vorwärts! Die Wege sind schlecht, und wir sind um eine Stunde zurück, die wir einbringen müssen.

Bei diesen Worten springen die unglücklichen Reisenden in Masse auf, trinken noch geschwinde ihren Schluck Wein aus und laufen zum Wagen mit einem Biscuit in der Hand. Gewöhnlich regnet es in Fontainebleau und bis man sich zurecht gesetzt, ist man bis auf die Haut durchnäßt. Beim Ausfahren aus der Stadt fährt der Postillon wie besessen. Die Reisenden bewundern den Wald von Fontainebleau und freuen sich, einen Hirsch oder ein Reh im Vorbeifahren zu entdecken; darüber vergessen sie das schlechte Mittagsmahl. Jetzt ist die Chaussee zu Ende; man kommt auf fetten Boden und der Wagen beginnt wieder angenehm und sanft zu schaukeln; jetzt verdaut ein Jeder sein Biscuit so gut er kann. Um eilf Uhr Abends erreicht man Montargis. „Ah! hier wird wohl zu Nacht gegessen" ruft eine Stimme. Eine alte Dame rahmt ihren Kopf in den Diligencen-Schlag ein und erhascht im Fluge den Conducteur, der sich eben an einem langen Riemen von dem Gipfel der Imperiale herunterläßt. „Monsieur, ruft sie mit einer sanften ausgehungerten Stimme, nichtwahr, hier essen wir zu Nacht?"

— Man trinkt eine Bouillon, antwortet der Conducteur.

Allgemeine Bestürzung.

Man steigt aus, man tritt in das Wirthshaus, man geht in die Küche, wo die siedenden Cassseroken trommeln und die Spieße sich drehen; aber man führt euch in den Bouillon-Saal. Auf einem gefirnißten Tische von zwanzig Schuh Länge stehen vier Terrinen mit heißem Wasser, das mit irgend einem Stoff ein wenig gelb gefärbt ist. Die Magd schleppt einen unförmlichen Klumpen einer granitfesten Masse herbei, die mit dem Namen Brod beehrt wird. Welch ein verzweifelnder Gedanke! Eigentliches Brod ist fast auf der ganzen Straße nicht zu finden, trotz des Vaterunsers, das hier wie überall täglich gebetet wird, denn es gibt viele Kirchthürme hier. Ihr denkt daran, Eisenbahnen anzulegen; o ihr guten Leute, sorgt vorerst für Brod und Suppe! Der Pilger ißt sich satt unter dem Zelte des Arabers; in Frankreich stirbt der Reisende Hungers für sein gutes Geld.

Ohne die Bouillon gegessen zu haben, verläßt man Montargis; es ist Mitternacht; man schläft fünf Minuten und träumt von gutem Essen. Nun fängt eine jener Höllenqualen an, die Dante anzuführen vergessen hat; Hunger und Schlaflosigkeit eng verbunden; wer es einmal versuchen will, hat nur fünf und siebenzig Franken zu bezahlen, die Trinkgelder mit einbegriffen. Nummer zwei schlummert ein wenig ein, aber der schwankende Kopf von Nummer fünf fällt ihr mit vielem Aplomb auf die Nase; gewöhnlich sind die Nummer fünf sehr dick. Man wechselt ein „Verzeihung, mein Herr" und ein „ich bitte, hat gar nichts zu sagen" und diesen Dialog vernimmt man nun im Finstern die ganze Nacht. Gegen Morgen wird endlich die Gewalt des Schlafes so groß, daß alle sechs Nummern zugleich einschlafen. Nun karamboliren die sechs Köpfe rechts und links wie Billard-Kugeln. Es ist ein Schauspiel, die Menschheit zu rühren.

In einer Diligence will es gar nicht Tag werden; es scheint, die Sonne hat das Aufgehen vergessen. Im Halbdunkel hört man klagende Stimmen ausrufen: was ist jetzt wohl die Uhr? Sogleich läßt sich eine unsichtbare Repetiruhr vernehmen; man zählt eins, zwei, drei, bis fünfzehn Uhr. Der Eigenthümer der Repetiruhr spricht hierauf: meine Uhr ist verdorben und hab' sie erst gestern im Palais Royal gekauft.

— Das Palais Royal ist recht herunter, bemerkt hierauf ein Handlungsreisender, und nun wachen plötzlich Alle auf und geben ihren Gliedmaßen Audienz: „Ich fühle nicht meine Füße! — ich muß eine Contusion am Kopf haben! — o weh mein Arm! — ach mein Bauch! — ich bin gerädert!" Allgemeiner Chor: Eine schreckliche Nacht!

Man hört den Conducteur schnarchen und manchmal selbst die Pferde, die maschinenmäßig auf der gewohnten Straße fortschleichen. Die vier Ecknummern gucken aus dem Schlage, ob die Sonne aufgeht und erfreuen sich an den Sternen, wenn sie gerade sichtbar sind. Nummer fünf und sechs hängen sich aus Verzweiflung an dem Leder, das vom Plafond der Kutsche herunterhängt, und strecken sich ihre Köpfe gleichsam drauend entgegen, wie zwei Stiere auf der Wiese.

Endlich erscheint der Tag, um die Verheerungen der Nacht zu beleuchten. Man sollte glauben, in ein ägyptisches Grabmal eingedrungen zu seyn und dort sechs Mumien zu entdecken. Einer bittet den Andern wegen seiner Häßlichkeit um Verzeihung.

Jetzt ist man in Briare angekommen. Ach! in Briare ist ein

Kanal zu ſehen, ſagt der Handlungsreiſende. — Wird hier gefrühſtückt? fragt Nummer ſechs. Dieß iſt der Unglücklichſte von Allen. Gäbe es in dem Strafcodex ein Geſetz, wonach Verbrecher zur Nummer ſechs verurtheilt würden, ſo müßte man dieſes Geſetz aus Menſchenliebe kaſſiren.

— Man trinkt eine Taſſe Caffee auf den Huſch, ſagt der Conducteur, dafür aber werden wir in Moulins deſto beſſer zu Mittag eſſen.

— Und wann kommen wir nach Moulins? fragt wieder Nummer ſechs.

— In ein fünfzehn Stunden etwa, ſpricht der Poſtillon, der geborne Freund der Pferde und der ſtete Feind der Reiſenden.

— Aber das iſt ja nicht auszuhalten, ſagt eine andere Nummer.

— Einſtweilen wollen wir den Kaffee zu uns nehmen, ſpricht hierauf der Handlungsreiſende.

Bis nach Lyon, wohin man nach drei ſchlafloſen Nächten kommt, hat man vier Tage Hunger auszuſtehen, eine Ewigkeit von Qual; ich habe hier nicht angeführt, alle die Unterhaltungen, die man auszuſtehen hat über die Güte des Weins, die Lyoner Seidenwaaren, die neuen Pariſer Vaudevilles; ferner das mögliche Umwerfen der Diligence, Ueberfälle von gewaffneter Hand, das Brennen der Räder und andere Ereigniſſe, denen die Vorſicht der Adminiſtration nicht abhelfend entgegen kommen kann.

In Lyon angekommen, hüllt uns ein dichter Nebel in ſeinen geheimnißvollen Schleier ein. An der Table d'hôte erfährt man, daß die Seide im Preiſe falle, weil aus den vereinigten Staaten keine Beſtellungen mehr einliefen, daß die Saone ausgetreten ſey, daß der Bogen einer Brücke eingeſtürzt ſey, daß man den verſchütteten Brunnenarbeiter noch immer nicht ausgegraben habe, und daß das Dampfſchiff in die Luft geflogen. In Lyon erfährt man immer ein Unglück. Lyon iſt der Oreſtes unter den Städten.

Es gibt zwei Wege, um von Lyon weiter zu reiſen: zu Waſſer oder zu Lande. Wie glücklich fühlt man ſich, der Diligence zu entkommen und ſich dem Dampf in die Arme zu werfen! Das Packetboot geht um fünf Uhr des Morgens ab; köſtlich! In eilf Stunden macht man die Ueberfahrt nach Avignon; himmliſch!

— Wo schifft man sich ein?

— Hier ganz in der Nähe.

Man legt sich früh schlafen, denn man muß doch dem Despoten Schlaf den schuldigen Tribut einmal zollen. Allein das Blut ist zu sehr aufgeregt; man schläft erst um Mitternacht ein. Plötzlich erdröhnt die Thüre unter den Schlägen des Kellners. Man fährt in die Höhe. Es heißt: Aufgestanden und Licht genommen.

— Wie viel Uhr ist es, Kellner?

— Halb drei.

— Mein Himmel!

Der Reisende und sein Gepäck muß jetzt bei dem Leuchten einer trüben Laterne das weite Lyon seiner ganzen Länge nach durchmessen; und wenn er zur Stadt hinaus ist geht es durch die Vorstadt, und nach der Vorstadt längs einer Erdzunge von Stiefelform, gleich Italien, die kein Ende nehmen will. Jetzt sind wir am Packetboot. Es geht fort; dießmal ist die Geschwindigkeit wirklich bewundernswerth; mehr als Galopp, ein Pfeil, ein Adler, ein Blitz.

Man fordert das Frühstück; man bringt euch Etwas in einer Schale, das ziemlich den Milchkaffee parodirt; man streckt sich dazu in einen hübschen Lehnstuhl, segnet den alten Gott der Rhone und fühlt sich glücklich. Plötzlich hört man ein dumpfes Krachen des Kiels, das Packetboot macht einen Satz, und die Schale fällt um. „Ich glaube, wir sind in die Luft geflogen," sagt einer der Reisenden. Zwei Nonnen machen das Zeichen des Kreuzes; die Soldaten singen, aber die übrigen Passagiere sind bleich geworden.

Es ist zu wenig Wasser vorhanden, das Packetboot ist auf den Grund gerathen, es muß wieder flott gemacht werden. Dieß ist eine Römerarbeit. Der Kapitän bittet die Passagiere, sich nach einer wüsten Insel überschiffen zu lassen, um das Packetboot leichter zu machen. Fünfzig Robinsons springen in die Schallupe; manchmal schlägt die Schaluppe um, und dann gibt es für gut schwimmende Philanthropen goldene Medaillen zu verdienen. Wenn es in diesen Gegenden nicht regnet, so weht ein eiskalter Wind. Die Einwohner der wüsten Insel machen Zelte aus ihren Mänteln und geben der gestrandeten Metropole telegraphische Zeichen. Man schickt ihnen Zwieback und Rum. Der Kapitän flucht nach allen Winden und schreit um Pferde. Der Dampf

hat den Abschied genommen. Endlich kommen vier Pferde herbei, um die Maschine von hundertzwanzig Pferden Kraft wieder in Bewegung zu setzen. Nach vierstündiger Mühe und Arbeit kommt der verständige Fluß endlich den Menschen zu Hülfe; die Rhone stößt mit einem Finger an die Maschine, die wie ein Pfeil davon fliegt. Ausbruch der Freude, man klatscht der Rhone Beifall zu, man wünscht sich Glück; die Mütter umarmen ihre Kinder mit Thränen in den Augen.

Ich habe diesen angenehmen Vorfall dreimal in einem Tage erlebt.

Eine Stimme: Wir kommen diesen Abend nicht mehr nach Avignon.

Man antwortet: wir bleiben in Roquemaure oder in Pont St. Esprit.

— Wie? Wir kommen durch Pont St. Esprit? ruft eine Dame erbleichend.

— Wie denn anders?

— Hilf heiliger Gott!

Pont St. Esprit ist nämlich Charybdis und Scylla. Diese fürchterliche Brücke umklammert mit einem Bogen von dreißig Fuß die ganze Rhone. Jetzt naht ein feierlicher Augenblick; der Mann am Kessel macht ein ernstes Gesicht; der Kapitän zeigt auf eine Erhöhung; der Steuermann nimmt sein Augenmerk auf den fürchterlichen Bogen hingerichtet, der schmäler zu seyn scheint als das Paketboot; die Rhone brauset wie ein Wasserfall; alle Passagiere beugen das Haupt; die Damen schließen die Augen... hindurch! Man dreht sich um und sieht die Brücke weit hinter sich. Dieser Pont St. Esprit ist wahrlich besser als sein Ruf.

Am Horizont erhebt sich jetzt der kolossale Thurm von Avignon; doch das ist das dem Moses verheißne Land; die Reisenden erreichen es nicht und müssen in Roquemaure schlafen. Allein es sind fünfzig Passagiere auf dem Paketboot und nur vier Betten in dem Wirthshause zu Roquemaure. Das Dorf wird mit Sturm genommen; jedes Haus wird zum Wirthshause. Man schläft auf Stroh; man ißt Ragouts und denkt dabei mit Rührung an das abwesende Wildpret; man geht einen großen Theil der Nacht spazieren; man besieht Alterthümer, einen verfallenen Thurm auf einer Felsenspitze. Die Engländer zeichnen viel ab und holen sich den Schnupfen. Mit Anbruch des Tages geht man nach Avignon unter Segel.

In Avignon drängen sich zweihundert Packträger auf das Schiff, eignen sich mit Gewalt die Effecten an und tragen sie in die Gasthöfe. Die Reisenden müssen nun von Gasthof zu Gasthof laufen um ihre Effecten wieder zu finden. Für einen Regenschirm, der vielleicht zehn Sous werth ist, muß man einen Franc Trägerlohn bezahlen. Die Taxe ist vom Präfekt aber nicht von den Reisenden approbirt.

Alle Reisenden sind hier nicht ausgestiegen; man sagt, daß das Boot gleich weiter nach Marseille gehe. Wir bleiben also an Bord. Man langt in Arles an, und hier erfährt man, daß das Paketboot nicht nach Marseille gehe. Man muß sich an Bord einer großen Dampfbrigg begeben, genannt: le commerce. Man muß sich darein finden. Kaum hat aber der commerce zwei Stunden zurückgelegt, als in Zweifel gezogen wird, ob man durch die Rhone-Mündung wird schiffen können. „Und wenn man nicht durchkann?" — So kehrt man noch diesen Abend oder morgen mit dem Frühesten nach Arles zurück.

Man schifft durch die Mündung; nun sind wir im mittelländischen Meere; die Passagiere bekommen die Seekrankheit, wie es gebräuchlich ist. Die Damen steigen in den Raum hinab und setzen sich auf eine Ladung Arleser Bausteine. Das ist hart. Glücklicherweise tröstet man sich damit, noch diesen Abend nach Marseille zu kommen. Aber die Nacht rückt heran und bis Marseille ist noch sehr weit. Ein Sturm zieht herauf. „Es ist doch sehr unangenehm, sagt eine Dame, einen Sturm aushalten zu müssen und die Seekrankheit zu bekommen, wenn man auf der Straße von Fontainebleau aus Paris fortgereist ist; doch immerhin, diese Nacht schlafe ich in Marseille."

„Wir werden in Bouc vor Anker gehen, sagt trocken der Capitän."

— Was ist Bouc? schreien hier alle Passagiere.

Bouc ist eine Stadt mit einem Hafen, bestehend aus drei Häusern, wovon zwei unbewohnt sind, aus sieben Hügeln wie Rom und aus einem Hafen ohne Schiffe. Fünfzig Reisende theilen sich in zwei Betten und einen Hammelsschlegel, der nach Knoblauch stinkt. Mit Anbruch des Tages geht es frisch nach Marseille. Die Diät, die schlaflosen Nächte und die Seekrankheit versetzen uns in einen traumähnlichen Zustand; wir sind auf offenem Meere mit einem verworrenen Andenken an Briare, Moulins, die Lyoner Fabrikarbeiter, Roquemaure, die Rhone, die Conducteurs, die Postillons und die Pferde. Man fährt an Schiffen vorüber, die aus Indien kommen. Um den Traum vollkommen zu machen, schifft man jetzt in einen ungeheuern Seehafen ein

und die Sanitäts-Verwaltung läßt fragen, ob wir nicht die Peſt an Bord mitbringen.

So nah am Ziel, läuft man noch ernſtlich Gefahr, Quarantäne machen zu müſſen. Aber man kommt mit der Angſt davon und kann endlich in Marſeille ans Land ſteigen. —

Nun ſage man noch, daß wir Recht haben, über die Art zu lachen, wie unſere Väter reiſten; doch die Eiſenbahnen werden Alles gut machen und unſere Enkel einſt gewiß ſehr glücklich ſeyn.

Ein Offizier Napoleon's.

Geſchichtliche Novelle.

I.

An einem Frühlingsabende des Jahres 1808 ſaßen zwei junge Leute an der Mauer des hinter der Kirche St. Catharina in Liſſabon liegenden Kirchhofes. Einer von ihnen trug die glänzende Uniform der Ordonnanz-Offiziere Napoleons. Die unbeſorgte Keckheit ſeines von der ſüdlichen Sonne gebräunten Geſichtes, das im Schimmer des Mondes ſtrahlende Ehrenkreuz, die Lebhaftigkeit ſeiner Bewegungen und ſeiner Sprache, Alles ließ in ihm einen der jungen Krieger erkennen, denen der Krieg zur andern Natur geworden iſt, und die nie beſſer ſchliefen als auf dem blutigen Stroh eines Freilagers. Die andere war ein junges, braunes, zierliches und wundervoll gebildetes Mädchen, deſſen ſchwarze Locken mit anmuthiger Koketterie aufgelöst herunterfielen, und deſſen indiscrete Mantille die reizendſten Formen erkennen ließ.

„O mein Friedrich!“ ſprach Catharina und ſchlang einen Arm um den Hals des jungen Mannes, während ſie mit dem andern auf einen Stern deutete, der eben aus einer Wolke hervortrat; „dieſer Stern iſt Portugals Sinnbild. Reiner wird es wieder hervortreten... und bald wird die fremde Unterjochung von ſeinem Boden zurückweichen, wie jene Wolke....

„Kleine Rebellin!“ antwortete Friedrich lächelnd, „wir ſind weder Gothen noch Sarazenen... Wir kommen hieher, um Euch zu ſchützen, nicht aber, um Euch zu unterjochen... und wären, ſetzte der junge Offizier etwas boshaft hinzu, „Eure Portugieſen wohl auch im Stande,

gegen den Mann, der schon drei Viertheile der Welt erobert hat, Widerstand zu versuchen!“

„Und warum nicht?“ entgegnete Catharina ungeduldig; „Eure Soldaten gleichen den Thieren, was sind sie, das ist wahr, sie schlagen sich aber ohne Ursache und morden aus Pflicht... Wir sind durch Euern Massena besiegt, doch unsere Unterwürfigkeit ist nur scheinbar... von einem Tage zum andern können wir uns stärker und furchtbarer wieder erheben, und glaube mir, die werden besser kämpfen für Bewahrung unserer Nationalität, als Ihr, die Ihr sie uns entreißen wollt.“

„Darum möchte ich zweifeln, meine hübsche Spartanerin... Ruhm ist eine Triebfeder, die...“

„Ruhm!“ unterbrach ihn die Portugiesin mit dem Fuße stampfend, „verlangt der Ruhm die Plünderung der Städte, die Vernichtung der Völker, die Verheerung und den Umsturz der Welt? Thörichter Ruhm, Friedrich! der Zwillingsbruder des Verbrechens!... Was rede ich aber!“ setzte sie traurig und weinend hinzu, „ich habe nicht mehr das Recht so zu sprechen, denn ich bin keine Portugiesin mehr... Ich habe mein Vaterland von dem Augenblicke an verleugnet, wo ich Deine Geliebte wurde... „Höre mich aber Friedrich!“ fuhr sie fort und faßte den Offizier fest ins Auge, „Gott möge Dich verfluchen, wenn Du mein Vertrauen mißbrauchst und wenn Du mich nicht zu Deinem Weibe machst!“

„O gewiß! gewiß! bester Engel!“ entgegnete Friedrich mit etwas verlegener Stimme; „doch zwingt mich die Gewalt der Umstände, unsere Verbindung aufzuschieben. Der Kaiser würde in diesem Augenblicke meine Heirath mit einer Portugiesin sehr ungern sehen... und Dein Vater...!

„Mein Vater, mein armer Vater!“ fiel Catharina schmerzlich ein... Ich folge Dir nach Frankreich und unterrichte ihn von meinem Fehltritte erst, wenn wir verheirathet sind... Denn sieh, Friedrich, erführe er heute unsere Liebe, erführe er, daß ich den Namen, auf den er so stolz ist, entehrt habe,... er würde Dich umbringen und mich wahrscheinlich auch. — Stoiker in seinen Grundsätzen, Patriot bis zum Fanatismus, wird seine Liebe zu mir ihm nie in der Sorge für seine Ehre hemmend in den Weg treten. — „Glaube übrigens ja nicht,“ fuhr sie nach einigem Schweigen fort, „glaube ja nicht, daß ich, was ich gethan, bereue... Du bist so schön, so gut, so liebens-

werth, daß mir kein Opfer zu schwer erscheint, um Deine Zärtlichkeit hinlänglich zu belohnen!“

Lebhaft ergriffen drückte sie den jungen Mann an seine Brust, doch lag in dieser Liebkosung etwas Trauriges und Resignirtes, das der Portugiesin nicht entging.

„Warum so betrübt, mein Friedrich? Ich wiederhole es Dir, wenn wir in Frankreich angekommen, dann wird die Ehe unsere Liebe rechtmäßig machen, und mein Vater kann mir seine Verzeihung nicht verweigern, wenn ich mit einem hübschen Kinde auf dem Arme vor ihn trete... „Acht Uhr schon!“ rief sie, als sie den Schlägen einer Uhr gelauscht hatte, und nun aufsprang und ihre Mantille fester an sich zog. „Jetz müssen wir uns trennen, denn der Abendgottesdienst ist gleich vorüber und Du weißt, daß mein Vater mir jeden Abend entgegen kommt. Wann seh' ich Dich wieder, Friedrich?“

„Das weiß ich nicht, mein Engel. Mein Auftrag ist erfüllt und die zu meiner Reise vorgeschriebene Zeit läuft diesen Abend ab... Mit dem morgenden Tage muß ich nach Bayonne zurück, wo der Kaiser am 17. die Deputation der portugiesischen Notabeln empfangen wird.“

„Gut...“ sprach Catharina, ihm die Hand reichend; „Lebe wohl.. Ich werde dort zu finden seyn!“

„Was sagst Du?“ fragte Friedrich verwundert.

„Leb' wohl! Leb' wohl!“ rief die Portugiesin mit anmuthiger Bewegung der Hand... Die Deinige für alle Ewigkeit, Friedrich!“

Gegen die Kirchenmauer gelehnt verweilte der junge Mann, bis Catharina ganz verschwunden war.

„Und meine Gattin!“ seufzte er.

II.

Die Hände auf den Rücken gelegt ging Napoleon mit großen Schritten umher in dem Salon des kaiserlichen Schlosses in Bayonne. Bald blieb er von einem mächtigen Gedanken ergriffen stehen, um einige unverständliche Worte entschlüpfen zu lassen, bald stützte er sich auf einen Tisch und verfolgte aufmerksam auf einer Karte von Europa die geographische Linie, die Portugal von Spanien scheidet. Da warf er plötzlich einen Blick auf die Pendule.

„Zwei Uhr!“ sprach er, legte die Karte zusammen und zu mehren seiner Adjutanten gewendet, die unbeweglich in einer Fensternische standen, fuhr er fort: „die Portugiesen können nicht mehr weit seyn... Duroc! rufen Sie die Ordonnanzoffiziere.“

Napoleons Ordonnanzoffiziere gehörten gewiß unter die ausgebildetsten Krieger Europas. Meistens von vornehmer Herkunft und sehr gut erzogen, hatten sie von des Kaiserreiches Glanz geblendet ohne Bedauern ihr freies und leichtfertiges Leben gegen die Gefahren und den Ruhm des Schlachtfeldes vertauscht, und daher geschah es, daß nur wenige von ihnen nicht mit Orden geschmückt erschienen. Mit seinem Adlerblick überflog Napoleon die Reihen dieser glänzenden Jugend, die seine Krone nicht wenig verherrlichte, und ruhete vorzugsweise auf Friedrich, dessen männliches Gesicht er gern sah, und dessen Unerschrockenheit er schon oft genug erprobt hatte.

„Junger Mann,“ sprach er, trat auf ihn zu und legte vertraulich seine Hand ihm auf die Schulter, „sind Sie unserer Schlachten, unserer Reisen und unserer Bivouacs noch nicht überdrüßig? ... Sie haben in Paris eine junge Gattin zurückgelassen, die vor Liebe und Sehnsucht nach Ihnen fast stirbt.“

„Alle meine Wünsche, all mein Verlangen,“ antwortete Friedrich, der Napoleons Abneigung gegen überflüssige Worte kannte, „ist dem einzigen Bestreben untergeordnet, Ew. Majestät gut zu dienen!“

„Bewahren Sie diese Gesinnung,“ fuhr der Kaiser fort, ... „Wir haben noch manche Brevets und Epaulets zum Vertheilen.“

Ein Huissier öffnete jetzt beide Flügelthüren und meldete die portugiesische Deputation. Ein trauriger und bitterer Zug verdüsterte diese kräftigen südlichen Gesichter, und selbst in ihrer Demüthigung schien etwas Drohendes zu liegen. Graf Lima, ehemaliger Gesandter Portugals in Paris, stand an der Spitze der Deputation. Neben ihm befand sich ein junger, kleiner und schmächtiger Offizier, dessen große schwarze Augen von Vaterlandsliebe funkelten. Reiche volle Locken drängten sich unter einem Uniformhute hervor, der mit herunterhängenden Federn in Portugals Farben geziert war. Er stützte sich auf den Arm eines alten Mannes, der die Uniform eines portugiesischen Hauptmanns trug; langes, ins Graue spielendes Haar, ein hartes, verwittertes Profil, buschige, schwarze Augenbrauen verliehen dem Gesichte dieses Mannes einen unheilverkündenden Charakter. Seine stechenden Blicke

folgten der Augenwinkung seines jungen Gefährten und hefteten fest auf Friedrich.

„Bonjour, meine Herren," nahm Napoleon das Wort und unterbrach den Grafen Lima nach dem Eingange seiner Rede, „die Einwohner Lissabons hätten keine ehrenwertheren Repräsentanten erwählen können."

Alle Portugiesen, mit Ausnahme des Greises und des jungen Offiziers, verbeugten sich.

„Ich weiß in diesem Augenblicke noch nicht, was ich für Sie werde thun können," fuhr der Kaiser in seiner kurzen und abgebrochenen Weise fort, „... Sie sind nur ein Punkt auf Europas Karte. Sie sind weder genugsam vereinigt, noch zahlreich genug, um ein besonderes Volk bilden zu können. ... Zehnmal ist Ihr Land erobert worden. Ihr König hat Sie verlassen" ...

Und sich jetzt an Graf Lima besonders wendend, der ganz bestürzt über diesen seltsamen Anfang war, fragte er weiter: „Wie viel Einwohner hat Portugal? ... Zwei Millionen."

„Mehr als drei!" antwortete der Graf.

„Hundert und fünfzigtausend Seelen in Lissabon?"

„Mehr als noch einmal so viel!" verbesserte abermals der Graf.

„Gleichviel!" meinte Napoleon, „... Drei Millionen Menschen sind eine zu geringe Masse, um ein selbstständiges Volk zu bilden. Was wollen Sie also? ... Wollen Sie Spanier werden?"

Roth von Zorn richtete Graf Lima sein Haupt empor, sein Unwille schien ihm eine Riesengestalt zu verleihen.

„Nein!!!" rief er mit Donnerstimme, die durch den ganzen Palast ertönte, und legte die Hand an sein Degengefäß.

Der Kaiser runzelte die Stirn. Nun warf der junge, von uns schon erwähnte Offizier, kühn gemacht durch seinen Enthusiasmus, einen Blick auf seinen Gefährten, als wolle er um seine Einwilligung nachsuchen, und dann in die Mitte des Saals vortretend, rief er, Napoleon unerschrocken ansehend: „Portugal hoch!"

Friedrich bebte. „Wahnsinnige!" sprach er. Er hatte Catharina's Stimme erkannt.

Als die Deputation sich entfernt hatte, wendete sich Napoleon zum Großmarschall Duroc und sprach: „Die Portugiesen sind geborne

Fanatiker ... Graf Lima," setzte er spöttisch hinzu, „hat mir so eben ein prächtiges „Nein" gesagt *).

III.

Am Morgen nach jener Scene schritt ein alter in den Sechzigen stehender Mann eilfertig durch die zum kaiserlichen Palaste führende Straße. Unter dem weiten, ihn umhüllenden Mantel, erblickte man eine alte Uniform. Sein Degen, dessen Alter ehrenvolle Dienste bewies, wurde an seinem Körper durch eine so nachlässig umgeschlungene Kuppel festgehalten, daß man hätte zweifeln können, ob er je wirklich Soldat gewesen, wenn die Taktmäßigkeit seines Schrittes und sein hochgetragenes Haupt nicht unzweideutige Beweise dafür geliefert hätten. Er ging in das zur Wohnung des französischen Generalstabes bestimmte Gebäude hinein, durchschritt den ersten Hof und fragte eine Schildwache:

„Hauptmann Friedrich de Savigny?"

„Im ersten Hofe rechts, die dritte Thüre linker Hand."

Der Greis benützte diese Angabe. Als er vor Friedrichs Zimmer angekommen war, mußte er sich an der Wand halten, denn seine Füße wankten unter ihm. Doch, als ob er dieser Schwäche sich schäme, ermannte er sich und öffnete kräftig die Thür.

„Sie sind der Hauptmann Friedrich de Savigny? ... fragte er einen jungen Mann, der, in einem großen Lehnsessel vor einem offenen Fenster sitzend, das köstliche Gemälde betrachtete, das Bayonne und seine Umgegend darbietet.

„Ja, mein Herr!" antwortete der Befragte und bot ihm einen Stuhl an.

Der Greis schien sich große Mühe zu geben, eine ihn übermannende Aufwallung niederzukämpfen.

„Gut," fuhr er mit einer Stimme fort, die so gleichgültig als möglich erscheinen sollte. „Ich bin ausdrücklich von Lissabon hieher gekommen, um Sie aufzusuchen."

„Sprechen Sie, mein Herr! ... was wünschen Sie?"

*) Diese Scene ist fast wörtlich historisch.

Der Fremde ſchwieg einen Augenblick.

„Erinnern Sie ſich,“ begann er endlich, „mich geſtern bei der Deputation geſehen zu haben?“

„Nein, mein Herr,“ antwortete befremdet Friedrich.

„Ihr Gedächtniß iſt nicht gut, junger Herr!“ fuhr der Fremde mit dumpfer Stimme fort. „Ich begleitete den portugieſiſchen Offizier, mit dem Sie ſo zärtliche Blicke tauſchten. Sie ſehen hieraus,“ ſetzte er bitter lächelnd hinzu, „daß ich Ihre Geheimniſſe kenne. Jener angebliche Offizier iſt Niemand anders als ein Mädchen, und dieß Mädchen iſt Ihre Geliebte!“

Friedrich ſtand auf.

„Sie ſind entweder betrunken oder ein Narr, Alter! ... Welches Recht haben Sie, um ſo mit mir zu reden?“

Der alte Portugieſe faßte Friedrichs Arm: „Mehr als Sie denken, mein Herr! ... Sie ſollen mein Recht dazu ſogleich erfahren. ... Sagen Sie mir zuerſt, kennen Sie dieſen Brief?“

Furchtbar erbleichte Friedrich.

„Dieſer Brief iſt von Ihnen,“ fuhr der Greis fort, „... ich aber bin, wie Sie ſehr richtig geahnt haben, ... ich bin der Vater Catharina's!“

„O mein Herr!“ entgegnete Friedrich und ergriff kräftig des Portugieſen Hand.

„Keine Betheuerungen! Keine Bitten!“ unterbrach ihn dieſer und entzog ihm ſeinen Arm. „... Sie ſollen meine Ehre nicht mit Thränen bezahlen, und wollten Sie Ihr ganzes Leben lang weinen. Antworten Sie meinen Fragen, ... Sie wußten, mein Herr, daß das Mädchen, bevor ſie in Ihre Arme ſank, ſo rein war wie die Mutter Gottes, ſie wußten, daß ſie einer ehrbaren Familie angehörte, daß ſie der Abgott, die Wonne eines alten Vaters war. ... Dieß Alles wußten Sie, und ohne Zweifel hatten Sie, als Sie das Verbrechen begingen, die Abſicht und die Mittel, es wieder gut zu machen?“

Friedrich warf einen verzweiflungsvollen Blick auf den Greis. — „Dieſe Mittel beſitze ich nicht,“ antwortete er mit tonloſer, kaum verſtändlicher Stimme; „... ich liebe ... ich bete Ihre Tochter an ... allein ich will Sie nicht täuſchen ... ich kann Catharina niemals heirathen!“

„Sie können Sie nicht heirathen, Herr?“ wiederholte ſchwerathmend der alte Mann.

„Nein ... denn ich bin nicht mehr frei ... ich bin schon verheirathet.“

Wie ein Tiger sprang der Alte zurück. — „Verheirathet! niederträchtig! schändlich! Gib mir die Ehre meiner Tochter wieder, elender Verführer ... gib mir zurück mein Glück, meine Freude, die Zierde meines Alters! ... Glaube nicht, daß Du mir so davon kommst ... für das Leben, das Du besudelt hast; für das von Dir zertrümmerte Glück mußt Du Genugthuung geben. Einer von uns muß sterben! Komm!“

... Friedrich erhob fest und entschlossen seine Stirn. — „Thun Sie, was Ihnen beliebt, mein Herr; mit Ihnen aber schlage ich mich nicht.“

„Du schlägst Dich nicht mit mir, Elender? Ein keusches, sanftes, schönes Mädchen konntest Du entehren, wenn aber der Vater vor Dich tritt, und Dich, Erbärmlicher! zur Rede stellt, dem er die Ehre anthun will, ihn bis zu sich zu erheben, dann glaubst Du, werde Deine Niederträchtigkeit vollkommen frei ausgehen, wenn Du Dich weigerst, ihm Rede zu stehen? ... Ueberlege es aber wohl ...“ schrie der Alte, ergriff Friedrichs an der Wand aufgehängten Degen und schlug ihn mit demselben in's Gesicht, „dann empfehle nur Deine Seele Gott! So wahr wie Du der niederträchtigste aller Menschen bist, so wahr stoße ich Dich hier ohne die mindeste Barmherzigkeit nieder!“

„Ich schlage mich nicht!“ wiederholte Friedrich, „und doch bin ich keine Memme,“ fuhr er stolz fort und riß seine Brust auf, „... fünf Wunden, das Ehrenkreuz, auf dem Schlachtfelde verdiente Epaulettes. — Dieß möge Ihnen beweisen, daß ich keine Memme bin. Sie aber sind der Vater Catharina's, und nichts wird mich vermögen können, die Hand gegen Sie zu erheben.“

„O, bei meiner Tochter Ehre!“ wiederholte der alte Portugiese, und schlug ein helles, wildes Gelächter auf. „Ich treibe kein Kinderspiel, junger Mann! es ist keine leere Drohung! — Du sollst mir nicht entwischen,“ schrie er mit Donnerstimme, und packte Friedrich an dem Arme, der, einem unwillkührlichen Triebe der Erhaltung nachgebend, der Thür sich genähert hatte; „Du wirst mir nicht entwischen. Noch einmal ... ersparte mir ein Verbrechen, nimm den Degen und schlage Dich! schlage Dich! ... Nein ... Du willst nicht ... Nein ... Nun also recht!“

Er traf die Brust des unglücklichen jungen Mannes mit solcher Kraft, daß der Degen hinten wieder herausfuhr. Friedrich sank nieder.

Einen Augenblick ſtand der Greis unbeweglich, dann nahm er ſeinen Mantel ab, warf ihn auf den Todten, und die Arme über der Bruſt gekreuzt, ſprach er entſchloſſen: „Gottes Barmherzigkeit empfehle ich ihn!“

IV.

Obwohl Catharina nicht wußte, daß ihr Vater einen von Friedrichs Briefen, der von ihr unkluger Weiſe nicht vernichtet worden war, gefunden hatte, war ſie doch ſehr verwundert über ſeine tiefe Betrübniß und über die ungewöhnlich bittere Schärfe ſeiner Worte, und nichts war von ihr während der Reiſe nach Bayonne unverſucht geblieben, um die Urſachen hievon zu erforſchen. Später hatte ſie allen ſeinen Bewegungen nachgeſpürt, angſtvoll alle ſeine Schritte belauſcht, und von Unruhe bebend war ſie, von furchtbarer Ahnung getrieben, auf dem Schauplatze angelangt, als die eben von uns beſchriebene blutige Scene zu Ende ging. Es gibt eine Verzweiflung, die nicht geſchildert werden darf, wenn ſie ihre ganze Stärke behalten ſoll. - Todtbleich, das Haar aufgelöst, eine Hand gegen den Vater ausgeſtreckt, als wollte ſie ihm fluchen, die andere gegen den Leichnam ihres Geliebten gewendet, ſprachlos und thränenlos ſtand ſie da, ſo daß man hätte glauben können, plötzlicher Tod habe ſie in dieſer Stellung getroffen.

Gleich allen Ereigniſſen, die auf irgend eine Art mit Politik in Verbindung gebracht werden konnten, verbreitete ſich das Gerücht dieſer fluchtbaren That ſchnell durch Bayonne. Napoleon wurde gleich davon unterrichtet, und weil ihn dieſe Begebenheit außer ſeiner beſondern Zuneigung zu Friedrich, noch wegen der von ihm ihr unterſtellten Urſache doppelt in Anſpruch nahm, ſo begab er ſich unmittelbar ſelbſt an Ort und Stelle, wo der alte, ohne Widerſtand verhaftete Portugieſe von einigen Generalſtabs-Offizieren bewacht wurde.

Beim Eintritte in das Gemach entblößte Napoleon vor der Leiche ſein Haupt, und dem Alten näher tretend, der, um nicht Zeuge des ſtummen und herzzerreißenden Schmerzes ſeiner Tochter ſeyn zu müſſen, ſein Geſicht in beide Hände verbarg, fragte ihn der Kaiſer: „Wie iſt Dein Name?“

Haſtig wiſchte der Greis die Thränen ab, die über ſeine Wangen rannten. — „Antonio de Vega,“ antwortete er; „... ein Name, der durch ſechs Geſchlechtsfolgen fleckenlos ſich erhielt.“

„Dein Stand?“

„Soldat... vormals Hauptmann im Garderegiment.“

„Was vermochte Dich, diesen Mann hier zu ermorden?“

„Warum soll ich es bekennen?“ entgegnete der alte Portugiese, den Kopf schüttelnd. „Warum soll ich ein entehrtes Leben zu vertheidigen suchen?... Ich habe diesen Mann getödtet... man schieße mich nur todt. Ich werde mich nicht über Ungerechtigkeit beklagen.“

Napoleon stampfte mit dem Fuße. — „Warum hast Du dieß Verbrechen begangen?“ wiederholte der Kaiser streng.

„Warum?“ rief der Alte bitter lachend. „Muß ich also meine Schande laut bekennen?... Warum? Nun... Weil dieser Mensch meine Tochter entehrt hatte.

Und nun auf Catharina hinstürzend, deren ganze Kraft und aller Muth in diesen ewiglangen angstvollen Minuten gänzlich erschöpft, und die ohnmächtig niedergesunken war, vermochte er nur noch die Worte zu stammeln: — „Catharina! Catharina! komm' zu Dir... Sprich! mein Engel! meine Catharina!

Der Stoicismus des Mannes vermochte nicht zu bestehen vor der mächtigen Stimme der Natur. Thränen entfielen seinen Augen, und das bleiche Haupt des Mädchens zwischen seine Hände nehmend, sprach er: — „Armes, unschuldiges, ohne Deinen Willen in die Schlingen des Bösen gefallenes Lamm!... Vor Deinem vollen Aufblühen schon verwelkte Blume!... So jung, so schön, so sanft und schon entblättert... schon verloren! „Nicht wahr Catharina, theures Kind,“ fuhr er fort und betrachtete sie zärtlich, „noch liebst Du Deinen alten Vater?... Als Du die Mutter verlorst, die Deine zarte Kindheit pflegte, wer lehrte Dich Dein Vaterland und Gott lieben? O Tochter, Tochter! fluche mir nicht... Ich muß sterben!“

„Dieser Scene muß ein Ende gemacht werden,“ sprach Napoleon mit starker aber gerührter Stimme — „man führe den Alten ab und erschieße ihn!“

Bei diesen Worten schlug Catharina die Augen auf, sie fühlte die Arme ihres Vaters, der zärtlich ihr Haupt umfaßt hielt, sie gedachte seiner Liebe zu ihr, seiner langen Sorge für sie, aller der ruhigen und friedlichen Tage, die sie zusammen verlebt hatten; — sie sah, sie empfand nichts, als die Gefahr in der er schwebte und auf den Knien vor Napoleon hinstürzend, rief sie mit gebrochener Stimme: — „Gnade, Sire, Gnade! Sie haben eine Mutter, eine Gattin! ent-

reißen Sie mir nicht den Vater, meine einzige Stütze, meine einzige Hoffnung... Gute Thaten, Sire, gelten im Himmel als große Siege.. und die Todesstunde schlägt für Könige wie für andere Menschen! O Barmherzigkeit mein Gott! Gnade für meinen Vater, Gnade für mich!"

„Ich habe nicht dieses Recht Madame!" entgegnete der Kaiser sanft, und hob das unglückliche Mädchen auf, die kniend, mit aufgelöstem Haar, gefalteten Händen, ein Engel des Gebetes und des Schmerzes zu seyn schien; — „Das Blut eines französischen Offiziers ist kostbar... Die Gerechtigkeit muß ihren freien Gang haben!"

„Es ist ein sehr trauriger Fall!" fügte Napoleon leise zu Duroc, der Catharina in den Armen hielt, hinzu, und wischte verstohlen sich eine Thräne ab; „hier aber würde Gnade zu sehr als Strafloſigkeit erscheinen."

V.

Der alte Portugiese starb mit dem Muthe eines Soldaten und mit der Ergebung eines Christen. Catharina nahm, nachdem sie in allen Kirchen der Stadt Todtenmessen für die ewige Ruhe ihres Vaters und ihres Geliebten angeordnet hatte, den Schleier im Kloster der heiligen Cäcilia. Halb getröstet durch jene milde Religion, die alle Wunden heilt, und ihr Leben der Ausübung von frommen Werken der Barmherzigkeit weihend, ist sie der Schutzengel der heiligen Schwesterschaft geworden, und Lissabons Einwohner reden nie von einem frommen, Gott ergebenen Weibe, ohne Catharina's Namen vor allen andern hiebei zu nennen.

Ueber den Roman.

Von

Ignaz Jeitteles.*)

Roman. Von der lingua romana vulgare benannt, nämlich der romaniſchen Sprache, d. i. diejenige Sprache, welche in den beſonders ſüd- und weſtlich-römiſchen Provinzen durch die Vermiſchung des Lateiniſchen mit den üblichen Landesſprachen und den Wörterformen der fränkiſchen, vandaliſchen, hunniſchen und lombardiſchen Dialekte entſtand. Man nannte ſie die romaniſche zum Unterſchiede von dem Jargon der Barbaren auf der einen, und von dem reinen römiſchen Idiom auf der andern Seite. Zweige dieſes romaniſchen Sprachſtammes, deren Grundcharakter immer die lateiniſche Sprache blieb, ſind die italieniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und portugieſiſche. In dieſen ſüdlichen Sprachen entſtand zuerſt die zwiſchen Hiſtorie, Epopee und Sage ſchwimmende Ritterpoeſie, und weil es die romaniſch-provençaliſche Volksſprache war, in welcher jene fabelhaften Erzählungen geſchrieben waren, adoptirte man ſpäter für jede abenteuerliche, ja unnatürliche Begebenheit den Ausdruck Roman. Zur epiſchen Form der Poeſie ge-

---

*) Aus dem zweiten und letzten zur Jubilate-Meſſe erſcheinenden Bande des äſthetiſchen Lexikons.

hörend, begreift man jetzt darunter: die ausführliche Erzählung interessanter Begebenheiten, verknüpft in dem abgeschlossenen Lebensganzen eines mit der Convenienz und dem bürgerlichen Leben ringenden Individuums. Bei dem Umstande, daß der Roman in unserer Zeit eine Hauptrolle in der Literatur spielt, unter allen Dichtungsformen die gelesenste, populärste und wirksamste ist, unter diesem Rahmen sogar alle Elemente des Lebens, der Kunst und Wissenschaft, die Bilder der Zeit und Vergangenheit, Lebensweisheit, ja sogar eine gewisse Weltansicht darin abgespiegelt erscheint, bei der eigentlichen Tendenz des Romans in der Darstellung der Erlebnisse einer einfachen Menschennatur die Menschheit zu charakterisiren, ist er allerdings von großer Wichtigkeit und bildet beinahe, besonders wenn er auf historischer Grundlage beruht, das Epos unserer Zeit. Beinahe nur, denn durch den Roman ist das Epos keineswegs ausgeschlossen oder entbehrlich gemacht, wiewohl es jetzt minder populär ist. Der Roman hält sich an das Individuelle, und wirft nur einzelne Blicke auf die Welt im Großen, das Epos ist universell, die Einheit liegt im Epos minder in der Person, als in der Welt der Erscheinungen. „Im Roman," sagt der scharfsinnige Denker Ast, „ententwickelt sich Alles aus der tiefsten Individualität, der innigsten Subjectivität, also aus der Absolutheit des Gemüthes. So wie also in ihm alles aus der geheimsten Tiefe des Menschen ausfließt, die ihr unendliches freies Leben in tausend Lichtgestalten und Farben offenbaren kann, so kann auch der Roman alle Formen der Poesie in sich aufnehmen. Als Geschichte und Erzählung aber muß der Roman, da das Geschehene ein Reales an sich gesetztes und von der Freiheit des Menschen Unabhängiges ist, die Form des rein Historischen und Objectiven annehmen, also in Prosa erzählen, aber die absolute Freiheit, die aus der Subjectivität fließt, offenbart sich in der phantastischen Erfindung und Construction des Geschichtlichen, so wie die Eigenheit des Individuums im phantastischen und musikalischen Geiste des Ganzen widerstrahlt. Darum auch muß eine epische Entfaltung und Verknüpfung im Roman statt finden, weil es in der innern Harmonie des Ganzen, in der unsichtbar sichtbaren Gottheit seinen tiefern Grund hat. Und so wie der Roman die ganze Bildung und Geschichte eines Individuums darstellt, in welcher sich durch wunderbare Schicksale sein Genius offenbaret, und das tiefste, geheimnißvollste Leben im Spiegel der innigsten Selbsterkenntniß und Selbstbeschauung symbolisch erscheint, so ist er auch die absoluteste aller Dichtungen, in welcher Poesie und

Philoſophie im tiefſten Centrum des Gemüthes durch das ideale Element der Liebe verknüpft zuſammen wohnen. — „Aus dem Leben gegriffen, das Leben darſtellend, können, wie dieſes ſelbſt, auch die Arten des Romans ſehr verſchieden ſeyn. Man hat ſie daher in Fächer einzureihen geſucht, Abtheilungen und Unterabtheilungen gemacht und mit wichtigen Mienen von ernſten, komiſchen, ſatyriſchen, philoſophiſchen, eklektiſchen, didaktiſchen, humaniſtiſchen, pſychologiſchen, humoriſtiſchen, ſentimentalen, politiſchen, hiſtoriſchen, Tendenz-, Reiſe-, Sitten- und Kunſt-Romanen geſprochen, wie wir denn in neuerer Zeit ſogar einen theologiſchen Roman erhielten. Jean Paul unterſchied den Roman nach Geiſt und Form in den der italieniſchen, deutſchen und niederländiſchen Schule, aber alle dieſe Eintheilungen laſſen ſich nicht erſchöpfen. Das Weſen des Romans iſt der Geiſt der Individualität und Eigenheit; ſeine Beſtimmung iſt nicht, Nebenzwecken zu dienen. Man weiß ja bei vielen Romanen mit didaktiſchem Unterfutter nicht, ob Stoff, ob Lehre die Hauptſeite iſt; Geſchichte, Geographie, Nautik, Ethnographie, Kriegswiſſenſchaft, Botanik, Malerei, Muſik, Kameraliſtik werden in Romanen abgeſponnen, die Romantik ſelbſt nur als Nebenſache behandelt. Der Zweck des Romans iſt aber ein ganz anderer. Weil nun das Centrum des Ganzen in ihm die tiefſte Individualität iſt, ſo macht die Kunſt zwei Hauptforderungen an den Helden des Romans: Er ſoll gleich den übrigen im Roman auftretenden und handelnden Perſonen Geſtalt und Character haben, und zweitens ſoll ſich ſein Charakter weder zu energiſch, noch zu nihiliſtiſch aufweiſen. Der Romanheld dürfte, wie Göthe's Wilhelm Meiſter, im Gegenſatze zum Helden des Drama's nicht allzukräftig daſtehen. Es ziemt ihm eine gewiſſe Paſſivität; Dichter und Leſer, beide würden ihre Freiheit zuſetzen bei einer übermäßigen Erſcheinung, die nichts neben ſich duldete, und überall, wo ſie hintritt, nur ihren Schatten auf die Gegenſtände würfe, aber wenn auch Geſtaltung allerdings das vornehmſte Geſetz des Romans iſt, ſo muß man doch mit Wienbarg fragen: Aber was ſind Geſtalten, welche Bedeutung haben ſie für die Poeſie, für das innere Auge, die ideale Theilnahme, wenn das geſtaltende Princip, die Seele, nicht aus ihnen hervorleuchtet? Das Leben darzuſtellen, iſt die Aufgabe des Romandichters, das Leben, die menſchlichen Eigenſchaften mit allen Nuancirungen, das Leben mit allen Farben des Clima's und der Zeit, und des Dichters bildender Geiſt muß ordnend ſchweben über dieſem Chaos und das Lebensprincip erfaſſen: die Liebe. Zu den jetzt herrſchenden Lieblingsgattungen

gehört der ſogenannte hiſtoriſche Roman. „Der Roman," ſagt Wienbarg, „verhält ſich zur Geſchichte genau, wie das Epos zur Tradition. Nur das Epos der lebendigen Tradition iſt wahrhaftes Epos, Ilias oder Nibelungen, aber der Roman der lebendigen Geſchichte iſt wahrhaft poetiſcher Roman. Der Sagen- oder Ritter-Roman der Vorzeit war nur die in Proſa aufgelöste in Trümmer zerfallene Poeſie nationaler Sagen und Gedichte. Die meiſten Romandichter ſchilderten nur ihre Zeitgenoſſen." — Eine andere Geſtaltung erhielt der hiſtoriſche Roman erſt in ſpäterer Zeit. Was die Einheit, die Epiſoden, die Characteriſtik des Romans betrifft, gelten die für das Epos aufgeſtellten Beſtimmungen. Form und Einkleidung deſſelben ſind gewöhnlich die erzählende, auch zur leichteren Characteriſtik zuweilen die Briefform; die dialogiſche Manier, wie Meißner, Feßler, Schlenkert u. A. ſie ehemals handhabten, ſchweift zu ſehr ins Gebiet des Dramatiſchen und iſt nicht mehr üblich. Ueber die Entſtehung und Bildung des Romans ſiehe oben und vergleiche Ritterpoeſie. Die Griechen und Römer hatten Nationalepopeen, aber keinen Roman. Xenophons Cyropädie könnte allenfalls für einen ſolchen Verſuch in der hiſtoriſchen Gattung gelten. Die der ſpäter entarteten Zeit angehörenden Liebesgeſchichten von Heliodoros, Longos, Achilles Tatios ſtehen in allen Beziehungen zu tief, um in dieß Gebiet eingereihet zu werden. Das eigentliche Vaterland des Romans iſt die Normandie, wiewohl ihn auch einige den Arabern vindicirten. Später findet man ihn von Frankreich ausgehend, in der allegoriſirten Schäferwelt, langweilig-ernſt, unnatürlich-prunkend, ſaft- und geſchmacklos. Der neuere Roman kam von England, de Foë ſchuf den Robinſon, Richardſon den Sitten- und Familien-Roman, Swift den ſatyriſchen, Fielding den komiſchen, Sterne den humoriſtiſchen, Anna Ratcliffe, Israeli u. m. A. Alle überſtrahlte Walter Scott durch ſeine meiſt in vaterländiſchem Geſchichtsboden wurzelnden Romane; in ſeine Fußſtapfen traten: Allan Cunningham, Horace Smith und der Gründer der Seeromane, der Nordamerikaner Fenimore Cooper; ausgezeichnet durch pſychologiſchen Scharfblick und Naturmalerei iſt Washington Irving, wie Edward Lytton Bulwer durch die Kunſt der Auffaſſung intereſſanter Lebenserſcheinungen, im Gegenſatze der Scottiſchen Vergangenheit, meiſt durch Schilderung der Gegenwart, durch Humanität und klaſſiſche Bildung, die überhaupt, ſo wie die gewiſſe Breite zu den weſentlichen Eigenthümlichkeiten der engliſchen Romandichter zu gehören ſcheint. Die geiſtreiche Lady Morgan bewegt ſich in der Sphäre

des politischen Romans mit Glück, und als lebhafter Darsteller frappanter Genrebilder wird gegenwärtig Kapitän Marryat ein Liebling der Lesewelt. Die Franzosen haben sich im Gebiete des Romans mehr durch Leichtigkeit, Anmuth, Frivolität und in neuester Zeit sogar durch Hypersthenie, als durch Menschenkunde, Ernst und Tiefe hervorgethan. Honoré Durfé führte den rhetorisch-prunkenden, galanten Schäfer-Roman ein, den Jean Parclay, Calprenede, Combreville, hauptsächlich die Gräfin de la Fayette, durch naturgemäßere Schilderungen verdrängten. Als werthvoll sind von den Aelteren zu nennen; Der Sittenmaler Lesage, der fruchtbare Prevot, der lebendige, nur zu faunisch-lüsterne Crebillon, Voltaire, Diderot, Rousseau, Marmontel, St. Pierre ꝛc.; unter den Neueren hat Pigault le Brun viel Fabrikarbeit geliefert, Madame Genlis viel gepredigt und gelangweilt, Chateaubriand viel blendende Phrasen los gelassen, aber auch durch Glanz der Darstellung sich erhoben, und Madame Staël durch Veranschaulichung des gesellschaftlichen Lebens der höhern Stände und begeistertes Kunstgefühl, Madame Cottin durch Zartheit und Seelenadel, Adele de Souza, Pongenz, die Herzogin von Duras u. m. A. sich rühmlich ausgezeichnet. Die neueste sogenannte romantische Schule in Frankreich hat nicht nur durch das Drama, sondern auch vorzüglich durch den Roman sich von den Fesseln der altklassischen Schule zu emancipiren gesucht, und ist in Extreme verfallen. Anstatt der frühern graziösen Leichtigkeit, der netten reinlichen Form, der feinen Lebensbilder aus den politischen und socialen Verhältnissen, sucht diese Schule blos Interesse, Spannung und Aufsehen zu erregen, beleidigt Sitte und Geschmack durch Grellheit der Zeichnungen, hat als Panier die Maxime aufgestellt, daß sie nur nach Wahrheit ringen wolle, und verletzt in ihrer Grellheit diese Wahrheit und tritt die Schönheit auf Kosten der Wahrheit mit Füßen. Die bedeutendsten dieser Romandichter sind: Victor Hugo, Eugene Sue, Balzac, Michel Raymond, Alexander Dumas, Paul de Kock (mehr Pigault le Brun II. und Lieblingsschriftsteller der Grisetten), Charles Nodier, Jules Janin, Alfred de Vigny, Vitet, Soulié, Dudevant-Sand, Alphons Karr, Merimée ꝛc. Italien und Spanien haben in früherer Zeit außer Cervantes und Boccaccio's herrlichen Schöpfungen nur sehr Unbedeutendes im Romanfache geliefert; unter den Neuern ist blos Manzoni und Rosini zu nennen. In Deutschland wurden frühe romantische Erzählungen aus der Fremde eingeführt, erst im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert findet man einheimische Abenteuer und Schwänke,

so Ritharbfuchs, Till Eulenspiegel, Claun Historien, Fortunatus, die hochpoetische und tiefbedeutende Sage von dem Zauberer Faust, Ahasverus ꝛc. Im sechszehnten Jahrhundert erhielt der Roman durch Hirschfeld und Buchholz eine höhere Richtung, indem sie die Zustände der Zeit, auch vaterländische Stoffe, zu schildern versuchten; nur zu überkräftig und dadurch in unleidlichen Schwulst versinkend, traten später Lohenstein und der überspannte Ziegler auf, denen im siebenzehnten bis im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts eine Fluth fader Unterhaltungsschriften folgte, die Armuth und Verschrobenheit des Zeitalters beweisend. Endlich kam von England der Impuls, es entstanden die Robinsonaden. Nachdem man die Abenteuer und Seeräuber, Weltumsegler und Diamantenfischer satt hatte, entstand durch Gellert der Familienroman, dem Hermes und Andere nachfolgten, bis Göthe durch seinen Werther, Miller durch seinen Siegwart, die Thränendrüsen aufschloßen, und Seufzer und Mondschein an die Tagesordnung kamen; darauf moralisirte Sintenis, schwärmte Jung-Stilling, spottete gutmüthig Müller von Itzehoe und erzählte angenehm, doch oft zu geschminkt, Meißner. Der Siegwartische Jammer, die Häuslichkeit, die Moral mußten bald der Sturm-, Kraft- und Drangperiode weichen (durch Göthe's Götz von Berlichingen geweckt), Ritter und Kreuzfahrer, Lanzen und Humpen, Turniere und Vehme waren an der Tagesordnung, bis die Geisterwelt die Körperwelt verscheuchte; Geisterbanner und Seher, Geniusse und Beelzebube, Talismane und Kobolde waren in allen Buchläden, und konnte nichts schauerlich genug seyn, bis der phantastische Spieß seine höchst unnatürlichen und doch natürlichen Historien erfand (eigentlich durch Schiller's Geisterseher angeregt). Der Geisterspuck wurde wieder abgelöset durch die Schilderungen der Hofkabalen und geheimen Orden, die immer Alles im Dunkeln marionettenartig lenkten; schwarze, rothe und graue Brüder entzückten die hungrige Lesewelt, bis (durch Schiller's Karl Moor gerufen) ein Heer von Räubern und Banditen die Höflinge und Bündler besiegte. Diese Gauner, meist Italiener, wurden geschlagen von August Lafontaine's sittlichen und edeln Gestalten, die nur in seinen fließend stylisirten zahlreichen Werken zu viel Familienähnlichkeit hatten. Fouqué's edle Nordlands Recken und kühne Sangeshelden waren darauf eine Zeitlang en vogue; trotz der tüchtigen Charakteristik und mancher poetischen Gestaltung wurde man doch der Monotonie in diesen Zeichnungen, des mythischen Kleisters, der faselnden Frömmigkeit und des süßen Gemüths

auch bald satt. Es folgten daher schnell, in des hypergenialen Hofmanns halbverbranntem Gehirne geboren, magnetisirte Jungfrauen, wahnsinnige Musikanten und wirre Alte, die aber auch bald siechten, da der Schöpfer dieser Fratzen, der Vater der heutigen französischen Romantiker, selbst in Asthenie verfiel, und die Heerde der Nachahmer nur seinen Wahnsinn, nicht seinen Tiefsinn theilte, daher die Lesewelt sich eine, wenn auch nur kurze Zeit, für Clauren's alltägliche sinnliche Liebeshistörchen entschied, die durch einige üppige Schilderungen, durch das anziehende Erzählertalent des Verfassers der Masse gefielen, dann durch die beständigen Paraphrasen aus der Technologie, Nautik und Botanik, vorzüglich aus der dem Verfasser so hoch wichtigen Kochkunst, die Leser ermüdeten, durch einige gelungene Parodien entlarvt, in ihrer Nacktheit dastanden und zu Grabe gingen. Es trat eine Windstille ein, bis der große schottische allbekannte Unbekannte an die Saiten seiner Riesenharfe schlug, und ganz Europa nun auf einmal, wie mit einem Zauberschlage, schottisches Zeug in Kleidern, wie in Büchern liebte und das Anathema über Jeden aussprach, der es nur wagte, gegen diese historischen Bastarde zu mucksen. Van der Velde, Tromlitz, am glücklichsten Zschokke und Spindler, dann Bronikowsky, Döring, Storch u. s. w. bebauten in Deutschland den historischen Roman, den noch vor Scott allda Wächter (Veit Weber), Benedikte Naubert gesäet hatten. Während diesen hier nur leicht skizzirten Phasen des Romans für das große Lesepublikum hatten mehre bedeutende Talente es versucht, für einen gewähltern Kreis in dieser Gattung zu wirken; so gräcisirte Wieland, pädagogisirten Salzmann, Pestalozzi, Schulz, philosophirten Jakobi, Fries, Bouterweck, Mayern, Klinger; schufen Hippel, Hamann, Benzel-Sternau, und der durch krystallreinen Zweck, Gemüthstiefe, Genie und Scienz alle überragende Jean Paul Friedrich Richter den humoristischen; der Classiker Göthe, der überschäumende Heinse, der kalte Ernst Wagner den Kunstroman, und die Blume der deutschen Romantik, von Göthe gepflanzt, von den Gebrüdern Schlegel sorgsam gepflegt, blühte hernach auf in Tieck, Hardenberg-Novalis, Achim v. Arnim, Heinrich v. Kleist, Adalbert v. Chamisso ꝛc. Jetzt herrscht eine Windstille, die Scottomanie hat nachgelassen, hie und da wüthet das Fieber der französischen Hyperromantik, die Initiative zu einer neuen Gattung ist noch nicht gegeben, doch ist die Hinneigung zu plastischen Romanen und Stoffen; Rehfues, König, Wilibald Alexis, Leopold Schefer, Sternberg und Andere haben Interessantes geliefert.

Die Verirrungen und Mißgriffe unſerer jüngſten romantiſchen Literatur, ſind zu beklagenswerth, um näher erwähnt zu werden. Außer den bei den verſchiedenen Gattungen bereits genannten Romandichtern ſind bei mehr oder minderer Höhe zu bemerken: Muſäus, Sophie la Roche, F. Nicolai, Knigge, Kramer, Vulpius, Engel, Th. Huber, F. Jakobs, Thümmel, Kotzebue, Rochlitz, Kind, Starke, A. Wall, Reinek, Koſegarten, Schilling, Friderike Lohmann, Bernhardi, Laun, Langbein, Schütz, Hegner, Karoline Pichler, Hauff, Johanna Schopenhauer, Fanny Tarnow, Blumenhagen, Eichendorf, Lewald, Bechſtein, Duller, Herloßſohn ꝛc.

Die geheimen Gesellschaften in Spanien.

Seit der Revolution von 1820 haben die geheimen Gesellschaften in Spanien auf die Angelegenheiten dieses Landes einen Einfluß geübt, der noch nicht gehörig erkannt und gewürdigt ist. Nicht nur daß ihnen eine ungeheure Macht zu Gebote stand, die sich auf einen furchtbaren Organismus stützte, welcher tiefe Wurzeln nach allen Richtungen ausbreitete, sondern auch, was viel trauriger war, sie vermochten außer den Regierungen, den legalen Behörden, selbst der National-Repräsentation den Gebrauch und die Nothwendigkeit einer geheimen und nicht zur Verantwortung zu ziehenden Gewalt zu erschaffen, wodurch das Gesetz seiner Kraft beraubt, die öffentliche Gewalt desorganisirt und ihre Werkzeuge ohnmächtig gemacht wurden.

Diese geheimen Gesellschaften waren es, welche, nachdem sie in Folge der Ereignisse vom 7. Juli 1822 einmal das Terrain gewonnen hatten, der Regierung einer großen Nation, den gehässigen Charakter einer siegenden und ihren Sieg mißbrauchenden Partei gaben. Eben diese geheimen Gesellschaften zertheilten, der absoluten Partei, den Hofintriguen und der drohenden Stellung der Fremden gegenüber, die Kräfte des Liberalismus während der ersten constitutionellen Epoche. Endlich legten die geheimen Gesellschaften in die Cortes-Regierung den Keim zu jenem Princip der Auflösung, der Schwäche und Unstätigkeit, das ihr frühe schon viele Geister entfremdete und sie auf die Bedingung einer großen Minorität zurückführte, einer Creatur und einem gelenkigen Werkzeuge der Parteien.

1820 bestand in Spanien nur eine einzige geheime Gesellschaft, die Maurerei; diese war aus heterogenen Elementen zusammengesetzt.

Unter ihren Mitgliedern befanden sich viele, deren Absichten gut waren, eben so weise als uneigennützig, und deren politische Meinungen gemäßigt und vernünftig genannt werden konnten; andere hatten glühende Leidenschaften in die Versammlung gebracht, den Hang zu zerstören, ehrgeizige Hoffnungen, unpraktische Theorien. Die ersteren hatten ihr Ziel erreicht, nachdem von Ferdinand VII. die Constitution anerkannt worden war, und als sich das Repräsentativ-System mit der Freiheit der Presse, der Freiheit der Rednerbühne und der Oeffentlichkeit der Parlamentar-Verhandlungen wiederhergestellt sah. Dieses war aber nicht genug für die ehrgeizigen und exaltirten Köpfe. Diese wollten der constitutionellen Regierung gegenüber, eine unsichtbare Macht bewahren; der National-Repräsentation gegenüber eine zügel- und aufsichtslose Tribüne, von wo sie ungestraft Privat-Gehässigkeiten, Verdächtigungen, Verläumdungen, so wie ausschweifende demokratische Doctrinen ausgehen lassen konnte. Seit dem ersten Jahr der Revolution zog sich die gemäßigte Partei, welche fast in allen Logen die Mehrzahl bildete, gänzlich zurück und glaubte, daß sie dadurch der Maurerei einen tödtlichen Schlag beibringen würde, um so eine Institution zu zerstören, die ihr für die Zukunft eben so unnütz als gefährlich schien. Allein sie täuschte sich; dieß hieß im Gegentheil das Schlachtfeld den Feinden überlassen, die es sich zu Nutze machten, ihre Organisation befestigten, sich nach allen Orten von Wichtigkeit ausdehnten, allen Ministerien einen hitzigen Krieg erklärten, alle Zugänge zur Macht behaupteten und damit endeten, sich der Regierung zu bemächtigen.

Ein Schisma, welches im Jahr 1821 im Maurerorden stattfand, gebar die Comuneros, die noch exaltirter als die Maurer waren und diesen sogleich den Krieg erklärten. Da sie jedoch dem zweiten, wie dem dritten constitutionellen Ministerium gleichen Haß geschworen hatten, so näherten sie sich hiedurch, und dieses gab ihren Angriffen dieselbe Richtung. Die geschicktern Maurer, die bessere Politiker und tüchtiger disciplinirt waren, ernteten jedoch nur allein die Früchte und bildeten den 7. Juli 1822 das Ministerium San Miguel. Ihre Alliirten trennten sich hierauf sogleich von ihnen und der Krieg, der sich nunmehr entspann, dauerte bis zum letzten Hauche der Constitution innerhalb der Mauern von Cadix.

Man müßte in unendlich mehr Umständlichkeiten eingehen, um den genauen Maßstab des Uebels hier zu geben, das diese beiden Gesellschaften von 1820 bis 1823 über Spanien verhängten. Man müßte

zu diesem Zwecke die Geschichte jeder Provinz, jeder Stadt, jeder Institution individualisiren, sowohl die Begebenheiten als die Menschen nach einander vornehmen, um überall ihren Einfluß zu bezeichnen, um zu zeigen, wie sie mitten in der furchtsamen Gleichgültigkeit des Volkes eine falsche öffentliche Meinung erschufen, einen lügenhaften Enthusiasmus, dessen Täuschungen erst enthüllt wurden, als die Franzosen in Spanien erschienen. Allein dieses kann hier nicht unsere Absicht seyn, und wir haben dieses nur erwähnt, um als Einleitung für die Nachrichten zu dienen, welche wir über die in diesem Augenblicke in Spanien bestehenden geheimen Gesellschaften unsern Lesern mitzutheilen gedenken.

Der neuen geheimen Gesellschaften giebt es vier: die Isabellinos, das junge Spanien, die Söhne der Sonne und die erhabenen Templer; dieses sind die Hauptgesellschaften; allein es bestehen noch Ueberreste der alten Verbindungen, wie der Maurer, der Comuneros, der Carbonari und der Holzhauer. Diese haben aber nicht mehr Festigkeit genug, um selbst etwas Großes auszuführen und dienen daher nur als Werkzeuge den neueren Gesellschaften, die bei weitem zahlreicher sind. Kürzlich beschäftigte man sich in Madrid, die Carbonari wieder herzustellen, jedoch wahrscheinlich mit einem cosmopolitischen Anstrich und im Sinne der Propaganda; denn die Idee kam von Italienern, die sich gewöhnlich in einem bekannten Kaffeehause der Hauptstadt zu versammeln pflegten.

Nachdem der Tod Ferdinand VII. den Verbannten wieder erlaubt hatte, den spanischen Boden zu betreten, so dachten diese klüglicher Weise, daß, wenn sie zu Gunsten eines Successionsstreites Partei ergriffen, sie hiedurch die Aufmerksamkeit eines beträchtlichen Theils der Nation von sich ablenkten, der noch immer stark gegen sie eingenommen war, und sie schickten sich daher an, nur im Namen der Rechte Isabella's II. im feindlichen Sinne zu handeln. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß spanische Köpfe, voll von dem Andenken an Maurerei und Communera, sich den geheimen Verbindungen zuwendeten; allein die alten Gesellschaften waren in Mißkredit gerathen; ihre Glieder waren bekannt, ihre Statuten lagen offen da. Man beschloß also, eine neue Gesellschaft zu gründen, die sich mehr den Bedürfnissen des Augenblicks anschloß, und die unter gewissen Bedingungen treuer die wirklichen Dispositionen der noch gesunden Majorität des spanischen Volks wiedergab. Die Verbrüderung der Communeros hatte zum Ziele, die Freiheit des menschlichen Geschlechts zu befördern. Dieß war zu weit

ausſehend. Es wurde feſtgeſetzt als bekanntes Ziel: die Vertheidigung und Erhaltung des Throns Iſabella II., als geheimes: die Wiedereinführung der Conſtitution von 1812. Dieſe neue Geſellſchaft nannte ſich Iſabellinos oder Wächter der Unſchuld.

Die Akte der Geſellſchaft wurde von einer Special-Commiſſion redigirt und von der permanenten National-Commiſſion der Conföderation den 1. März 1834 zu Madrid vollzogen, fünf Monate nach dem Tode Ferdinand VII., wenige Tage vor der Veröffentlichung des königlichen Statuts.

Außer dem allgemein bezeichneten Zweck der Vertheidigung der nationalen Freiheiten und des Thrones Iſabella II. ſchlägt das Reglement der Conföderation mehre Gegenſtände vor, um dieſes Ziel zu erlangen, wie zum Beiſpiel:

Die Vereinigung der nationalen Cortes zu erhalten;

Sich jeder willkührlichen Handlung der Regierung zu widerſetzen;

Die Bildung der Stadtmilizen zu begünſtigen und dahin zu wirken, daß nur anerkannte Freunde der öffentlichen Freiheiten zu ihren Chefs ernannt würden;

Dahin zu wirken, daß Donna Maria anerkannt werde;

Ebenſo die Unabhängigkeit Amerika's, geſtützt auf einen dem ſpaniſchen Handel vortheilhaften Tractat;

In einem Grundgeſetz beſtimmen zu laſſen, daß die Königin Iſabella ſich mit keinem fremden Prinzen vermählen dürfe.

Die Organiſation der Geſellſchaft der Iſabellinos verwirft alle myſteriöſen Schreckensproben, womit ſich die der Comuneros umgab. Der Geiſt ihrer Begründer zeigt ſich poſitiver. Ihr Zweck iſt beſſer devinirt, die Organiſation iſt einfacher in ihren Mitteln und leichter in der Ausführung.

Nach dem Reglement vom 1. März 1834 werden alle Verbündeten in Decurien von zehn Männern eingetheilt; zehn ſolche bilden eine Centurie, hundert ſolche eine Legion, deren Chef Prätor genannt wird. Jede Legion beſteht alſo aus tauſend Männern. Dieſe erſte Organiſation iſt gleich für die Provinzen wie für die Armee; aber die Civil-Legionen vermiſchen ſich nicht mit den Militärlegionen; jede Provinz, wie jedes Armeecorps, beſteht aus mehren.

In jeder Provinz iſt ein Provinzial-Directorium eingeſetzt mit drei bis fünf Prätoren, auch noch mehr; in jedem Armeecorps beſteht ein Militär-

Directorium; in jedem Bezirke müssen sich Civil- und Militärdirectorien mit einander benehmen.

Zwei General-Procuratoren werden in der Hauptstadt eingesetzt: der Civil-Procurator, um mit den Provinzen, der Militär-Procurator, um mit den Armeen zu correspondiren.

Ueber beiden Procuratoren steht die Regierung der Conföderation, das General-Directorium, welches aus drei Individuen zusammengesetzt ist. Das General-Directorium hat die höchste Gewalt und ist der Vereinigungspunkt für die beiden großen Abtheilungen der Isabellinos, Provinz und Armee.

Die besondere Aufmerksamkeit, welche den Militärs geschenkt wurde, und die Niedersetzung von Special-Autoritäten für die Armee verdienen bemerkt zu werden. Man verknüpft hiemit ziemlich allgemein die Ereignisse von la Granja; das Betragen der wenigen in Cadiz, Carthagena und Malaga zurückgelassenen Truppen, die alle sich im Augenblicke der Krise für die Revolution erklärt haben; die Theilnahme der Unteroffiziere, hauptsächlich in der Centralarmee, und die Abdankung vieler Offiziere in verschiedenen Regimentern. Die Wirkungen der geheimen Gesellschaften auf die Armee werden mächtig durch die Journale von Madrid und Barcellona unterstützt, die unaufhörlich darauf hindeuten, daß die berühmtesten Generale der französischen Republik aus den Reihen der Unteroffiziere hervorgingen, und es bei jeder Gelegenheit wiederholen, daß die spanischen Truppen größere Siege erfochten hätten, wenn sie nicht unter dem Commando unfähiger Offiziere ständen, die theils Greise, theils unerfahrene Jünglinge sind, Creaturen des Hofs oder ihrer Chefs.

Eine Vereinigung, die dazu hauptsächlich bestimmt war, auf die untern Classen, Soldaten und Unteroffiziere zu wirken, mußte natürlich die Bedingungen zur Aufnahme sehr erleichtern, und in der That weichen hierin die Isabellinos von den Comuneros bedeutend ab. Die einzige Bedingung ist, das achtzehnte Jahr zurückgelegt zu haben; es ist erlaubt, einer andern geheimen Gesellschaft anzugehören; Handwerker, die nicht Meister sind, haben keine Beiträge zu zahlen, und man gibt ihnen sogar zu verstehen, daß ein Theil der Fonds der Gesellschaft zu ihrer Unterstützung verwendet werden soll.

Der allgemeine Fond wird durch die Aufnahmsgebühr von zehn Realen, etwas mehr als ein Gulden, gebildet; außerdem hat jedes

Mitglied noch monatlich vier Realen zu zahlen. Dieser Fond theilt sich in dreifache Weise.

Ein Drittel wird von dem Schatzmeister jeder Decurie aufbewahrt und für die Bedürfnisse eben dieser Decurie angewendet.

Das zweite Drittel wird dem Provinzialdirector geschickt, um seine Ausgaben zu bestreiten, oder damit hülfsbedürftige Decurien zu unterstützen.

Das letzte Drittel endlich wird dem obersten Directorium zu allgemeinen Ausgaben der Conföderation übermacht. Die Verwendung dieser Fonds wird von einem General-Schatzmeister überwacht, der erwählt wird.

Uebrigens ist die jetzige Organisation der Isabellinos nicht mehr so, wie sie anfänglich war, und ein großer Theil ihrer Mitglieder hat eine andere Gesellschaft gebildet, welche das junge Spanien heißt. Da die Constitution der Isabellinos zuläßt, daß man zu gleicher Zeit mehren geheimen Gesellschaften angehören könne, so ist diese Umgestaltung leicht gewesen. Dennoch blieb eine gewisse Anzahl von Eingeweihten, die sich fortwährend ausschließlich als Isabellinos betrachten und speciell der Constitution von 1812 anhängen. Unter diesen hat die gemäßigte Partei des jetzigen Ministeriums eine Stütze gefunden. Olaveria, ein talentvoller Mann, der mehrmals nach Bayonne geschickt wurde, und der General Palafox sind von dieser Zahl. Der Gründer der Gesellschaft aber, Don Eugenio Aviranea, scheint sich zu dem jungen Spanien bekennen zu wollen.

Diese Gesellschaft hat sich in Barcellona gebildet. Sie ist thätiger und praktischer-revolutionär als die Isabellinos. Der französische Einfluß ist hier ersichtlich. Die Obern sind in steter Berührung mit Männern, die in Frankreich eine Rolle gespielt haben während der zwei oder drei ersten Jahre nach der Julirevolution, und die durch den Gang der Begebenheiten ihren Einfluß nunmehr verloren haben. Hier folgen nun einige Namen. Espronceda wird für den Chef des jungen Spaniens gehalten. Er befand sich in Saragossa während der ersten Bewegung gegen das Ministerium Isturitz, und man hält dafür, daß er selbst viel dazu beigetragen habe. Aviraneta, der sich jetzt in Cadix befindet. Grenonsilla, den Mina aus Catalonien verbannt hat, jetzt Herausgeber des spanischen Corsaren. Der General Don Pedro Mendez Vigo, schrecklichen Andenkens in Corunna, den Cannings Intervention vom Henkertode gerettet hat, und der in letzter Zeit mit so großer

Mühe von dem Miniſterium aus Madrid entfernt worden iſt. Olozaga, Abgeordneter von Logrono, noch jung, von ausgezeichnetem Talente und angenehmem Aeußern; er ſoll ſehr ehrgeizig ſeyn; er genießt ſeit zwei Jahren eines großen Einfluſſes bei ſeiner Partei und ſoll die Militär-Inſurrection von La Granja hauptſächlich geleitet haben. Der Arzt Victoriano Torrecilla. Don Firmin Caballero, Herausgeber des Eco del Comercio, Abgeordneter von Cuença, ein unterrichteter Mann, der jedoch nicht viel Muth haben ſoll. Er war ein Günſtling Calomardes unter Ferdinand VII. Don Pascual Cuença, der die Revolution von Alicante mitmachte, im Miniſterium des Innern angeſtellt. Don Joachim Maria Lopez, Miniſter des Innern. Mendizabal, Vega, Aniceto de Alvaro, Fuente Herrero, Vater und Sohn, Abgeordnete von Burgos, die Gebrüder Carrasco, Pio Pita, politiſcher Chef von Madrid, Vicente Beltran de Lys, Sanz, Cardero, Calvo de Roſas; alle dieſe nennt man auch Mitglieder des jungen Spaniens. Sie genießen nicht gleicher Achtung, einige werden ihrer Exaltation, ihrer Charakterfeſtigkeit, ihrer Kühnheit wegen gefürchtet. Aniceto de Alvaro, der vormals Mendizabals Lobredner machte, iſt jetzt ſein Feind geworden, und ergreift jede Gelegenheit, ihn zu bekämpfen. Beltran de Lys hingegen, der Abgeordnete von Valencia, war lange der perſönliche Feind Mendizabals und ſcheint jetzt äußerlich mit ihm verſöhnt. Cardero führte den Aufſtand des Poſtgebäudes an, wobei der General Canterac umkam. Jetzt iſt er Secretär des Generals Lahera, der mit der Inſpection der Milizen des Königreichs während Mina's Krankheit beauftragt iſt. Calvo de Roſas iſt ein unternehmender ehrgeiziger Kopf. Dieſer war es, der kürzlich eine politiſche Geſellſchaft ſtiften wollte, deren Sitzungen öffentlich ſeyn ſollten, allein die Bevölkerung von Madrid erſchrack davor, und dem Miniſterium gelang es, den Vorſchlag zu unterdrücken.

Außer dieſen Vereinigungen beſtehen noch die Söhne der Sonne (los hijos del sol), faſt nur aus Militärperſonen. Sie wurde 1826 von denen, die mit Rodil aus Amerika zurückkamen, geſtiftet und iſt wenig in Madrid bekannt. Sie bemüht ſich hauptſächlich, die Soldaten zu gewinnen. Rodil, Cumba, Espartero, Don Geronimo Valdez, Lahera und Bedoya ſind die bekannteſten ihrer Obern.

Iſturitz wurde gewöhnlich als Haupt der erhabenen Templer angeſehen (los sublimes templarios), eine Geſellſchaft, die beſſer organiſirt als die andern war, ſeit dem Sturze dieſes Miniſters jedoch ſich aufge-

löst hat. Sie bestand aus einem Theil alter Maurer, die sich in Schotten, Spanier und Franzosen oder Blaue eintheilten. Diese Gesellschaft nahm einen großen Theil an dem Aufstand der Junten gegen Toreno im Jahr 1835.

Auch die Carlisten haben in Madrid ihre geheimen Verbindungen, unter denen man den „Stern" und den „Würgengel" nennt. Einige Mitglieder derselben sollen sich sogar in die liberalen Gesellschaften eingeschlichen haben, um ihre Unternehmungen zu verrathen oder sie zu Gewaltschritten zu treiben. Sie erhalten Zuflüsse aus Navarra.

Uebrigens würde man sich einen unrichtigen Begriff von den gegenwärtig in Spanien existirenden geheimen Gesellschaften machen, wenn man sich etwa vorstellte, sie hätten einen festen und bestimmten Zweck, hielten regelmäßige Versammlungen und bewegten sich innerhalb der Gränzen bestimmter Gesetze. Es herrscht in den Handlungen dieser geheimen Macht dieselbe Unordnung wie bei der öffentlichen Regierung des Landes. Keine Gesellschaft hält periodische Versammlungen; die Mitglieder einer jeden berathen sich bald in diesem Hause bald in jenem in größerer oder geringerer Anzahl, wie es die Umstände erheischen. Den einflußreichen Personen einer Partei, die an der Spitze stehen, wird gewöhnlich große Macht eingeräumt und diese reißen dann die Zügel an sich.

Die öffentliche Meinung schreibt indessen den geheimen Gesellschaften die meisten Begebenheiten zu, welche Spanien in den letzten Jahren beunruhigt haben; ebenso die Unruhen von Madrid, Barcellona, Saragossa und Malaga. Vielleicht geht man darin zu weit: allein ganz wegzuläugnen ist der Einfluß nicht, und so lange dieser bestehen wird, kann es in Spanien keinen Zustand der Stabilität geben, weder für die Menschen, noch für die Dinge, weder für die Institutionen, noch für die Minister, die sie in Ausführung setzen sollen, um hiedurch die öffentliche Ordnung, die persönliche Freiheit und das allgemeine Glück wieder herzustellen.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Brüssel, 10. Febr. 1837.

Der Name Strauß aus Wien, der große Walzerheld, schallte zu uns, wie ein Wunder herüber. Allein in der Nähe werden solche Illusionen nur zu leicht zerstört. Der colossale Ruf dieses Mannes, die Wunder seines Orchesters machen, wenn man sie gehört, einer sehr bescheidenen Wirklichkeit Platz.

Voll von meinen Ideen über die Vervollkommnung in der musikalischen Ausübung und erfüllt von dem Glauben an das, was mir Reisende über Strauß und sein Orchester gesagt hatten, hatte ich mich in sein Concert begeben und hoffte zu hören, daß er sich in dem kleinen Bereiche der Kunst, den er für sich erwählt, vollendet zeigen würde. Allein ich muß gestehen, daß ich mich hierin getäuscht sah.

Ich will keineswegs dem wirklichen Verdienst des Herrn Strauß und seiner Musiker zu nahe treten; es sind sehr achtungswerthe Künstler in ihrer Art; was sie leisten, leisten sie gut; sie besitzen Wärme und Kraft, allein die Feinheit fehlt und ihre Effectmittel wiederholen sich so oft unter demselben Gesichtspunkt, daß daraus eine Art von Monotonie entsteht.

Doch bevor ich von der Exekution spreche, sollte ich der Composition Erwähnung thun, und hier zeigt Herr Strauß ganz eigenthümliche Genieblitze. Hauptsächlich weiß er das Publikum in seinen Potpourri's durch alle Verführungs- und Ueberraschungsmittel zu bestürmen, ohne sich über die Art und Weise, wie er hiezu gelangt, ein Gewissen zu machen. Nicht nur streut er mit vollen Händen die bunteste Instrumentation um sich her, sondern er greift auch zu Hilfsmitteln, die man bis jetzt nicht als dem musikalischen Bereiche zugehörig erkannt haben wollte. Bald hört man die Schellen der Schlittenpferde, die Peitsche des Postillons, Pistolenschüsse, Glockengeläute, kurz allen möglichen Lärm. Die Musik dieser Potpourri's scheint nur den Vorwand zu geben zu diesen exotischen Behelfen. Man findet wenig Kunst in den Uebergängen von einem Thema zum andern; der plötzliche Tonwechsel verdient nicht den Namen Modulation, denn nichts ist hier gebunden, noch vorbereitet; es findet weder Vordersatz noch Folge statt. Die Thema's sind übrigens so kurz und rauschen so schnell an dem Ohre vorüber, daß man kaum ihren Sinn zu fassen vermag. Betrachtet man mithin die Potpourri's des Herrn Strauß als musikalische Werke, so verdienen sie nicht im Geringsten von Musikkennern beachtet zu werden. Ich, der nur die Kunst in der Kunst sucht, und der den Gedanken nicht ertragen kann, daß man sie zu erniedrigen strebe, befand mich sehr übel in diesem Concerte, und was meinen Zustand noch verschlimmerte, war der Beifall, den das Publikum äußerte.

In seinen Walzern zeigte jedoch Herr Strauß ein wahrhaftes Talent; die Natur scheint ihn zum Walzer-Compositeur geschaffen zu haben. Die Thema's dieser heutzutage so berühmten Walzer zeigen Neuheit der Erfindung, die Harmonie ist pikant, die Instrumentation ori-

ginell und höchst glücklich gewählt. Auf den ersten Blick begreift man, daß diese lebenvollen Tänze der Ausdruck des Charakters eines Volkes sind, und daß das Genie des Künstlers dem Bedürfniß seiner Zeit und seines Landes damit ein Genüge geleistet. Wenn ich diese Compositionen betrachte, so wird es mir desto unbegreiflicher, wie dieser Mann solchen Ungeschmack in seinen Potpourri's zeigen konnte.

Um die Strauß'schen Tänze gehörig zu würdigen, muß man sie nun freilich auch von seinem Orchester gehört haben. Ich habe oben bemerkt, was der Exekution abgeht, allein ich muß nun eben so aufrichtig bekennen, daß das Leben, welches in ihr vorwaltet, sehr hervorgehoben zu werden verdient. Ich kann diese Wirkung nur mit der ähnlichen vergleichen, welche die deutschen Choristen einst unter Herrn Röckels Leitung in Paris zuwege brachten. Sie waren vielleicht in ihren musikalischen Kenntnissen weit hinter den Kenntnissen der guten Choristen der großen französischen Oper zurück; in Hinsicht der Masse waren sie es gewiß, und doch war das plötzliche glühende Zusammenwirken bis dahin in Paris ohne Beispiel gewesen. Es liegt in diesem Feuer, in diesem Eifer, der nie erkaltet, in der Energie und in dem kräftigen Willen der deutschen Künstler etwas Unbegreifliches und schlagend Wirkendes. Dieß ist auch bei dem Strauß'schen Orchester der Fall. Mit seinen fünfundzwanzig Personen exekutirt er große Symphonien. Die Violinisten sind keine Virtuosen, und doch führen sie mit einer seltenen Geschicklichkeit die schwersten Dinge aus; die Contrabässe werden rein gespielt und tönen klangvoll; die Hoboe besitzt Reinheit und geschmackvollen Gesang, aber in Hinsicht der Trompeten muß Alles, was man auf diesem Instrumente bei uns hören kann, bei weitem zurückstehen. Strauß selbst ist ein guter Violinist, allein sein Blick ist weniger auf sein eigenes Spiel als auf die Leitung seines Orchesters gerichtet.

Im Vergleich mit Musard's Orchester steht das Strauß'sche zurück; denn jenes ist zahlreicher, besser besetzt und enthält wohl auch mehr individuelle Geschicklichkeit, doch wird das Orchester von Musard schwerlich die Walzer so executiren. Es müßte ein Götterfest für leidenschaftliche Tänzer seyn, wenn Strauß zum Walzer, Musard zum Contretanz aufspielte.

Schließlich muß ich noch des Ungeschmacks erwähnen, den Zuhörern eine Gesangs-Carikatur zum Besten geben zu wollen: nämlich aus weiblicher Kleidung eine Baßstimme und unter einem Schnurrbart eine Diskantstimme hervortönen zu lassen. Selbst das von dem Walzer-Rhythmus ganz begeisterte Brüss'ler Publikum konnte nicht unterlassen, diese Erscheinungen laut zu reprobiren; allein Herr Strauß beharrte in seinem Wahn, hiedurch die Unterhaltung zu mehren und ließ dieselbe Erscheinung in seinen fünf oder sechs Concerten in hiesiger Stadt stets wiederkehren.

F.

Literarische Uebersichten

von

G. S.

X.

Intermezzo.

Es läuft eine so hübsche Anzahl empfehlungswerther Novitäten bei der Europa und dem Verfasser dieser Uebersichten ein, daß Letzterer beinahe darüber verlegen wird. Das Journal bietet im Ganzen einen beengten Raum für kritische Zwecke und diese Artikel sind nur der eigentlichen Literatur gewidmet. Auch gehöre ich nicht zu jenen allwissenden Literaturblattschreibern, die heute von Schwab und Hegel, morgen von der Homöopathie, von französischer Frivolität, Oken und Herrschel — und immer mit demselben Anstrich von Gelehrsamkeit schwatzen können. Was also in dem Falle thun? Die Redaction kann unmöglich einen Astronomen, einen Meister der Kochkunst, einen Tanzmeister, und wen weiß ich Alles, der hier nöthig wäre, um sich versammeln. Ich denke, wenn die Buchhandlungen solche Werke an die Redaction oder an mich senden, so ist ihnen das gewöhnliche Geklätsch unserer belletristischen Blätter über dergleichen Artikel ganz gleichgiltig, sie beabsichtigen nur, daß das Buch genannt und ein Attest über die Brauchbarkeit oder Nützlichkeit desselben ausgestellt werde. Sie verlangen Empfehlung. Da kann man nun nichts Anderes thun, als den äußern Anschein der Werke prüfen, und sich mehr auf den Namen der Autoren und die Solidité der Handlung, als auf eigenes Urtheil verlassen. Solche kurze Berichte von den mir zugekommenen und nützlich oder verdienstlich scheinenden

Novitäten sollen denn von Zeit zu Zeit eine Stelle finden; Alles in bunter Reihe, wie mirs unter die Hand kommt. Auf diese Art glaube ich dem literarischen Verkehr zu nützen und dießmal folgende Werke empfehlen zu dürfen:

1) J. v. Littrow (in Wien): die Wunder des Himmels oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems" in zweiter Auflage. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung. 1837. Diese Verlagshandlung hat seit ein Paar Jahren eine ganze Reihe wissenschaftlicher Popularschriften von vorzüglichem Werthe gebracht, sie läßt eine Realwissenschaft nach der andern von irgend einem in diesem Fache ausgezeichneten Autor, wie von Oken, Rotteck u. s. w. ausarbeiten. Sie gibt sich wenig oder nicht mit unserer belletristischen Misere ab, sie fördert Nützliches und weiß allen ihren Unternehmungen ein Gepräge großartigen Geistes, ächter Tüchtigkeit und einer fast classischen Popularität zu geben. Die Ausstattungen ihrer Werke können als Muster empfohlen werden und gereichen unserer deutschen, bisher leider noch so unreinlichen und vernachläßigten Bücherwelt zur größten Zierde. Hier kann man denn mit gutem Gewissen das Publikum aufmuntern, sich lebhaft dafür zu interessiren. Littrow's Name bürgt ebenfalls für die Tüchtigkeit dieses Handbuches der Himmelskunde und in zwei Jahren ward schon die erste Auflage vergriffen. In demselben Verlage erschienen auch die drei nächsten Nummern:

2) Poppe (in Tübingen): Geschichte aller Erfindungen und Entdeckungen im Bereiche der Gewerbe, Künste und Wissenschaften. Mit 162 Abbildungen. 1837. Sehr nützlich und von einem in diesem Gebiete rühmlich bekannten und viel erfahrenen Manne. Man wird nächstens eine europäische Ehrenbezeigung für Herrn Hofrath Poppe ausdenken müssen, da derselbe eine solche Menge Lehr- und Handbücher und Lexika über seine Wissenschaft herausgegeben hat, wie noch kein anderer Mensch in irgend einer. Man glaubt immer, er müsse fertig seyn. Doch alle Messen erfreut er das deutsche Publikum mit einer neuen Umgestaltung. Immer dankenswerther, als wenn unsere geistesarmen Lyriker ein paar aufgegriffene Empfindungen ein ganzes Leben lang in denselben Formen ableiern.

3) Berghaus (in Berlin): Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Ein Bildungsbuch für alle Stände. Erster Band. 1837. Derselbe enthält nur mathematische und physische Erdbeschreibung, aber mit höchst ausführlichen Details.

4) Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von Dr. Fr. Arago. Aus dem Französischen übersetzt von Carl von Remy. Erster Theil. 1837.

5) Volgers (in Lüneburg) Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte. Mit Karten, Tabellen und Register. Erster Band. Erste Abtheilung: Alte Geschichte. 1835. Zweite Abtheilung: Das Mittelalter. 1836. Erscheint, wie auch die nächsten Nummern fast sämmtlich, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover, die dem Publikum sehr viel nützliche Werke und besonders gute Schulbücher bietet.

6) Ch. F. Falkmann (in Detmold): Praktische Rhetorik oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Redekunst. Für die obern Classen der Schulen und zum Selbstunterricht. Zweite Abtheilung: „Declamatorik oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Vortragskunst." Erster oder theoretischer Theil. Erster Band. 1836. Hannover bei Hahn. Dieses sehr fleißige und verdienstliche Werk behandelt in dem vorliegenden Bande „denjenigen Theil der Sprachthätigkeit, wodurch eine Rede vermittelst der Stimme und der Geberde des Sprechenden den Ohren und den Augen eines Andern vernehmbar gemacht wird."

7) G. W. Marcard (in Hannover): Zur Beurtheilung des National-Wohlstandes, des Handels und der Gewerbe im Königreich Hannover. 1836. Hannover bei Hahn.

8) Dr. Adolph Mühry (in Hannover): Darstellungen und Ansichten zur Vergleichung der Medicin in Frankreich,

England und Deutschland. 1836. Hannover bei Hahn.

9) Derselbe: Ueber das Seebaden und das Norderneyer Seebad. 1836. Ebendaselbst.

10) R. Wiegmann: die Malerei der Alten in der Anwendung und in der Technik, insbesondere als Decorationsmalerei. Nebst einer Vorrede von K. O. Müller. 1836. Ebendaselbst.

11) 12) Deutsches Lesebuch. Erster Cursus. Für das frühere Jugendalter. Von Carl Oltrogge (in Lüneburg). Dritte Auflage. 1837. Und von demselben: Deutsches Lesebuch. Zweiter Cursus. Für das reifere Jugendalter. Mustersammlung aus deutschen Dichtern und Schriftstellern. Zweite Auflage. 1836. Beides im Verlag von Hahn in Hannover.

13) Dr. Karl Wilhelm Böttiger (in Erlangen): Geschichte des deutschen Volkes und deutschen Landes. Für Schule und Haus und für Gebildete überhaupt. Zwei Bände. Leipzig, J. Scheible's Verlags-Expedition. 1836. Soweit mir die Literatur der deutschen Geschichte bekannt ist, kann dieß Buch für die bei solchem Umfang reichhaltigste und für den Selbstunterricht brauchbarste Darstellung gelten und verdient alle Empfehlung. Ich erlaube mir den Wunsch, daß bei einer neuen Auflage der Druck mit möglichster Correktheit geliefert werden möge, was bei einem derartigen Werke nicht vermißt werden darf. Dann wird die Arbeit dieses fleißigen Geschichtslehrers bald in Aller Hände kommen, da es an Correktheit des Inhalts die deutsche Geschichte von Wolfgang Menzel so außerordentlich überragt. Böttiger gibt die Resultate der bisherigen Forschungen deutscher Geschichte in treuer Uebersicht wieder und zeichnet sich besonders in der Darstellung der Culturgeschichte und der verschiedenen Literatur-Epochen durch vielseitige Zusammenstellungen aus, in denen nur das minder Wichtige nicht gehörig von dem wirklich Bedeutenden geschieden ist. Bei vielen Namen fragt man, wie sie in ein deutsches Geschichtsbuch für unsere Jugend kommen? Das scheinen mir literarische Bücklinge, die der Herr Verfasser von seinem Vater geerbt hat.

Ich werde später den Lesern auch die Vollendung einzelner hier angezeigter Werke berichten, wenn mir dieselbe wird zu Handen gekommen seyn. Somit schließe ich dieß Intermezzo und nehme den abgebrochenen Faden einer übersichtlichen Darstellung unserer poetischen Literatur demnächst wieder auf.

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

X.

Das Beispiel und der Unterricht der Dem. Contat haben im Vereine mit zwei ausgezeichneten Naturgaben die bewundernswerthe Mars gebildet. Außer der Reinheit der Diction und der correcten Aussprache des besten Französisch, die sich leider immer mehr und mehr verliert, zeigte das Talent der Contat und Mars jedoch keine Beziehung. Jene hatte mehr Feuer, diese zeigt mehr Geschmack. Die Contat soll die Scene beherrscht haben, ihre heroische Coketterie, ihre pikante Heiterkeit, die Lebhaftigkeit ihres Geistes, die Macht ihrer feinen Manieren, Alles dieses bildete aus ihr eine vollendete Celimene. So dachte man sich diese spöttische, fröhliche Rolle, welche die Lächerlichkeit aller ihrer Freunde die Revue passiren läßt, um den Mann, den sie wirklich liebt, fast zur Verzweiflung zu bringen. Der Schauspieler Molé behauptete, daß, wenn sie im vierten Acte mit den Worten zu ihm träte: Il ne me plait pas, moi? so sey die Illusion für ihn so groß gewesen, daß er wie niedergeschmettert dagestanden habe unter dem gewaltigen Einflusse, den diese Frau treulos oder nicht auf einen leidenschaftlichen Mann anzuüben verstand.

Der Blick, welcher diesen Ausspruch Celimenens begleitete, rechtfertigte schon

allein die Schwachheit Alcests. Dieser despotische Blick voll Zorn und doch auch voll Liebe erklärte die Verblendung eines Herzens, das sich in der Gewalt einer Kokette befindet; man mußte sie anbeten, ihr gehorchen, ihr glauben, ihre Treulosigkeit, ihre Lüge, ihre Vorwürfe, Alles mußte man erdulden, um sie nur nicht zu verlieren. Fest gebannt von dieser unwiderstehlichen Macht, brachte natürlich Molé die ersten Verse seiner Antwort stotternd hervor und dieß machte einen Eindruck, wie nichts, was die Kunst nur allein erschaffen konnte.

Man versichert übrigens, daß dieser große Schauspieler sein warmes seelenvolles Spiel hauptsächlich der Liebe verdankte, die ihm jene verführerische Susanne einflößte, mit welcher er den Grafen Almaviva spielte. Diese Liebe jedoch, die ihn fast toll machte, wurde nur auf der Scene erhört, und daher kann man sich leicht denken, wie sehr er bemüht war, diese Augenblicke zu benützen, und so beredt und hinreißend als möglich vor der Göttin seines Herzens zu erscheinen. Es ist ein Glück für das Talent eines Schauspielers, sollte ich meinen, wenn seine grausame Geliebte gezwungen ist, jeden Abend vor dem Publikum seine Geständnisse und Liebesschwüre anzuhören und sogar scheinbar darauf zärtlich einzugehen. Dann wird die Stimme reich an überredendem Ausdruck; der Schauspieler verschwindet vor dem Liebhaber und die Sympathie, die durch diese Wahrheit entsteht, bemächtigt sich auch bald der Zuschauer. Vielleicht trägt auch die Gleichgiltigkeit der Kokette dazu bei, denn eine ehrgeizige Liebe bewirkt größere Wunder, als eine hingebende.

Wurde jedoch Dem. Contat in den Rollen der Celimene und Susanne nicht von Dem. Mars ersetzt, so wurde sie von ihr übertroffen in dem edeln Betragen einer Elmire, so wie in der liebenswürdigen Leichtfertigkeit einer Sylvie in Marivaux Spielen der Liebe und des Zufalls, bei uns in einer ältern Uebersetzung Maske für Maske genannt.

Nie siegte guter Geschmack und die angeborene Züchtigkeit der Künstlerin unwiderlegbarer über eine anstößige Situation, als die Elmire der Mars in Molieres Tartuffe. Nie erschien der Charakter des Tartuffe abscheulicher, denn keine Inconsequenz in der Haltung, kein herausfordernder Blick ermuthigten ihn, seine verbrecherischen Reden fortzusetzen; man konnte sich nicht überreden, daß diese schöne und herrliche Frau die Beleidigung einer solchen Declaration verdient haben sollte und man fühlte sich von Mitleid durchdrungen, bei der Folter, die ihr die Ungläubigkeit ihres Gatten auferlegt. Die grelle Lustigkeit des Parterres, die von den dreisten Reden des Tartuffe herausgefordert wird, unterdrückt die keusche Verwirrung Elmirens. Wie roh müßte der seyn, der bei diesen Qualen lachen könnte! Und wie leicht wird es dem natürlichen Talente der Mars, dieses mit vollem Pinsel zu malen. Wie oft bewunderte ich sie in dieser Rolle und wünschte sie so meinem Vaterlande zeigen zu können! Wie glücklich ist der Dichter, der so in seinen edelsten Intentionen von dem Darsteller verstanden wird. Molière hat Elmire geschaffen, aber ich bin überzeugt, daß er sie so nicht gesehen hat.

Eine geistreiche Dame, welche die Vollendung der Mars in dieser Rolle gern dem Unterrichte der Contat zuschrieb, soll einst von dieser folgende Belehrung erhalten haben: „Sie schmeicheln mir; Alles, was ich sie lehren konnte, bestand darin, die Ellenbogen nicht so sehr nach hinten zu halten und überhaupt die Haltung eines jungen Mädchens abzulegen, um sich mehr wie eine Dame von Welt zu betragen. Das Uebrige hat ihre Intelligenz allein gemacht. Es ist ein Diamant, sage ich Ihnen, der noch nicht ganz so gefaßt ist, wie er seyn sollte; allein ich stehe Ihnen dafür, daß Sie ihn einst im vollsten Glanze leuchten sehen werden.“

Und von diesem Augenblick ist der Name Diamant der größten Künstlerin des französischen Lustspiels geblieben.

* * *

— Von L. Rellſtab iſt ein neues Drama auf dem königlichen Theater in Berlin unter dem Titel: „die Venetianer“ aufgeführt worden. Die erſten Künſtler des Theaters: die Herren Lemm, Rott, Grua, Stawinsky, Weiß und die Damen Crelinger und Clara Stich ſind darin beſchäftigt. Es gehört Muth dazu, wenn man ſo lange als ſcharfer Kritiker über eine Anſtalt geſprochen, und ſogar ſchon manchen mißlungenen Verſuch in dieſer Art gewagt hat, derſelben wieder ein neues Werk anzuvertrauen. Hier wird mehr als dieſes Werk bloß geſtellt, ſollte ich meinen. Ich wünſchte, als ich die Anzeige las, dieſem Muthe von Herzen Glück. Mein Wunſch iſt eingetroffen. Das Stück iſt nun bereits auf dem königlichen Theater in Berlin mehrmals gegeben worden. Es ſoll ein wenig zu bunt ſeyn und ſelbſt den ruhigſten und beſonnenſten Zuſchauern nicht gleich klar werden. Ein geheimnißvoller Charakter ſpannt die Erwartung und an äußern Effecten fehlt es auch nicht. Die Darſtellung war ausgezeichnet. Madame Crelinger erregte am Schluſſe des vierten Acts einen ebenſo allgemeinen als innigen Aufruhr der Gemüther. Sie wurde nach dieſer Scene hervorgerufen. Nach ihr glänzte Mad. Valentini als Priscilla, eben jene geheimnißvolle Geſtalt, Herr Grua als Ludovico, Mlle. Clara Stich in der Rolle der kindlich-lieblichen und feurig-bewegten Biondina und Herr Rott als Fosrari waren ebenfalls trefflich. Neben Mad. Crelinger wurde Herr Rellſtab tumultuariſch gerufen, erſchien jedoch nicht.

— Die Iſolirten, das Converſationsſtück, welches neulich auch zum erſten Male auf dem Hoftheater in Berlin gegeben wurde, iſt ſeitdem mit Beifall wiederholt worden und ſoll eine in Berlin lebende fürſtliche Perſon zum Verfaſſer haben.

— Es iſt ſonderbar, daß die Rollen, worin Bouffé glänzt — ein Mann in den Vierzigen, der Charakter-Rollen und gewöhnlich Alte ſpielt — in Deutſchland von Schauſpielerinnen gegeben werden. Zuerſt war dieſes mit dem Gamin de Paris der Fall, dem ſogenannten „Pariſer Taugenichts;“ jetzt ſpielt Mad. Schwanfelder in Berlin den Stummen von Ingouville, den bekanntlich Bouffé für ſich arrangirte, als er an einer Verletzung der Sprachwerkzeuge litt.

Kunſt.

Seit den erſten Tagen der Ausſtellung des Subſcriptionsplanes zu dem Thorwaldſen-Muſeum in Kopenhagen waren bloß auf einigen der Privatliſten, welche die Mitglieder des Comité's in Circulation geſetzt haben, 15—16,000 Thaler gezeichnet worden. Se. Maj. der König von Dänemark hat Portofreiheit für die ganze, in dieſer Angelegenheit zu führende Correſpondenz bewilligt. Die Eincaſſirung der Beiträge ſoll erſt ſtattfinden, wenn der Comité zur wirklichen Ausführung des Planes ſchreitet. — Das Geſchenk, welches der große Bildhauer mit ſeiner Modellſammlung, die ſo herrliche Kunſtwerke enthält, Stuttgart gemacht hat, wird dieſe Stadt mit einem Mal zu dem Rang einer wirklichen Kunſtſtadt erheben. Thorwaldſen hat für dieſes Geſchenk das Großkreuz des Friedrichsordens erhalten. Schon früher beſaß er das Commandeurkreuz dieſes Ordens. Stets äußerte er in ſeiner genialtreuherzigen Weiſe die größte Anhänglichkeit für Würtemberg. Dieſem Umſtande mit war es auch zuzuſchreiben, daß er das Modell zur Schiller-Statue übernahm, indem er, trotz ſeiner Verehrung für Schiller, bei ſeinen großartigen Beſchäftigungen und vorgerücktem Alter ſich ſchwerlich dieſer Arbeit unterzogen und noch weniger ſie ſo ſchnell ausgeführt haben würde.

— Man meldet aus Innsbruck: Eine ſeltene Erſcheinung im Gebiete der Kunſt hat uns hier vor Kurzem ſehr angenehm überraſcht; eine in Holz geſchnittene Copie des im Volksgarten in Wien bewunderten Theſeus des Canova. Sie mißt an Höhe

9½, an Breite 7½ Zoll. Die Richtigkeit der Zeichnung, die Reinheit des Ausschnitts, der Fleiß der Ausführung bis in die geringsten Partien des Bildes, vorzüglich aber der Ausdruck von Kraft und Leben, das warme Gefühl, welches aus dem Bilde spricht, zwingen den Beschauer zur Bewunderung. Mögen immerhin diese Vorzüge dem Originale gehören; es bleibt ein großes Verdienst des Copisten, sie erkannt und wiedergegeben zu haben.

Dieses Bild, welches den künftigen Meister verbürgt, ist das Werk des achtzehnjährigen Johann Popeller aus St. Johann im Walde im Pusterthal. Ein Sohn ganz mittelloser Eltern, verlebte Popeller seine erste Jugend als Viehhirt in den Wäldern seines Geburtsortes. Ohne Unterricht aller Art versuchte er sich zum Zeitvertreib im Schneiden von Holzgeräthe und Figuren. Ein achtbarer Priester bemerkte zufällig die nicht gemeinen Fähigkeiten des Knaben und bewirkte, daß er zu einem Schreiner nach Sillian kam. Von hier ging Popeller als wandernder Handwerksgeselle nach Wien, und die Kunstwerke, die er dort erblickte, wirkten so mächtig auf ihn ein, daß er, obgleich ohne alle weitere Anleitung, als jene in seiner Werkstube, den Versuch wagte, eines derselben nachzubilden. So entstand die Copie des Theseus.

Nun besucht er, unterstützt von einem Verwandten, die Künstlerschule der Hauptstadt und berechtigt zu großen Erwartungen.

Architektonisches.

Die Commission für den Neubau einer Börse in Hamburg hat in ihrer Ankündigung einen tüchtigen Bock geschossen. Sie macht nämlich in der Concurrenz-Aufforderung von dem mit Preisen zu honorirenden Planen bekannt: „Es ist der competenten Behörde vorbehalten, solche bei dem Baue entweder ganz, theilweise oder gar nicht zu benützen.“ Die Hamburger Baukünstler verbanden sich nun, dieser Aufforderung in der erwähnten Form nicht genügen zu wollen, so sehr sie, wie sie sich ausdrücken, „unter angemessenen Umständen derselben zu entsprechen sich zur Ehre geschätzt hätten, da die theilweise Benutzung dem ersten Erforderniß eines jeden ächten Kunstwerks, der Einheit, gerade zu entgegen ist.“ Diese Erklärung haben in den öffentlichen Blättern zwölf Architekten unterschrieben. In der Berliner Zeitung tritt ein anderer unter dem Namen Palladio auf und fügt der obigen Erklärung nachfolgende Frage hinzu: „Was denn wohl aus der schönen Baukunst werden sollte, wenn sogar Behörden glauben, im Geiste ganz verschiedener Künstler durch eigene Zusammenstellung einzelner, sie gerade ansprechenden Theile selbst ein Ganzes bilden zu können.“ — Das so manchem Tadel der Einheimischen und Fremden mit Recht ausgesetzte Hamburger Schauspielhaus, wobei von dem ursprünglichen trefflichen Plane Schinkels, den ich gesehen, auch auf eigenmächtige Weise abgewichen wurde, ist ein zeugendes Beispiel für die obige Behauptung der Baukünstler, deren Motive hier in ihrer Ausdehnung wieder zu geben mir der Raum fehlt.

Antiquarisches.

Das Werk des Herrn Merimé: Notes d'un voyage dans le midi de la France enthält sehr anziehende Details über die Alterthümer in den verschiedenen Städten des mittäglichen Frankreichs, z. B. in Nevers, wo es eine byzantinische Kathedrale aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts gibt, in Vezelay, in Autun, wo noch zwei römische Thore (das von Arrour und die Porte St. André) zu finden sind, über die berühmte Abtei von Clugny, über die Inseln von Lérins, wo der Mann mit der eisernen Maske starb, über Nismes, Montpellier, Carcassone ꝛc. Herr M. macht die Bemerkung, daß, je weiter man nach Süden komme, sich auch die gothischen Gebäude immer mehr ver-

lieren, daß aber auch für die Erhaltung derer, welche noch vorhanden sind, wenig oder gar keine Sorge getragen wird. So ist das schöne Grabmal Innocenz IV. bis 1835 in einem schlechten Gebäude eines armen Winzers versteckt gewesen. Eine große Menge Alabaster-Figuren, welche den Untersatz des Grabmales umgaben, hatte der Winzer eine nach der andern verkauft, und aus den Fußgestellen hatte er sich einen Schrank gemacht.

Neue Journale.

Wir haben noch Nachricht über einige neue journalistische Unternehmungen erhalten, die in diesem Jahre zu Stande kommen werden. Alle werden eben so angenehm als nützlich seyn, „einem fühlbaren Bedürfniß abhelfen," denn schon seit lange sind wenigstens tausend neue Journale ein längst gefühltes Bedürfniß für jedes Land.

Das erste neue Unternehmen dieser Art wird das Journal der freien Frauen seyn; es übernimmt die Unterweisung für ein schwaches, bis jetzt tyrannisirtes Geschlecht, und wird dessen Rechte proclamiren. Die Redaction dieses Journals wird zugleich alle Scheidungsprozesse übernehmen und ihre Abonnentinnen vor Gericht vertreten, welche ihre Männer geschlagen haben könnten.

Das Zopf-Journal ist das zweite, welches wir hier nennen: doch bitten wir, es nicht mit dem Journal für Friseure und Perückenmacher verwechseln zu wollen. Ich glaube, der Titel des Zopfjournals spricht deutlich seine Tendenz aus.

Gott, ein Journal für Menschen. Es soll Meyers Universum, die Europa, den Atlas, Sommers geographisches Taschenbuch und andere kleinere periodische Erscheinungen überflüssig machen.

Der Milchzahn, Journal für kleine Kinder, zum Buchstabiren eingerichtet. Das erste Alter war bis jetzt in Beziehung auf sociale und politische Bildung zu sehr vernachlässigt. Dieses Blatt soll dem Mangel abhelfen. Sobald das Kind buchstabiren kann, wird es in die Lage gesetzt, über die schwierigsten Fragen discutiren zu können, und oft gründlicher als eigensinnige Väter, welche dieses Journal nicht halten wollen.

Die vier Elemente, ein Journal für Feuersbrünste, Erdbeben, Ueberschwemmungen und Luftreisen.

Die Taube, Zeitung für Liebes-Intriguen. Es wird den Abonnenten freigestellt, diejenigen Personen zu bezeichnen, denen das Journal zugeschickt werden soll. Jeder Abonnent hat das Recht zu einem Inserat von zwei Linien täglich. Nöthigenfalls werden Extrablätter erscheinen. Anstand und Sitte sollen nie verletzt werden, indem man sich anheischig macht, nur ehrbare Liebeserklärungen und anständige Rendezvous einrücken zu lassen. Z. B. „Herr A. widmet sein Herz dem Fräulein B., mit welchem er gestern auf dem Museumsballe getanzt hat;" oder: „Herr T. wird Fräulein P. morgen um sieben Uhr Abends in den Anlagen erwarten;" oder: „Madame X. benachrichtigt Herrn Z., daß ihr Mann morgen auf die Wache ziehen wird." Es könnte sogar seyn, daß man die Anzeigen auch noch mysteriöser einrichtete, um nicht den geringsten Verdacht aufkommen zu lassen.

Wir sind bis jetzt noch nicht von allen diesen neuen Erscheinungen gehörig unterrichtet, können jedoch nicht unterlassen, noch eines hier Erwähnung zu thun, von dessen nahem Erscheinen wir munkeln hörten. Es soll Allgemeines Album betitelt werden. Die Redaction wird ein berühmter Humorist übernehmen. Die ersten Federn Deutschlands werden daran schreiben, die ersten Pinsel es illustriren, und jede Zeile wird den Mitarbeitern mit tausend Thalern honorirt werden. Es kann nicht fehlen, daß diese Unternehmung wenigstens einem Bedürfnisse entsprechen wird, denn es ist vorauszusehen, daß die Mitarbeiter vollkommen zufrieden gestellt seyn werden.

Berlioz.

Der französische Componist Berlioz dankt Herrn Schumann in Leipzig in der Pariser musikalischen Zeitung für das Interesse, das er für seine Compositionen gezeigt hat. Dieß bezieht sich nämlich auf die Aufführung der Ouverture der Vehmrichter von dem genannten Componisten. Das Werk soll so viel Schwierigkeiten enthalten, daß, die musikalischen Gesellschaften von Douai und Dijon ausgenommen, die übrigen in Frankreich nach der ersten Probe von der Exekution abstanden oder es auf tausendfache Art gestrichen und verändert haben. Selbst die philharmonische Gesellschaft lachte es bei ihrer Probe aus, und französische Künstler, die es von Paris aus kannten und nun in Leipzig mitwirkten, lachten mit. Man sieht hieraus, daß es etwas Ungewöhnliches in jeder Hinsicht seyn muß. Allein was wäre einem deutschen Orchester bei seinem Fleiße und seinen Fähigkeiten nicht zu überwinden. Jetzt hat auch Wien und Mailand, und erst kürzlich sogar Neu-Orleans sich in den Besitz dieser Composition setzen wollen, allein Berlioz hat die deßhalb gemachten Anerbietungen zurückgewiesen aus Furcht, nicht verstanden und daher mangelhaft exekutirt zu werden.

Der Componist spricht sich über sein Werk selbst sehr geistreich aus: „Man muß ein seltenes Genie seyn, um Werke zu schaffen, welche Künstler und Publikum mit einem Mal ergreifen und deren Einfachheit einer Masse zu vergleichen ist, wie die Pyramiden von Dsizeh. Unglücklicher Weise bin ich nicht von diesen; ich bedarf mannigfaltiger und starker Mittel, um einen Effekt zu bewirken; und ich befürchte für immer die Gunst der Musikfreunde zu verlieren, wenn ich durch eine zu frühzeitige Veröffentlichung meine Symphonien exponiren würde, die noch zu jung sind, um ohne mich auf Reisen gehen zu können und wohl noch grausamer verstümmelt werden möchten, als meine alte Ouverture. Und warum sollte ich es nicht sagen: ich liebe diese armen Kinder mit der Liebe eines Vaters, die nichts Spartanisches hat, denn ich will lieber, daß sie im Dunkel, aber unverletzt bleiben, als sie in die Ferne zu schicken, den Ruhm zu suchen und dabei vielleicht auf den Tod verwundet zu werden. Ich habe es nie begriffen — ich gestehe dieses auf die Gefahr hin, lächerlich zu erscheinen — wie reiche Maler, ohne ihr Herz brechen zu sehen, um einige Thaler sich von ihren schönsten Werken trennen konnten, um sie in alle Welt fliegen zu lassen. Dieß wollte mich immer an den berühmten Anatomiker Ruisch erinnern, der bei dem Tode seiner sechszehnjährigen Tochter auf die Entdeckung kam, ihrem leblosen Körper durch künstliche Mittel das Ansehen von Gesundheit und Leben zu verleihen, dann sich von dem Golde eines Königs bleuden ließ und ihm mit dem Geheimniß auch zugleich den Leichnam seines Kindes verkaufte. Die Schriftsteller sind allein in dem Fall, ihre Werke ohne Gefahr verkaufen zu können; dramatische Dichter nicht so, weil hier die Aufführung Vieles verderben, und ein Publikum vorhanden seyn kann, welches das Werk nicht begreift. Für den Componisten ist es die größte Freude, sein Werk so zu sagen zu brüten und es so lange als möglich vor den Stürmen schlechter Orchester, schlechter Sänger, schlechter Taktschwinger und der Contretanz-Fabrikanten zu bewahren; es macht ihn unbeschreiblich glücklich, es nur in langen Intervallen öffentlich zu produciren, wenn seine Schönheit durch anhaltende Pflege im hellsten Lichte glänzt, wenn die Luft rein, das Wetter sanft und heiter und die Gesellschaft gewählt ist. Glaubt Ihr wohl, daß Weber, so sehr er den Ruhm geliebt haben mag, wenn er gewußt hätte, auf welche Weise sein Freischütz in Paris getheilt wurde, nicht mit Unwillen diesen Ruhm selbst verworfen haben würde um solchen Preis? Es wäre ungerecht gegen sein Andenken, daran nur zu zweifeln. Allein es lag außer seiner Macht, sich dagegen zu stemmen; ohne seine Partitur stechen zu lassen, hatte er doch Abschriften davon verkauft, und dies genügte, um die

Vormundschaft darüber ihm für immer aus den Händen zu reißen."

Der vorgeladene Hund.

Eine Dogge will mit Gewalt in den Gerichtssaal. Die Wache will ihn nicht hineinlassen.

„So lassen Sie doch den Türk hinein," spricht der Beklagte, „denn er ist vorgeladen."

Der Kläger: Welche Tollheit! Man wird das Thier nicht vorladen.

Der Beklagte: Warum nicht? Sind wir Beide es doch auch. Komm hier, Türk!

Das folgsame Thier wirft die Wache über den Haufen und drängt sich durch die Menge bis zu den Schranken.

Der Präsident: Ihr seyd angeklagt, diesen Mann geschlagen zu haben. Was bringt Ihr zu Eurer Vertheidigung vor?

Der Beklagte: Hier, Türk! Das ist meine Vertheidigung; fragen Sie diesen hier, ob ich im Stande bin, einen Particulier zu verunglimpfen. Ist es nicht wahr, Türk?

Das geistreiche Thier antwortet auf diese Frage durch ein dumpfes Brummen, welches man allenfalls für eine Verneinung halten kann.

Der Kläger: Er hat mir aber doch schmähliche Fußtritte gegeben.

Der Beklagte: Das ist nicht wahr; er hat mich hingeworfen, und als Türk meine Partie nahm, da machte ich ihm bemerklich, daß es ungerecht wäre, wenn Zwei auf Einen losgehen, und da hab' ich mir denn selbst geholfen. Nicht wahr, Türk?

Ein neues Brummen von Türk klärt das Gewissen der Richter über den Fall auf, welche den Beklagten lossprechen.

Bären-Dankgefühl.

Vor einigen Tagen gab ein Mann in Paris einem Commissionär — wie man in Paris die Eckensteher benennt — seinen Hund, um ihn in das Wasser zu werfen. Der Commissionär, der auf kürzerem Wege sein Geld verdienen wollte, wirft den Hund, ehe er den Fluß erreicht hat, indem er durch den Pflanzengarten geht, in die Bärengrube, wo eine Mutter mit ihren zwei schon ausgewachsenen Jungen haust. Die Jungen wollen gleich über das arme Thier herfallen, allein sein Zittern und seine Windungen, die um Gnade zu flehen scheinen, erregen das Mitleid der Bärenmutter, die den Hund gegen ihre Söhne vertheidigt.

Jetzt kroch der Hund in den Stall, wo man den drei Thieren ihr Futter gibt, und die alte Bärin legte sich zu seiner Vertheidigung vor die Thür. Als am andern Morgen die Wärter mit dem Futter erschienen, befreiten sie den Hund aus seiner ängstlichen Lage. Dem von der Bärin beschämten Commissionär wurde nach gemachter Anzeige von dem Polizei-Präfecten die Medaille entzogen. Den jungen Bären verzieh man ihrer Jugend wegen und der angebornen Gefräßigkeit. Die alte Bärin wurde in den öffentlichen Blättern belobt, wie es auch hiemit geschieht.

Vermischtes.

Der berühmte Tenorsänger Wild hat ein Engagement in St. Petersburg angenommen.

— In Prag macht die Posse: „Der Affe und der Bräutigam" ein unerhörtes Glück. Sie wurde mit Unterbrechung eines einzigen Tages neun Mal auf einander gegeben. Der bekannte Klischnig gibt den Affen.

Telegraph von Deutschland.

Todesstrafe.

In Kinteln im Churhessischen hat sich vor einigen Tagen der Fall ereignet, daß der Scharfrichter den Delinquenten metzelte, statt hinzurichten. Fünf Mal hieb er in Hals, Schultern und Rücken, ehe sein Opfer fiel. Ist dieß nicht gräßlich? Der Scharfrichter wurde, um der Wuth des Pöbels entrissen zu werden, sogleich verhaftet. Man schlägt vor, die Guillotine statt des Richtschwertes einzuführen, allein besser wäre es, die Todesstrafe ganz abzuschaffen. Noch ganz besonders verdient ein Umstand bei dieser Rache der Gesetze Erwägung. Der Hingerichtete hatte vor mehr als einem Jahrzehend einen Mord verübt. Man zog ihn ein; er entfloh unter Todesangst und entkam glücklich. Er trat in holländische Kriegsdienste, zeichnete sich in Antwerpen aus und bekam sogar einen Orden, ging sodann nach Surinam und führte viele Jahre einen tadellosen Wandel. Hier verrieth er sich gegen deutsche Ankömmlinge durch Unvorsichtigkeit, wurde nach Europa zurückgesandt, der hessischen Regierung ausgeliefert und hingerichtet. Dieser Mensch hatte bereits Strafe und Todesangst erstanden, war mit belastetem Gewissen zu einem bessern Menschen geworden. Was will da noch die Strafe? Das Gesetz, das die Strafe nur als Besserungsmittel verhängen will, oder die Gesellschaft von einem ihr schädlichen Mitglied reinigen, wurde in diesem Falle, wie in so vielen andern, nur nach dem Buchstaben, nicht nach dem Sinne gedolmetscht. Heißt dieses denn nicht Rache üben, statt Strafe?

Referat einer Wohnungsuchenden in Berlin.

Na, der Plundermatz mit sein stockedustres Fehmgerichte von Stube un Alkofen! — de Wände sind von Pappendeckel, de Fenster kleene Kuckelöcher. Alles glänzt, wie den Laternenanstecher seine Beenkleeder! Ich war stark in Willens, den Viewirth'n origen Minutenzeiger in't Zifferblatt zu setzen un vor so een wackligtet Flederwischgeräste uf'n Boden, wo man in Sommer schwitzen muß, wie'n Schweinbraten; da verlangt der Plunetenkicker mit seine klapprige Trummelstöcker Postprämienrande Fünf un siebzig Dahler? — Setz mal zwee Mausefallen hin und'n Stiebelknecht in de Mitte, da hafte die beeden plundrigen Häuser mit sammt den Dohrweg — und diese Krabatewirthschaft, die in diese Mausefallen herrscht, die Belletage hat sieben Fenster Front, wovon drei nach't Blindenstidut gehören. Ne, solche Karnikelbuchten, die koof ick vor meinen Großvatern seine Schusschnallen. Ick hab't ooch den Viewirth gesagt — ick sage: hängen Se doch uf jede Klocke von't Singuhr 'ne Gustkow-Locke un lasen Se sich besingen mit Ihre niedergetretene Reegengassenstiebeln-Quartiere. Ne, so wat is mich noch in keene Droschke nich vorgefahren! — De Torfremise is mit'ne Bretterwand von Tisch un Bette geschieden, un links liegt 'ne Kegelbahne, zwee Messerrücken breet, da soll man Leine ziehn un Wäsche drocken. Un nu rühmt der Kehrl noch de Sonnenseite int' Ittaljenzblatt, aber den Rooch von' Deegaffen grade rüber, den hat er vergessen. Denn wenn man da zwee Minuten in's Fenster liegt, so grüßen Eenen de Aalweiber un lecken sich an de Finger.

Nu kannste Dich'n Begriff machen, wie ick rummergelofen bin, keen Faden is an meinem Leibe drocken. Ueberall spottschlechte Kabusen un wo et noch so passabel is, na, da wollen se haben, man soll de kleene Kinder uf'n Schustermontag an den Meestbietenden verkoofen. Alles schreit: „Kinderlose Miether!" Das Wort Familienvater is'n Donnerkeil. Sind de Wände een bisken mit scheckigen Papiere bekleistert, so verlangen se de Miethe in Gold und den Miether in Seide. Wohnt der Wirth parterre, so hat er große Domfenster un die Decke liegt, wer weeß wie hoch. Die andre Quartiere über ihn, die könnte jeder Schlächter brauchen, um mank Diele un Decke Wurscht un Schweinekopp zu pressen.

Na Fritze, nu weeßte, wie mich's gegangen is, nu geh Du man und suche, das de schwarz wirscht. *)

*) Man spotte nicht, daß ich dem Beobachter an der Spree so etwas entlehne. Das ist kräftiger Volkshumor und ich würde mich vergebens in manchem Blatte für Herz und Laune, Phantasie und Kunst darnach umsehen.

Allerlei.

— In einer norddeutschen Zeitung unterschreibt Einer eine Anzeige: „der Königliche Lieutenant und Apotheker.“ Wenn man nun das in's Französische übersetzte: „Lieutenant du Roi et épicier.“ O über deutsche Titelsucht!

— „Genieße mit Maaß“ ist eine alte, weise Lehre. In Leipzig ladet daher ein Wirth zu einem „Portionenschmaus“ ein. Ein Schmaus nach Leipziger Wirthsportionen, die ich kenne, ist mir nicht gut denkbar. Man verhungert nicht eben dabei, aber zum Schmausen gehört mehr.

— In Leipzig sind Strauß'sche Walzer zum singen eingerichtet worden, und in Wunderts Verlagsmagazin für 2 Soprane, 2 Tenore und 2 Baßstimmen herausgekommen.

— In einem Stettiner Blatte liest man folgende (wörtlich abgedruckte) Empfehlung eines neu etablirten Kaffehauses: „Die Freunde eines solchen Kaffehauses lade ich hiemit ergebenst ein, ein dito in gehörigen Gang zu bringen, tüchtig zu tadeln, wo zu tadeln nöthig ist, und den Inhaber zu loben, wo zu loben ist. Die hochverehrten Hausfrauen bitte ich ganz gehorsamst, sich die häusliche Last vom Halse zu wälzen und dem geliebten Manne fleißig den Besuch des Café national anzuempfehlen, weil sie überzeugt seyn können, daß er in guter Gesellschaft sich befindet, und Sie Sich dadurch ein unsterbliches Verdienst für die Männerwelt bereiten. Goriko, Café national, Kohlmarkt.“

Gelegenheitliches.

Bettina. Ihr Briefwechsel mit Göthe erscheint in einer zweiten Auflage. Ihr Portrait und das von Göthes Mutter werden beigegeben. Sie hat sich in Mannskleidern zeichnen lassen. Bettina, Kaufmann, der Uebersetzer des Shakspeare und ein junger Engländer übersetzen die Briefe in's Englische.

* * *

Gentzel sagt in seinem Freimüthigen viel zum Lobe der „Stimmen der Minoritäten“ von Georg Stückrad, unter Anderm: „Außer Jean Paul und Börne wüßte ich nicht, daß Jemand die Ironie mit solcher Kraft, Gewandtheit und Schärfe gehandhabt hätte. Sein Spott kennt kein Lächeln, sondern ist ein bittres Gegengift, das bis in's Mark dringt; dabei ist jeder Gedanke, den er gegen die Laster der Zeit schleudert, mit dem Stempel eines tiefen moralischen Unwillens bezeichnet.“

* * *

Im Freimüthigen heißt es ferner in einem Ausfall auf Bäuerle's Theaterzeitung: „Wien'r Neuigkeiten kommen für Berlin immer noch früh genug, sollten sie auch ein Halbjahr auf der Reise zubringen.“ Dieß soll sich jedoch wohl nur auf die Theaterneuigkeiten beziehen, wie sie eben Bäuerle zu Markte bringt. Es passirt sonst gar mancherlei in Wien, das für Berlin doch auch schon früher von Interesse seyn könnte.

* * *

Gedanken. Unter diesem zollfreien Titel, liefert eine vielgelesene deutsche Zeitschrift Folgendes: „die höchsten Gewinne, die man aus der großen Lebenslotterie ziehen kann, sind: ein holdes Weib und ein treuer Freund. Tief und wahr, doch nicht mehr ganz neu. Das ist schade! Wir könnten Pendants dazu in Prosa und Versen liefern, wie z. B. „Freundschaft und Liebe sind innig verwandt, es knüpfet sie Beide ein himmlisches Band,“ wüßten wir wie viel Honorar jene Zeitschrift für Gedanken zahlt.

Die artistischen Beilagen.

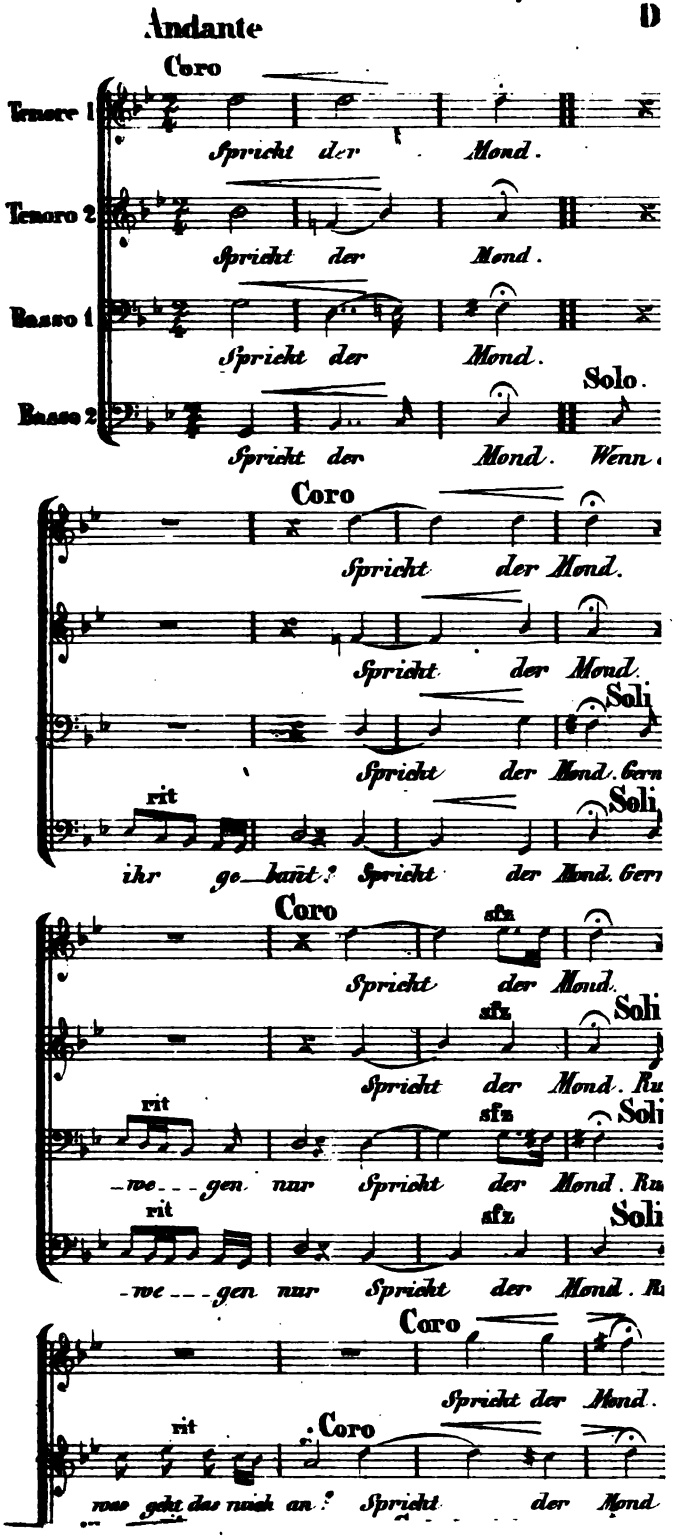
Wir übergeben unsern Lesern:

1) Viertes Blatt zur Geschichte der Mode: Unsere Zeit.
2) Trinklied für 4 Männerstimmen von Herrn v. St. Julien, und neuer Galopp aus Paris.

August Lewald.

Unsere Zeit.

Lith. Anst. von Pobuda, Rees et C.ie

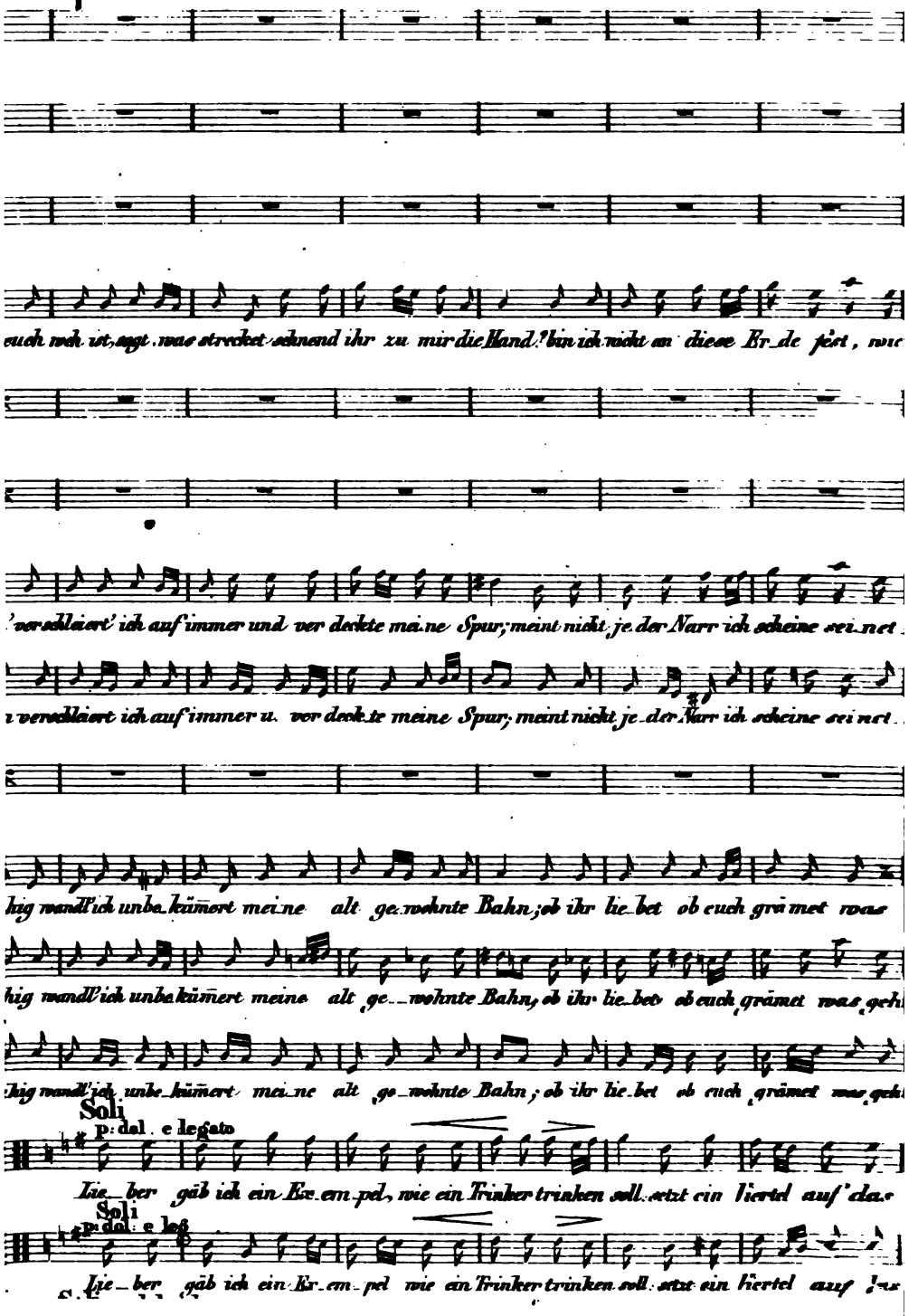

Andante
Coro
Tenore 1
Spricht der Mond.
Tenore 2
Spricht der Mond.
Basso 1
Spricht der Mond.
Basso 2
Solo.
Spricht der Mond. Wenn
Coro
Spricht der Mond.
Spricht der Mond.
Soli
Spricht der Mond. Gern
rit
Soli
ihr ge_hört? Spricht der Mond. Gern
Coro
sfz
Spricht der Mond.
Soli
sfz
Spricht der Mond. Ru
rit
sfz
Soli
_we___gen nur Spricht der Mond. Ru
rit
sfz
Soli
_we___gen nur Spricht der Mond. R
Coro
Spricht der Mond.
rit
Coro
was geht das mich an? Spricht der Mond

pricht der Mond .

nnerstimmen mit Chor: beim Mondschein zu singen

ichtung von Wackernagel

Comp. v. H. v. St. Julien .



Der Verbannte des Jahres 1831.

Neugriechischer Roman

von

Alexander Sutzos.

(Ὁ ἐξόριστος τοῦ 1831, κωμικοτραγικὸν ἱστόρημα ὑπὸ Ἀλεξάνδρου Σούτσου. Ἐν Ἀθήναις 1836.)

Dieser höchst bedeutsame Roman des talentvollen Alex. Sutzos schildert die Schicksale eines jungen Mannes, der die Capodistrianische Tyrannei nicht ertragen kann, darum aber von den Gewalthabern verfolgt und in den Kerker geworfen wird. Aus diesem durch seine Geliebte befreit, flieht er aus dem Bereich der Bedrängniß, um der Fahne der Unabhängigkeit zu folgen, welche damals die Rumelioten erhoben, kehrt mit ihnen siegreich in den Peloponnes zurück, wird aber, im Begriffe die Geliebte zu erringen, durch das Verbrechen des Nebenbuhlers, der sie vergiftet, derselben beraubt, und zieht sich im Beginne der regentschaftlichen Regierung, an sich und dem Vaterlande verzweifelnd, außer den Grenzen Griechenlands in die tiefste Einsamkeit zurück.

Die Allgemeine Zeitung machte zuerst auf diesen Roman aufmerksam. Dieß gab die Veranlassung, daß die Herbig'sche Buchhandlung in Berlin eine Uebersetzung von demselben anfertigen ließ, welche nächstens erscheinen wird, und aus der wir Einiges unsern Lesern mittheilen.

(Erstes Fragment.)

I.

„Sind wir hier in den Thermopylen?" — „Wir sind darin." — „Und diese Trümmer?" — „Sind die Ueberreste der alten Mauer der Thermopylen." — „Und jene Erhöhung von Erde und Steinen?" —

„Die Gräber des Leonidas und der mit ihm gefallenen Helden.“ — „So halte inne, mein Begleiter, damit ich mich faſſe!... Ich bin in den Thermopylen!... Heiliger Boden, ich küſſe dich! — — — O ſage mir, Alter: ſchweben hier nicht zur Zeit der Nacht Schatten mit Helm und Speer?... Und wie kommt es, daß ich in der Nähe dieſer Denkmäler Spuren von Aufgrabungen erblicke? Regen ſich etwa die Geiſter der alten Spartaner in ihren Gräbern, und ſchreiten aus ihnen hervor, und ſchweben um die Felſen?“ — „Wiſſe, Fremdling! dieſe Gräber wurden einſt von der Schaufel europäiſcher Barbaren umgewühlt, und man fand in ihnen Bildſäulen, Waffen, Urnen, Lampen und Münzen.“ — „Aber ich ſehe nicht jene berühmte Grabſchrift:

Wanderer! kommſt du nach Sparta: verkündige dorten, du habeſt
Uns hier liegen geſehn, wie das Geſetz es gebeut.“ —

„Es gibt hier in der Nähe noch viele andere Inſchriften. Dort ſtand einſt der Tempel der Artemis, wo die Verſammlungen der Amphiktionen ſtattfanden; und weiterhin ragte einſt jener Thurm empor, Namens Nikana, den die Griechen nach dem Siege in den Thermopylen errichteten.“

Verſunken in tiefes Nachdenken, hörte der ernſte Wanderer auf die Worte des Alten, während ſein Diener ſein ungeduldiges Roß am Zügel hielt.

Der Grieche, jener Wanderer, trug die Kleidung der Armatolen. Indeß bewies die Sanftmuth ſeines Weſens und die Art ſeiner Rede nur zu deutlich, daß dieß nicht ſeine gewöhnliche Tracht war. Kaum dreißig Jahre alt, war er ſchon der Welt überdrüſſig und floh die Menſchen. Nachdem er einen großen Theil Europa's durchreist, aber keine Freude in den gealterten und ſtumpfgewordenen Staaten deſſelben gefunden hatte, war er nach Griechenland zurückgekehrt, Erſatz zu finden bei dem natürlichfriſchen und lebhaften Geſchlechte ſeiner Bewohner. Aber nicht ohne Thränen konnte er auch in Griechenland die Unterdrückung der Freiheit, des Ideales ſeiner innigſten Verehrung, ſehen. Er ſuchte Beruhigung und Troſt in beſtändigen Wanderungen, die, indem ſie den Körper in Bewegung halten, der leidenden Seele Erleichterung verſchaffen. Sein gewohntes Stillſchweigen und eine gewiſſe, in ſeinen Geſichtszügen ſich ausdrückende Theilnahmloſigkeit, ließen gleichwohl auch den oberflächlichen Beobachter ſein Inneres errathen, das dem aus dem Feuer kommenden und allmälig ſich abkühlenden Eiſen glich. Aber man erkannte auch in ihnen eine beſtändige Glut der Seele, deren einzelne Saiten in einer fortwährenden wunderbaren Schwingung ſich befanden.

Aber — was war es, das, bei seiner Jugend, seine Stirn mit Furchen durchzog? Warum hatte ihr die schwere Hand des Kummers schon ihr Siegel aufgedrückt? War es ein inneres, unbezähmtes Leiden, oder nagte ein Wurm an seinem Gewissen? —

Es war damals um das Ende des Julimonates, und die brennende Nachmittagssonne zwang ihn, einen Schutz gegen die Hitze zu suchen. Er setzte sich in den Schatten der Bäume, in der Nähe eines kühlen Quells, und folgte mit seinen Blicken, wie mit seinen Gedanken, den Wellen des Baches; auch sein Begleiter, der Schulmeister des benachbarten Dorfes, setzte sich zu ihm.

Dieser Alte bedarf, bei der großen Anzahl solcher Gelehrten in Griechenland, einer näheren Beschreibung. Ein alter, schmutziger, bis auf die Augenbraunen herabgehender Hut, ein zerrissenes, aufgeschürztes Kleid, gelbliche Beinkleider, die kaum noch Spuren ihrer ursprünglichen Farbe erkennen ließen, eine Schreibfeder hinter dem Ohre, ein messingnes Dintenfaß, in Gestalt eines Feuerzeuges, im Gürtel, darin bestanden der Anzug und die Abzeichen unsers Schulmeisters. Indeß war der Mann nicht ganz ungebildet. Er konnte die Syntax von Theodoros Gasis und die Terpsithea des Neophitos Dukas auswendig, und einige wenige archäologische Kenntnisse, die er über seinen Geburtsort durch Ueberlieferung sich angeeignet hatte, und die er mit großem Eifer vor jedem Fremden auskramte, erhielten die Windmühle seiner Zunge in ewiger Bewegung. — „Gegenüber den Thermopylen," also schloß er ein ausführlicheres Gespräch, das wir jedoch übergehen, „dort, in den Ebenen von Situnion, hatte Xerxes seine zahllosen Zelte aufgeschlagen. Von dieser Seite umschlossen dagegen die Griechen den Berg Oeta. Nicht weit von diesem Engpasse entspringt eine kleine warme Quelle, da, wo einst die Bäder des Herakles waren. Dort liegt Situnion, einst die thessalische Pforte genannt. Hier... Aber! Du achtest wenig auf meine Worte. Ich vergaß Dich zu fragen, wer Du bist und woher Du kommst... Wer also bist Du?" — „Der Verbannte des Joannis Kapodistrias." — „Der Verbannte?! O! Zeus, Beschützer der Fremdlinge, Du Blitze schleudernder, wolkenjagender, erderschütternder Zeus! Der Verbannte? Ein Anhänger des Syntagma?"

Ein leises Lächeln umspielte anfangs die Lippen des Verbannten bei diesen komischen Ausrufungen, und sein düsteres Gesicht erhellte sich auf einen Augenblick, gleich dem vorübergehenden Glanze des hinter Wolken sich verbergenden Mondes. Aber bald verfinsterte es sich von Neuem.

„Der Verbannte," begann der Alte nach wenigen Augenblicken, indem er einige Schritte zurück wich; „der Verbannte! Wenn der Gouverneur erführe, daß ich ihm nahe gewesen!" — Einen solchen Grad hatte nämlich damals, im Jahre 1831, die Furcht vor den korfiotischen Gewalthabern, die diese durch ihre Spione in die Gemüther der Griechen zu säen wußten, erreicht, indem sie den Freund vom Freunde, den Sohn vom Vater entfernt hielt und, nach dem Systeme des Macchiavelli, trennte, um zu herrschen.

Der Verbannte erhob sich, näherte sich seinem Rosse, streichelte seine heiße Mähne und die schnaubenden Nüstern, und verfolgte sodann, nachdem er das Thier seinem Diener überlassen hatte, neben ihm zu Fuß seinen Weg. Schon war die Sonne dem Untergange nahe. Schweigend, mit düstern Blicken, wanderte er durch das einsame Gefilde, und die weithin zerstreuten Cypressen erschienen seiner Phantasie wie abendliche Wanderer, in düstrer Trauer dahinschwebend. Vergeblich bemühete sich der treue Diener, mit tröstlichen Bildern das Herz des Einsamen zu erfreuen. „Vielleicht," sprach er, „finden wir in Athen einen Brief aus Nauplion.... Und sind wir nur erst in Athen, dann belästigt uns keine Polizei des Kapodistrias. Dort herrschen noch die Türken; und besser lebt es sich unter den Türken, als in dem Griechenlande des Kapodistrias..: Vielleicht kommt auch Aspasia..." — Bei dem Namen Aspasia's erwachte der Verbannte aus seiner Lethargie, und schlug die Augen auf; aber bald fiel er in seine frühere Schwermuth zurück.

Plötzlich erhob sich hinter ihm ein Geräusch; der Verbannte wandte sich und erblickte einen Armatolen zu Pferde, der auf ihn zukam, plötzlich anhielt, mit der Rechten nach seinen Waffen griff und die furchtlosen Blicke auf ihn heftete. Die funkelnden Augen des Reiters rollten in beständigen Kreisen wild umher; sein Blick war finster; unter einer gebogenen Nase bedeckte ein großer Schnurrbart die runden Kinnbacken; und er blickte um sich, gleich einem Raubvogel, bereit, das schwache und unbeschützte Vöglein zu verschlingen. Die letzten Strahlen der Sonne, die sich in seinen glänzenden Waffen spiegelten, ließen den Verbannten einen reichbewaffneten Albanesen in ihm erkennen. Die Pforten Griechenlands öffneten sich zu jener Zeit nicht selten solchen Kriegern.

„Was gibt es Neues, Christ?" — also begann mit stolzer Stimme der Albanese. — „Was bringst Du Neues?" — „Von wannen kommst Du?" — „Woher kommst Du?" — „Beim Propheten! von Situni." — „Und ich von Nauplion." — „Ich gehe zu Euren Häuptlingen."

— „Was willst Du von ihnen?“ „Was der Wolf will, wenn er den nahenden Sturm kommen sieht, und die Hunde der Heerde dahin und dorthin sich zerstreuen.“ — „Bist Du ein Anhänger des Kapodistrias oder des Syntagma?“ — „Ich halte mich zu Dem, der mir Futter für mein Pferd und Gold für seinen Herrn gibt. — Die Maina ist im Aufstande; Rumelien ist unruhig, hast Du Nachrichten aus Napli?“ — „Es sind schon zwei Monate, daß ich von dort wegreiste; der Sturm verwarf mich nach den Küsten von Situnion.“ — „Und wohin willst Du?“ — „Wohin der Sturmwind mich führen wird.“ — „Ich will noch heute nach Medinitsa.“ — „Auch ich.“ — „So laß uns zusammen des Weges dahin reiten.“ —

Der Verbannte wollte eben sein Pferd besteigen, als ein Bote des Gouverneurs von Lokris mit Briefen anlangte. „Was Neues?“ fragte der Albanese. — „Alles geht drunter und drüber. Hydra ist aufgestanden, Miaulis und Kriesis haben in Poros der Flotte und des Hafens sich bemächtigt.“ — „Und Kapodistrias?“ — „Sammelt Truppen. Ueberall ist Aufstand, überall brennt es.“

Die Wangen des Verbannten erglühten bei dieser Rede; seine Pulse schlugen gewaltig; sein Mund brachte in krampfhafter Bewegung nur die Worte hervor: „Miaulis! Kriesis! Aufstand!“ Er wollte auf sein Pferd; aber die zitternden Hände vermochten nicht, die Zügel festzuhalten. Während noch der Albanese den Boten ausforschte, setzte sich der Verbannte auf einen großen Stein nieder, und überließ sich den heftig aufgeregten Wogen seines Nachdenkens.

Welch ein Chaos von Gedanken und Leidenschaften regte sich in ihm! Sollte er Theil nehmen an dem Kriege gegen Kapodistrias? Das Vaterland forderte ihn dazu auf. Aber — das glühende Gefühl seines Herzens? Und die Unschuldige, die Alles ihm aufgeopfert? Wie wäre sie im Stande, ihre Eltern zu beruhigen, wenn er sich wider Kapodistrias erklären würde? Und that er das, und kämpfte auch er den Kampf des Volkes wider diesen: mußte er sich nicht von seiner Liebe lossagen und sie aus seinem Herzen reissen? „Vaterland! Rache!“ rief er endlich, nach langem Streite mit sich selbst, sprang auf sein Roß und jagte davon, als wollte er den schwarzen Gedanken entfliehen, die ihn jagten.

Der Ort Medinitsa, im Alterthume Orus, in der Mitte zwischen einem Kastell und einem steilen Felsen, lag vor ihm. Westlich davon ergoß sich ein wildrauschender Bergstrom. Die Frauen, die von den Feldern heimkehrten, trugen ihre Kinder, hängend an ihren sonnver-

brannten Hälsen. In der Ferne zeigte sich der malliakische und oruntische Meerbusen, und hinter denselben öffnete sich in weiter Ausdehnung Himmel und Meer, aus dessen dunklem Schooße, gleich goldenen Wolken, die Spitzen von Skopelos, Skiathos und Skyros hervorragten.

Am Thore von Medinitsa fragte der Verbannte den Albanesen nach seinem Namen. „Mein Name? Ich heiße Seïdalis. Meinen Namen kennen die tausend Stämme Ismaels; in den Wäldern kennen ihn die Wölfe und die Adler in den Bergen." — „Du scheinst Dein Leben dem Kriegshandwerke gewidmet zu haben." — „Mit den Klephten des Olympos aß ich zuerst das Gerstenbrod unter Eichen. Ich verließ die Berge, als die Flüsse von ihnen herabstürzten, und ging nach Carissa. Da aß ich fünf Jahre lang das Brod und Salz des Ali-Pascha. Später traten wir Albanesen in den Sold des Sultans Mahmud, und fingen den Ali-Pascha in seinem Käfig. Nachher zogen wir mit den Kiutachi, und unsere Kugeln fielen wie Hagel, als wir gegen euren Rumeli-Walissi, Karaïskas, kämpften. Dann ward ich Taktikos in Konstantinopel und nahm das Bajonett in die Hand, wie der Bär den Stock in die Tatzen nimmt, wenn sie ihn zur Stadt führen, damit er auf den Straßen tanze. Gegenwärtig suche ich Dienste. Werdet Ihr die Waffen ergreifen, so bin ich auch mit Euch. Laßt Ihr Euch von Kapodistrias die Köpfe abschneiden, so halte ich es mit ihm." — „Du gefällst mir, Seïdalis. Nimm zum Andenken diesen Damascenerdolch; ich liebe die tapfern Männer; nimm ihn!" — „Ich nehme Dein Geschenk an, Christ," erwiderte der Albanese, während seine Augen vor Freude erglänzten; „ich nehme es an; aber höre mich. Die Berge stehen fest und erheben sich niemals von ihrer Stelle; aber die Menschen trennen sich von einander und sehen sich doch wieder. Der Saamen fällt auf keinen unfruchtbaren Boden. Wenn die Kugeln Dir um die Ohren sausen, Christ: dann soll die Hand des Seïdalis Dich schützen." Indem er ihm hierauf die Umgebungen näher bezeichnete, setzte er hinzu: „Von hier bis nach Salona sind zehn Stunden, bis nach Talanti acht, bis nach Livadia dreizehn, bis Theben ein und zwanzig, und bis nach Athen fünf und dreißig. Nun, Christ, nimm, welchen Weg Du willst; wir bleiben Freunde für immer!" Mit diesen Worten spornte der Albanese seinen schäumenden Hengst an und verschwand. Wehe der Hütte, wo er jene Nacht zubrachte!

Als der Verbannte nach Medinitsa kam, fand er den Ort von kaum zehn armen Familien bewohnt. Das einzige Wirthshaus, wo er einkehrte, hatte nur ein geräumiges Behältniß, das theils Küche, theils

für die Fremden bestimmt war. Das Dach ließ den Regen frei hineindringen, wie es auch dem Rauche des auf dem Heerde stets brennenden Feuers den Ausgang gewährte. Das einzige Hausgeräthe war eine alte Decke, die bereit war, einen jeden Wanderer aufzunehmen, gleich der Todtenbahre, die Einen Verstorbenen nach dem Andern aufnimmt.

Die Wirthin war eifrig beschäftigt, ihn zu empfangen. Es war Sonntag Abend, und die Frau des Hauses trug nicht ihre gewöhnlichen Kleider. Ihre sämmtlichen Finger waren mit silbernen und kupfernen Ringen geziert; eine Reihe türkischer Münzen bedeckte nur halb ihren eingeschrumpften Hals, und ein Paar rothe Sandalen lenkten die Augen auf die seit Jahren ungewaschenen Füße; die Kleidung aber zeichnete sich wenigstens durch Eleganz und Reinlichkeit gerade nicht sehr aus. Der Verbannte trat ein; bald kam auch der Wirth, und später ein unwissender Geistlicher der Parochie, nebst einem bejahrten Einwohner von Medinitsa. Die Unterhaltung begann mit dem Wetter, wandte sich dann auf Neuigkeiten, und ging endlich auf Politik über. In Griechenland ist das Politisiren, vom Vornehmsten bis zum Lastträger herab, eine allgemeine angeborene Krankheit, und es ist gar nicht selten, daß die Hirten des Parnassos und Taygetos die Vorübergehenden anhalten und sie fragen: ob die Könige Europa's in Frieden oder im Kriege mit einander leben. Vergeblich blieb der Verbannte stumm und antwortete kaum mit einem seltenen Nein! und einem noch selteneren Ja!

„Gelobt sey Gott! die Tage des Leidens sind vorüber," sprach der Geistliche, der, in einem Winkel sitzend, mit seinem Rosenkranze spielte und bei jedem Kügelchen, das er durch seine Finger fallen ließ, sein: Gelobt sey Gott! ausrief. „Jetzt versammeln sich nun wieder die Christen in den Kirchen, und jeden Sonnabend schicken sie ihre Gaben an Kerzen und Weihrauch, gelobt sey Gott!" — „Heutzutage können wir wieder säen und ernten," meinte der Wirth. „Die Soldaten kommen nun nicht mehr, die Fässer zu zerschlagen und meinen Wein zu trinken. Aber doch glaube ich, trotz meines geringen Verstandes, daß wir uns dieser Ruhe nicht lange erfreuen werden. Wenn Leopold ...." — „Um des Himmels willen," unterbrach ihn mit gellender Stimme seine Hausgenossin, „laß das Politisiren! Du weißt Nichts, als Unheil zu verkünden. Mache lieber Dein Kreuz und danke dem Himmel, daß Du Dich Deiner freuen kannst, ohne Herzklopfen zu empfinden. Lange lebe unser Präsident! Unsere Ehre läuft jetzt keine Gefahr mehr, wie reizend wir auch seyn mögen." — „Schweigt,"

ſprach kopfſchüttelnd der Alte von Medinitſa; „der Wolf iſt wieder in die Heerde eingefallen. Habt Ihr's nicht vernommen? Vor einer Stunde traf ich Einen, der mir traurige Nachrichten mittheilte. In Napli gibt's Verbannungen und Einkerkerungen. Der Fremdling verweist nach und nach alle unſere Häuptlinge; den greifen ſpartaniſchen Adler hat er in den Käfig geſperrt. Mauromichalis iſt auf Itſchkale eingeſchloſſen. Hydra blitzt und donnert. Ich bin alt und habe viel erlebt; aber es wird von Neuem Krieg geben, und ich weiß nicht, wie es endigen ſoll." — „Gelobt ſey Gott! denn groß und herrlich ſind Deine Werke, o Herr!" rief, ſich bekreuzend, der Geiſtliche.

Der Verbannte unterbrach dieſes Geſpräch, indem er Tinte und Feder forderte, um nach Nauplion zu ſchreiben. Allein — wer ſuchte ſolche überflüſſige Gegenſtände, wie Tinte und Feder, in Medinitſa? Eine Kohle, ſtatt der Feder und Tinte, und die weiß übertünchte Wand des Wirthshauſes, ſtatt des Papiers, waren hinreichend für die Berechnungen und das Anſchreiben des Wirths. „Du begehrſt ein Tintenfaß, mein Kind?" alſo wandte ſich der Geiſtliche zum Verbannten. „Ich habe eins bei mir, gelobt ſey Gott! Mit Hilfe deſſen ſchreibe ich mir die Chriſtenſeelen auf, deren ich bei der Meſſe gedenke. Auch Du, mein Sohn, kannſt Dir, wenn Du Deine Seele erretten willſt, mit zwei bloßen Phoeniken, gelobt ſey Gott! den ewigen Schatz erkaufen. Sage mir Deinen Namen!" — „Meinen Namen? Den kennt Gott. Aber nimm, heiliger Vater, dieſe beiden Phoeniken, und leihe mir auf einen Augenblick Dein Tintenfaß!" — „Gelobt ſey Gott! Hier nimm es, mein Sohn; gelobt ſey Gott!" —

Den andern Morgen hatte der Verbannte ſeinen Brief vollendet. Die Landleute der Umgegend kamen nach und nach in das Wirthshaus, um ſich an dem Weine deſſelben zu erholen und durch ihn zu ſtärken. Der Verbannte verlangte Jemanden, der nach Nauplion ginge. „Wie viel zahlt er?" fragten vier bis fünf Bauern und Winzer mit der Sichel im Gürtel, alle jener ehrbaren Klaſſe des Volks angehörend, die Joannis Kapodiſtrias, auf Veranlaſſung ſeines vorzugsweiſe demokratiſchen Miniſters, durch Rundſchreiben als Repräſentanten zur Nationalverſammlung einberief. „Was gibt, wie viel zahlt der Fremde?" fragten Alle; denn Jeder wollte ſich mit dem Briefträgerlohne bereichern. Der Verbannte wählte den rüſtigſten und jüngſten unter ihnen aus. „Nimm dieſe Phöniken," ſprach er zu ihm, nachdem er ihm den Weg, den er zu nehmen habe, und die Wohnung, wo er den Brief abgeben ſolle, genau beſchrieben hatte; „und wenn Du dieſen Brief an ſeine Adreſſe

richtig abgibst, wirst Du noch mehr Geld erhalten." — „Aber nimm Dich wohl in Acht, daß Du nicht den Polimianos in die Hände fällst," setzte der Diener des Verbannten hinzu. „Denn dieser, der Polizeipräfect in Nauplion, riecht, wie der Jagdhund die Haasen, so die Menschen von weitem, und in seinen Regiſtern hat er zugleich alle unsere Bilder und Signalements." — „Oh! seyd unbesorgt; ich bin keiner von denen, die Andere abmalen." — Der Verbannte betrachtete den gewählten Boten nicht ohne einige Unruhe und wollte den Brief wieder zurückfordern; doch gab er bald eine jede Besorgniß auf, und der Bote entfernte sich mit folgendem Briefe des Verbannten:

„Ich schreibe Dir, geliebte Aspasia, aus einem finsteren und traurigen Wirthshause in Medinitsa; ich schreibe Dir.... Dir! und dennoch zittert mir die Feder in der Hand....! Verwiesen aus Nauplion, gestattete mir die grausame Herrschaft der Korcyräer nicht einmal so viel Zeit, um von Dir Abschied zu nehmen. Nach einer zweimonatlichen, mühevollen und oft stürmischen Seereise bin ich endlich nach dem malliachischen Meerbusen verworfen worden; und nachdem ich beinahe ganz Griechenland gegen die Tyrannei bewaffnet gefunden habe, schreibe ich Dir heute, im Begriffe, selbst die Laufbahn unsers zweiten Nationalkampfes zu betreten.

Unglückliches Nauplion! Oeffnen sich noch immer des Nachts deine Thore, um unaufhörlich die Opfer der Verbannung zuzusenden? Umgeben noch immer Spione deine täglich einsamer werdenden Häuser? Triumphirt also mein niederträchtiger Nebenbuhler? Haben endlich seine teuflischen Intriguen meine Entfernung bewirkt? Voll Lüge und Bosheit verdient er allerdings, des Wohlwollens der kapodistrianischen Tyrannei sich zu erfreuen; aber wahrlich! meine Seele beneidet ihn nicht um diesen Vorzug.

Herrschend oder beherrscht, verfolgend oder verfolgt, — das waren die Gegensätze, unter denen ich zu wählen hatte. Unbedenklich gab ich mich der ehrenvollen Verfolgung Preis, und warf das ehrlose Glück von mir. Sollte mich Deine Seele, meine Aspasia, deßhalb verdammen? sie, die eine Freundin schöner Thaten ist? Doch, was sage ich? Eine ächte Griechin, besitzest Du auch ein griechisches Herz; — ein Herz, das durch eine freie Erziehung noch edler, als es schon von Natur war, geworden.

Es ist unmöglich, Dir die Begeisterung zu schildern, die mich beseelt; unmöglich Dir das Verlangen nach Rache zu beschreiben, das meine Adern durchströmt! Es ist mir, als vernähme ich in meinem

Innern eine Stimme, die mir zuruft: „Auf! ergreife die Waffen gegen den Schänder Deines Volkes!“ — Und ich ergreife sie, Geliebte; — ich ergreife sie mit Freuden!

Mit welcher Wollust kehre ich an den Busen der Freiheit zurück, zu diesem Leben voll Thätigkeit! Mit welcher Freude durchwandre ich die wilden und unabhängigen, mit meinem Charakter so übereinstimmenden Berge Griechenlands! Am Busen der Natur, in den einsamen Wäldern schöpft der Mensch neues Leben. Aber ach!... gibt es denn ein Glück für mich, fern von Dir? O! meine Aspasia! In meinem Herzen öffneten sich einst verborgene Abgründe, aber Deine Nähe schloß sie; und jetzt, fern von Dir, öffnen sie sich von Neuem, und bedrohen mein Leben. —

Erinnerst Du Dich noch, Geliebte meines Herzens, unsers ersten Zusammentreffens auf Kythere? Erinnerst Du Dich unsers letzten Ganges in den reizenden Umgebungen von Argos beim Scheine des Vollmonds? Arm in Arm, ganze Stunden umherwandelnd, vergaßen wir in unserm Entzücken die Welt und all ihr Elend. Die Ruhe der Frühlingsnacht, der klare, sternenvolle Himmel, der Gesang der süßen Nachtigall, das linde Gesäusel der Wogen und des Windes, Alles, Alles bezauberte uns .... O! meine Aspasia! Am Vorabende meines höchsten Glückes, in dem Augenblicke, da die Fackeln des Hymenäos sich entzünden sollten, war es uns denn bestimmt, in einen neuen Abgrund des Elends zu fallen? Und, nahe dem Hafen, sollten wir von Neuem auf das stürmische Meer zurückgeschleudert werden? Sind wir nicht für einander geboren, und sollen doch fern von einander leben? Wäre denn also unsre treue Freundschaft, die vollkommene Harmonie unsrer Gefühle vergeblich? Mußte der Augenblick, da unsre Herzen zuerst der Liebe zu einander sich eröffneten, der Quell alles des Elends werden, das sechs ganze Jahre uns verfolgt?

Wird — o! gräßlicher Gedanke! — wird Dein Vater es mir je verzeihen, daß ich gegen Kapodistrias die Waffen ergriffen habe? Dein Vater, der so eifrig und bis zur Raserei dem Winke der korcyräischen Herrschaft ergeben ist? Und doch! sind denn unsre Seelen die Sclaven fremder Vorurtheile?

O! meine unglückliche Freundin! Wie ich nach der Vergangenheit zurückschaue, und in die ungewisse Zukunft mich vertiefe, wird mein Herz traurig ... traurig, weil nur ich allein die Ursache deines Unglücks bin, und weil trübe Ahnungen, gleich nächtlichen Gespenstern, jeden meiner Schritte verfolgen und mich quälen. —

N. S. Ich gehe zum General Vaſos nach Salamis, und erwarte dort voll Ungeduld Deine Antwort.“

II.

Da die Schickſale unſers Helden mit den politiſchen Verwickelungen der Zeit genau zuſammenhängen, wir aber die Abſicht haben, von den Leiden des Erſteren ausführlich zu berichten und bis auf die Quelle derſelben zurückzugehen, ſo mag es uns auch verziehen werden, wenn wir öfters gezwungen ſeyn ſollten, auf ſchmerzliche und für jedes griechiſche Herz ſo traurige Erinnerungen aus der Kapodiſtrianiſchen Zeit zurückgekommen.

Nachdem der Bote des Verbannten vier Tage hindurch das griechiſche Feſtland bis an den Iſthmos durchwandert, und durch Korinth, Sikyon, Kleonä und das berühmte Mycenä gekommen war, erreichte er endlich Argos, die Stadt der Danaer, wo einſt der König von Epiros, Pyrrhos, von einem Dachziegel getödtet wurde, den ein altes Weib von ihrem Hauſe auf ihn herabgeſchleudert hatte. Er durchſchnitt nachher den Inachos, ohne deſſen Namen zu kennen, und mit gleichgültigen Blicken ſah er von Weitem die lernäiſchen Sümpfe. Wie mancher Grieche wandert mit gleicher Fühlloſigkeit an den Denkmälern des Ruhms unſerer Vorfahren vorüber!

Auf der nach Nauplion führenden Fahrſtraße, einem der ſo hochgerühmten Wunderwerke des Joannis Kapodiſtrias, begann der Bauer vor Verwunderung faſt zu vergehen, indem er zu ſich ſelbſt ſprach: „Wie vieler Ausgaben bedurfte es zu dieſem Wege!“ Dann kam er nach dem baumreichen Tyrinth, und von da an das Geſtade, wo einſt Danaos, der die erſten Keime der Kultur nach Griechenland brachte, an's Land ſtieg, und wo, im Jahre 1833, der neue Danaos, der König von Griechenland, daſſelbe betreten ſollte.

Als er nun die hochgelegene Feſtung Palamidis mit ihren, die Ebene bedrohenden Kanonen erblickte, und den ſchönen, von den koloſſalen Schiffen der drei Mächte belebten Hafen der Hauptſtadt ſah, ergriff ihn das Gefühl der Ehrfurcht, welche in neuerer Zeit ſtets, und auch in den Zeiten der Anarchie, eben ſo die Soldaten, als die Landleute Griechenlands beim Anblicke Nauplions empfanden, und welcher faſt allein die verſchiedenen Regierungen Griechenlands ihre Erhaltung verdankten.

Am Thore von Nauplion traf er eine Menge bewaffneter Männer an, welche die Vorübergehenden untersuchten, und er hörte, wie Herr Potamianos, mit einem Stocke in der Rechten, dem gewöhnlichen polizeilichen Abzeichen, seinen treuen Untergebenen zurief: „Untersucht besonders die Gürtel und die Unterbeinkleider, ob vielleicht Briefe darin verborgen sind!“ — An allen Gliedern zitternd, schritt der Bauer über die kleine Thorbrücke; nur langsam und ängstlich um sich blickend, gleich einem, an Klippen vorbeisegelnden Schiffe, das ihnen zu nahe zu kommen und zerschmettert zu werden fürchtet, wagte er sich vorwärts. Plötzlich wandte sich die Donnerstimme des Polizeidirektors zu ihm: „He, Bauer, bringst du etwa den „„Apollon?““ oder hast du Briefe bei dir?“ — „Ich bin nur ein schlichter Bauer und weiß nichts von Apollon und von Briefen, die ich nicht zu lesen verstehe!“ — „Nun, woher kommst du?“ — „Von Medinitsa, mit Erlaubniß.“ — „Was macht Metaxas?“ — „Das weiß ich Euch nicht zu sagen, mit Vergunst.“ — So geh, dummes Thier; vergiß aber nicht, dich sogleich bei der Polizei in Nauplion zu melden.“

Nachdem der Bauer in Nauplion eingetreten war, kam er in die sogenannte Straße des Augustinos. Aus dem Hause des verschwenderischen Oberbefehlshabers von Griechenland kamen gerade die vielen, ihm zugehörigen Pferde, und eine Menge Soldaten erfüllten die Höfe seines Palastes. Voll Erstaunen glotzte der Bauer die prächtige Umgebung des „Helden“ an, als auf einmal ein starkes, fernes Getöse ertönte, und Viele umher riefen: „Hört ihr den Donner? Die Fregatte Griechenlands ist in Feuer aufgegangen!“ — Die Verbrennung derselben ist an und für sich ein so wichtiges Ereigniß, und war für Griechenland von so wichtigen Folgen, daß es nicht überflüssig ist, Folgendes hierüber zu sagen.

Auf der Insel Hydra war schon seit dem Monat März 1831 die Zeitschrift „Apollon“ erschienen, und hatte vor dem Volke freiere Ansichten ausgesprochen, besonders aber die eigenmächtige Kapodistrianische Herrschaft öffentlich gebrandmarkt. Die Inselbewohner des zürnenden ägäischen Meeres forderten von Kapodistrias die Zusammenberufung einer Nationalversammlung. Dieser aber, statt aller Antwort, schickte sich an, Jene mit Hilfe einer bewaffneten Macht zur Vernunft zurückzuführen; und es verbreitete sich das Gerücht, daß zu diesem Zwecke die Nationalflotte ausgerüstet werden sollte. Die Insel Hydra beeilte sich, den Plänen des Kapodistrias zuvorzukommen, und Miaulis, in Verbindung mit Kriesis, bemächtigte sich in Poros der Flotte und des

Arſenals. Als dieſe Nachricht nach Nauplion kam, gerieth der Präſident außer ſich vor Wuth. Alsbald erſchienen, am 25. Juli, griechiſche Truppen, nebſt Schiffen einer fremden Macht, vor Poros. Den Tag darauf benachrichtigte der ruſſiſche Admiral Ricord den griechiſchen Oberadmiral, daß er zwei ſeiner Schiffe in den Hafen ſchicken würde, um ihn einzuſchließen; und noch denſelben Abend verwirklichte er ſeine Drohung. Miaulis, ſein patriotiſches Ziel unverwandt vor Augen habend, ſuchte ihn von weiteren Bewegungen abzuhalten. Da aber alle friedliche Vermittlung vergeblich war, ſo bewaffnete er das kleine, vor der Inſel des heiligen Konſtantinos gelegene Fort am Eingange des Hafens. In der Abſicht, der angedrohten Einſchließung ſich zu widerſetzen, benachrichtigte er den 27. Juli die Kapitäne der beiden ruſſiſchen Schiffe, daß, wenn ſie ſich nicht ſogleich zurückzögen, ſie von dem Fort aus beſchoſſen werden würden. Das Fort beſtätigte dieß, auf ſeinen Befehl, durch einen Kanonenſchuß. Die ruſſiſchen Schiffe antworteten auf gleiche Weiſe, und ſo begann die Schlacht von beiden Seiten. Die hereinbrechende Nacht machte ihr zwar ein Ende; aber ſie fing den 28. Juli von Neuem an. Miaulis ſchlug, um ferneres Blutvergießen zu verhindern, einen Waffenſtillſtand vor, bis die erwarteten engliſchen und franzöſiſchen Flotten von Nauplion angelangt ſeyn würden; zugleich aber ſetzte er den Admiral Ricord in Kenntniß, daß, wenn er irgend eine feindſelige Bewegung gegen die griechiſchen Schiffe machte, er zwar nicht gegen die befreundete ruſſiſche Macht Feindſeligkeiten beginnen, wohl aber die griechiſche Fregatte den Flammen übergeben und ſo dem Kapodiſtrias die Mittel der Unterjochung des griechiſchen Volks, welche derſelbe beabſichtige, entziehen werde. Während dieß der feſte Entſchluß des Miaulis war, verhinderte der Präſident von der einen Seite die Abfahrt der engliſch-franzöſiſchen Flotte von Nauplion; auf der andern aber ſandte er einen Boten zum Admiral Ricord und ließ ihn auffordern, ſich ſobald als möglich der Schiffe der Hydrioten zu bemächtigen. Da warfen Miaulis und Krieſis in die Fregatte (Ἑλλάς) und das Dampfſchiff (Καρτερία) Feuer ein; und wie einſt dem aſiatiſchen Xerxes aus den Flammen Athens der feſte Entſchluß der Griechen entgegenleuchtete, ſich unter ſein Joch nicht zu unterwerfen, ſo vermochte auch Kapodiſtrias in den Flammen von Poros den, einer jeden Knechtſchaft abgeneigten Charakter des griechiſchen Volkes zu erkennen. Der ganze Vorfall enthüllte den Bewohnern von Nauplion auf das Vollkommenſte die feindſelige Geſinnung des Präſidenten gegen die Freiheit Griechenlands, und die Trauer darüber malte ſich an jenem Tage

deutlich auf allen Geſichtern. Auch in ſeiner nächſten Umgebung waren nicht Wenige, die das Schlimmſte für ihn zu fürchten begannen, da ſie die neroniſche Seele des Korcyräers immer deutlicher erkannten. —

Unſer Bauer durchzog nunmehr die Gaſſen von Nauplion, mitten unter einem beſorgten und trauernden Volke; er ſelbſt zitterte, ohne die Urſache davon zu wiſſen. Vergeblich forſchte er nach der Wohnung der Aspaſia, indem er, den Brief des Verbannten in der Hand haltend, einen jeden Vorübergehenden die Aufſchrift deſſelben leſen ließ, ohne jedoch die geringſte Antwort zu erhalten. Endlich traf er in der Straße des Ypſilantis mit Einem zuſammen, der, ſo wie er den Namen Aspaſia ausſprechen hörte, alsbald ſtehen blieb. Es war dieß eine Art verliebter Geck, mit einer, an den Enden geſtickten Fuſtanella, ſteifem Halskragen, und einer rothen aſiatiſchen Mütze, die ſich ſtolz auf ſeinen mit Oel geſalbten Haaren wiegte, bekleidet; ſeine glänzenden Schuhe knarrten, wenn er ging, und ſein ſtrahlender Schnurrbart umgab in Geſtalt eines Circumfleres ſeine purpurnen Lippen: wohlgefällig ſich beſchauend und an ſeinen Reizen ſich labend, ſchien dieſer Narciß nur auf den Zehen einherzuwandeln. „Wen ſuchſt du?“ fragte er mit ſanfter, weiblich-liſpelnder Stimme den Bauer. — „Ich habe hier, mein Herr, einen Brief an eine gewiſſe.... ſie nennen ſie.... nun! hier iſt er ſelbſt.“ — Der naupliotiſche Stutzer lieſt die Aufſchrift, jubelt, und ruft in tragiſchem Tone: „An Aspaſia! beim Zeus! Es iſt ein Brief von Ihm! Gib ihn mir, gib ihn mir,“ ſetzte er ſogleich hinzu; „ich trage ihn zu ihr, ich kenne ſie genau, ich bin ſogar mit ihr verwandt.“ — Der Bauer, ehe er Jenem den Brief überließ, begann, in der Abſicht, ſeinen Dienſt recht hoch anzuſchlagen und eine angemeſſene Belohnung zu erlangen, eine ausführliche Schilderung der ausgeſtandenen Mühſeligkeiten, bevor er von Medinitſa bis nach Nauplion gekommen. Während er jedoch damit eifrig beſchäftigt war, merkte der verſchmitzte Naupliot, wo er hinaus wollte, und daß es nur auf eine gute Bezahlung abgeſehen war; indem er daher gegen ihn in die Worte ausbrach: „Heil dir, mein wackerer Sohn! Dein Verdienſt iſt ſehr groß!“ nahm er dem Bauer den Brief aus der Hand und verſchwand im Augenblicke, jenen, gleich dem Raben in der Fabel, dem der Fuchs den Käſe genommen, mit offenem Munde zurücklaſſend.

Gönnerſchaften.

(La Camaraderie.)

Neueſtes Luſtſpiel von Scribe.

Es iſt bekannt, welchen Erfolg dieſes Stück auf dem théatre français in dieſem Augenblick hat. Wir beeilen uns, ein Fragment daraus unſern Leſern mitzutheilen.

Edmond de Barennes iſt ein junger ausgezeichneter Advokat, der jedoch kein Glück macht, deſſen Reden von den Journalen entſtellt und ohne die üblichen Einſchaltungen (Senſation — Beifalls-Gemurmel — Tiefe Erſchütterung unter den Zuhörern u. ſ. w.) wiedergegeben werden, blos weil er bisher noch keiner „Camaraderie" ſich angeſchloſſen hat. Sein Studiengenoſſe Oscar Rigaut dagegen, ein Geck, der ſehr oft die Herren „Cameraden" bei einem Dejeuner von Auſtern und Champagner bewirthet, macht entſchiedenes Aufſehen in der journaliſtiſchen und politiſchen Welt. Eine Couſine Oscars, Ceſarine, die zweite Gemahlin des Grafen von Miremont, Pairs von Frankreich, iſt die eigentliche geheime Triebfeder der „Camaraderie." Sie begünſtigt ihren Vetter ebenſo, wie ſie den jungen Edmond verfolgt, der einſt, als ſie noch Gouvernante einer Penſions-Anſtalt war, ihre Liebe verſchmäht hatte. In dieſer Penſions-Anſtalt iſt auch Agathe, die Tochter des Grafen aus erſter Ehe, erzogen, und um ſie bewirbt ſich der junge Edmond. Der Graf will ſeine Tochter nur einem Manne von Einfluß, einem Deputirten, geben. Ceſarine aber weiß ſchon zu verhindern, daß Edmond gewählt werde. Die Wahl eines Deputirten für St. Denis ſoll eben ſtattfinden. Sämmtliche Mitglieder der „Camaraderie" bewerben ſich darum und kommen überein, erſt durch Abſtimmung unter ſich zu entſcheiden, wer die Stelle haben ſoll. Wunderbar genug, erhält jeder Candidat nur eine Stimme, und zwar die, die er ſich ſelbſt gegeben hat. Auf Ceſarine's Veranſtaltung entſcheidet ſich die Geſellſchaft jedoch für Oscar Rigaut. Ceſarine iſt eben auch beſchäftigt, ihren Gemahl, den Grafen von Miremont, zu bewegen, daß er ſeinen Einfluß auf die Durchſetzung dieſer

Wahl verwende, als eine ſchlaue Freundin Edmonds ihr hinterbringt, daß dieſer ſeit ihrer Verheirathung mit dem Grafen ganz unglücklich ſey, weil er ſie liebe. Natürlich ändert dieß die Sache. Der Graf, der ſich in die Wahlverſammlung begeben will, um für Oscar zu ſprechen, wird nunmehr durch einen Kunſtgriff ſeiner Gemahlin zurückgehalten, die ihn eiferſüchtig macht, indem ſie thut, als wäre ihr Herz für den anweſenden Oscar eingenommen. Der Letztere muß ſich nun allein in die Verſammlung begeben, und zwar beredet ſeine Couſine den Gecken, recht viel zu ſprechen, was ihn natürlich noch lächerlicher macht in den Augen der Wähler, die unter dem veränderten Einfluſſe Ceſarine's den jungen Edmond zu ihrem Deputirten wählen. Nun kann man ſich Ceſarine's Enttäuſchung denken, als dieſer um Agathens Hand anhält und ſie heimführt. Aber auch Edmond wird nicht weniger enttäuſcht; denn er glaubt, allein durch ſeine Rechtlichkeit ſeine Deputirten-Stelle erhalten zu haben, aber es zeigt ſich jetzt, daß es gerade die von ihm verachtete „Camaraderie" geweſen, die ihm zu ſeinem Glücke verholfen hat.

Wir laſſen nunmehr den ganzen dritten Act in treuer Ueberſetzung als Probe folgen. Er hat bei der Aufführung den größten Beifall erhalten.

Dritter Akt.

(Die Scene iſt in dem Hotel des Grafen von Miremont. Das Theater ſtellt einen reichen Salon vor. Im Hintergrund und an den Seiten Thüren.)

Erſte Scene.

Agathe (allein, von rechts eintretend).

Solche Dinge hören, und ſich dabei mäßigen zu müſſen, nicht einmal ſprechen zu dürfen.... Das iſt zu ſtark.... Es iſt nicht zum Aushalten! ich gehe. Ceſarine iſt drinn in dem Cabinet meines Vaters; ſeit einer Stunde ſchon thut ſie nichts als ihren Couſin Oscar loben... Es iſt klar, ſie will ihn zum Abgeordneten erwählen laſſen... Klar wie der Tag. Nun hat ſie es ſo zu lenken gewußt, daß mein Vater ſelbſt auf den Gedanken kommen mußte... Jetzt will er ihn mit ſeinem ganzen Anſehen unterſtützen und ſpricht davon, er ſey ſein Verwandter, ſein Vetter, und daß er es ſich ſelbſt ſchuldig ſey, ihn den Wählern vorzuſchlagen... Er will mit dem Miniſter von ihm ſprechen... Und die Kriechereien, die Viſiten, die Journale, die Machinationen der Freunde, Alles wird in Bewegung geſetzt, um einen Narren zur Bedeutung zu heben — einen Einfaltspinſel — man wird ihn erwählen, das iſt gewiß. Wie ſollte der arme Edmund hier durchdringen, für den nichts ſpricht als ſein Verdienſt. (Sie ſieht ſich um.) Sein Verdienſt und vielleicht — ich — zwei Beſchützer, die das Stillſchweigen beob-

achten. So eben war er hier, um über meinen Proceß zu sprechen, mir das Urtheil zu erklären — was weiß ich?... Es war gewiß etwas Anderes, was er wollte! Er sah so unglücklich, so verzweifelnd aus, daß ich ihm fast zugerufen hätte: „Mein Gott, Edmund, was ist Ihnen?“... aber es waren, wie immer, Leute hier, und er mußte gehen, indem er mir einen Blick zuwarf, der wie ein letztes Lebewohl aussah!... Ach, ich weiß es wohl, daß ich ihn nie mehr wiedersehen werde, dabei muß ich schweigen. Hier in dem Herzen den Kummer — ein Geheimniß verbergen, das ich Niemanden mitgetheilt — nicht einmal ihm. Guter Gott, wer steht mir bei! (Sie wendet sich und erblickt Frau von Morgluear, die eben eintritt.) Zoe!

Zweite Scene.

Agathe. Zoe.

Zoe.

Was hast Du?

Agathe.

Ich sandte einen Wunsch gen Himmel, den er mir erhört hat... Denn da bist Du ja.

Zoe.

Nun ja, da bin ich und will den ganzen Tag bei Dir zubringen.

Agathe.

Welch ein Glück!

Zoe.

Mein Mann hat große Geschäfte; er begibt sich zur Wahl nach St. Denis. Die Manufaktur, deren Haupt-Eigenthümer er ist, verleiht ihm einen großen Einfluß.

Agathe (lebhaft).

Will er sich vielleicht ernennen lassen.

Zoe.

Ich glaubte es anfänglich, allein ich irrte mich. Er und seine Freunde geben ihre Stimme Herrn Oscar Rigaut.

Agathe.

Auch Sie! Also Alle sind für ihn? Dieser Mensch ist eine Null.

Zoe.

Vielleicht deßhalb, Niemand fürchtet ihn.

Agathe.

Und unser armer Edmund?

Zoe.

Ich besorge fast, daß für ihn keine Chance mehr da seyn wird.

Agathe.

Was ſprichſt Du? Nun erkläre ich mir die Verzweiflung in ſeinen Zügen.

Zoe.

Das glaube ich wohl, er iſt ſo gebeugt von Ungerechtigkeit und Mißgeſchick, daß er leicht zu Allem fähig wäre. Er ſagte mir oft, daß er zum Unglück geboren ſey, daß ſich Niemand für ihn intereſſire, daß ihm das Leben zur Laſt werde... Doch das ſagen jetzt alle jungen Leute, das iſt ſo gebräuchlich, es verſteht ſich gleichſam von ſelbſt. Darum erſchreckt es mich auch nicht. In dieſem Augenblick aber, wo ich bei meinem Hauſe vorfuhr, um zu ſagen, daß ich den Tag über bei Dir ſeyn werde, erfahre ich, daß Edmund da geweſen — wahrſcheinlich als er von Dir kam — und daß er, als er mich nicht fand, dieſen Brief geſchrieben... der mich in der That empört...

Agathe.

Weßhalb?

Zoe.

Nicht ſowohl die Undankbarkeit iſt es, obgleich dieß allein ſchon genug wäre — aber er ſo ausgezeichnet — ſo geiſtreich — ſo feingebildet — ſolche Ideen zu haben. Es iſt ſo gemein, verräth ein ſo ſchlechtes Genre...

Agathe (reißt ihr den Brief weg).

So gib doch! (Lieſt:) „Alle meine Bemühungen ſind vergeblich; ich falle noch einmal durch und mein ſiegender Rival iſt Oscar. Ich habe nicht den Muth, länger zu kämpfen. Sie, die meine Freundin waren und meine einzige Vertraute bleiben werden, leben Sie wohl. Eine hoffnungsloſe Liebe war das Unglück meines Lebens. Wenn Sie heute Abend dieſen Brief leſen... ſo beklagen Sie mich nicht... denn ich habe zu leiden aufgehört...“ (Sie ſtößt einen Schrei aus.) Ach!

Zoe (nimmt ihr den Brief ab).

Was iſt Dir? ſo erſchrick doch nicht; Du kannſt Dir wohl denken, daß ich zu ihm geſchickt habe, und nun wird er hier erſcheinen, damit wir ihn Beide recht coramiren können. Denn wahrhaftig, das iſt abgeſchmackt; wenn die unglücklichen Liebhaber keine Geduld mehr haben wollen und ſich ums Leben bringen, was ſoll aus uns werden? Armer Edmund! Ich wäre wahrhaftig untröſtlich.

Agathe.

Und ich — ich ſtürbe vor Gram.

Zoe (entſetzt).

Was ſagſt Du?

Agathe.

Ich habe Dir's bis jetzt verborgen, weil ich mir es ſelbſt verbergen wollte. Ich liebe ihn ſchon ſeit meiner Kindheit; ſeit jenen Tagen, wo er uns ſeine Schweſtern nannte. Damals war er uns Beiden ein Bruder, ein Freund... ach, für mich war er mehr! Wie bewunderte ich ſeinen Freimuth, ſeine ſtrenge Redlichkeit, ſeine liebende und zugleich ſo uneigennützige Seele, die Achtung, die ihm ein Geheimniß in ſeinem Herzen zu verſchließen gebot, das ich lange vorher ſchon errathen hatte. Könnte ich frei über meine Hand und mein Vermögen ſchalten, ſo würde ich ohne Zaudern ſagen: „Seyn Sie reich, denn ich bin es: ſeyn Sie glücklich, denn ich liebe Sie..." Aber, Zoe, was iſt Dir?

Zoe.

Nichts, fahre fort.

Agathe.

Wirklich?

Zoe (ein wenig bewegt).

So höre denn, man kann über ſo etwas nicht gebieten, und Du thateſt recht, davon zu ſprechen... man ſollte dieſes immer unter Freundinnen befolgen... Nicht als wenn ich an ihn dächte... glaube das ja nicht! Aber der verwünſchte Brief, der Niemand nannte, Niemand bezeichnete... da glaubte ich einen Augenblick wohl, daß ich es ſeyn könnte, für die er ſich... ach mein Gott, wie entſetzlich! Aber es iſt doch immer ſchmeichelhaft. (Heiter.) Jetzt iſt's vorbei, ich denke nicht mehr daran. Ich habe meinen Mann, der zwar nicht alle Tage liebenswürdig iſt, das iſt aber gleichviel; für ihn und für mich iſt dieſe Welt die beſte. Alſo, meine kleine Agathe, fürchte nichts, liebe mich immer und fahre nur fort.

Agathe.

Ach, wie Du großmüthig biſt.

Zoe (nimmt ſie bei der Hand).

Die Männer, ſagt man, ſind Schuld, daß ſich die Frauen nicht lieben; wir wollen das Gegentheil beweiſen und da Alles gegen Edmund iſt, wollen wir für ihn ſeyn. Zwei gute Freundinnen, ſchon von der Penſion her eng verbunden, die insgeheim und ohne Intereſſe zu Gunſten eines armen jungen Menſchen ſich verſchwören... Mein Gott, das Motiv iſt ſo lobenswerth... Unſere Sache iſt ſo gerecht!!... Der Himmel wird mit uns ſeyn und die Frauen auch!

Agathe.

Eine ſchöne Stütze.

Zoe.

Und warum nicht? Die Verſchwiſterung der Frauen iſt ſo viel werth als die Verbrüderung der Männer. Auch iſt ſie offener, wenn ſie es überhaupt iſt.

Agathe.

Ja, das wohl, doch genießt ſie nicht deſſelben Kredits. Könnten wir beide zum Beiſpiel alle Hinderniſſe beſeitigen und ihn zum Abgeordneten ernennen laſſen.

Zoe.

Vielleicht! Wenn auch nicht blos durch uns, ſo doch mindeſtens durch Andere, auf die wir Einfluß haben. Aber vor allen Dingen, Edmund darf von nichts wiſſen, er würde nur eine Intrigue darin ſehen. Entweder nähme er unſern Beiſtand nicht an, oder er verdürbe Alles.

Agathe.

Glaubſt Du?

Zoe.

Ich kenne ihn, aber es iſt hier eine Perſon von Einfluß, die Du mit ein wenig Liebenswürdigkeit ſehr leicht für unſern Freund einnehmen könnteſt.

Agathe.

Und wer wäre das?

Zoe.

Doctor Bernardet, der Hausfreund und Vertraute Deiner Stiefmutter. Er iſt voll von Aufmerkſamkeiten für Dich, fürchtet immer, daß Du Dich erkälteſt, wickelt Dich feſter in Deinen Shawl und hat immer Bonbons für Dich in der Taſche.

Agathe.

Ja, das habe ich ſchon bemerkt, ich muß Dir aber in großem Vertrauen bekennen, daß ich glaube, er macht mir den Hof.

Zoe.

Dir!

Agathe.

Das heißt meiner Mitgift.

Zoe.

Dann können wir ihn nicht brauchen, er wird ſich hüten, für einen Nebenbuhler zu handeln.

Agathe.

An wen wenden wir uns nun? Was machen wir? Welch ein Mittel wenden wir an?

Zoe (vor Freuden ſpringend).

Ich habe eins ... eins, das unſer Bündniß verſtärkt ... eine Frau mehr. Alles hängt von Deiner Stiefmutter ab, ſie führt, ſie leitet hier Alles; ſie muß gewonnen werden, und ich bin des Erfolgs gewiß, wenn Edmund ſich entſchließen könnte, mit ihr ein wenig liebenswürdig, ein wenig galant zu ſeyn.

Agathe.

O pfui!

Zoe.

Ihr ein wenig den Hof zu machen.

Agathe.

Ein ſchlechtes Mittel, ſehr ſchlecht ... Nie wird er darein willigen, denn er kann ſie nicht leiden.

Zoe.

Das weiß ich.

Agathe.

Und ſie bleibt ihm in dieſer Hinſicht nichts ſchuldig.

Zoe.

Kann ſeyn ... ich hatte darüber immer meine eigenen Ideen. Sonſt, als ſie noch unſere Aufſeherin war, ſtellte ich meine Betrachtungen an — in der Penſion hat man ſonſt ja nichts zu thun — und da glaubte ich zu bemerken, daß Fräulein Ceſarine Rigaut Herrn Edmund auf eine gewiſſe Weiſe anſah ... Damals verſtand ich mich nicht darauf ... jetzt aber, da ich einige Kenntniſſe erlangt habe und auch Gedächtniß beſitze, ſo ſcheint es mir, daß ... nun ſey nur ruhig und laß mich nur machen.

Agathe.

Was willſt Du thun?

Zoe.

Was kümmert's Dich? Da weder Du noch Edmund dabei in's Spiel kommen und ich nur allein dieſes kühne Wageſtück unternehmen will ... denn es iſt nicht leicht, mit Ceſarinen es aufzunehmen. Allein ſie fühlt ſich ſo ſicher in ihrer Kraft und Macht, ſie beſitzt ſo viel Geiſt und glaubt, daß ich ſo wenig davon beſitze, daß ſie mir nicht mißtrauen wird.

Uebrigens bleibt uns keine Wahl; durch ſie können wir nur ſiegen oder fallen, und wenn mein Plan ſcheitert ...

Agathe.

So haſt Du eine Feindin gewonnen.

Zoe.

Iſt ſchon geſchehen. Wenn es mir aber gelingt, ſo habe ich das Glück eines Freundes begründet — das Deine — und (ihr die Hand reichend) hiedurch auch das meinige!

Agathe.

Gute Zoe!

Zoe.

Still — da kommt Deine Stiefmutter! Wie ernſt und bekümmert ſie ausſieht.

Agathe.

So iſt ſie faſt immer.

Zoe.

Das ſchickt ſich wohl für Frauen, die Staatsmänner ſeyn wollen. Doch gehe fort, wir müſſen allein ſeyn.

Dritte Scene.

Zoe. Ceſarine.

Ceſarine.

(Sie tritt in Gedanken ein und ſetzt ſich rechts.)

Bernardet iſt ernannt worden ... jetzt muß er es ſchon wiſſen. Nur vier Stimmen noch, und das Geſetz muß durchgehen. Hätt' ich dieſe vier Stimmen zu vergeben, ſo wäre ich allmächtig. Man dürfte mir nichts verweigern. Wo finde ich ſie aber? Unmöglich! ſelbſt wenn ich Alles aufbiete, was wir noch von Freunden haben. Würde Oscar ernannt, ſo wäre es eine Null, doch könnte ſie zu etwas dienen ... allein es wäre immer zu ſpät.

Zoe (bei Seite).

Wahrhaftig. Ich muß anfangen, auf die Gefahr hin, den Staatsmann in ſeinen Meditationen zu ſtören.

Ceſarine (ſie erblickend).

Frau von Montlucar ...

Zoe.

Meine liebe Ceſarine.

Cesarine.

Wie ungewöhnlich! Herr von Montluçar beehrt uns zwar oft mit seinen Besuchen, allein Sie sind entweder minder liebenswürdig oder stolzer; denn man sieht Sie nie.

Zoe.

Es ist wahr, daß seit der Pension —

Cesarine (für sich).

. . . . . .

Sie kann nichts sagen, ohne die Pension zu erwähnen.

Zoe.

Die Zeiten haben sich recht verändert.

Cesarine.

Und worin?

Zoe (spöttisch).

In jener Pension, wo Sie unsere Vorgesetzte waren ...

Cesarine (stolz).

Ich sehe nicht ein, daß sich darin viel geändert hätte.

Zoe (für sich).

Die Unverschämte!

Cesarine (einen liebenswürdigen Ton annehmend).

Ich finde nur, daß ich seit meiner Erhöhung bei Ihnen in Ungnade gefallen bin; darüber beklage ich mich.

Zoe (bei Seite).

Jetzt spielt sie die Beschützerin.

Cesarine.

Ich habe nicht vergessen jene kleine Zoe, die so schelmisch und doch dabei so naiv war.

Zoe (gutmüthig).

Sie wollen einfältig sagen, und Sie haben Recht, denn jetzt, so wie damals, bedarf ich Ihres Unterrichts. Unglücklicherweise ertheilen Sie keinen mehr, sonst würde ich sicherlich davon profitiren. Ja wahrhaftig, ich bewundere immer diesen wunderbaren Takt, der Sie nie verläßt, diesen schnellen und sichern Blick, der sie leitet und führt. Ich besitze weder Inspiration noch Geistesgegenwart. Ich weiß nie am andern Morgen, was ich Abends vorher hätte thun oder sagen sollen. Aber Sie ... ja Sie sind die Frau des Tages.

Cesarine (lächelnd).

Ei, meine liebe Zoe, Sie schmeicheln mir, gewiß bedürfen Sie meiner.

Zoe (naiv).

Sie haben recht! Das iſt eben der Blick, von dem ich vorhin ſprach.

Ceſarine.

So ſagen Sie mir, was Sie wollen. Sie ſind von Ihrem Gatten abgeſchickt.

Zoe.

Nein, gewiß nicht; er weiß nichts von dieſem Schritte.

Ceſarine.

Alſo für Sie ſelbſt.

Zoe.

Noch weniger.

Ceſarine.

Für wen denn alſo?

Zoe.

Das iſt eben die Schwierigkeit, und ich weiß wahrlich nicht, ob ich es wagen darf ... ich habe vielleicht Unrecht, daß ich ſo weit gegangen bin ... doch wie ich Ihnen eben ſagte, ich weiß nie im Moment, welchen Weg ich einſchlagen ſoll; und nun glaube ich ein ſchlechtes Mittel ergriffen zu haben. Genau betrachtet, will ich Ihnen lieber nichts davon ſagen.

Ceſarine.

Wie thöricht! Da wir doch nun einmal ſo weit ſind ...

Zoe.

Wenn Sie aber darüber böſe werden, wenn Sie den Verſuch abgeſchmackt, ungeſchickt fänden.

Ceſarine.

Unter uns — unter alten Freundinnen.

Zoe.

Eben weil es ſich hier um einen alten Freund handelt, und zwar geht dieß nicht ſein Glück oder ſein Vermögen an, ſondern ſein Leben, das in Gefahr ſchwebt.

Ceſarine.

Von wem ſprechen Sie?

Zoe.

Von Edmund von Varennes.

Ceſarine (ihre Verwirrung zu verbergen ſuchend).

Edmund ...

Zoe (sie beobachtend, bei Seite).

Ich täuschte mich nicht, sie hat ihn geliebt.

Cesarine.

Sein Leben schwebt in Gefahr?

Zoe (sie fest anschauend).

Und ich weiß es, ich, die ich ihm nur eine Schwester, eine Freundin bin, und Sie wissen es nicht, die er liebt, die er stets geliebt hat.

Cesarine (beunruhigter).

Mich?

Zoe (lebhaft bei Seite).

Sie liebt ihn noch.

Cesarine (sich nach und nach von ihrer innern Bewegung erholend).

Was sagen Sie mir da, Zoe? Er, der mich seit einem Jahre nicht nur zu vermeiden, sondern zu fliehen scheint, der seinen Haß nicht verbirgt, der selbst in meiner Gegenwart sich nicht enthalten kann, in seinen Blicken mir seine ganze Abneigung auszudrücken.

Zoe.

Ja, mein Gott, das ist Alles wahr! Muß aber ich, die weder Ihren Takt, noch Ihren Geist besitzt, Ihnen sagen, was beleidigte Eigenliebe, die Zerstörung der schönsten Hoffnungen, Kummer und Eifersucht aus einem jungen Menschen machen können? Ja, Madame, und dieß Alles seit einem Jahre, seit Ihrer Verheirathung. Und da wollen Sie noch, daß er Ihnen nicht ausweiche, Sie verlangen, daß er Sie nicht verwünsche. Er liebte Sie, aus Vernunft, vielleicht auch aus Ehrgeiz; Sie gaben Ihre Hand einem Andern, das war sehr schlimm gethan. Doch verzeihen Sie, ich darf jetzt mit Ihnen nur von ihm sprechen, der zu stolz ist, um sich zu beklagen, zu unglücklich, um sich trösten zu können, nur mich zur Vertrauten seines Kummers gemacht hat, und endlich, nachdem er jede Täuschung, jede Hoffnung verlor, den Entschluß faßte, seine Qual mit seinem Leben zu endigen. Sie kennen ja seine Handschrift. Hier lesen Sie!

Cesarine (liest den Brief, den ihr Zoe gibt).

Mein Gott! das ist nicht möglich! Wie? Er hätte mich geliebt ohne es mir zu sagen?

Zoe.

O der! Er würde es Ihnen nie gestehen, viel eher sterben. Von dieser Seite können Sie ruhig seyn.

Cesarine (ihr den Brief zurückgebend).

Gleichviel, ich ärgere mich, daß Sie mir den Brief gegeben.

Zoe (ihn nehmend).

Was sollte ich jedoch thun? Ich befand mich in großer Verlegenheit. Sollte ich einen Schritt wagen, von dem er nichts weiß und der ihm stets verborgen bleiben wird; oder sollte ich den armen Jungen sterben lassen? Denn für diesen Abend ist er entschlossen. Sie kennen ihn nicht.

Cesarine.

Ja wohl; ich kenne schon lange seinen trüben unglücklichen Charakter; aber so sehr ich auch wünsche sein Leben zu retten, so steht es doch nicht in meiner Macht. Sie, Zoe, müssen ihn zur Vernunft zurückführen, denn ich kann ihn weder sehen noch sprechen.

Zoe.

Ganz einverstanden, ich kenne ja zu wohl Ihre Grundsätze; nur lassen Sie es diesen armen Menschen nicht durch Ihren Haß entgelten; denn was ihn zu diesem Schritte trieb, was ihn zur Verzweiflung brachte, das war der Glaube, Sie seyen seine erklärte Feindin.

Cesarine.

Ich?

Zoe.

Ueberall findet er Sie wie ein Hinderniß auf seinem Wege. Wäre das Preis und Lohn für so viele Leiden? für so große Liebe? Ist das gerecht, ist das billig? Wenn er im Gegentheil den Beweis hätte, daß Sie aufhörten sich mit seinen Feinden zu verbinden, daß Sie ihn selbst einmal wie durch Zufall vertheidigt oder beschützt hätten — ach dieser Gedanke allein würde ihn dem Leben, dem Glücke, allen seinen Illusionen zurückgeben und Sie würden ihn gerettet haben, ohne Ihre Pflicht verletzen zu dürfen.

Cesarine.

Wie? Sie glaubten?

Zoe (lebhafter).

Heute zum Beispiel — Sie lasen es eben in dem Briefe — stand er auf der Wahlliste der Deputirten; seine ganze Zukunft hing davon ab; und Sie setzen ihm einen Mann entgegen, der zwar Ihr Verwandter ist, allein für den Sie weder Freundschaft noch Achtung empfinden; ein Mensch, der sich mit Ihrer Hilfe hält und durch eigenes Verdienst fallen müßte; und ein solcher Concurrent sollte über Edmund den Sieg

davon tragen, weil Sie ihn unterſtützen? Das heißt ihm den Todesſtoß geben, ohne es zu wollen.

Ceſarine.

Nein, Zoe Sie haben recht; Gerechtigkeit vor allem.

Zoe.

Selbſt vor einem Vetter.

Ceſarine.

Und ich gebe Ihnen mein Wort, wenn es noch Zeit iſt ſo will ich zuſehen; ich bin nicht ſicher, daß mein Credit ſo weit reiche, allein verſuchen will ich wenigſtens. —

Zoe.

Das iſt Alles was ich erbitte.

Ein Bedienter (meldend).

Der Herr Doctor Bernardet!

Vierte Scene.

Zoe. Bernardet. Ceſarine.

Bernardet (zu Ceſarine).

Ich habe meine Ernennung in der Taſche; ich bin Profeſſor. Ihnen dank ich es, meinem guten Engel. Dafür aber komm' ich auch ſo eben von St. Denis hier an mit Herrn von Montlucar, (zu Zoe) Ihrem Gatten, der die Güte hatte mich in ſeinem Tilbury mitzunehmen.

Zoe und Ceſarine (lebhaft).

Nun? — Und? —

Bernardet (zu Ceſarinen).

Nun? — (Er blickt fragend nach Zoe).

Ceſarine.

Sie darf alles wiſſen.

Zoe.

Ja, Herr Doctor, ich bin vom Komplott.

Bernardet (ſich die Hände reibend).

Nun alſo, meine Damen, Alles geht gut.

Ceſarine.

Und wie das?

Bernardet.

Wir verlaſſen ſo eben die vorbereitende Verſammlung des Collegiums, woſelbſt ich einer der wichtigſten zu ſeyn die Ehre habe. Oscar

hat zu den Wählern geſprochen und ſeine kleine Improviſation hat die beſte Wirkung gemacht, bis auf ein paar Stellen, wo er ſtecken blieb. Aber die Rede war im Ganzen ſehr gut; ſie iſt von unſerem Kameraden St. Eſteve und wir werden ſie noch dieſen Abend im Druck erſcheinen laſſen, mit Noten und unparteiiſchen Anmerkungen des Redakteurs, wo dieſelbe von allgemeinem Beifall ſtürmiſch unterbrochen wurde.

Ceſarine.

Er hatte alſo die ganze Verſammlung für ſich?

Bernardet.

Ganz und gar nicht. Nur ein Drittel etwa, beſtehend aus unſern Freunden, den Fabrikaufſehern des Herrn von Montlucar und einigen unentſchloſſenen Schlingeln, die blos deshalb unſerer Meinung waren, weil ſie zufällig auf unſerer Seite ſtanden. Die Uebrigen waren dagegen und ſchienen geneigt, eine Oppoſition bilden zu wollen. Da ſchritt ich zu einem großen Mittel. Ich ſtellte mich unſerm Candidaten gegenüber und meiner Treu! Ich griff ſeine Meinung an.

Ceſarine.

Er hat nie eine gehabt.

Bernardet.

Deſto beſſer! Da hat man Raum im vollen Sinne des Worts. Mein Herr, ſagte ich zu ihm, ich verberge es nicht, Sie ſind nicht mein Candidat; ich verwerfe Sie aus dieſer und dieſer Urſache. Und nun ging's los; aber Oscar blieb nichts ſchuldig; er antwortete mir ...

Ceſarine.

Mein Gott was?

Bernardet.

Die zweite Rede, die er auswendig gelernt hatte. Dießmal blieb er nicht ſtecken; er zeigte Wärme, er war groß, er widerlegte Alles, was ich vorbringen konnte; endlich fühlte ich mich gezwungen nachzugeben und jetzt riefen unſere Kameraden: „Da hört Ihr es! Selbſt ſeine Feinde müſſen ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen!“ Dieſer letzte gut ausgeführte Theater-Coup riß nun die Unſchuldigen, die Reinen, die Schäfchen mit fort! Alle, die ohne es ſelbſt zu wiſſen, die Majorität bilden, und die nun die Enragirteſten ſind, und ſo weit, ſchöne Frau, ſind wir jetzt.

Zoe (zu Ceſarine).

Sie werden Oscar wählen.

Bernardet.

Ich ſtehe dafür! Es iſt eine ausgemachte Sache, wenn Ihr Herr Gemahl jetzt im zweiten Collegium, das aus Ihren Pächtern und andern abhängigen Leuten beſteht, die Mühe übernimmt, die ich im erſten Collegium übernommen hatte. Dieſes iſt nun die Hauptſache. Aber ich ſehe, daß Sie ſchon daran gedacht haben, denn hier kommt der Herr Graf angekleidet und im Begriff auszugehen.

Fünfte Scene.

Ceſarine. Zoe. Graf von Miremont. Bernardet.

Graf.

Ja, lieber Doctor, ich warte nur auf Oscar, um mich in die vorbereitende Verſammlung zu begeben.

Zoe (leiſe zu Ceſarine).

Um des Himmels willen, laſſen Sie ihn nicht gehen.

Ceſarine (ebenſo).

Was ſoll ich thun? Ich ſelbſt habe ihn früher dazu aufgefordert.

Zoe (ebenſo).

Sagen Sie ihm Böſes von Oscar.

Ceſarine (ebenſo).

Den ganzen Morgen that ich nichts als ihn loben.

Zoe (ebenſo).

Was macht das?

Ceſarine (für ſich).

Sie hat Recht. Ich könnte wohl... Unmöglich!... Da iſt er!

Sechste Scene.

Vorige. Oscar.

Zoe (bei Seite, während Oscar auf den Grafen zugeht und ihn begrüßt).

In dem Augenblick zu kommen, wenn man Böſes von ihm ſprechen will... Wahrhaftig, es gibt für die Eſel Zufälligkeiten, die man geiſtreich nennen kann.

Oscar (zu Ceſarine).

Ich komme, meine liebe Couſine, Sie von dem ſchönen Erfolge zu benachrichtigen, den ich errungen habe.

Ceſarine.

Wir wiſſen es bereits von dem Doctor.

Oscar.

Der ſich warm meiner Sache annahm. Ebenſo Herr von Montlucar, ſo wie alle unſere Freunde. (Zu Bernardet.) Aber nichtwahr, ich habe geſprochen? Ich habe lange geſprochen.

Zoe.

Lang oder kurz, das thut nichts zur Sache.

Graf.

Doch! das hält die Andern ab. Wir haben ſo ein Paar in der Pairskammer, die ganz allein die Sitzung halten... Denen kann nie etwas widerlegt werden.

Oscar (zu Ceſarine).

Das erſte Wahl-Collegium haben wir ganz für uns; und auf das Billet, das Sie mir ſchickten, meine ſchöne Couſine, komme ich her, um den Herrn Grafen abzuholen, damit er mich den Wählern des zweiten Collegiums vorſtelle.

Graf.

Ich bin zu Ihren Dienſten, mein lieber Oscar.

Zoe.

Es iſt heute ſehr kalt und die Reiſe nach St. Denis könnte Ihnen ſchaden.

Bernardet.

Im Gegentheil... Luft und Bewegung... das empfehle ich immer.

Ceſarine.

Allerdings... Die Sonne ſcheint prächtig. (Leiſe zu Zoe.) Er bleibt hier, ich ſtehe dafür.

Graf (klingelt. Ein Bedienter tritt ein).

Man ſoll anſpannen. (Der Bediente ab).

Zoe (für ſich).

Wenn ſie ſich da herauszieht, ſo verdient ſie Miniſter zu werden.

Ceſarine (zu ihrem Manne, der ſich geſetzt hat).

Die Fahrt wird Ihnen gut thun. Der Doctor ſagt es ja. Und wenn Sie ſelbſt einen kleinen Schnupfen oder etwas Halsweh davon-

tragen, was wäre das wohl für einen Freund, für einen lieben Verwandten wie er. Wenn es seyn müßte und wenn es von mir gefordert würde, so wollte ich mich ganz andern Gefahren für Sie bloß stellen, Oscar, das wissen Sie wohl.

Oscar.

Die gute Cousine!

Cesarine.

Sie kennen ja wohl längst meine Zuneigung und Ergebenheit. Ich dachte mir immer, daß Sie durch mich nur zu Glück und Ehren gelangen müßten. Erinnern Sie sich wohl noch unserer Jugend... Als wir zusammen an den Ufern des Flusses spazieren gingen, ich mich dann auf Ihren Arm stützte und Sie meinen Oscar nannte?!

Oscar.

Ich erinnere mich dessen nicht.

Cesarine.

Das glaube ich wohl, weil es uns so oft begegnete. Und es war so natürlich bei den Plänen, die unsere Eltern mit uns vorhatten.

Oscar.

Das ist wahr.

Graf (ein wenig unruhig).

Wie das?

Cesarine.

Wie es unter Cousin und Cousine immer der Fall ist... Heirathspläne!! Die Pläne werden nicht ausgeführt, aber die Freundschaft bleibt; das Gefühl altert nicht, und wenn man sich dann später wieder findet, wie glücklich fühlt man sich, dem Freunde seiner Kindheit nützlich werden zu können, zu seiner Beförderung beizutragen. Sie wissen es ja, mein Gatte, daß dieses stets mein einziger Gedanke ist.

Bernardet (erstaunt bei Seite).

Was mag sie nur wollen?

Cesarine.

Kein Tag vergeht, wo ich nicht mit Ihnen von ihm spreche.

Graf (argwöhnisch).

So ist es in der That.

Oscar.

O wie gütig!

Cesarine.

Noch diesen Morgen, was habe ich Ihnen nicht Gutes von ihm gesagt!

Oscar (zu Zoe).

Die liebe Cesarine!

Cesarine.

Wie habe ich nicht für ihn gebeten!

Graf (dessen Eifersucht merklicher wird).

Es ist wahr; Sie sprachen mit verdoppeltem Eifer und Wärme.

Cesarine.

Und wissen Sie wohl warum? Eine Thorheit... Eine Kinderei... Ich hatte geträumt... (zärtlich.) Ja, Oscar, ich hatte von Ihnen geträumt. Mir war es, als ob alle unsere Bemühungen vergebens wären. Als ob ein Anderer den Sieg davon trüge. Ich war außer mir und grämte mich so darüber, daß ich es gar nicht zu beschreiben im Stande bin.

Bernardet (der das Gespräch abzubrechen wünscht; zum Grafen).

Ich glaube, es ist Zeit.

Graf (ärgerlich aufstehend).

Ach, lassen Sie mich zufrieden.

Cesarine.

Mein Traum wird wohl nie in Erfüllung gehen.

Graf.

Man kann nicht wissen.

Cesarine.

Nein, mein Gemahl! Vergebens wollen Sie mich erschrecken. Einen Sieg zählen wir bereits; der zweite wird mit Ihrer Hilfe nicht ausbleiben. Sie versprechen es mir. Sie werden nichts außer Acht lassen, nicht wahr? Alle diese Leute hängen von Ihnen ab, und wenn Sie sich Oscar's mit Wärme annehmen, so werden sie die Wichtigkeit einsehen, die Sie an seine Ernennung knüpfen; sie werden einsehen, daß Sie sich für ihn ebenso, wie ich, interessiren.

Der Bediente (eintretend.)

Es ist angespannt.

Cesarine (zärtlich).

Adieu, Oscar! (zum Grafen) O schnell mein Freund, eilen Sie!

Graf.

Nein, Madame, ich bleibe.

Cesarine (scheinbar sehr überrascht).

Mein Gott! Warum das?

Graf.

Warum?... Und das können Sie noch fragen?

Cesarine (naiv).

Nun ja... Gewiß!

Graf (mit unterdrücktem Zorn).

Ich sehe klarer, als Sie wohl denken. Man verräth sich oft, ohne es zu wollen, Madame.

Cesarine (mit Verstellung).

Was haben Sie? Was wollen Sie damit sagen?

Graf (mit halber Stimme).

Es gibt Dinge, die man mir umsonst verbergen will. Ein Wort, ein Blick sind mir genug, um Alles zu entdecken.

Cesarine (als ob sie unwillig würde).

Was bedeutet das? Was können Sie meinen? Ich bitte Sie, sich zu erklären!

Graf (zornig, doch leise).

Nein, Madame, ich werde nichts sagen... Aber ich will untersuchen... Ich werde fortan beobachten... Und wenn ich Recht habe... so zittern Sie! (Zum Bedienten) Es soll ausgespannt werden. Ich bleibe zu Hause.

Cesarine (Zoen die Hand drückend, leise).

Ich habe gesiegt.

Zoe (sieht sie mit einem spöttischen Blicke an).

In der That!

Graf (zu Oscar).

Ich will Sie nicht abhalten, sich nach St. Denis zu begeben, aber zählen Sie nicht mehr auf mich, mein Herr. (Zu Cesarine) Adieu, Madame (ab).

Siebente Scene.

Die Vorigen ohne den Grafen.

Bernardet.

Ich kann mich von meinem Erſtaunen nicht erholen.

Oscar.

Ich auch nicht... So unerwartet. Iſt es denn wahr, Couſine?

Ceſarine (ſtolz).

Verlieren Sie nur nicht den Kopf.

Oscar.

Hätte ich nicht Urſache?

Ceſarine (mit Größe).

Und weßhalb?

Oscar.

Eine ſolche Stütze! Eine ſolche Protection! (Zu Zoe, auf Ceſarinen deutend) Ihr Gemahl iſt ja ganz wüthend.

Ceſarine.

Es iſt nur ein Mittel, um Alles gut zu machen.

Oscar.

Schön, liebe Couſine.

Ceſarine (ſchnell).

Eilen Sie allein in die Verſammlung.

Oscar.

Schön, liebe Couſine.

Ceſarine.

Zeigen Sie ſich den Wählern.

Oscar.

Schön, liebe Couſine.

Ceſarine.

Sprechen Sie viel, ſprechen Sie mit Allen.

Oscar.

Schön, liebe Couſine.

Bernardet (will ihn aufhalten).

Nur einen Augenblick!

Ceſarine (nimmt ihn bei der Hand).

Still, Herr Doktor. (Zu Oscar) So gehen Sie doch, Sie ſollten ſchon fort ſeyn.

Oscar.

Ich eile... Verlaſſen Sie ſich auf mich. (Er läuft ab.)

Achte Scene.

Die Vorigen. Ohne Oscar.

Bernardet.

Aber wenn er ſpricht, ſo iſt er verloren.

Ceſarine.

Darauf rechne ich. (Mit einem Blick auf Zoe) Der iſt ein gemachter Mann.

Zoe.

So glaube ich auch.

Bernardet.

Aber ich verſtehe kein Wort davon. Sie, Madame, die ſo fein und geſchickt ſind, ſtets in allen Dingen Takt und Benehmen zeigen, offenbaren hier Ihrem Gemahle ſo klar die Neigung, die Ihnen Ihr Couſin einflößt! Dieß ſcheint mir ſo unklug, ſo verfehlt...

Ceſarine.

Glauben Sie? (Lacht verächtlich) Und doch ſind Sie Doctor der Arzneikunde!

Bernardet.

Ja, Madame.

Ceſarine.

Sie ſind ſo eben zum Profeſſor ernannt worden...

Bernardet.

Durch Ihre Protection...

Ceſarine.

Faſt bereue ich's nun; denn Ihr Wiſſen iſt nicht weit her!

Bernardet (pikirt).

Möglich! Allein das weiß ich doch, daß Sie den jungen Menſchen nun um Alles gebracht haben...

Ceſarine.

Und — wenn dieſes eben mein Wille geweſen wäre?

Bernardet (lebhaft).

Hm! was wäre das? Eine Sinnesänderung? Ein anderer Schlachtenplan?

Zoe.

Nun ja! —

Cesarine.

Wie Sie sagen —

Bernardet.

So sehr ich auch an so etwas gewöhnt bin bei Ihnen, so hätten sie mich dennoch vorbereiten sollen.

Cesarine.

Das soll jetzt geschehen. Hören Sie mich an, Doctor — ich besitze, wie Sie wissen, einige Macht, einiges Ansehen...

Bernardet.

Sie haben ja aus mir einen Professor gemacht...

Cesarine.

In diesem Falle vermag ich vielleicht noch mehr — hier im Hause, wo ich einigen Einflusses genieße, und in welchem Sie, Herr Doctor, Absichten haben, die ich zu errathen glaube.

Bernardet.

Was meinen Sie?

Cesarine.

Die Facultät verschmäht nicht eine große Mitgift... und deßhalb soignirt sie besonders reiche Erbinnen —

Zoe.

Also doch wahr?

Bernardet.

Wie könnten Sie glauben —

Cesarine (schnell).

Sey es nun Ihre Absicht oder nicht — ich tadle sie nicht — noch mehr: ich bin ihr nicht entgegen. Das ist schon viel! Vielleicht begünstige ich sie sogar — das wird von Ihnen abhängen — das heißt von einer Bedingung...

Bernardet.

Von welcher?

Cesarine.

Daß heute Edmund von Varennes zum Abgeordneten ernannt werde.

Zoe (freudig).

Das iſt ſchön!

Bernardet.

Wie aber ſoll ich das anſtellen?

Ceſarine.

Das iſt Ihre Sache; ich kümmere mich nicht um Kleinigkeiten; beſuchen ſie Ihre Gönner, Ihre Freunde; die müſſen handeln:

Bernardet.

Ich habe ihnen ja aber Oscar empfohlen.

Ceſarine.

Und nun werden Sie ihnen den Andern empfehlen.

Bernardet.

Aber wir verabſcheuen ihn Alle — wir können ihn nicht ausſtehen.

Ceſarine.

Was thut das? Unter Freunden, unter Gönnern will man ja nichts von wirklicher Zuneigung, von Sentiments, von Phraſen wiſſen. Nur zum Ziele will man kommen.

Bernardet.

Sie haben Recht; ich eile! (kehrt um, und ſtellt ſich zwiſchen beide Damen) aber der Miniſter, mit dem Sie ſelbſt zu Oscars Gunſten bereits geſprochen haben —

Ceſarine.

Der hat mich mit halbem Ohr angehört; er dachte an vier Stimmen, die ihm noch fehlten, und die er um jeden Preis haben muß. Ja, wenn wir dieſe Stimmen hätten, ſo wäre auch der Miniſter unſer; er würde uns beiſtehen, und die Ernennung unſeres Kandidaten wäre alsdann gewiß.

Zoe.

Ja — wie aber ſoll man dieſe vier Stimmen erlangen; man kann ſo ſchwer nur zur einer kommen!

Ceſarine.

Einer entreißt ſie dem Andern.

Bernardet.

Oft dient dieſelbe Stimme zwei bis drei Miniſterien nach einander.

Ceſarine (lebhaft).

Und doch verſpreche ich, mein müſſen ſie werden! (ſie ſetzt ſich und ſchreibt.)

Zoe (zu ihr gehend).

Welch ein Talent! Welch ein Genie! Zum Küſſen!

Bernardet (nach ihr hinblickend).

Ein ſehr wohlorganiſirter Kopf!

Ceſarine (ſchreibend).

Dieſe zwei Worte dem Miniſter! „Ich verſpreche Ihnen heute, was Sie wünſchen, und noch mehr; dafür aber bitte ich Sie, dieſen Abend einem jungen Menſchen, den Sie ſelbſt ſchon oft in meiner Gegenwart lobten, Edmund von Varennes, Ihre Stimme als Candidaten des Miniſteriums zu geben.“ (Sie ſiegelt und ſteht auf.)

Zoe (für ſich).

Schon beim bloßen Zuſehen macht man hier Fortſchritte.

Ceſarine.

Hier, Doctor!

Bernardet.

Aber jene vier Stimmen —

Ceſarine.

Ich wiederhole Ihnen, daß wir von jetzt in zwei Stunden ſie haben werden; mein Plan iſt gemacht; ſagen Sie nur allen unſern Verbündeten, daß ſie überall verbreiten, und thun Sie dieſes auch ſelbſt, daß mein Gatte, der Graf von Miremont, krank, ſehr krank ſey.

Bernardet.

Ich ſoll es ſagen ... ich — ſein Arzt? —

Ceſarine.

In zwei bis drei Tagen haben Sie deſto mehr Ehre davon, dann wird er geſund ſeyn, und Sie ſind es, der ihn curirt haben wird.

Bernardet.

Schön! Eine wunderbare Kur, die von unſern Freunden erhoben werden ſoll — in der mediciniſchen Zeitung — kurz überall. Allein ich wollte gern wiſſen —

Ceſarine.

Nicht nöthig — handeln Sie nur —

Bernardet.

Allein ich begreife nicht —

Zoe

Noch ich — doch mir gleich! Thun Sie wie ſie befiehlt —

Ceſarine.

Zoe — Discretion! Mein Mann iſt und bleibt krank.

Zoe.

Er wird nicht bis zum Abend leben —

Bernardet.

Wenn man ihn aber ſieht —

Ceſarine.

Er bleibt zu Hauſe —

Bernardet.

Wer wird das über ihn vermögen?

Ceſarine.

Ich.

Bernardet.

Wer wird ihn zu Hauſe halten können?

Ceſarine.

Ich.

Zoe.

Sie — aber ſie ſagt Ihnen ja, daß ſie für Alles ſteht —

Ceſarine.

Dies Billet an den Miniſter. Er wird nicht in ſeinem Hotel anzutreffen ſeyn — er iſt jetzt in der Kammer —

Bernardet.

Ich eile dorthin. Und überall — in den Bureaux, in den Couloirs, in dem Conferenzſaale —

Ceſarine.

Werden Sie die Neuigkeit verbreiten.

Bernardet.

Ganz recht. (Will ab, kehrt aber wieder um.) Die Parole für unſere Leute — die Artikel in den Abendblättern — Verbreitung in den Salons — ach, noch Eins! Stroh auf der Straße, vor den Fenſtern des Hotels — das deutet einen Schwerkranken an — ich eile zum Polizeipräfekten, um die Erlaubniß einzuholen.

Ceſarine (leiſe zu Zoe).

Nun iſt er im Feuer — er gehorcht jetzt ſchon dem Impulſe.

Zoe (für ſich, mit einem Blick auf Ceſarine).

Und ſie dem meinigen —

Cäſarine (Bernardet nachrufend).

Adieu, Adieu! Zoe, kommen Sie!

Zoe.

Sogleich. (Für ſich:) Edmund iſt Deputirter! —

(Bernardet durch die Mitte; beide Frauen ſeitwärts ab.)

Feuilleton.

Literarische Uebersichten

von

G. S.

XI.

Friedrich Rückert.

Für Rückert hat die Epoche eines breiten, volksthümlichen Ruhmes erst begonnen, seit seine gesammelten Gedichte erschienen sind, also da gerade, wo der Ruf mancher anderen Dichter, die einzelne nette Stückchen sangen und von ihrer Gesellenschaft wechselsweis emporgehoben wurden, anfing in Makulatur zu erstarren. Von Rückerts Gedichten wurde binnen Jahresfrist eine starke Auflage vergriffen, bald werden wir die dritte sehen; auch der zweite umfangreiche Band ist vor Kurzem dazugekommen und hat dieselbe warme Theilnahme gefunden, wie der erste (Gesammelte Gedichte von Fr. Rückert. Zweiter Band. Erlangen, Heyder. 1836). Und wahrlich, nicht blos das Publikum, sondern die gleichzeitige Kritik, wie sehr sie auch im Allgemeinen im Argen liegt, hat die Segel vor diesem reichsten der neueren deutschen Dichter gestrichen, hat ihn verherrlicht. Wie war das möglich? Gewisse Leute schelten diese Kritik unaufhörlich, daß sie die zarten Blüthen der Dichtkunst mit Füßen trete. Bei Gott! Das ist nichts als die anmaßlichste Beschuldigung, denn ihr wißt nur zu gut, wie viel neuere Dichter wir hochhalten, und ihr berstet vor Aerger, daß man eure Unbedeutenheit, eure Mittelmäßigkeit, eure Selbstgefälligkeit — vergißt.

Rückerts zweiter Band ist so vielhaltig wie der erste. Man begegnet alten und wohlbekannten, man wird von neuen Schätzen überrascht. Voran stehen die geharnischten Sonnette und kriegerischen Spott- und Ehrenlieder vom Jahre 1814 — Dichtungen, die in unsere Nationalgeschichte verflochten sind. Dann folgen Liebes- und Lebens-Sonnette aller Art, italienische Gedichte, Octaven, Sicilianen, Ritornelle, Gaselen, Distichen und Vierzeilen — darunter einzeln auch minder Gelungenes, die größeren Massen von unschätzbarem Werthe.

Rückert ist nebst Heine der modernste unter den jüngeren Dichtern. Da ist nichts blos Angelerntes, da gibts keine blos überlieferten Gesinnungen, keine einer vergangenen Zeit und Kunst geliehenen Ideale. Ueberall frische und lebenzeugende Gedanken, eine Tiefe der Empfindung, eine Menschlichkeit und Liebe, die jedes gemeine

Vorurtheil vernichten. Die jetzige Zeit fordert solche Herzen, solche Geister, sie wird von keiner abstrakten Gemüthlichkeit gefördert. Die ersten Genien unserer classischen Literatur waren auf demselben Wege, den Rückert, Göthe's edelster Zögling, wandelt. Allein so scharf gezeichnet war dieser Weg noch nicht, er war noch kein Prinzip. Eine minder bewegte Dichtung bewältigte ein minder bewegtes Geschlecht. Da aber unsere frühere Poesie die Prosa ihrer Umgebungen nie ganz verläugnen konnte, da glaubte ein folgendes Geschlecht nur die Gesinnung und den Geist des alten Minnesängerthums aufgreifen zu dürfen, um unsere Poesie poetisch zu machen. So natürlich diese Unnatur war, so gewiß geschah ein Rückschritt, an dem wir noch jetzt laboriren. Als Repräsentanten desselben sind die romantische und die romantisch-patriotisch-gemüthliche Schule, und ihre bedeutenden Häupter, Tieck und Uhland, zu betrachten. Die jüngere Literatur hat die Ursprünglichkeit und Wahrheit unserer Klassiker wieder aufgenommen, ja zum Princip erhoben. Sie will freie, lebendige Gesinnungen, unbefangene Gedanken, sie will nicht das Gesetz auflösen, sondern es verklären, sie will den wahren, den ganzen, den ewigen Menschen durch ihre Dichtung und ihre Gedanken zur Welt bringen. In diesem Sinne ist Rückert ein wahrhaft moderner Charakter, in diesem Sinne ist er einer der geliebtesten und zukunftvollsten.

Es gibt keinen Rückschritt, der ohne Elemente des Fortschritts und einer neuen Zeit Einfluß erlangen könnte. Die Romantiker und die Uhländer arbeiteten für eine Generation, die schon emporgehoben war von den Wirkungen ihrer größeren Vorgänger. Die Nation hatte sich verändert und die Romantik konnte, auf die Thaten eines Göthe, Schiller und der Nächststehenden und auf ihre eigenen Glückswürfe gestützt, wenigstens das zum allgemeinen Verständniß bringen, was in aller modernen Poesie für durchaus platt und unpoetisch erklärt werden mußte. Gewisse poetische Bedingungen wurden für immer festgestellt und somit wiedererrungen. Der patriotisch-gemüthliche Nachwuchs dieser Richtung steht dem modernen Streben schon bei Weitem näher. Von der Märchen- und Zauberwelt kehrte man, angeregt durch die nationalen Ereignisse, in die Welt der Sage und des geschichtlichen Lebens zurück, das historische Element, von nun an wieder ein bleibender Theil unserer Anschauungen, trat hier zum erstenmal entscheidend in unsere Dichtung, bürgerlich-patriotische, der Gegenwart angehörende, aber dem Kunstgebiet ungewachsene Interessen, weckten Begeisterung. Die Romantik hatte sich dem Zeitgeist in die Arme geworfen und zum Ausdruck einer Stufe unseres Volksthums gemacht. Altromantische und neupatriotische Illusionen paarten sich, das Gemüth und der Rausch des Tages mußten die Einseitigkeit des Gedankens und der Gesinnung, die Orthodoxie des Glaubens und der Empfindung, die Beengtheit der Anschauungen und das poetische Defecit bedecken, und wir Jüngern hatten, wie die Literatur selbst, einen mühevollen Kampf zu bestehen, bis wir diese volksthümliche Schranke überschritten.

Als Zeugniß dieses Gegensatzes alter und neuer Literatur entnehme ich nachfolgendes Gedicht aus Rückerts zweitem Bande (S. 262 bis 265), die Reflexionen darüber meinen Lesern überlassend:

Sängerstreit.

1816.

Sänger, sprecht mir einen Spruch!
Sagt mir, was ist minder Noth:
Der Geliebten Treubruch,
Oder der Geliebten Tod!

Uhland:

Die vom Schwur sich losgezählet,
In der reichsten Schönheit Schmuck
Ist sie doch ein Höllenspuk,
Dessen Anblick schreckt und quälet.
Reines Weib, das nie gefehlet,
Lächelt noch im Leichentuch,
Denn sie schied mit dem Versuch,
Sel'gen Liebestrost zu sagen:
Drum ist minder Tod zu klagen,
Als gebrochner Treuverspruch.

Wenn Verrath, was Gott verhüte!
Einen edlen Sänger trifft,
Wandelt sich sein Lied in Gift,
Stirbt ihm aller Dichtung Blüthe.
Wenn die Braut von reiner Güte,

Hingerafft durch frühen Tod,
Ihm entschwebt ins Morgenroth:
All sein Blick ist dann nach oben,
Und in heilgem Sang erhoben
Fühlt er sich der ird'schen Noth.

Jene, die der Tod entnommen,
Diese, die im Unbestand
Weltlichen Gewühls verschwand,
Keine wird dir wiederkommen.
Wann der große Tag erglommen,
Wo von Gottes Richterspruch
Heil ergeht und ew'ger Fluch,
Dann ist jene neugeboren,
Diese bleibt auch dann verloren:
Mehr als Tod ist Treuebruch.

Der Du Kampf mir angesonnen,
Wie Du sonst mich überfliegst,
Hoff' nicht, daß Du heute siegst!
Wahrheit hat vorausgewonnen.
Ob dem Sang, den du begonnen,
Wird Dir selbst die Wange roth,
Und dein Herz, vor banger Noth
In mein Lied hinüberflüchtend,
Ruft, des Truges dich bezüchtend:
Falschheit kränket mehr denn Tod!

Rückert:

Gegner, doppelt überlegen,
Ausgerüstet mit zwiefalter
Waff' als Dichter und Sachwalter;
Wenn ich dir mich stell' entgegen,
Nenn' ich's um so mehr verwegen,
Als, wie du mir selbst gedroht,
Dir als Anwalt dar sich bot
Gute Sach', und mir die schlechte;
Daß mir bangt, wie ich verfechte
Falschheit gegen Treu im Tod.

Dennoch sprech ich exclpirend:
Wenn ein edles Herz es gibt,
Das uneigennützig liebt,
Im Geliebten sich verlierend;
Dieses, sich mit Demuth zierend,
Trägt Entsagung ohne Fluch,
Wenn die Braut, statt Leichentuch,
Fremder Hochzeitschleier schmücket,
Und es fühlt sich selbst beglücket,
Wenn sie's ist durch Treuebruch.

Ferner: Wenn's ein Herz kann geben
Von so sanfter Blumnatur,
Das aus liebem Antlitz nur
Wie aus Sonnen saugt sein Leben;
Wenn die Sonnen ihm entschweben
In die lange Nacht, den Tod,
Leuchtet ihm kein Morgenroth;
Doch solang die Augen funkeln,
Mag auch Untreu sie verdunkeln,
Leben kann es doch zur Noth.

Endlich, wer mit solchen Flammen
Liebt, wie ich zwar selber nicht,
Daß er denkt, was heut zerbricht,
Wächst auf morgen neu zusammen;
Der verschmerzt des Treubruchs Schrammen
Leicht, aus Hoffnung zum Versuch,
Ob sich heilen läßt der Bruch;
Aber mit gebrochnen Herzen
Läßt sich ganz und gar nicht scherzen;
Drum: Ehr falsch als todt! mein Spruch.

Die Aufnahme des vorhergehenden Gedichtes.

1836.

Wer zwei Väter hat, hat keinen;
Und so ließen, liebes Kind,
Beide Väter ungelind
Dich so lang verlassen weinen.
Doch nun bist du unter meinen
Vielen Kindern, wenn's gefällt,
Mit in Reih' und Glied gestellt,
Und mir sollst du angehören,
Wärst du lieber auch den Chören
Jenes Meisters zugesellt.

Schwerlich wird er mir beneiden
(Wird er doch nicht ärmer drum)
Dieses Stück von seinem Ruhm,
Das von meinem nicht zu scheiden;
Und dich von einander schneiden,
Wäre doch ein arger Scherz
Für ein christlich Dichterherz.
Du nun, ein dankbarer Beter,
Fleh für deine beiden Väter,
Waisenkindchen, himmelwärts.

Mögt ihr, daß ich nicht verwaise
Nochmals, noch einmal so lang,
Als seit eurem Wettgesang,
Blühn, dem Vaterland zum Preise.
Nunmehr ist so weit die Reise,
Daß ihr bis zum Leichentuch
Brauchet keinen Richterspruch.
Beide bring euch nie in Noth
Weder der Geliebten Tod,
Noch der Liebe Treuebruch!

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

XI.

Ich entnehme Berliner Berichten:

Königliches Theater.

Die Isolirten, Conversationsstück in 4 Akten von C. Weißhaupt. Der In-

halt dieſes am 8. Februar zum erſten Male aufgeführten Stückes iſt ſo complicirt, und der Stoff ſo genau mit der Behandlung deſſelben verflochten, daß die Erzählung des Inhalts ſchon dadurch unmöglich wird. Der Stoff ruht ganz auf den geſellſchaftlichen Verhältniſſen der vornehmen Welt, auf den Geſetzen der Schicklichkeit und des Anſtandes, und man könnte nicht ohne Grund dies ſogenannte Converſationsſtück als einen Verſuch, das alte reine Luſtſpiel, die comédie du bon vieux temps wiederherzuſtellen, bezeichnen. Auch darum ſchon, daß es die Lehre nicht verſchmäht, und wenn auch nicht das, was man Moral im engſten Sinne nennt, doch Lebensklugheit als ein nothwendiges Mittel zum unverkümmerten Genuß des Lebens empfiehlt, nähert es ſich jenem Vorbild; ja ſelbſt der Galanterie, inſofern ſie als Blüthe einer großen und weiten Lebensweiſe hervortritt, wird mit Recht das Wort geredet. Und beſonders in Beziehung auf das weibliche Geſchlecht, das alte, wie das junge, erinnert der ganze Geiſt und Ton des Stückes an die Worte der Prinzeſſin in Göthe's Taſſo: „Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer das zarte leicht verletzliche Geſchlecht, wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie ꝛc.“ Wenn nun auch der Verfaſſer auf ſolche Weiſe den Rechten der Geburt, des Standes und Ranges, die vollkommenſte Achtung widerfahren läßt, ſo ehrt er dieſe Grundſätze doch höchlich dadurch, daß alle die Perſonen, die ſie handhaben und geltend machen, gute, wohlgeſinnte und edle Menſchen ſind, und man mag es gern als einen Zug ſeiner Geſinnung, nicht nur als Feinheit ſeines Kunſtverſtandes annehmen, daß er neben jenen den alten Grafen Königsfeld als einen Ultra hinſtellt, der ſich ſowohl durch ſeine Manieren, als ſeine bornirten Maximen lächerlich macht und allein wahrhaft iſolirt daſteht. Beſonders aber iſt es die alte ehrenwerthe Baronin Königsfeld, die, indem ſie eben ſo ſtreng über die Geſetze der Schicklichkeit in allem ihrem Thun nud Laſſen wacht, als ſie mit Liebe und Eifer dem edelſten Antrieb ihres Herzens, Menſchen und namentlich diejenigen, welche ihr am nächſten ſtehen, zu beglücken, ihr Leben und Gut weiht, die wahre Trägerin und Seele des ganzen Drama's iſt.

Die Vorſtellung war ein ſchönes Zuſammenſpiel, aber dennoch kann dies mit ſo viel Geiſt als Verſtand ausgearbeitete Stück keine Gabe für das größere Publikum genannt werden. Der Grund davon liegt eben in dem oben angeführten Umſtand, daß es — ein Luſtſpiel in der gemeſſenen alten Form, der Form, die nach Art der alten franzöſiſchen guten Geſellſchaft, gleichſam auch die Geſetze enthält, wie ſie Richelieu für die franzöſiſche Sprache durch die Académie française und Boileau durch ſeine Poetik geltend machen wollte. In der gegenwärtigen Zeit, wo alle Gattungen der dramatiſchen Kunſt vermiſcht worden, das Luſtſpiel, um Beifall zu finden, ſich nicht etwa nur einiger, außerhalb des Stoffes liegender, komiſcher Hilfsmittel bemächtigen, ſondern vielmehr ſich ganz und gar in die Poſſe verwandeln muß, kann ein Stück, wie das vorliegende, das keine andere Handlung, als die Folge verſchiedener Gedanken und Empfindungen, und ihren Streit und Widerſtreit hat, ſchwerlich auf die Gunſt des größeren Publikums Anſpruch machen, und hat es ohne Zweifel nach der Intention des Verfaſſers, der ſeinem Werke nur den beſcheidenen Titel: Converſationsſtück gegeben hat, auch nicht einmal wollen; indeß hat es doch ein Publikum im Publikum, ein zwar kleines, aber ſichtbar an ſich nicht kleines, gefunden.

Einem Gerüchte zufolge ſoll der Verfaſſer dieſes in mehr als einer Hinſicht ausgezeichneten Werkes der Herzog Karl von Meklenburg ſeyn. —

Ich ſchließe meinen heutigen Bericht mit der Anzeige des Todes des Schauſpielers Tiercelin in Paris.

Tiercelin war ein excentriſcher und ſehr origineller Schauſpieler, der während fünf und zwanzig Jahren den Ruhm und das Glück des Variété-Theaters begründen half. Er ſtarb in dieſen Tagen in

dem Alter von vier und siebzig Jahren. In seiner Jugend wurde er zum Maler bestimmt und erst spät erwachte in ihm die Lust zum Theater. Im Anfange gefiel besonders seine Natürlichkeit, bald aber sollte er noch andere Vorzüge geltend machen.

Er war der eigentliche Genre-Maler des Theaters und durfte mit Tenicrs und Lantara wetteifern. Niemand zeichnete so trefflich die komischen Bauern-Rollen als er.

Tiercelin vertraute nicht sehr auf seine Kraft, wie dieß oftmals großen Talenten zu begegnen pflegt. Seine Schüchternheit schadete oft seinem Gedächtnisse und er strauchelte bei ersten Vorstellungen; allein bei den folgenden, wenn er sicherer war, überließ er sich dafür seiner ganzen Lustigkeit, ja man darf sagen, seiner Ausgelassenheit, seinem Wahnsinne, seinem Rausche.

Wie viele seiner Standesgenossen, war er im Leben trübe gestimmt; es schien, als ob er mit seiner Lustigkeit haushälterisch umging. Auch liebte er es nicht, vom Theater zu sprechen. Es erhöhte nicht eben seine Stimmung, daß er stets nur geringe Besoldung bezog, während viele seiner Cameraden zu großem Glücke gelangten. Seit zehn Jahren, daß er sich vom Theater zurückgezogen, hat er nur ein einziges Mal die Bühne wieder betreten in einem Stücke, das zum Vortheil eines seiner Cameraden gegeben wurde. Zu erwähnen ist es, daß er selbst ohne Benefice-Vorstellung von der Bühne abtrat, obgleich diese sehr einträglich ausgefallen wäre. Er mochte Niemandem Verbindlichkeiten schuldig seyn, und dieß hat ihn wahrscheinlich davon abgehalten.

Brazier hat ihm in den öffentlichen Blättern einen Nekrolog gewidmet, und darin erwähnt, daß er Tiercelins Spiel einen großen Theil seiner Erfolge auf dem Theater des Varietés verdanke.

Mehmed-Ali's Scharfsinn.

Anekdote.

Bevor Mehmed-Ali die Fellahs organisirt hatte, bildeten unregelmäßige Truppen aus Arnauten seine Umgebung. Diese undisciplinirten Banden begingen alle Arten von Räubereien, selbst in den Städten, sobald ihr Sold im Rückstand war. Da der Schatz des Vicekönigs oftmals erschöpft war, so erneuerten sich auch die Unordnungen häufig. Einst empörte sich eine dieser Compagnien gegen ihren Chef und plünderte dessen Haus; alle Möbels wurden zerbrochen, Kostbarkeiten geraubt, und eine bedeutende Summe Geldes, welche der Hauptmann nach und nach gesammelt hatte, verschwand.

Er ging, nachdem die Meuterer sich entfernt hatten, zu Mehmed-Ali, der damals noch Statthalter von Kahiro war, um seine Klage vorzubringen. Der Statthalter ließ alle Soldaten vor sich rufen und forderte den Hauptmann auf, ihm den Schuldigen zu zeigen. Dieser stellte hierauf vor, daß in der Verwirrung des Ueberfalls er sich die Thäter nicht gemerkt habe, daß er jedoch Alles zu vergessen geneigt sey, wenn man ihm die gestohlene Summe zurückerstatten wolle. Der Statthalter hielt den Soldaten eine sehr väterliche Anrede; er erwähnte des traurigen Zustandes des Schatzes und versprach ihnen ihren ganzen Rückstand zu zahlen, sobald man die Eintreibung der Steuern beendigt haben würde. Er beklagte das Unglück des Soldaten, der sein Vaterland verließ, um in ägyptische Dienste zu treten, woselbst er nicht einmal gesichert sey, den Lohn seines Muthes zu empfangen. Er mischte viele religiöse Tendenzen in seine Rede, wie z. B. daß alle Dinge von Gott kommen, daß das Elend der erste Stein sey zur Schwelle des Ueberflusses u. s. w.

Als er hierauf auf jene Meuterei zu sprechen kam, so munterte er den, der das Geld gestohlen hatte, auf, es zurück zu geben, damit dessen Kameraden der Verzeihung theilhaft werden könnten, die er dann zu bewilligen im Sinne habe.

Alle Soldaten erhoben nun einmüthig ihre Stimme und proteſtirten gegen die Anſchuldigung ihres Hauptmanns.

Da ſprach Mehmed-Ali: „Da ihr „nicht ſchuldig ſeyd, ſo könnt ihr gehen; „erwartet in Geduld den Löhnungstag.“

Kaum waren die Soldaten aus dem Saale, ſo rief er ſie zurück: „meine Kinder, bedenkt wohl, wie groß der Schmerz eures Hauptmanns ſeyn muß, der in einem Tage die Früchte ſeiner langen Dienſtzeit verlieren ſoll. Ein jedes von jenen Goldſtücken war der Preis für eine Wunde. Wie ſollte ein ſolches Geld wohl dem Diebe Glück bringen? Der Diebſtahl iſt der Weg zum Verderben. Der Schuldige geſtehe und ihm ſoll verziehen ſeyn. Alle ſahen ſich nun fragend an und bekräftigten zum zweiten Male, daß ſie kaum die Schwelle des Hauſes überſchritten hätten.

Der Statthalter wendet ſich hierauf mit betrübter Miene zum Hauptmann und befiehlt den Soldaten, ſich zu entfernen. Aber er ruft ſie ſogleich von Neuem zurück: „Fürchtet Gott, meine Kinder, ſpricht er; der, welcher den Verdacht auf ſeinen unſchuldigen Kameraden ruhen läßt, erſchwert ſein Verbrechen. Das Läugnen iſt nicht immer eine unverletzliche Zuflucht. Gott ſelbſt wird den Schuldigen entdecken, der ſich der menſchlichen Gerechtigkeit entzieht. Jetzt geht!“

Die letzten Soldaten befanden ſich noch im Saale, als er ſie noch einmal alle zurückrief. — Der Schuldige, ſchrie er, iſt dieſer! und er befahl ſeinen Kaouas, den Soldaten, den er bezeichnete, zu ergreifen. „Du biſt es, elender Hund, der ſeinen Hauptmann beſtohlen hat; gib ihm ſein Geld zurück, wenn du nicht unter dem Stocke ſterben willſt.“

— Aber — ich proteſtire —

— Kein Wort weiter! Kaouas, werft ihn nieder und fangt an zu ſchlagen.

— Beim Leben des Propheten ich war es nicht.

— Nur zugeſchlagen!

Nachdem der Delinquent 20 Schläge erhalten hatte, flehte er, die Strafe einzuſtellen, geſtand, den Diebſtahl begangen zu haben, und daß er bereit ſey, Alles zu erſetzen.

— Ich war gewiß, daß du der Dieb ſeyſt, ſprach Mehmed-Bey, denn jedes Mal, daß ich euch fortſchickte, machteſt du dich am Eiligſten davon, und jedes Mal, wenn ich euch zurückrief, kehrteſt du am Langſamſten und ſtets murrend um.

Der theatraliſche Wilddieb.

Ein armer Schauſpieler ließ es ſich kürzlich einfallen, in England die Rolle eines Wilddiebs ſpielen zu wollen. Er wurde vor den Richter geführt. Dieſer fragte ihn: Mit welchem Rechte er den Haſen getödtet habe? Der Schauſpieler parodirte hierauf die Rede des Brutus in Shakſpeares Julius Cäſar auf folgende Weiſe:

„Engländer, heißgierige Menſchen, Epikuräer! Höret meine Vertheidigung und ſeyd ſtill, um ſie zu hören. Glaubet mir zu meiner Ehre und reſpectirt meine Ehre, um mir zu glauben. Tadelt mich in Eurer Weichheit und erwecket Eure Gefühle, um mich beſſer richten zu können. Lebt unter Euch irgend ein treuer Freund dieſes Haſen, ſo höre er es von mir, daß die Freundſchaft eines Schauſpielers für die Haſen nicht minder werth iſt, als die ſeinige. Fragt mich alsdann dieſer Freund, warum der Schauſpieler einen Haſen ſo ſchlecht behandelte, ſo kann ich ihm antworten, daß meine Zuneigung für denſelben nicht minder lebhaft war, aber daß ſie meine Luſt ihn zu verzehren, nicht aufwog. Würdet Ihr es lieber ſehen, wenn dieſes Thier noch am Leben wäre, und ich todt vor Hunger, als daß es jetzt todt iſt und ich mich wohl befinde? Da dieſer Haſe ein ſchöner Haſe geweſen, ſo beklage ich ihn; wie ich ihn ſo flink ſah, freute ich mich ſeiner; wie ich ihn ſo fett ſah, achtete ich ihn; weil er aber ſo appetitlich war, habe ich ihn getödtet. Daher wollen wir ihn beweinen wegen ſeiner Schönheit; wir wollen uns ſeiner freuen wegen ſeiner Fette; wir wollen ſeiner Flinkheit Gerechtigkeit widerfahren laſſen,

allein wir wollen ihn tödten wegen seiner Schmackhaftigkeit. Ist unter diesen Geschworenen einer, der so grausam wäre, einen Menschen vor Hunger sterben zu sehen? Gäbe es einen zur Stelle, so ergreife er die Partei des Gemißhandelten. Ist einer unter ihnen so dumm, einen guten Bissen zu verschmähen? Gäbe es einen, so spreche er für den, den ich getödtet. Ist einer unter ihnen so mäßig, nicht die Freuden der Tafel zu lieben? Gäbe es einen solchen, so spreche er für den, den ich verzehrt habe."

Vermischtes.

— Der Maire von Grenoble hat die glückliche Idee gefaßt, an allen Häusern, wo die berühmten Männer dieser Stadt geboren wurden, schwarze Marmortafeln mit goldenen Inschriften anbringen zu lassen. Aus der Zahl, die bereits angebracht sind, nennen wir folgende:

„Zum Andenken Barnave's; geb. in diesem Hause den 21. Sept. 1761."

„Zum Andenken Mably's, geb. in diesem Hause den 14. März 1709."

„Dem Andenken Condillac's, geb. in diesem Hause den 30. Sept. 1714."

Noch mehre Tafeln werden verfertigt und man sieht daraus, wie reich Grenoble an bedeutenden Männern war.

— Die Herren Regisseurs des Hofburgtheaters in Wien haben dem durch die Allgemeine Theater-Revue gekrönten Preisstücke „Die Vormundschaft," die Auszeichnung wiederfahren lassen, es zu ihrer nächstens stattfindenden Benefizvorstellung zu wählen. Dazu geben sie ein neues Werk Halm's: „Camoens Apotheose", und Göthe's „Die Laune des Verliebten."

— Der Director der großen Oper, Duponchel ist zur Bezahlung von 10,000 Fr. verurtheilt worden, weil er sein ihm anvertrautes Theater durch einen Ball in der Faschingsnacht entweiht hat, wie er sonst nur in den Variétés abgehalten zu werden pflegt. Ach! wenn unsere deutschen Theaterdirectoren doch auch einmal wegen Entweihung der Scene vor Gericht gezogen würden! —

— Tieck's Gattin ist in Dresden gestorben.

Nekrologe.

Der berühmte Publicist Klüber starb in Frankfurt am Main; der ehemalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Baden, Herr von Berstett, in Carlsruhe. Er war während des Feldzugs von 1815 außerordentlicher Gesandter im Hauptquartier der verbündeten Mächte.

— In Hamburg starb in vorgerücktem Alter Leonhard Wächter, der als Schriftsteller den Namen Veit Weber führte. Seine „Sagen der Vorzeit" haben Walter Scott zum Muster gedient.

— In Bremen ist einer der ausgezeichnetsten Physiologen, der eines europäischen Rufes genoß, Dr. Treviranus gestorben.

— Daß in Paris Ludwig Börne gestorben, weiß die ganze Welt. Das Münchner Tageblatt macht dabei eine Bemerkung, die wir hier wörtlich wiederholen. So lautet sie: „Ueber den Tod des großen Literaten Dr. Börne in Paris sagt ein hiesiges (Münchner) Blatt: Einer unserer ersten Humoristen Deutschlands, Herr Dr. Börne ist mit Tode abgegangen. — Aber konnte man die drohende Stimme des tiefen, zürnenden Geistes Börne (wie ihn Menzel hieß) hören, und dann sagen nichts weiter, als: „Börne war nichts als ein Humorist." —

So gut gemeint diese Zeilen sind, so auffallend ist es uns, sie in dem Münchner Tageblatt zu finden. Die Berliner Haude und Spener'sche Zeitung zeigte Börne's Tod hingegen am kürzesten an:

„In Paris ist der bekannte Schriftsteller, ehemalige Polizei-Beamte in Frankfurt a. M., Dr. Börne, gestorben."

— Der berühmteste der neueren russischen Dichter, Alexander v. Puschkin, ist in St. Petersburg im Duell geblieben.

Telegraph von Deutschland.

Neuere Dichter.

An den Onkel von zwei Tanten aus der Umgegend.

(Wörtlich.)

Ein Onkel von zwei Tanten ist,
So wahr ich leb', ein guter Christ;
Er pflegt sein Leichnam rund und fett
Und seine beiden Tanten nett. —
Die eine Tante Schlangen-Art —
Die macht der Zweiten großen — Bart,
Das Kleeblatt ist recht amüsant,
Wenn sie so wandeln Hand in Hand;
Sie machen man viel Klatscherei,
Das ist das Schlimmste nur dabei.
Ist auch mein Mantel kahl, nicht braun,
Was kümmert es die guten Frau'n;
Laß nur mein Mantel — Mantel seyn,
Schmarotzt in euer Kämmerlein;
Denn über Tanten ihr Betragen,
Da wär' wohl ganz Buch voll zu sagen;
Allein was geh'n mich Tanten an,
Wenn ich nur Friede haben kann.
Ich denk', man nimmt sich ja in Acht,
Macht mich nicht ferner aufgebracht,
Sonst werd' ich noch 'ne Menge sagen —
In diesem Blatt von ihr'm Betragen.

(Erzähler.)

Aristocratische Literatur.

Abermals ein Werk eines Verstorbenen: Die Jos. Lindauer'sche Buchhandlung in München zeigt folgendes nützliche Werk an:

Altadeliches Bayer'sches Koch- und Konfektbuch.

für alle Stände, aus dem Nachlasse einer berühmten Gräfin.

Mit Beiträgen von den vornehmsten Damen der ältesten Adelsgeschlechter Bayerns, in der Vorrede namentlich aufgeführt. Nebst einer Anleitung zur Bereitung der Speisen und Getränke für Kranke und Wiedergenesende; einem täglichen Küchenzettel, einer Transchirkunst und einem Anhange, enthaltend, Bier- und Weinkünste.

12. geh. 1 fl. 12 kr.

Gegenwärtiges Kochbuch ist ein äußerst merkwürdiges Werk aus dem Nachlasse einer zu ihrer Zeit hochgestellten Dame, zusammengestellt aus den in ihrem eigenen Hauswesen gesammelten Erfahrungen, und aus den Mittheilungen vornehmer Freundinnen und selbstthätigen Hausfrauen, deren Namen die Zierden unsers hohen Adels sind. Es ist hier keine Speise zu finden, die nicht von der hohen Verfasserin, oder von der Hand der Mittheilerin zuvor versucht und bewährt gefunden wurde. Wir zweifeln demnach nicht, daß dieses seltene und vortreffliche Werk überall, bei allen Ständen, eine wohlverdiente, glänzende Aufnahme finden werde.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Der Austernesser. Ein Bild voll Leben, das ohne Commentar verstanden wird.

2) Original-Modebild aus Paris.

Zum Album der Boudoirs.

Drei Illustrationen zu Hebel's Gedichten.

Der Karfunkel. (7. und 8. Blatt.)

— — „Aber im Wirthshus sitze noch spoti nächtligi Gselle, und 's goht vornen a mit Banketieren und Spiele."

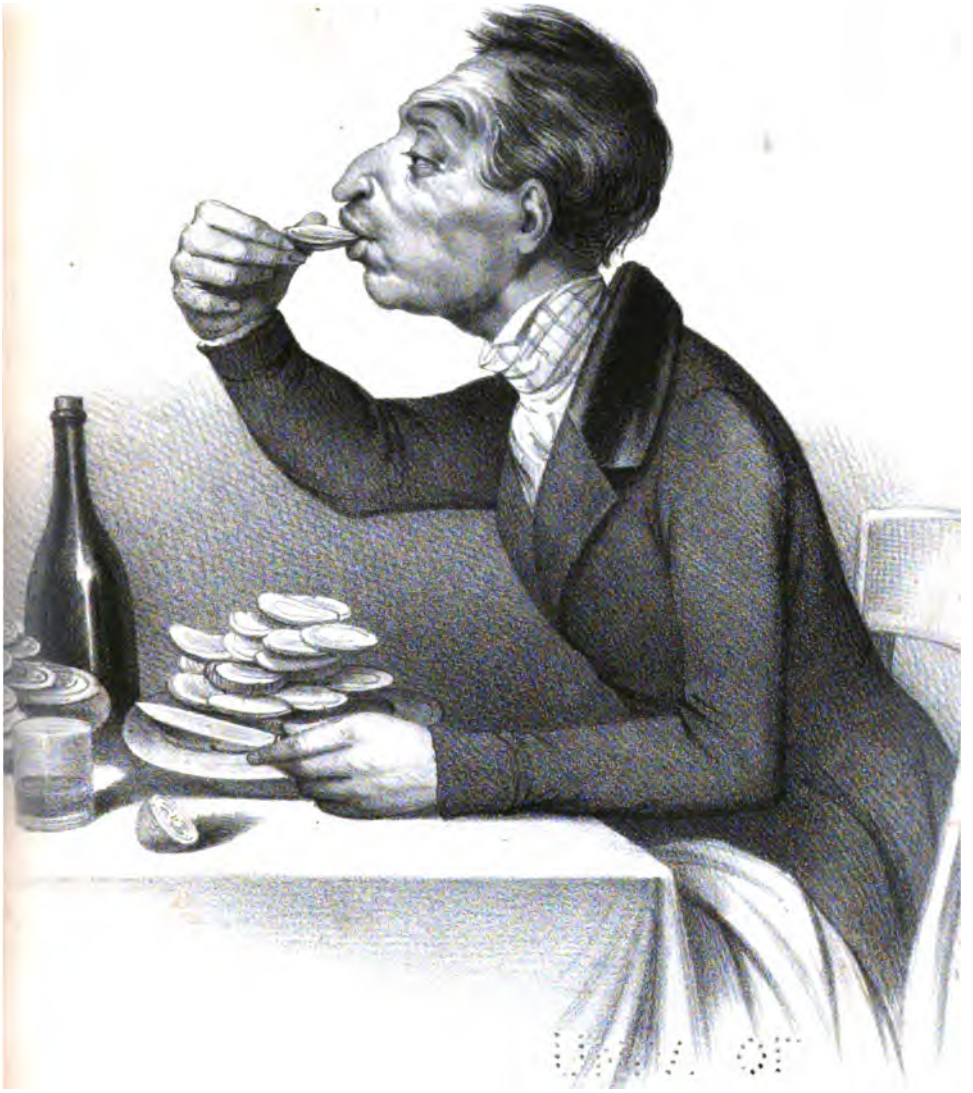
— — „Se, do hasch" Messer! I ha's am Blotzemer Merkt g'chauft! Hau der d' Gurgele selber ab, se chost's di ke Trinkgeld!"

Niedliger Trichter.

— — „'s Rädli will gesponne ha. Nimm lieber' s Trögli voll Plunder!"

— — „Jo, 's isch mer nunmer z' schön. Frau Gotte, schenket mer 's Rädli.

August Lewald.



UNIV. OF CALIFORNIA

The Lover of oisters | *Der Austernfreund.*

Lith. Anst. von Pobuzin, Berlin.

Modes de Paris.

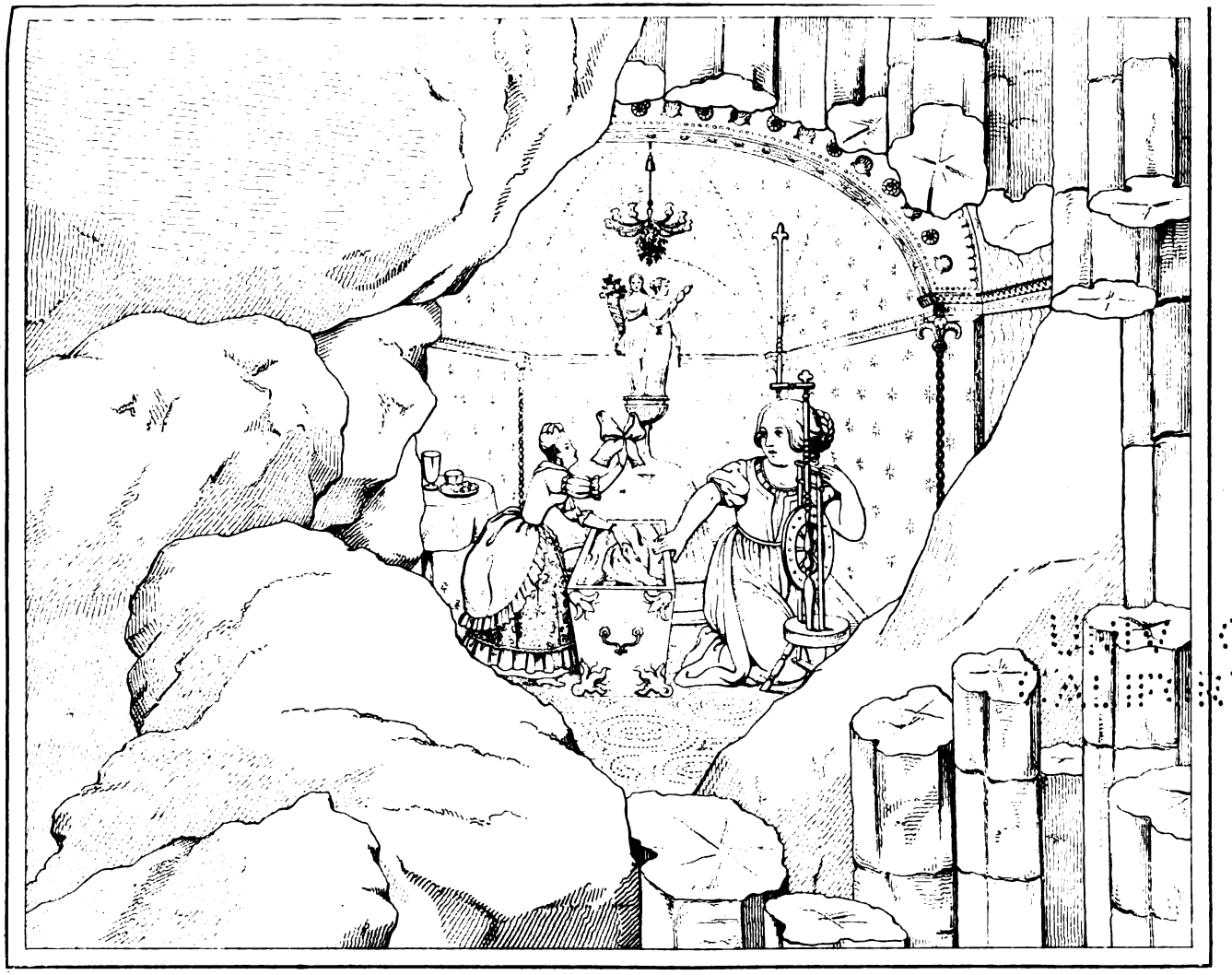
Petit Courrier des Dames.

UNIV. OF
CALIFORNIA

OF
ORNIA

Digitized by Google

CONFIDENTIAL



UNIV OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Der Verbannte des Jahres 1831.

Neugriechiſcher Roman

von

Alexander Sutzos.

(Ὁ ἐξόριστος τοῦ 1831, κωμικοτραγικὸν ἱστόρημα ὑπὸ Ἀλεξάνδρου Σούτσου. Ἐν Ἀθήναις 1836.)

(Zweites Fragment.)

Augerinopulos (das war der Name des Briefräubers) war ungefähr 30 Jahre alt, hatte keine andere, als die, damals im Peloponnes gewöhnliche Erziehung genoſſen, und kannte die griechiſche Sprache nur oberflächlich, indem er übrigens zwei oder drei Begrüßungsformeln im Franzöſiſchen zu lallen wußte. Beſtändig rühmte er ſich vieler und großer Beſitzungen, während er doch jährlich kaum die Ausgaben für 10 Tage von ſeinen verwüſteten und verſchuldeten Gütern einnahm. Er huldigte den Trugbildern des Tages, und als das größte Glück betrachtete er ein jedes Amt, ohne irgend eines erlangen zu können. Gleichwohl wußte er ſich ſeine Vortheile zu verſchaffen. Heute verdiente er ſich hier einen Platz zu einem Hauſe, dort morgen den zu einer Werkſtatt, und, ſtets bei geheimnißvollen Einnahmen die Hand im Spiele habend, oder irgend einen Beamten darein verwickelnd, aß er von den Mandeln den Kern und das Fleiſch der Rebhühner, die Schale und die Knochen Andern überlaſſend. Stolz und kriechend zugleich, nahm er die Miene eines Areopagiten gegen ſeine Untergebenen an; aber wie ein Hund wedelte er mit dem Schwanze vor ſeinen Oberen; von Außen Gold, Blei im Innern, war er ebenſo äußerlich freundlich und herablaſſend, als innerlich wild und inhuman. So war der

Nebenbuhler unſers Verbannten, der Verehrer, nicht ſowohl der Aſpaſia, als vielmehr nur ihres väterlichen Reichthums, den dieſe ſelbſt floh und gehaßt haben würde, wenn die Seele der Aſpaſia des Haſſes fähig geweſen wäre.

Augerinopulos eilte ſogleich an einen einſamen Ort und entſiegelte den Brief an Aſpaſia; bei jedem Satze, bei jedem Worte, das er las, fiel er aus dem Zuſtande wüthender Eiferſucht in den Wahnſinn des Zornes und der Rache; er knirſchte mit den Zähnen.... er ſtand ſtill... er eilte fort... endlich, als wäre er von einem böſen Dämon ergriffen, ſchlug er ein ſardoniſches Gelächter auf, und, wie mit drohender Bewegung den Kopf ſchüttelnd, eilte er, jene Zeit der allgemeinen Verfolgung der Freunde des Syntagma zu ſeiner Privatrache für geeignet haltend, geraden Weges nach der Wohnung des Miniſter-Demokraten, wo in jener Epoche die Zuſammenkünfte der damaligen Götter Griechenlands gehalten zu werden pflegten. Der Griffel des Aeſchylos hat einſt die Sieben vor Theben treu geſchildert; wird wohl der meinige im Stande ſeyn, die Sieben Griechenlands, die Räthe des Kapodiſtrias, zu ſchildern?

Mitten unter ihren ſaß in voller Bewaffnung Tydeus, klein zwar von Geſtalt, aber mächtig im Streite; voll kriegeriſcher Wuth und Zornes wider die Freunde der Freiheit.

Neben ihm ſaß ein Anderer, das Haupt der ehrwürdigen Geruſia, Vieles in ſeinem kahlen Kopfe und in ſeinem Geiſte bedenkend.

Der Dritte hielt die Wage der Themis, beweglich, gleich dieſer, und zwiſchen der Gerechtigkeit und Kapodiſtrias hin und her ſchwankend.

Der Vierte war Financier des Staates, und hatte in der Hand einen dicken Haufen Papiergeld, indem er, um den Mangel des, an Spione verſchwendeten Geldes zu verbergen, mittelſt einer neuen algebraiſchen Berechnung zu zeigen eifrig bemüht war, daß Eins gleich Zehn, Hundert und Tauſend, und Nichts gleich Nichts ſey.

Der Fünfte war der Miniſter-Demokrat, der mit heiſerer Stimme von Nichts, als Verbannungen, Proſcriptionen, Einkerkerungen und Confiscationen ſprach.

Mit einer Mitra auf dem Kopfe, ſpielte der Sechste beſtändig mit einem elfenbeinernen Roſenkranze und näſelte zu jedem ſchriftlichen Befehle des Kapodiſtrias ſein: „Amen! Amen!“

Der Siebente, ein ausgezeichnetes Mitglied der Erlirungs-Kommiſſion, entfaltete mit ſtolzer Miene eine lange Liſte von Namen, an deren Spitze der des unvergeßlichen Dimitrios Ypſilantis obenan ſtand.

„Ihr habt die Frevelthat vernommen," begann zuerst der Minister-Demokrat in der ehrwürdigen Versammlung. „Die Rebellen haben das hölzerne Griechenland (die Fregatte: Ἑλλάς) verbrannt, wie sie auch Griechenland selbst, ihr theures Vaterland, aufopfern würden, wenn sie nur könnten. Ein Hydriote und Tugend sind unmittelbare Gegensätze!" Indem er hierauf eine Menge Schriften aus seinem Gürtel hervorzog, fuhr er fort: „Die Thorheit der Constitutionellen, der sogenannten Freunde des Syntagma, hat den höchsten Grad erreicht. Von allen Seiten kommen frevelhafte Anträge in Betreff einer Nationalversammlung und der Constitution. Vergeblich haben wir nach dem, Dank sey unserm Präsidenten! noch türkischen Athen Soldaten ausgesendet, damit sie, die Athener mit Feuer und Schwert bedrohend, sie von der Unterzeichnung solcher unsinnigen Adressen abhalten möchten. Sacharitsas, Vlachos und Anargyros haben über uns gesiegt. Leset diese Briefe. Vergeblich haben wir geheime und öffentliche Rundschreiben, Versprechungen und Drohungen unserer getreuen Helfershelfer, Verbannungen, Einkerkerungen, Martern und Confiscationen angewendet, um der Eparchieen Kalauryta, Patras und Vostitsa uns zu versichern. Auch aus diesen verpesteten Sitzen der Rebellen sind ähnliche Adressen eingekommen. Hundert unserer Reiter hatten die Wohnung des Andreas Saïmis umzingelt; aber der Rebell entfloh nach den ionischen Inseln und schifft nun, wie es heißt, nach Hydra."

„Und unsere ganze List ist vergeblich gewesen," rief der kleingroße Kriegsheld. „Seitdem die Kontovunisser und Chondrojannopulos, diese nach unsern geheimen Befehlen im Peloponnese erschienenen Räuber, die Expedition der Regierung wider sie hinreichend gerechtfertigt, wurde der Oberfeldherr des Peloponneses beauftragt, achttausend Soldaten zu sammeln, und er durchzog mit diesem Heere die Eparchien. Viele der Empörer warf er in Fesseln, viele vertrieb er; anderen ließ er in Tripolitsa die Kleider ausziehen und ließ sie so, wie sie aus dem Mutterleibe gekommen waren, mit Geißelhieben und unter militärischer Musik über den mit Menschen angefüllten Marktplatz treiben. Aber trotz dieser kräftigen und strengen Maßregeln greift die Pest der Constitutionellen immer mehr um sich."

Der Financier begann hierauf: „Die Welt hat sich von aller Schaam und Sitte losgesagt. Nach dem Befehl Sr. Excellenz habe ich gestern an den vorigen Bevollmächtigten von Argos, der viel mit Ypsilantis umgeht, geschrieben, daß er die zweitausend Phoiniken, welche er um die Zeit des Zusammentritts der Nationalversammlung

in Argos empfangen, in den Schatz zurückzahle. Aber, o Gott! welche Antwort ward hierauf dem Miniſterium zu Theil! Hört ſie, Ihr Herren, und ſchaudert!

„„Ich habe die mit No. 10272 bezeichnete Aufforderung des Finanzminiſteriums erhalten. Es iſt gegründet, daß ich auf den Befehl Sr. Excellenz zweitauſend Phoiniken in Louisd'ors ausgezahlt erhalten habe. Allein Se. Excellenz ließ ſie mir, wie derſelbe ſagte, auszahlen, um meinen Patriotismus für ſich zu gewinnen; und wahrlich! welch eine Redegabe habe ich damals entwickelt! Wurde ich nicht durch dieſes Gold ein zweiter Chryſoſtomos? So oft die Rede des Herrn Perukas zu Gunſten des Präſidenten donnerte und blitzte, habe ich da nicht gerufen: Ja! ja!? Und wenn Herr Chryſogelos irgend ein Lob deſſelben ausſprach, habe ich da nicht ſtets gerufen: Halleluja! Halleluja!? Die Stimmen der andern Repräſentanten ſind hohl, wie der Kern der Terebinthen und Bohnen. Aber Se. Excellenz irrt ſich, wenn Dieſelbe die meinige für ſo wohlfeil anſchlägt, ſie gilt vielmehr den Preis von Demanten. Indeß werde ich über die zweitauſend Phoiniken Rechnung ablegen, wenn zuvor Graf Auguſtinos über die Hunderttauſende, welche ſein Heldenzug gekoſtet hat, wenn ferner Herr X. X. über ſein Amt, Herr Y. Y. über ſeine Einnahmen, und die außerordentlichen Commiſſäre über die erhaltenen Gelder Rechnung abgelegt haben werden.““

Beim Schluſſe dieſes Briefes lachten mehre Mitglieder der hohen Verſammlung laut auf. Aber der Vater des Vaterlandes, der würdige Geruſiaſt, ſprach mit Unwillen und glühenden Blicken: „Ihr lacht? Ohne Gewalt und Blutvergießen wird keine Macht befeſtigt. Entweder hört Ihr auf mich, und das Blut fließt ſtromweiſe; oder ich gehe nach Europa. Wehe über Griechenland! Der Graf Viaros verläßt es, er, der einzige, der es verdient, die Rebellen zu vernichten!“

In dieſem Augenblicke erſchien Augerinopulos, ſchwer athmend und keuchend, mit dem Briefe des Verbannten in der Hand. In demüthiger Stellung und mit entblößtem Haupte näherte er ſich dem ſogenannten Demokraten und gab ihm, indem er ihm heimlich einige Worte zuflüſterte, den Brief. Der Miniſter las ihn mit Mühe und nicht ohne Unruhe, und ſprach! „Seht hier dieſe Unterſchrift; Ihr werdet ſie kennen... Der aus Nauplion verbannte Rebell iſt, ſtatt klug zu werden, nach dem griechiſchen Feſtlande gegangen und ſucht nun von Salamis aus, im Vereine mit Waſos, daſſelbe zu beunruhigen.“ Indem er hierauf die Fuſtanella, wie Karaïskos vor der Schlacht, in

die Höhe hob, fuhr er fort: „Ich bin Demokrat, und als Demokrat wünsche ich zu sterben. Blut! Blut! Ein Verhaftsbefehl gegen alle Unruhestifter, gegen Ihn besonders, der das griechische Festland zu empören bemüht ist, muß erlassen werden;“ und, die hinter dem Ohr befindliche Feder ergreifend, schrieb er mehre Seiten an den außerordentlichen Commissär Ostgriechenlands, während er bisweilen mit zitternden Lippen sich selbst zuflüsterte: „Ein Verhaftsbefehl wider alle Nichteingeborne..... wider alle, die die französische Sprache reden.... wider alle, die nicht ächte Peloponnesier, nicht aus Tripolitsa und vorzüglich alle, die nicht meine Freunde sind!.... Demokratie.... Tugend..... Freiheit.... Verhaftsbefehl.“

„Ziehet in den heiligen Kampf für den Glauben!“ schrie der Mann mit der Tiara, indem er aufsprang, und wie ein gottbegeisterter Priester, als wolle er den Segen sprechen, die Hände emporhob; „ziehet wider die Ketzer von Hydra! O! Tag der Schmach, da ich einst gefangen dahin geführt wurde! Anfänglich sperrten sie mich, wie einen Asketen vom heiligen Berge, in ein Kloster; später ließen sie mich los, und die Kinder von Hydra liefen hinter mir her, und riefen: Syntagma, Syntagma! Ich ging nach dem Hause des Laaros Kunduriotis, und fand ihn sitzend unter Ministern, Senatoren und Generälen Griechenlands. Die furchtlose Haltung des Greises und die stolzen Blicke, welche seine Mitverschwornen auf mich schleuderten, verwundeten, tödteten mich. Polysoidis mit seinem Apollon, die beiden Sutsos mit ihren patriotischen Gesängen, Sographos mit seiner phlegmatischen Gleichgültigkeit, Maurokordatos mit seinen durchdringenden Augen, Alle, Alle sollen ihren Lohn bekommen! Das fordert die Religion; das verlangt die Civilisation. Amen!“ —

So endigte die Versammlung. Der Verhaftsbefehl gegen den Verbannten ward sogleich an den außerordentlichen Commissär des östlichen Griechenlands gesendet; ein Theil des Rathes, die sogenannte Partei des Viaros, begab sich zu ihrem Patriarchen, um von demselben Abschied zu nehmen, da er noch in jener Nacht Griechenland zu verlassen beabsichtigte.

Der Graf Viaros, der frühere Präsident aller besonderen Kommissionen, der Aufseher und Vorstand aller öffentlichen Anstalten, der Loyola, welcher ungesehen den höllischen Orden der Spione leitete; der hundertarmige Briareus der Polizei, stand damals mit übereinandergeschlagenen Armen in seinem Zimmer, und die Haltung seines Körpers schien zu sagen: „Ich lieber Mensch, was thue ich Uebles?“ Einer

seiner treuen Diener packte draußen in aller Stille Geld in Kisten, damit das Geräusch desselben nicht in Griechenland, sondern nur in Korcyra wiederhallen möchte.

Nicht weit von ihm saß zitternd, mit blassem, eingefallenem, langgezogenem Gesichte, dünnen Waden und herumirrenden Augen, der berühmte Gesetzgeber Gennatas von Korcyra. Um ihn standen, gleich einer Leibwache, seine neuangekommenen Landsleute, die der ehrenhafte Minister ohne Fährgeld von dort hergeführt hatte, um, wie er sagte, seinen Anhang zu vervollständigen, und die er bereit war, ebenfalls unentgeldlich wieder dahin zurückzuführen.

„Du verläßt uns, edler Greis," sprach eintretend zu Viaros der Gerusiast; „Du gehst von uns? ... Das war stets das Schicksal tugendhafter Männer." — Freund! ich habe stets so viel Gutes zu thun gesucht, als ich vermochte. Aber meine unbedeutende Meinung wurde nie befolgt. Der Graf Augustinos soll Griechenland reformiren. Ich wünsche, daß der Improvisirte Stratarch glücklich seyn möge; ich wünsche, daß sein Schwert, wenn auch nur Eine Aehre Griechenlands gewinnen möge." — Sprach's, und seine Lippen lächelten, und die Falten seines Gesichts erglänzten, wie die schuppige Haut der Schlange.

Hierauf erhob seine zitternde Stimme Herr Gennatas und sagte, halb italienisch, halb griechisch: „Warum also wollen die Griechen mir so übel?" Was habe ich ihnen Böses zugefügt? Ich komme nicht aus meinem Hause; ich lasse mich nie auf den Straßen sehen. Aber meine Jurisprudenz und Gesetzgebung ist überall; sie steht auf dem Papiere; sie ist so rein, wie die Sonne." — „Der Neid und nichts Anderes," erwiderte der Gerusiast. „Verbannte sich nicht Lykurgos freiwillig, um seine Gesetzgebung zu heiligen? Auch Du gehst in die Verbannung, wie Lykurgos." — „Ja, ja, mein Theurer, gleich Lykurgos werde auch ich verbannt; ja, ja, gleich Lykurgos, gleich Lykurgos!" —

Indeß, nachdem wir so den beiden Grafen von Korcyra glückliche Reise gewünscht, wollen wir zu unserm Verbannten zurückkehren, den wir in Medinitsa, im Begriff nach Salamis zu gehen, um an dem Kampfe gegen Kapodistrias Theil zu nehmen, zurückgelassen haben.

Noch den nämlichen Tag, da er den Brief an Aspasia abgesendet, verließ er selbst Medinitsa, und nahm seinen Weg nach der berühmten Stadt des Kekrops. Bei seinem Eintritte in Athen ergriff ihn jene religiöse Ehrfurcht, womit edle Gemüther den erhabenen Tempel der Athene betrachten, und ganze Stunden verweilte er, im Anschauen des

großen Genius des Alterthums und der unsichtbaren, erhabenen Geister versunken, mit denen seine lebhafte Phantasie die Luft umher erfüllte. Mit entblößtem Haupte betrat er den Tempel des Theseus, und schrieb an eine seiner Säulen seinen Namen, indem er ausrief: „Unvergängliche Denkmäler höherer Geister, so möget ihr denn auch meinen unbekannten Namen den künftigen Geschlechtern der Griechen überliefern!“ Nachdenkend saß er eine Zeit lang auf der Pnyx, und mit einem tiefen Seufzer verließ er sie. Welcher Freund der Freiheit, welcher ächte Grieche kann die Rednerbühne des Demosthenes sehen, ohne daß die Haare seines Hauptes sich emporrichten?

Von Athen schiffte er auf einem Nachen nach Salamis, und begrüßte von Weitem mit hoher Begeisterung die Gefilde von Marathon. Schweigend neigte er sein Ohr nach dem Meere hin, gleich als wollte er die Todesklage der bei Salamis gebliebenen Barbaren aus der Tiefe vernehmen; und er rief in sein Gedächtniß jene Seeschlacht zurück, wo Xerxes, sitzend auf goldnem Throne, seine stolzen, schwerfälligen Dreiruderer in die Flucht geschlagen sah; wo, mitten im Kampf, ein helles Licht von Eleusis her erglänzte, und das thriasische Gefilde bis zum Meere wiedertönte, als ob viele Menschen zugleich die Mysterien des Jakchos feierten.

Nachdem er in Salamis an's Land gestiegen war, besuchte er zuerst das Grab des Georgios Karaïskos, nach welchem auch ferner die Blicke der Nachkommen voll Bewunderung gerichtet seyn werden. Dann suchte er die Wohnung des Unterbefehlshabers des Karaïskos, des Georgios Wasos, auf, und kam auf diesem Wege an einer schönen Inselquelle vorüber, wo eben viele Salaminierinnen beschäftigt waren, Wasser in Krügen zu schöpfen.

Er gelangte endlich zum Hause des homerischen Helden Wasos, wo ihn, mit der Spindel in der Hand, die kluge Penelope des Kriegers mit freundlichem Gruße empfing. Bald nachher erschien auch dieser selbst zu Pferde, mit vielen Begleitern von einem Ritte zurückkehrend, und der Hof erfüllte sich alsbald mit Soldaten und Pferden. Nach den gewöhnlichen, gegenseitigen Begrüßungen begannen die beiden Freunde sofort über den Zustand der griechischen Angelegenheiten sich zu besprechen.

„Maina,“ also begann der Verbannte, „ist von den Mitgliedern der Familie Mauromichalis für den Aufstand gewonnen worden, und kämpft bereits wider Kapodistrias. Aber von allen Seiten von dessen Heeren eingeschlossen, können sich die Mainoten nicht über die Eparchien des Peloponneses verbreiten und die Behörden des Kapodistrias

verjagen. Hydra iſt nicht mächtig genug, gegen den Präſidenten in die Schranken zu treten, der von der ruſſiſchen Flotte unterſtützt wird. Würde dagegen auch das griechiſche Feſtland die Waffen gegen ihn ergreifen, ſo würden die Dinge eine andre Geſtalt gewinnen, und Kapodiſtrias wäre ſicher gezwungen, die Zügel der Herrſchaft niederzulegen." — „Lies, was mir Joannis Kolettis ſchreibt," erwiderte Waſos, indem er einen Brief aus dem Gürtel hervorzog. „Dieſer nämlich räth uns, den geſammten Militärhäuptlingen des feſten Griechenlands, noch zur Zeit, und bis zur Zuſammenberufung der Nationalverſammlung, neutral zu bleiben; dann aber, wenn Kapodiſtrias durch den Krieg mit den Mainoten und mit Hydra geſchwächt ſeyn würde, ſollen wir plötzlich mit der Macht des griechiſchen Feſtlandes in der Nationalverſammlung erſcheinen, und die kapodiſtrianiſche Herrſchaft zu Boden werfen." — „Dem Kolettis," antwortete der Verbannte, „mag es vortheilhaft ſeyn, auf ſolche Weiſe zu handeln. Wir aber wollen offen zu Werke gehen. Hydra iſt nicht fähig, noch lange Zeit zu widerſtehen, und wenn nicht eine bedeutende Bewegung des griechiſchen Feſtlandes den Kapodiſtrias verhindert, ſeine ganze Macht gegen jene Inſel zu vereinigen, ſo wird er in Kurzem Hydra überwältigen; und iſt er dann einmal mächtig geworden, ſo dürfte es ſchwer ſeyn, ihn der Herrſchaft zu berauben." — „Auch ich bin Deiner Meinung," ſprach Waſos. — Warum warten wir alſo? Auf! und laß uns die Fahne der Konſtitution erheben." — „Aber, ſiehſt Du nicht, daß die Schiffe des Kapodiſtrias mich eingeſchloſſen haben und alle meine Schritte bewachen?" — „So laß uns nach Hydra ſchreiben, und durch eine von dort uns geſendete Seemacht können wir uns von ihnen befreien." — „Das öſtliche Griechenland kann nur meinem Freunde Griſiotis und mir folgen. Mit den Häuptlingen Weſtgriechenlands dagegen habe ich mich noch nicht verſtändigt." — „So laß uns an die Griwäer ſchreiben, an Tſongas und an Andreas Iskos." —

Den nächſten Tag wurden Briefe nach Hydra und Boten nach dem griechiſchen Feſtlande geſendet, und auf dieſe Weiſe ward der Ausbruch des allgemeinen Aufſtandes vorbereitet.

III.

Unterdeſſen war der Verhaftsbefehl wider den Verbannten an den außerordentlichen Commiſſär des öſtlichen Griechenlands, der ſich in der

Stadt Livadia befand, abgegangen. Mitternacht war bereits nahe; aber der ſchlafloſe Commiſſär ſaß noch vor einem offenen eiſernen Kiſtchen, worin er ſeine Schätze verborgen hatte, überzählte ſeine ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen, ſeinen früheren und neueſten Gewinn, wickelte die einzelnen goldenen und ſilbernen Münzen, die er zu verſchiedenen Epochen und in verſchiedenen öffentlichen Dienſten dem griechiſchen Staate geſtohlen hatte, in einzelne, beſonders beſchriebene Papierchen, und wies jedem nach Ordnung der Chronologie ſeinen beſtimmten Platz an. Nach dieſer Arbeit holte er ſein ziemlich ſtarkes Ausgabe- und Einnahmebuch herbei, um in daſſelbe die außerordentlichen Ausgaben des laufenden Monates, deren Bezahlung von Seiten der Regierung er beantragen wollte, zu ſchreiben, indem er mit rothen Buchſtaben auf weißem Papiere, und mit der größten Genauigkeit, einen jeden Poſten ſeiner Rechnung in folgender Weiſe angab:

	Phoin.	Lept.
Für geheime Ausgaben der Polizei	2000.	1.
Den Demogeronten der Städte, Marktflecken und Dörfer, für ihre Hingebung an Se. Excellenz .	3500.	—
An drei, Sr. Excellenz beſonders treue Geiſtliche .	500.	—
An mehre Soldaten, die dadurch, daß ſie an den Bewegungen der Rebellen keinen Theil genommen, eine beſondere Anhänglichkeit an Se. Excellenz bewieſen	1000.	—
Für die Reiſen des außerordentlichen Commiſſärs zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und zur Befeſtigung der Herrſchaft Sr. Excellenz	1999.	99.
Für Beſchlagung der Pferde des außerordentlichen Commiſſärs, um überall hinzureiten und den Plänen der Aufrührer zuvor zu kommen . .	550.	40.
Für eine glänzende Illumination nebſt Feuerwerk, 3 Tage und 3 Nächte hindurch, zur Feier des letzten Sieges der Regierungstruppen über die Conſtitutionellen in Maina	450.	—
Summa	10,000.	40.

Indem er ſo die Hauptſumme der Phoiniken, die er in Kurzem zu beſitzen hoffte, überſah, und in einem Meer von Wolluſt ſchwamm, ward an die Thüre ſeines Zimmers gepocht. „Wer da?“ rief der Commiſſär, indem er aus ſeinem ſüßen Rauſche erwachte. — „Ein

Courier iſt ſo eben aus Nauplion mit einem wichtigen Schreiben angelangt," antwortete der Sekretär der außerordentlichen Commiſſion, indem er eilig, den Befehl gegen den Verbannten in der Hand haltend, eintrat. — „Ueber die ewigen Couriere und Schreiben!" rief der Außerordentliche. „Ich vergehe vor beſtändigen Arbeiten zum Beſten des Vaterlandes. Ueber die vielen Schreibereien werde ich noch um meine Augen kommen. In der That! das griechiſche Volk iſt uns goldene Ehrenſäulen ſchuldig, wenn es einſt ſeine Freiheit erlangen ſollte. — Lies das Schreiben, Secretär!"

Nachdem dieſer es geleſen, ſprach der Außerordentliche, voll Zorn: „Der Herr Miniſter des Innern windet uns nun ſchon ſeit zwei Monaten Kränze der Unſterblichkeit und errichtet uns Tempel des Ruhms, wenn wir die Einkerkerung Dieſes, die Flucht Jenes, die Vernichtung eines Dritten u. ſ. w. durchſetzen. Aber für ſich ſelbſt errichtet der Herr Miniſter nicht ſolche Tempel der Unſterblichkeit in der Luft; wohl aber baut er ſich ein Paar ſteinerne Häuſer in Nauplion. Närriſche Menſchen! Da ſitzen ſie in Nauplion, und befehlen, als ob ein jeder von ihnen der Kaiſer von China wäre. Möchten ſie doch nur einmal heraus und hieher kommen, und lieber Alle auf Einmal einſperren; denn das ganze Volk iſt bereit zum Aufſtande. Wie in aller Welt kann nur der Herr Miniſter verlangen, daß ich Den, den er mir bezeichnet, ergreifen laſſen ſolle, da alle Militärhäuptlinge des griechiſchen Feſtlandes ſeine Freunde ſind, und da er jetzt, wie mich der Polizeidirektor von Salamis benachrichtigt, bei dem General Waſos ſich aufhält! Schreibe daher immerhin an den Polizeidirector von Salamis, daß Ehrenſäulen für ihn bereit ſeyen, und daß ſein Name in's Buch der Unſterblichkeit eingetragen werden ſolle, wenn er ſo ſchnell als möglich gegenwärtigen Befehl vollzieht. Verſchwende an ihn alle die Lobſprüche, womit man mich ſelbſt überſchüttet. Gelingt es ihm, gut; wo nicht, und der Herr Miniſter geräth darüber in Zorn, ſo laſſe ich mir deßhalb auch noch kein graues Haar wachſen. Eile, Secretär, und fertige das Schreiben, damit ich es unterzeichne, wenn ich ausgeſchlafen habe.... Ach! im Dienſte des Vaterlandes bin ich ermattet; wie eine Kerze, die über Griechenland geleuchtet, bin ich vergangen!" —

Am zehnten Auguſt empfing der Polizeidirector von Salamis den Befehl wider den Verbannten. Dieſer Mann ſchien von der Natur nur dazu geſchaffen zu ſeyn, das Geſchäft eines Spions unter Joannis Kapodiſtrias zu beſorgen. Er war durch Feuer und Waſſer gegangen; hatte alle Epochen des griechiſchen Aufſtandes durchgemacht; hatte nach

einander allen Regierungen Griechenlands gedient; war mit ihnen gefallen, hatte sich aber bald wieder nach dem Falle erhoben, wie eine Katze, die von einem Dache auf die Erde fällt, aber sogleich wieder auf allen Vieren steht. Er war ganz Freude und Heiterkeit, wenn er die Regierung, unter welcher er diente, wanken sah, da er die Hoffnung hatte, daß seine Habsucht in der Schwäche derselben eine um so reichere Quelle für Mißbräuche aller Art finden werde, und er, wie der Fuchs im Winter, der Heerde des griechischen Staates auflauerte. Bis zur Götzendienerei dem Joannis Kapodistrias ergeben, bewahrte er, wie heilige Reliquien, in einer goldenen Kapsel, die er am Halse trug, einige eigenhändige Schreiben des Präsidenten von Griechenland an ihn, womit damals Se. Excellenz auch niedrige Bürger Griechenlands aus höheren Rücksichten zu beehren pflegte.

Kaum war diesem Manne der Verhaftsbefehl eingehändigt worden, und seine Augen erglänzten vor Freude über die ihm dargebotene Gelegenheit, seine unbegränzte Hingebung an den Präsidenten zu beweisen. Er hatte unter seiner Wache zwei Offiziere, zwei Spürhunde, die er, wenn er auf irgend Etwas Jagd zu machen hatte, an die Spitze seiner fünfzig Soldaten stellte. Diese rief der Polizeidirector alsbald zur Berathschlagung herbei. Nachdem er ihnen einige aufmunternde Worte gesagt und ihren Ohren mit den süßen Klängen einer Goldbelohnung geschmeichelt hatte, begannen die noblen Herren alsbald ihre langen Schnurrbärte zu drehen, und fragten voll Ungeduld nach dem, was der Polizeidirector eigentlich von ihnen begehrte. „Verlangst Du," sprach der Eine, „daß ich Dir seinen Kopf bringe, gleich wie ich mir einen jeden Morgen einen Schaafskopf von der Fleischerbank nach Hause bringe?" — „Oder willst Du," fragte der Andere, „daß ich Dir ihn lebendig fange, wie der Winzer den Fuchs in seiner Schlinge fängt?" — „Hört mich," erwiderte mit leiser Stimme der Polizeidirector, „bedenket vor allen Dingen wohl, daß er die Gastfreundschaft des Wasos genießt, und daß es daher nothwendig ist, ihn außerhalb der Wohnung desselben und plötzlich aufzugreifen; außerdem würde die ganze Insel in Aufruhr gerathen. Denn Ihr wißt, daß Wasos über hundert Soldaten bei sich hat." — „Ob wir ihn wohl festzuhalten suchen, wenn er ausreitet?" fragte der Eine. — „Da würde selbst der Teufel nicht im Stande seyn, ihn zu fassen," sprach der Andere. — „So wollen wir ihn, wenn er allein ausgeht, zu ergreifen suchen. Ich will erforschen, nach welcher Gegend er zu gehen pflegt; Ihr aber haltet Euch auf alle Fälle bereit!"

Sogleich begann der Polizeidirector auf den Verbannten Jagd zu machen, ähnlich dem unermüdlichen Fischer, der mit der Angel in der Hand dem vorüberziehenden Fische auflauert.

Eines Abends war der Verbannte in düsterer Stimmung allein ausgegangen, um sich zu zerstreuen, und hatte den Weg nach dem einsamen Gestade des Meeres eingeschlagen; theils überdachte er die traurige Lage Griechenlands, theils zählte er die Tage, seitdem er den Brief an Aspasia abgesendet hatte, und bekümmerte sich über ihr langes Schweigen.

Während er so, in trübe Gedanken versunken, dem Getöse der Wellen horchte, gewahrte er ein sechs- bis siebenjähriges Kind, das aus einer halbverfallenen Kirche, in deren Nähe er sich befand, mit flehenden Händen auf ihn zukam und, ihn gleich einem Hunde am Saume des Kleides mit sich fortziehend, ausrief: „Komm und hilf meiner Mutter!“ Der Verbannte folgte seinem kindlichen Führer und stand nach wenigen Schritten vor einem jungen Weibe, das, auf einem Strohlager liegend, einen halbzerbrochenen Krug mit wenigem Wasser und einige Stücke Schwarzbrod neben sich hatte. „Gott hat Dich hiehergeführt,“ sprach die Unglückliche mit schwacher Stimme und nur mit Mühe den Kopf emporrichtend. „Bald werde ich vor Schwäche und mein Kind vor Hunger sterben,“ fügte sie hinzu, indem sie mit ihren bleichen Händen ihre Brust bedeckte und mit der Hülle der Schaam ihre Nacktheit, zu der die Armuth sie verdammt hatte, verhüllte. — „Wie bist Du in diesen Zustand gerathen, Weib?“ fragte der Verbannte mit zitternder Stimme. „Hast Du keinen Verwandten?“ — „Der Tod hat mir vor drei Jahren den Mann im Kriege dahingerafft, und seit dieser Zeit bewohne ich diese verfallene Kirche. Mit meiner Hände Arbeit habe ich mir die nöthigen Lebensbedürfnisse verdient. Vor einem Monate ward ich krank, und eine arme alte Frau, Gott lohne es ihr! nahm sich meiner an. Aber auch sie wurde krank und verließ mich, mit dem Versprechen, wiederzukommen, sobald ihre Kräfte es gestatten würden. Seit drei Tagen erwarte ich sie, verhungert und verdurstet; denn ich wage nicht, meine vertrockneten Lippen mit diesem Tropfen Wassers zu befeuchten und von diesen Bissen trocknen Brodes zu essen, so lange ich noch die Hoffnung habe, das Leben meines Kindes zu fristen.“

Der Verbannte legte mit freigebiger Hand einige Goldstücke auf das Bett der Leidenden, das Gesicht abwendend, um seine Thränen zu verbergen. „Edler Fremdling,“ sprach sie mit lieblicher aber schwacher

Stimme, „wie soll ich Deine Wohlthat vergelten?“ — „Durch Deine Genesung,“ erwiderte der Verbannte. — „Ach!“ entgegnete Jene, „meiner Stunden sind nur noch wenige; daher wünschte ich, ehe ich sterbe, zu beichten und das heilige Abendmahl zu nehmen.“ — „Du darfst nicht verzweifeln. Gott wird Dir Deine Jugend und Deine Gesundheit zurückgeben. Verlangst Du aber darnach, Deine Schuldigkeit als Christin zu erfüllen, so werde ich eilen, Dir einen Geistlichen zu senden.“

Alsbald nach seiner Rückkehr in seine Wohnung sandte der Verbannte nach einem Priester, der oft das Haus des Wasos besuchte. Dieser Priester war fast sechszig Jahre alt. In der festen Ueberzeugung, daß man durch anhaltendes Fasten die Vergebung für Uebertretung der göttlichen Gebote sich erkaufen könne, enthielt sich der Mann nicht nur des Mittwochs und Freitags, so wie die vier Fastenwochen im Jahre, sondern auch an den Tagen vor den Festen, aller Fleischspeisen. Dadurch war er freilich einem Skelette nicht sehr unähnlich geworden, und er hatte das Ansehen Kains oder vielmehr das der Bohnen, womit dieser sich nährte. Allein auch unter dem Panzer einer solchen äußeren Enthaltsamkeit war er gleichwohl der Verdammniß nicht entgangen. Wie Judas, sagte man, liebte auch er das Geld, und man gab ihm Schuld, daß sein kahler Graukopf nach der erzbischöflichen Tiara strebte. Aus diesem Grunde näherte er sich auch besonders dem Polizeidirector von Salamis und schrieb oft an Se. Excellenz, indem er seine Briefe an denselben mit Lobreden und Sprüchwörtern Salomonis anfüllte.

Dieser Mann war es, den der Verbannte bat, zu der Kranken am einsamen Ufer zu gehen und ihr die letzten Tröstungen der Religion zu reichen. Der heilige Mann war anfangs nicht wenig unentschlossen; denn er hatte keine große Lust, einen solchen Weg umsonst zu machen. In der Meinung jedoch, daß dieß seinen guten Ruf nur vermehren könne, fügte er sich endlich der Bitte des Verbannten und machte sich, wenn schon nicht ohne Murren, sogleich auf den Weg. Beim Weggange aus seiner Wohnung fand er zufällig den Polizeidirector, der ihn zwei oder dreimal in der Woche zu besuchen pflegte, um von ihm die geheimen Gesinnungen seiner Beichtkinder zu erfahren. „Ich komme, mein Sohn, von Wasos und gehe, die Beichte einer Kranken anzuhören,“ sprach er zu dem Polizeidirector, indem er tief seufzte, und sich im Voraus ängstigte, daß er leicht Gefahr laufen könne, seine Sandalen auf den rauhen Felspfaden zu zerreißen. „Lei-

der wohnt jene Kranke etwas weit von hier, in jener alten verfallenen Kirche, die Du dort ſiehſt. Um Dir die Wahrheit zu ſagen, ſo gehe ich nicht aus freien Stücken, ſondern nur auf Bitten jenes gottvergeſſenen Fremden, von dem Du mir vorgeſtern nach der Meſſe ſagteſt, daß ich ein beſonderes Augenmerk auf ihn haben ſollte." — „Und wer, heiliger Vater, iſt das Weib, zu dem Jener Dich ſendet?" — „Ich kenne ſie nicht, ſie iſt hilfsbedürftig, und unſer Fremder ſcheint an ihr großen Antheil zu nehmen." — „Wahrhaftig! da kommt mir eine ſchöne Idee bei. Du weißt, Vater, daß ich gegen ihn einen Verhaftsbefehl habe; daß ich aber offen nichts gegen ihn thun kann, da er ſich in dem Hauſe des Waſos aufhält, und ſtets, wenn er ausgeht, von vielen Soldaten begleitet iſt. Ich wünſche daher, daß Du mir den Dienſt erweiſeſt und ihm von Seiten jener Frau ſageſt, daß ſie, ehe ſie ſterbe, ihn noch einmal, und zwar ſogleich, zu ſehen und insgeheim zu ſprechen verlange. Auf ſolche Weiſe würde unſer Freund ſicher in die Falle gehen." — „Was ſagſt Du? Soll ich zum Verräther und Lügner werden?" — „Wie, mein Vater? Ehreſt Du ſo wenig die Befehle des Präſidenten? Gib dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt. Bedenke, daß der erzbiſchöfliche Stab Deiner harret, wenn Du mich hörſt und mir bei Vollziehung des Befehls des Präſidenten beiſtehſt." — „Der erzbiſchöfliche Stab?... Nun! dann freilich kann ich Dir nicht länger widerſtehen. Dein Wille, Herr, geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden!" —

Nachdem Beide hierauf noch weiter die Ausführung des Verraths beſprochen hatten, ging der Prieſter, ſtatt zur Beichte der Frau, zum Verbannten; andererſeits bemannte der Polizeidirector ein Fahrzeug mit Soldaten und ſandte es ſogleich mit den nöthigen Befehlen nach der gegenüber liegenden Küſte, während er die beiden Offiziere ſeiner Wache mit acht andern Auserwählten hinter eine Anhöhe, in der Nähe der alten Kirche, verbarg.

Die Sonne war untergegangen, und der Mond warf ſeinen ſilbernen Schimmer auf die Erde hernieder. Der Verbannte, von dem ruchloſen Prieſter verrathen, näherte ſich bereits der Kirche, als auf einmal die verſteckten Soldaten ihn umzingelten. Mit den Worten: „ergib Dich uns!" ſprangen die beiden Anführer, der Eine mit entblößtem Säbel, der Andere mit geladener Piſtole auf ihn zu. Obgleich unbewaffnet, widerſtand dennoch der Verbannte eine Zeit lang; endlich aber überwältigt, ward er in das am Ufer ſeiner harrende Fahrzeug geſchleppt, das

ihn hierauf mit Hilfe mehrer Anderer alsbald nach der, die Insel in Abhängigkeit haltenden Flotille des Kapodistrias brachte; von dort ward er mit Bedeckung nach Nauplion gesendet, wo er am Abende des 25. August eintraf.

Joannis Kapodistrias befahl, ihn sogleich zu ihm zu führen, entweder weil er wünschte, ihn für sich zu gewinnen, oder weil er, noch einen Schatten politischer Scheu bewahrend und die Meinung seiner Opfer selbst noch nicht ganz verachtend, sich sogar bei denen, die er verfolgte, zu rechtfertigen suchen wollte.

Der Präsident bewohnte damals den Palast, der nach anderthalb Jahren bestimmt war, den vom Schicksal erwählten König der Griechen aufzunehmen. In dem Zimmer, wo später der junge Monarch die Freude und die Hoffnung Griechenlands empfing, stand Jener damals in einsamer Abgeschiedenheit und gehaßt vom trauernden Griechenland. Vor ihm auf dem Tische lag in einer Kapsel die geheime, lügenhafte Korrespondenz mit den verschiedenen Höfen, wodurch er die Sclaverei Griechenlands auch nach dieser Seite hin vorbereitete.

Unruhig ging er auf und ab, indem er nur bisweilen zum Fenster hinaus sah, und der Anblick des sich erhebenden griechischen Volks stürzte ihn in ein Labyrinth entgegengesetzter Betrachtungen, als die Thüre sich öffnete und ihm die Ankunft des Verbannten gemeldet wurde. „Er komme allein," rief Kapodistrias, „und die Wache soll ihn draußen erwarten." Nachdenklich heftete er die Augen auf die Schwelle der Thüre, durch welche er kommen sollte, und biß die Lippen zusammen, gleich als wolle er eine innere Unruhe zurückdrängen, die schon im Begriff stand, in seinen Zügen sich zu offenbaren. In diesem schweigenden Zustande blieb er auch noch einige Augenblicke, nachdem der Verbannte bereits eingetreten war. Dann brach er das Schweigen, und sprach: „Nun wohl! Ihr habt mich zu dieser Stellung gezwungen, die ich niemals wollte. Ihr klagt mich als willkürlich an. Nur Ihr habt mich dazu gemacht, Ihr, theils offenbare Rebellen, theils geheime Agenten oder Verkünder revolutionärer Ideen. Oder wie? habt Ihr mich etwa darum aus der Schweiz hergerufen, um mich zu einem Spielballe vor der politischen Welt zu machen? Darin irrt Ihr Euch; meine Sendung geht nicht von Euch aus, sie kommt von Höheren. Ich bin der Gesandte der verbündeten Mächte. Diese haben, nach der Abdankung Leopolds, Griechenland in meine Hände gegeben, und mit meinen Händen will ich den Dämon der Volksherrschaft zügeln, der auch hier Alles zu ver-

rücken droht. Dieſe, die Staaten vernichtenden Grundſätze, dieſe franzöſiſchen Träumereien, die Ihr Ideologen auch nach Griechenland bringt, — ich ſelbſt habe ſie ſchon früher in Europa verfolgt; und ich will gegenwärtig die weißen Haare meines Hauptes nicht ſchänden, indem ich ein Syſtem annehme, das ich dreißig Jahre hindurch bekämpft habe. Aber ich weiß es, nicht Ihr ſeid die eigentlichen Urheber dieſer Unruhen. England und Frankreich ſind es, die Euch im Geheimen aufwiegeln, weil ſie mir dann vorwerfen wollen, daß ich, der Präſident, vom Volke gehaßt würde, und weil ſie mich aus dieſem Lande zu entfernen wünſchen, da ich allein ihre Zwecke durchſchaue, da nur ich allein Griechenland bin. Aber noch habe ich Schiffe, Soldaten und Geld, noch bin ich Präſident von Griechenland, und ich will deſſen würdig ſeyn. Schneidet Ihr mir das ägaeiſche Meer ab, ſo halte ich mich an das feſte Land von Griechenland und an den Peloponnes; raubt Ihr mir auch das Feſtland, ſo bleibe ich in dem Peloponnes; nehmt Ihr mir auch dieſen, ſo bleibe ich in Nauplion; würde mir auch dieſes entriſſen, ſo ſteige ich nach Palamidi, und von Palamidi herab werde ich, der Präſident von Griechenland, ganz Griechenland vernichten und Euch unheilbare Wunden zurücklaſſen."

„Beneidenswerthes Andenken, das Du den künftigen Geſchlechtern zu hinterlaſſen beabſichtigſt!" — rief der Verbannte mit flammenden Augen und glühenden Wangen. „Aber auch hier noch, noch in dieſer Welt gibt es ein unbeſtechliches Gericht zwiſchen den Herrſchern und Beherrſchten, ein Gericht, das edle Seelen achten und fürchten: das Gericht der öffentlichen Meinung. Die mächtige Stimme dieſes Gerichts vermögen weder Deine Einkerkerungen, noch Deine Verweiſungen, noch Deine Bajonette zu unterdrücken. Wo, Präſident, iſt jener Enthuſiasmus der Griechen, die von allen Seiten zuſammen ſtrömten, um Dich zu ſehen und zu begrüßen, da Du zum erſten Male dieſen Boden betrateſt? Damals hatte Griechenland nur Ein Auge, und es richtete es auf Dich; nur Ein Ohr, und es war Dir zugewandt; nur Eine Seele, und ſie war Dir ergeben. Ich erinnere mich noch des Tages, da Du in Aegina erſchieneſt. Das Volk, geſchmückt mit Myrten und Lorbeer, erfüllte die Straßen, um Dich zu begrüßen. Selbſt Themiſtokles, nach ſeinem Siege bei Salamis, empfing nicht ſolche Zeichen griechiſcher Dankbarkeit. Was iſt aus jener unbegrenzten Verehrung, jener gänzlichen Hingebung aller Klaſſen des Volks geworden? Wende Deine Augen umher und ſiehe die Oede, die Dich heute umgibt; ſiehe die Kluft, die Du zwiſchen Griechenland und Dir geöffnet haſt!"

Bei dieſen ſo wahren Worten des Verbannten, bei dieſer ſo lebendigen Erinnerung an die ihm früher zu Theil gewordene Liebe, blieb Kapodiſtrias nicht ungerührt, und eine gewiſſe, ihm ſonſt fremde Freundlichkeit erheiterte ſein finſteres Geſicht.

Der Verbannte fuhr fort:

„Welch mächtiges Gefühl treibt jetzt alle Glieder des griechiſchen Staates zu einer einzigen Bewegung und nimmt allen ihren Willen, ihr ganzes Streben, alle ihre Gedanken in Anſpruch? Iſt es nöthig, es Dir zu ſagen? Es iſt unvertilgbare Liebe zur Freiheit; ſie, die einſt unſere Vorfahren in den perſiſchen Krieg führte, die vor zehn Jahren auch uns zu dem Kampfe für die Unabhängigkeit antrieb, ſie iſt es, die auch jetzt unſere Seelen zum Kampfe gegen Dich mit dem Zauber der Hoffnung anfeuert. Die ſchwüle diplomatiſch-polizeiliche Luft, die Dich umgibt, ſchnürt uns die Bruſt zuſammen. Mitten unter den Verbannungen und Verhaftungen mit feſten Schritten das Ziel der Freiheit erſtrebend, dünken wir uns heute weniger unglücklich zu ſeyn, als geſtern, da wir noch nicht offen verfolgt wurden, ſondern vielmehr unter der Grabesdecke, die Du über uns Lebende geworfen hatteſt, nur mühſam athmeten. Gegenwärtig erfüllt in Bergen, Thälern und Städten nur Eine Stimme, die Stimme des getretenen Volkes, die Luft. Höreſt nur Du nicht dieſe Stimme? oder tönet nur Dir ſie vergeblich in die Ohren?“ —

Kapodiſtrias ſchlenderte zornfunkelnde Blicke auf den Verbannten, und ſeine vor Wuth zitternden Lippen vermochten kein Wort hervorzubringen. Der Verbannte dagegen, der in ſeinem Innern die Nothwendigkeit erkannte, ſeinen ganzen Unwillen wider den Präſidenten auszuſchütten, fuhr von Neuem furchtlos alſo fort:

„Du haſt uns zu Heloten gemacht, und verlangſt nun, wir ſollten ſchweigen? Unſeren freien Senat haſt Du in eine ſclaviſche Geruſia verwandelt, die ſchamlos Deinem Willen gehorſam iſt. Die Gerichte, dieſe heiligen Beſchützer der Ehre und des Lebens der Bürger, ſind die Werkzeuge Deiner kleinlichen Rache geworden. Aus unſern Schulen iſt Platon und Ariſtoteles verbannt. Unſere Städte ſind Schauplätze Deiner Verfolgungen geworden, und Polizeidirectoren und Gouverneure, Deine außerordentlichen und ordentlichen Rathgeber, erfüllen dieſelben mit Proſcriptionsliſten. Nauplion ſelbſt iſt ein Gefängniß geworden, wo vergeblich die Unſchuld weint, und wo über unſern Häuptern der

greiſe Held von Sparta als Märtyrer in Feſſeln ſchmachtet. Der Zuſtand, in welchen Du uns verſetzt haſt, iſt endlich der göttlichen Erbarmung würdig geworden."

„Genug! genug!" rief Kapodiſtrias, vor innerer Unruhe unfähig, zuſammenhängend und deutlich zu ſprechen, und zog die Klingel. „Ergreift ihn!" bedeutete er die eintretende Wache; „nach Wurdſchi mit dem Rebellen ... nach Wurdſchi!"

Der Verbannte mußte ganz Nauplion durchwandern, um nach dieſem, im Meere gelegenen Kaſtell zu gelangen, als plötzlich auf der Straße, welche nach dem Platze des Platanos führt, Augerinopulos vor ihm ſtand. Ein höhniſches Lächeln ging über das Geſicht ſeines unerbittlichen Feindes. Bei dieſem Anblicke fühlte ſich der Verbannte noch heftiger von innerer Wuth ergriffen, und ſagte zu den ihm folgenden Bürgern: „Unglückliche Griechen! Die Schlöſſer, die wir mit Strömen Bluts den Händen der Barbaren entriſſen haben, damit ſie uns Bürgen der Freiheit ſeyn ſollten, ſind nun zu Zwingern für uns geworden. Erhebt Euch endlich, Ihr, die auch in dieſer Stadt das ſchwere Joch der Tyrannei zu Boden drückt, erhebet Euch! Der bevorſtehende Kampf iſt ein Kampf des Volks, ein heiliger Kampf, der Kampf um die Wiedergeburt Griechenlands. Selig Ihr, die Ihr ihm beitretet! verflucht aber Ihr alle, die Ihr gegen ihn kämpfet! Oder — hätten wir den Kampf wider die Barbaren gekämpft, und unſere Kinder wären geopfert und verſtümmelt, das Haar auf unſern Häuptern wäre vor der Zeit grau geworden, und wir hätten Nichts gewonnen, als eine ſchmachvollere Knechtſchaft, denn die frühere?"

Bei dieſen Worten trat er durch die kleine Pforte, die zum Meere führt. Einige harmloſe Kaufleute Nauplions, welche in der Nähe in einem Laden verſammelt waren, erblickten mit Grauſen in dem Vorübergehenden ein neues Opfer der Tyrannei. „Wieder ein Gefangener!" rief ſeufzend einer unter ihnen, der ausgezeichnetſte von allen an Verſtand und Anſehen. „Verbannungen, Einkerkerungen und alle jene Mittel der Gewalt und der Verführung werden ſchonungslos angewendet zur Ertödtung des Volksgeiſtes. Der Abgrund liegt offen vor uns, und er droht uns alle zu verſchlingen. ... Und wo leben wir? Ich wähne in der That oft, in Konſtantinopel zu ſeyn, wo zur Zeit des Beginnens unſers heiligen Kampfes die Henker ohne Unterſuchung Geiſtliche und Weltliche ergriffen und hinopferten." — „Still!" rief dazwiſchen ein Anderer, „damit uns Niemand höre. Heutzutage haben

auch die Wände Ohren, und sogar des Nachts schleichen sich Spione in die Wohnungen, um die häuslichen Geheimnisse zu erspähen." — „Die Nation," erwiderte der Erstere, „besteht jetzt nur aus Solchen, die Anderen auflauern, und Solchen, denen aufgelauert wird; Treu und Glaube ist selbst unter Brüdern verschwunden, und alle geselligen Bande sind aufgelöst. Es ist in der That kaum glaublich, und doch nicht minder wahr, daß Bäcker und Gemüsehändler des Nachts zum Präsidenten gehen und ihm hinterbringen, was sie gehört oder auch nicht gehört haben, und daß sie aus seinen eigenen Händen den Lohn ihres Verraths und ihrer Verläumdungen empfangen." —

Unterdessen war der Verbannte an das Ufer gekommen; er stieg mit seinen Begleitern in das Fahrzeug, das für ihn bestimmt war. Er sah die Berge umher, die die Natur selbst zu Bollwerken der griechischen Unabhängigkeit errichtet; er sah den argolischen Meerbusen, den berühmten Zeugen jener Seeschlacht, die im Jahre 1822 Griechenland errettete; und mancherlei Gedanken zogen durch seine Seele. Ach, wie verschieden sind doch die Leidenschaften, die das menschliche Herz in dem nämlichen Augenblicke bewegen! Und wie konnte es anders seyn, als daß auch ein süßes Gefühl das eigene Herz des Verbannten in jenem ernsten Augenblicke durchschauerte!

Kein Lüftchen regte sich, und das Fahrzeug, welches ihn nach dem Kastell Wurdschi führte, durchschnitt in schnellem Fluge die Meeresfläche, in der sich der klare Vollmond von den Höhen Palamidi's herab spiegelte. ...

Wer aber ist jene göttergleiche Jungfrau, die unbeweglich, wie eine Bildsäule, auf dem Dache jenes Hauses steht? Gleichet sie nicht der marmornen Aphrodite des Praxiteles, deren bräunliche Schönheit die Gefangenschaft unter dem Himmel Etruriens zu betrauern scheint? Der Blick der Jungfrau ist unverwandt auf das fliehende Fahrzeug gerichtet, ebenso, wie auf dem Schiffe die Magnetnadel fest nach Norden zeigt. Schwarz ist ihr Gewand, aber nicht wie das der Gefallsüchtigen, die auf diese Weise die Lilien ihres Busens um so mehr zu enthüllen bemüht ist, oder die absichtlich mit den, die Schönheit erhöhenden Reizen der Melancholie sich schmücket; es ist die treue Hülle der trauernden Seele, der Ausdruck ihres bekümmerten Gemüthes. Auf ihren Lippen schwebt ein süßer Schmerz, und ihre thränenvollen Augen richten sich bisweilen von dem Fahrzeuge gen Himmel, als wollten sie auf dasselbe den göttlichen Beistand herabflehen. ... Doch welch ein

Klageton unterbrach auf einmal die Stille der Nacht und bebte lange nach, gleich dem zitternden Klange der plötzlich gesprungenen Saite? ... Die klagende, trauernde Jungfrau war die unglückliche Aspasia, die beim Anblicke des Geliebten, der im Begriffe stand, in die Nacht des Gefängnisses geworfen zu werden, den Laut der Verzweiflung ausstieß und ohnmächtig niedersank.

— — — — — — — — —.

Die Jagdpartie eines Künstlers.

Mery, der bekannte Provençalische Dichter erzählt folgende heitere Geschichte in dem neuesten Hefte der Revue de Paris:

Im Monat Oktober 1811 oder 1812 jagte Herr Chay, ein fröhlicher Hagestolz und einer der vorzüglichsten Künstler des mittägigen Frankreichs vor den Thoren von Marseille unweit des Meeres; es war früh 5 Uhr.

Die Jagd im Süden ist von der Jagd im Norden sehr verschieden. Hier fehlt es nicht an Jägern, wohl aber an Wildpret, und die Jagd ist mit vielen Beschwerlichkeiten und Unkosten verknüpft. Der Jäger steht um 3 Uhr des Morgens auf und macht 1 oder 2 Stunden in Gesellschaft einer Ladung von Käfigen bis zu seiner Jagdhütte, die Poste genannt wird. Hier hängt er seine Käfige voll Vögel an die Zweige, begibt sich in seine Hütte, legt sein Gewehr, gukt nach den Sternen, denkt nach, geht auf und ab um sich zu erwärmen, kaut Tannen-Nadeln, athmet den Duft des Waldes, bewundert den Sonnenaufgang, betrachtet das Meer, verwünscht die Wolken, schmachtet nach ein wenig Nordwind, entwirft die Zeichnung der Landschaft, und um 10 Uhr kehrt er heim, glücklich und zufrieden: er hat gejagt. Am andern Tage fängt er von vorn an. Der Jäger setzt sich in ungeheure Kosten um dieses Vergnügen haben zu können; es ist unglaublich, was eine solche Jagdhütte, wenn sie wohl eingerichtet ist, kostet. Führt nun irgend ein Unstern einmal eine unglückliche Drossel in einen solchen Bezirk, damit sie durch einen Marseillaiser Jäger vom Leben zum Tode gebracht wird, so kostet eine solche Drossel zuweilen den Jäger 500 Fr.

Ein Freund ſetzte mir einmal eine Schüſſel mit ſechs Ortolanen vor, die ihn, Alles eingerechnet, 1000 Thaler koſteten.

Eine ſolche Jagdpartie war es nun, welcher Herr Chay oblag, und zwar mit der ganzen Glut eines ſüdlichen Künſtler-Gemüthes.

Er ſchaute nach dem Himmel und ſah wie gewöhnlich nichts kommen; als plötzlich ſein guter Stern, der in dem Augenblick am Horizonte leuchtete, ihm einen Vogel in das kleine Tannenwäldchen ſandte. Die Dunkelheit beſchützte das unglückliche Geflügel. Herr Chay forſchte und forſchte, und glaubte endlich etwas Feſtes in dem durchſichtigen Grün des Laubes zu entdecken; er hielt ſeine Flinte nach dem zweifelhaften Gegenſtande gerichtet, aber er wagte nicht loszudrücken, aus Furcht, ſeine Illuſion zu zerſtören. Der Tag zögerte noch zu kommen; Herr Chay zählte die Sterne; es ſtanden nur noch dreizehn am Himmel; eine böſe Zahl, ſieben des Wagens, ſechs des Orions, und noch ein verirrter Planet, der ſo ausſah, als wollte er die Sonne erwarten.

Endlich verrieth ein falber Schein, der ſich in das Gehölz verlor, den armen Vogel, der Jäger erblickte ihn nun in einem dämmerigen Lichtkreiſe; jetzt mußte er dem Reize des Gelüſtens nachgeben. Der Schuß fuhr wie ein Feuerwerk aus dem Laufe und diente dem Vogel zur Warnung. Er iſt gefallen! rief der Jäger, und lief unter den Baum hin, auf welchem ſich der Vogel gewiegt hatte; er hob einige bemooste Steine und etwas Baumrinde vom Boden auf, allein er fand keinen Vogel. Nur eine einzige Feder war in den harzigen Nadeln des Baumes kleben geblieben; Herr Chay bemächtigte ſich eifrig dieſer Feder, als eines Beweiſes ſeiner Ungeſchicklichkeit, und betrachtete ſie mit melancholiſchem Blicke und mit einem ſchmerzerfüllten Lächeln. Die Morgenröthe ſtieg nun mit Roſenfingern am Himmel empor und verklärte die Feder, welche Herr Chay gleich einer ornithologiſchen Decoration in ſein Knopfloch geſteckt hatte. Er warf ſeinen Blick auf die Gegend, die Sonne ſchien ſeiner zu ſpotten; die Luft war leer und ſtill. Kein Vogel war weit und breit zu ſehen. Herr Chay lud aufs Neue ſeine Flinte und ging durch den Wald, mit den Füßen in den heruntergefallenen Blättern wühlend, um vielleicht ſeinen getroffenen Vogel darin aufzuſtöbern; dann blickte er nach den Wipfeln der Bäume, horchte auf jedes Summen der Käfer, hielt eine Weſpe im Fluge für einen Vogel, und fluchte dabei immerwährend auf die Dämmerung, auf ſchlechte Flinten und gewiſſe Konſtellationen am Himmel, die einem Jäger ein falſches Licht geben.

Da iſt er! ſchrie Herr Chay von Neuem; und in der That, der

Vogel war's, der sich aus dem hohen Grase in die Luft erhob. Die Flinte ging wie von selbst los, allein ohne Ziel schlug sie zwei Tannenzapfen herunter. Der Vogel flatterte fliegend davon und schwebte vom Walde nach dem Hügel, von dort nach der Ebene, von der Ebene nach dem Ufer des Meeres. Herr Chay folgte muthig seinen luftigen Bahnen. Es war 8 Uhr Morgens.

In der Hitze des Verfolgens war Herr Chay unermüdlich. Der Vogel ruhte alle tausend Schritte aus, als wenn er sie gezählt hätte, und flog gerade in dem Augenblicke immer davon, wenn die Flinte auf ihn angelegt wurde. Jäger und Vogel durcheilten so mehre Ebenen und verschiedene Berge; beide Reisende waren ermüdet; die Nacht senkte sich nieder, das hübsche Dorf St. Cyr beleuchtete eben die Fenster seiner Häuser. Herr Chay, hungrig, durstig, ermüdet bis zum Sterben, stellte seine Flinte an die Thüre des Wirthshauses zum schwarzen Adler, indeß der Vogel einen andern Schlupfwinkel suchte.

Für den müden Wanderer ist die Herberge zu Nacht ein Bild des Paradieses. Herr Chay ließ sich ein gutes Abendessen bringen, das ihm zugleich für Frühstück gelten sollte, und legte sich hierauf froh und vergnügt zu Bette. Nachts träumte er, daß sich die schönsten Vögel von ihm mit Händen greifen ließen.

Kaum graute der Tag, so stand er gerüstet da; der ächte Jäger steht immer mit Tages Anbruch auf. Bevor er jedoch den Weg nach Marseille einschlug, warf er einen sehnsüchtigen Blick nach den glücklichen Gefilden von Chastelbet, wo er voraussetzte, daß der unerreichbare Vogel wohl sein Nachtquartier gehalten haben könnte. Herr Chay strich so eben an einer halbverfallenen Mauer hin, die mit einem breiten Teppich von Kaperstauden bedeckt war; mit dem Ende seines Laufes bewegte er die Blätter, als plötzlich ein leises Geräusch und gleich darauf das Schlagen der Flügel die Anwesenheit des Vogels verriethen. Der Vogel war fort; Herr Chay hatte auf's Gerathewohl losgeschossen und lief nun über die Weinberge dem Rauche, dem Blei und dem Vogel nach. Den Rückweg nach Marseille hatte er vergessen und kam so, über Berge und Thäler, am Abende dieses Tages nach der schönen Stadt Hyères, welche die Gegend mit ihren Orangenbäumen balsamirt.

Herr Chay war noch nie nach Hyères gekommen, dabei liebte er die Orangen außerordentlich. Ehe er sich zur Ruhe begab, wandelte ihn die Lust an, den herrlichen Hesperiden-Garten zu besuchen, der Herrn Filhe gehört. Die Flinte unter dem Arm wandelte er dahin. Es war Vollmond; sein Licht glänzte auf den Wipfeln der Palmbäume.

Der künſtleriſche Jäger hatte wie alle Südländer ein poetiſches Gemüth. Er überließ ſich den ſanften Ergüſſen deſſelben und athmete in ſinnlicher Melancholie die Düfte des Thymian und der Orange, welche der nächtliche Hauch des Meeres um ihn verbreitete. — Ach, ſeufzte Herr Chay, wenn ich mein Violoncell hier hätte, ſo würde ich gleich die Romanze aus dem Joſeph in Egypten ſpielen.

Er beugte ſich wie ein Fragezeichen über eine Pflanze hin, die der Mond zauberiſch verſilberte; es war eine Kaperſtaude. Die Pflanze antwortete durch ein leichtes Zuſammenziehen ihrer Blätter; der Jäger richtete ſich auf als Ausrufungszeichen; denn fünf Schritte von ihm auf einem blätterloſen Zweige erblickte er einen Vogel, der ſein Gefieder ſchüttelte und in der Friſche der Nacht, ſich ſeines Lebens zu freuen ſchien. Kein Zweifel, es war ſein Vogel! Allein das Zartgefühl des Jägers hielt ſeinen Zeigefinger vom Losdrücken zurück; einen armen Vogel auf fünf Schritte zu ſchießen, ſchien ihm gewiſſenlos. Auch müßte ihn der Schuß ja verbrennen, ſo dachte Herr Chay. Dabei war es in Hyères wie überall verboten, nach 11 Uhr Nachts zu ſchießen. So blieb nun der Jäger an der Stelle gebannt, während der Vogel den Schnabel unter den Flügel ſteckte und ſorglos einſchlief, wie der Knabe am Rande eines Abgrunds.

Indem er ſo den Tag erwartete, betrachtete unſer Herr Chay den Schlummer der Unſchuld und hielt in Gedanken eine Generalprobe des blutigen Drama's, welches er beim Anbruche des Tages hier aufzuführen im Sinn hatte. Seine Einbildungskraft zeigte ihm den geſchoſſenen Vogel, und wie er ihn braten ließ, und wie er dazu eine Kapern-Sauce komponirte; er verzehrte ihn mit den Augen. Dieß war Herrn Chay nicht zu verdenken, denn er war an dieſem Tage noch nüchtern und nahm ſeine Mahlzeiten wie und wo er ſie bekommen konnte.

Nachdem er oft nach der Uhr geſehen, um den Aufgang der Sonne wo möglich zu beſchleunigen, ſah er ſie endlich über Hyères aufgehen. Nun trat er kalt zehn Schritte zurück, zielte ruhig nach dem Vogel, nahm ihn ſcharf aufs Korn und drückte los.

Aber ach, kein Echo erwachte durch dieſen Schuß; das Pulver auf der Pfanne war während der Nacht feucht geworden. Ein kräftiger Jägerfluch entlud ſich dafür aus der Bruſt des Herrn Chay, der Vogel wurde dadurch erweckt, entfaltete die Schwingen und flog gen Mittag. Herr Chay rief die Orangenbäume zu Zeugen, daß er den Vogel todt oder lebendig haben müſſe und ſtürzte in der Richtung nach Süden fort. Jetzt hatte ſeine Jagd-Leidenſchaft faſt die Gränze des

Wahnsinns erreicht. Er vernichtete alle Kaperstauden auf dem Wege, fraß die Kapern, schoß nach jedem Vogel auf fünfhundert Schritt, trank das Wasser der Wildbäche wie der König David, hörte weder auf seinen armen Magen, noch auf seine widerspenstigen Eingeweide noch auf seine schmerzenden Füße. Mit bebenden Lippen, gläsernen Augen, blau angeschwollenen Händen, lang herabhängenden Haaren, die Stirne mit Schweiß und Blut bedeckt, hielt er am andern Morgen seinen Einzug in Nizza und warf sich, fast in den letzten Zügen, in ein Bett des Gasthofes zum schwarzen Adler.

Die wohlthätige Natur schenkte ihm einen erquickenden Schlaf von achtzehn Stunden. Beim Erwachen schellte er, um ein Frühstück zu fordern. Ein Kellner erschien, verneigte sich vor Herrn Chay, und fragte:

— Che demanda la sua excellenza!

— Wahrhaftig, rief unser Jäger, jetzt bin ich gar in Italien! Nun muß ich Hungers sterben, da ich nicht italienisch kann. Der Teufel hole den verwünschten Vogel!

In dieser Verlegenheit nahm er seine Zuflucht zur Universal-Sprache, und gab dem Kellner durch Zeichen zu verstehen, daß er vor Hunger sterben müsse.

— Brodo, manzo, vitello? fragte der Kellner.

— Brodo, manzo, vitello! wiederholte Herr Chay in seinen Nöthen.

Hierauf kleidete er sich an. Indem er seine Weste ergriff, überfiel ihn ein schrecklicher Gedanke: sein letztes Fünffrankenstück war in Hyères geblieben. Seine Börse lag wie eine getrocknete Schlangenhaut auf dem Kamingesimse; Thränen traten ihm aus den Augen. Er hielt einen Monolog, das Einzige, was er in jenem Augenblicke umsonst haben konnte.

— Welche traurige Figur werde ich spielen, wenn man mir die Rechnung bringt, die ich nicht bezahlen kann! Und ich verstehe nicht einmal italienisch, um mich rechtfertigen zu können. Ich kann vor Hunger sterben, aber ich kann nicht zum Spitzbuben werden, und ich rühre das Frühstück nicht eher an, bis ich weiß, womit ich es zu bezahlen im Stande seyn werde.

Kaum hatte er diesen heroischen Entschluß gefaßt, als der Kellner eintrat und das ganze Zimmer mit dem Duft der köstlichsten Speisen

erfüllte. Herr Chay machte eine edle abwehrende Bewegung und zeigte dem Kellner nebſt ſeinen Speiſen die Thüre.

— Ich will ein Violoncell, ſprach er hierauf; un gran violino, una cosa che fa cosi.

Und er machte eine ausdrucksvolle Bewegung, indem er mit dem Ladſtock ſeiner Flinte über die Lehne eines Seſſels fuhr.

— Ah! rief der Kellner, una bassa cantante! un violoncello! ce n'e uno nell' osteria.

Der Kellner lief fort und kam bald mit einem Violoncell wieder, das er dem Herrn Chay zu Füßen legte.

Die Sonne der Freude glänzte auf dem Geſichte des unglücklichen Jägers. Er umarmte zärtlich das Inſtrument wie einen Freund, den man im fremden Lande wiederfindet. Ich vergeſſe, ſagte er mit melancholiſchem Ausdruck, Hunger und Elend, indem ich der Kunſt ein heiliges Opfer bringe.

Das Violoncell ließ ſeine ſanften Töne in dem weiten Hotel vernehmen. Die Einwohner von Nizza ſind große Muſikfreunde und ſtrömten von allen Seiten herzu; ſie hörten mit offenem Munde zu und klatſchten wüthenden Beifall. Es verbreitete ſich bald in der ganzen Stadt, Apollo habe den Var paſſirt und noch denſelben Abend cirkulirten dreißig Sonette in der Stadt, welche alle mit den Worten anfingen:

O Febo francese, dio della musica...

Indeſſen hatte der arme Apollo noch immer nichts gegeſſen.

Der Herr des Gaſthofes trat ehrfurchtsvoll in das Zimmer und fragte in gebrochenem Franzöſiſch, ob der fremde Künſtler nicht Willens wäre, ein Concert zu zwei Franken Entree zu geben. Dieß war ein Blitzſtrahl in dunkler Nacht.

— Das iſt eben meine Abſicht, erwiderte Herr Chay. Machen Sie es indeſſen nur bekannt und arrangiren Sie den Saal. Glauben Sie wohl, daß etwas eingehen werde?

— Ich ſtehe für fünfzig Thaler gut, ſprach der Wirth.

— Gut, erwiderte Herr Chay. Morgen gebe ich mein Concert; indeſſen laſſen Sie mir ein Frühſtück bringen.

Hierauf ſetzte er ſich und machte ſein Programm, worin eine Phantaſie mit Variationen, betitelt: „der Vogel, ein Nachtſtück," beſonders die Neugierde reizte.

— Werden Sie lange in Nizza verweilen? fragte der Wirth, indem er das Programm nahm.

— Ganz und gar nicht, ich wünschte gleich nach dem Concert weiter zu reisen. Wie kommt man wohl am leichtesten nach Marseille?

— Da haben Sie eine herrliche Gelegenheit; übermorgen früh geht die „Jungfrau der sieben Schmerzen", eine superbe Brigg, nach Toulon; das ist eine Spazierfahrt.

— Da haben Sie Recht, Herr Wirth. Haben Sie die Güte, mir einen Platz auf dieser Brigg zu nehmen. Wann werden wir in Toulon seyn?

— Denselben Abend, vor Einbruch der Nacht. In dieser Jahreszeit ist immer guter Wind.

— Vortrefflich! Ich kenne übrigens nicht einmal Toulon. Ich kam nach Hyères, ohne Toulon zu berühren. Ich war eben sehr eilig. Ich verfolgte einen Vogel — das heißt einen losen Vogel — ja! ja!

Das Concert war ein wenig frostig, allein es trug dennoch zwei hundert Franken ein. An dieser Summe, sprach der Künstler, habe ich mehr als zu viel, um in meine Heimath zurückzukehren; und er vertheilte hundert Franken an die Kellner. Diese Freigebigkeit erregte Enthusiasmus.

Am besagten Tage ging die Brigg, mit dem künstlerischen Jäger an Bord, unter Segel. Das Wetter war herrlich, wie es stets bei der Ausfahrt aus dem Hafen zu seyn pflegt. Das mittelländische Meer kräuselte sich in kleinen freundlichen Schaumwellen und in jedem Wassertropfen spiegelte sich ein Goldflitterchen. Die Segel schwellten sich mäßig; der kupferne Kiel durchschnitt das Gewässer mit dem sanften Geräusch eines italienischen Monologs. Das Meer, das Seegras und der Theer durchdufteten die Luft, und diese Düfte zogen mit dem Schiffe dahin.

Herr Chay ging auf dem Verdecke auf und ab, wie ein glücklicher Mensch. Welch schönes Schauspiel! sprach er stolz zu sich selbst, er lächelte das Meer an, schlang seine Arme fest um die Brust und dankte dem verhängnißvollen Vogel und seinem Schutzgeist.

Der Capitän saß an einem Mast, mit seinem Frühstück.

— Nicht wahr? wir haben schönes Wetter, Capitän?

— Landwind, brummte der Seemann.

— Nun... und dann?

— Was... und dann?

— Aha! sprach Herr Chay und blickte nach dem Himmel, indem er ein Liedchen trällerte.

Er ging zum Steuermann und sprach:

— Landwind? He? Der Steuermann antwortete nicht. Unser Reisender ging wieder zum Capitän.

— Diesen Abend trinken wir mit dem Herrn Capitän eine Bowle Punsch in Toulon.

Der Capitän nickte mit dem Kopf.

— Capitän, ist das nicht das Cap Sicié, was wir dort unten sehen?

— Die verfluchten Engländer, da sind sie! schrie der Capitän und warf sein Frühstück ins Meer.

— Engländer! Wo sind Engländer? rief Herr Chay, indem er drei Schritte zurückfuhr.

— Vier, fünf, sechs, sieben Fregatten, sprach der Capitän, indem er mit dem Fuße stampfte.

— Und glauben Sie, daß sie uns fangen werden? fragte der Künstler erbleichend.

— Nein! das gewiß nicht!

— Ah, Gott sei Dank!

— Mit meiner Pfeife zünde ich das Pulverfaß an und sprenge die Brigg in die Luft.

So hören Sie doch, rief Herr Chay in Todesangst, indem er Fassung heuchelte.

— Nun gut, ich höre... Hier ist meine Pfeife!

— Gut! Bedenken Sie, daß Sie Familienväter an Bord haben. Ich zum Beispiel habe eine Frau und sieben Kinder zu ernähren. Denken Sie an Ihre liebe Frau...

— Ich bin ledig.

— Gut! Aber bedenken Sie...

— Was da, bedenken Sie! Bedenken Sie selbst, Herr Comödiant, daß ich nicht den Spitzbuben von Engländern in die Hände fallen will. Verstehen Sie mich?

— Vollkommen, Capitän, wir wollen uns nicht ereifern.

— Schon recht, Herr Comödiant. Lassen Sie uns hier ungestört arbeiten; Sie aber, gehen Sie hinunter und beten Sie.

Die Morgennebel zertheilten ſich und die ganze Flotte von Hudſon Lowe zeigte ſich. Die Fregatten bildeten eine Schranke, der ſelbſt der beſte Segler nicht vorbeizukommen im Stande geweſen wäre.

— Und das Alles um einen Vogel! ſprach Herr Chay, leiſe wimmernd, mit Thränen in den Augen. Der Capitän donnerte ſeine Befehle. Ein engliſches Fahrzeug näherte ſich, wie ein Hayfiſch, der ſeinen Raub verſchlingen will.

— Um Gotteswillen! rief Herr Chay mit gefalteten Händen, laſſen Sie uns nach Nizza zurückkehren, Capitän.

— Zum Henker, Herr Comödiant! Wenn Sie noch ein Wort reden, laſſe ich ſie erſchießen.

In dieſem Momente läutete die Schiffglocke und verſchwand.

— Wer hat geläutet? fragte der Capitän.

— Niemand! antwortete die Mannſchaft.

— Aha! ich verſtehe.

— Wer hat geläutet? fragte Herr Chay den Steuermann mit leiſer Stimme.

— Ein Sechsunddreißigpfünder, der uns über den Kopf wegflog.

Herr Chay bedeckte ſich den Kopf mit ſeinen beiden Händen und ſetzte ſich auf das Verdeck.

— Seht nur, ſprach der Steuermann, das war wieder ſo ein Sechsunddreißigpfünder, ich habe ihn pfeifen hören. Nur einen Fuß weiter links, ſo wären wir in den Grund gebohrt. Und hier... drei, vier, fünf... die Eſel! bei Trafalgar haben wir zehntauſend ſolche Pillen auf dem Pluto zu ſchlucken bekommen.

Und Alles wegen ſo einem Vogel! wimmerte wieder Herr Chay.

— Was ſagt der Herr?

— Nichts.

— Kinder! an Eure Stücke! kommandirte nun der Capitän mit einer Donnerſtimme. Er war ein alter Seewolf, dem der Pulverdampf das Herz vor Freuden hüpfen machte.

Herr Chay ſtand furchtſam auf, um hinauszublicken; allein was er ſah, ſträubte ihm das Haar empor... Das engliſche Schiff auf hundert Schritte; etwas weißer Rauch und ein Blitz!

Dießmal hörte man das Vordertheil des Schiffes krachen.

— Gut gezielt, rief der Steuermann.

— He! Was macht Ihr da, Herr Paſſagier? ſchrie der Capitän, wo habt Ihr Eure Flinte? Holt ſie herbei. Ich hoffe, daß Ihr ſie nicht mit Euch führt, um Vögel zu ſchießen!

Dieſer Stich ging dem guten Herrn Chay durchs Herz; er ſchleppte ſich zitternd und tappend gegen die Oeffnung, um in die Kajüte zu ſteigen. Hier ſah er ſeine unglückſelige Flinte melancholiſch in einem Winkel lehnen, und bei dieſem Anblick fiel ihm ſein ganzes Unglück ein. „Da iſt ſie!“ Eine ganze Geſchichte lag in dieſen drei Worten, welche der Jäger tonlos vor ſich hin ſprach. Und da ihn ſeine Beine nicht länger zu tragen vermochten, ſo ſank er in eine nahe Hängematte, und empfahl ſeine Seele Gott.

Die Künſtler haben ein ſehr reizbares Nervenſyſtem. Es geſchieht jedoch immer, daß nach einer heftigen Aufregung die Reaction eintritt; die Nerven erſchlaffen, der Marasmus ergießt ſich in die Knochen, die Gehirnthätigkeit erſtirbt und der Schlummer umfängt die Sinne; und nach dieſer phyſiologiſchen Theorie geſchah es, daß Herr Chay ohne ſein Vorwiſſen einſchlief.

Die Hängematte ſchaukelte ihn nicht angenehm; er träumte ſonderbar und fürchterlich. Dieſe Träume verlängerten ſeinen Schlaf. Bei ſeinem Erwachen fand er ſich von der tiefſten Nacht umgeben. Er horchte, und vernahm ein langes und überaus feines Gepfeife. Er glaubte ſich geſtorben und ſagte es ſich mit einem geheimnißvollen Schauer. Dieſe Ueberzeugung gewann immer größere Stärke bei ihm. Er entſchloß ſich, Alles ruhig ſeinem weitern Schickſal zu überlaſſen und blieb einige Stunden in einem Zuſtande vollkommener Grabesruhe liegen. Da hörte er plötzlich einen ſchweren Schritt neben ſich.

— Wer da! rief er mit dumpfer Geſpenſter-Stimme.

— Ei, rief ihm Jemand zu, Herr Comödiant, ſchlafen Sie noch immer? Auf! Auf! wir ſind im Hafen.

Herr Chay ſprang mit beiden Füßen aus der Hängematte.

— Im Hafen! rief er, vorwärts tappend bis zu einer Leiter; nun ſtieg er hinauf, ſah die Sterne über ſeinem Kopfe glänzen, erblickte vor ſich die Lichter einer Stadt und zog den ſtarken Geruch ein, der ſich gewöhnlich um Schiffswerften lagert. „Gott ſey Dank, nun ſind wir in Toulon!“ ſprach er zu ſich mit vor Freude hüpfendem Herzen.

— Da ſind wir einmal gut entwiſcht, ſagte Herr Chay dem Steuermann ins Ohr.

— Die heilige Jungfrau hat ein Wunder gethan; ſie hat uns einen Sturm geſandt in dem Augenblick, als wir gefangen werden ſollten.

— Haben wir Sturm gehabt? ſchrie Herr Chay, von einem retroſpectiven Schrecken ergriffen.

— Und das wiſſen Sie nicht einmal!

— Ach ja ſo — ein Sturm! Heilige Jungfrau!...

Und er ging ſeitwärts, um das Salvē Regina vor ſich her zu ſagen und ſeine Flinte zu nehmen. Leicht wie er war, gleitete er in einen jener Kähne, welche die ankommenden Schiffe umgeben, und nach drei Ruderſchlägen fußte er auf dem ſoliden Boden eines Hafenplatzes.

— Gelobt ſey Gott! Nun bin ich doch endlich in Toulon; zehn Stunden von Marſeille. Jetzt geſchwind einen guten Gaſthof geſucht und ins Bett gelegt.

Er befand ſich in einer breiten geradlinigten Straße, in welcher noch einige Laden offen waren. Beim Scheine einer Laterne gewahrte er auf dem Schilde eines Gaſthofes einen ſchwarzen Adler. „Immer ein ſchwarzer Adler," ſprach er; „je nun, meinetwegen! Garçon, ein Zimmer und ein gutes Bett!"

Ein ſchweigſamer Garçon in einer weißen Mütze und in einem ſichtbaren Zuſtande von Somnambulismus führte ihn in ein Zimmer, ſtellte das Licht auf den Tiſch, und entfernte ſich. — So geht es Reiſenden, ſprach Herr Chay, die nicht wie große Herren ankommen, und ich habe kein Gepäck bei mir!

Nachdem er dieſe melancholiſche Betrachtung angeſtellt hatte, entkleidete er ſich mit einem wollüſtigen Gefühl und tauchte ſich gleichſam in das Bett, wie in ein friſches Bad. Der Schlummer, der nun folgte, entſchädigte für alle Schlafloſigkeiten; er war ruhig, heiter und mit elfenbeinernen Träumen ganz durchwoben. Die Sonne und Herr Chay ſtanden zu gleicher Zeit auf, wie zwei Freunde, die Arm in Arm auf dem Lager geruht hatten. Herr Chay klingelte. Der Garçon kam und ſah einen Fünffrankenthaler von folgender Phraſe begleitet auf den Tiſch rollen: Dieß iſt für das Zimmer und für Euch! Hierauf ging der Jäger langſam die Treppe hinab, die Flinte im Futteral unter dem Arme.

— Wetter! ſagte Herr Chay, das Toulon hat ſchöne Straßen. Hätte ich Zeit, ſo würde ich das Arſenal beſehen. Aber vor allen

Dingen iſt es nöthig, eine Gelegenheit nach Marſeille zu ſuchen, um noch vor Nacht hinzukommen.

Er näherte ſich einer Gruppe von Kutſchern, die mit ihren Wagen auf einem großen Platze hielten. Einer dieſer Kutſcher antwortete bejahend mit dem Kopfe und deutete auf ſeinen Wagen, worin ſchon drei Paſſagiere ſaßen und auf den vierten zu warten ſchienen.

— Wird gleich weggefahren? fragte Herr Chay.

Der Kutſcher ſtieg auf den Bock, und nickte abermals bejahend.

— Vortrefflich! rief Herr Chay; ſeit geſtern geht mir Alles nach Wunſch!

Er grüßte ſeine Reiſegefährten, die jedoch ein tiefes Stillſchweigen beobachteten. Der Wagen rollte blitzſchnell davon. Herr Chay verzweifelte faſt über das Stillſchweigen der Andern und hatte ſchon mehre Verſuche gemacht, um eine Unterhaltung anzuſpinnen. So z. B. hatte er geſagt: der Kutſcher fährt gut; oder: ein prächtiger Tag; oder: ich ſitze lieber im Wagen als auf dem Schiffe; alle dieſe geiſtreichen Bemerkungen waren jedoch unerwidert geblieben. Er ſah nun wohl, daß er unmittelbarer ſeine Angriffe machen mußte. Er wandte ſich daher mit folgenden Worten an ſeinen Nachbar:

— Können Sie mir wohl ſagen, mein Herr, wenn wir ankommen werden?

— Alle venti tre, antwortete der Nachbar.

— Alle venti tre! Der Herr iſt ein Italiener? Signor italiano?

— Signor, si.

— Aus Nizza?

— Di Firenze ... Florenz.

— Aus Florenz! Wetter, da ſind Sie weit von Ihrer Stadt! Und Sie, mein Herr, um Vergebung, mir iſt als hätte ich Sie ſchon geſehen. ... Sind Sie nicht aus Marſeille?

— Signor, no ... di Livorno.

— Ah! Sie ſind aus Livorno. Ich bin nie dort geweſen.

Der vierte Reiſende nahm jetzt das Wort und ſprach:

— Jo sono di Pisa.

— Ei, ſprach Herr Chay lachend, das iſt ſeltſam; drei Italiener und ein Franzoſe.

— Ich ſpreche ein wenig franzöſiſch, ſagte der Reiſende aus Piſa.

— Deſto beſſer, erwiderte Herr Chay. Ich verſtehe italieniſch, ſpreche es aber nicht. Wenn ich Ihnen in Marſeille einige Dienſte erweiſen könnte, ſo befehlen Sie über mich.

— Sie ſind zu gütig.

— Ich verſehe mich in Ihre Lage. In fremdem Lande geräth man oft in Verlegenheit. Sie waren noch nie in Marſeille?

— Nein, mein Herr.

— Da werden Sie eine ſchöne Stadt ſehen. O viel ſchöner als Toulon. Sie werden Handelsgeſchäfte in Marſeille machen?

— In Marſeille? .... Ich reiſe nach Florenz.

— Aha! Sie werden ſich in Marſeille nach Florenz einſchiffen.

— Nein, ich reiſe direkt.

— Zu Waſſer?

— Zu Land.

— Fürchten Sie ſich vor dem Waſſer?

— Nein.

— Vielleicht wegen der Engländer?

— Engländer? Ich verſtehe Sie nicht. Ich ſage Ihnen, daß ich mit dieſen beiden Herren nach Florenz reiſe.

— Alſo auch dieſe beiden Herren reiſen nach Florenz. Da werden Sie wohl ein zehn Tage brauchen, um hin zu kommen.

— Die Herren Franzoſen lieben ſtets zu ſcherzen. Zehn Tage! Wir hoffen noch dieſen Abend anzukommen.

— In Florenz?

— Nun ja.

— Mit dieſem Wagen? rief hier Herr Ghay ganz außer ſich.

— Nun ja, mit dieſem Wagen.

— Ueber Marſeille?

— E che diavolo! Marsiglia.

— Aber wo kommen Sie denn her?

— Wie Sie von Livorno.

— Ich komme aus Livorno? ſchrie Herr Ghay mit einem nie gehörten Accent.

— E diavolo! Wie nennen Sie denn dieſe Stadt, die wir dieſen Morgen verließen?

— Toulon! Es war ja doch Toulon, wo ich geſtern Abend mich anſchiffen ließ.

— Da! Hier ſchlug ein helles Gelächter auf. Herr Ghay ſah ihn mit gläſernen Augen an. —

— Halt! Einen Augenblick halt! ſchrie Herr Ghay aus Leibeskräften. He! Kutſcher! Conducteur! Sollte ich in einen falſchen Wagen geſtiegen ſeyn, Conducteur?

in die ſchönen Alleen von Ulmen und Wein, die ſich an beiden Seiten der Straße hinzogen.

Bald kam er nun in das lachende Thal, welches Alfieri ſo liebt, in das Thal des Arno mit den üppigen Hügelconturen, mit den heitern Villen, mit dem friſchen Strome, der ſich blau und langſam hindurchſchlängelt. Unſer Jäger, von Natur zur Beſchaulichkeit geneigt, gerieth in eine ſanfte Extaſe; er umarmte das ganze Thal in der Perſon des erſten Baumes, der am Wege ſtand, und erröthete über ſeinen vorgehabten Selbſtmord. Er überließ ſich der Betrachtung der ſchönen Landſchaft mit jenem künſtleriſchen Leichtſinn, der ſo leicht von der Verzweiflung zur Freude übergeht; er trällerte die damals beliebten Opernliedchen, that alle Viertelſtunden einen Schuß, tödtete oder fehlte einen Vogel, was ihm gleichviel war; er ſah ſich in eine neue Welt verſetzt und ſegnete bereits jenen Unglücksvogel, der ihm all dieſes Glück bereitet hatte.

Beim Einbrechen der Nacht kam er in Florenz an und trat in das Hotel des ſchwarzen Adlers; borg' ogni santi. Er rief nach dem Kellner und händigte ihm großmüthigſt fünfzehn Stück verſchiedenes Wildpret ein, die er alle im Arnothal erlegt hatte.

Der Cameriere des ſchwarzen Adlers war ein ehemaliger franzöſiſcher Soldat.

— Es ſcheint mir, ſprach er zu Herrn Chay, daß Sie ein geſchickter Jäger ſind.

— Ohne Ruhm zu melden, ja, erwiderte unſer Künſtler.

— Da ſind Sie in ein gutes Jagdrevier gekommen; wenn Sie die Mühe nicht ſcheuen, ſo ſollten Sie einen Strich durch das Gebirge machen; dorthin nach der Seite von Poggi-Bonzi und Siena. Dort trifft man, was man will. Ich habe ſelbſt dort ſchon viel geſchoſſen.

— Gut, ſo gehe ich morgen dahin. ... Wie haben Sie geſagt?

— Poggi-Bonzi.

— Schön! Schreiben Sie mir den Namen auf und zeigen Sie mir den Weg.

— Sehr gern.

Als am andern Morgen Herr Chay gekleidet und bewaffnet erſchien und ſeine Rechnung verlangte, antwortete ihm der Cameriere im Namen ſeines Herrn, daß er nichts zu bezahlen habe und daß man ihm vielmals für ſein Wild danke.

— Ei! sagte Herr Chay zu sich selbst, auf diese Weise kann ich bis an's Ende der Welt gelangen, wenn ich nur immer Wildpret finde. Also vorwärts!

Damit begab er sich auf den Weg nach Poggi-Bonzi und den Apenninen. Sehr spät am Abend kam er nach Siena. Er war wieder mit Wildpret beladen und trat in den Gasthof zum schwarzen Adler. Auch hier bot er freigebig seine Beute dem Cameriere dar, der ihm dafür ein treffliches Abendessen und ein schönes Zimmer, geziert mit dem Bildnisse der heiligen Catharina von Siena, einräumte und ihn am andern Tage auf den Weg nach Torrinieri führte.

Diese ökonomische Art zu reisen, verhundertfachte die Waidlust des Künstlers. Er hinterließ eine blutige Spur in den traurigen Ebenen von Torrinieri, in den sumpfigen Thälern von Riccorsi, auf den vulkanischen Gipfeln von Radicoffani, den Schlangenwindungen der Paglia, den alten Bezirken des Porsenna von Ponto-Centino, den Gebüschen von Aqua-pendente, auf den Ufern des See's von Bolsena, den Weinbergen von Monte-Fiascone, der ungeheuern Wüste, die nach Viterbo führt, dem mörderischen Walde, der sich hinter Viterbo erstreckt, zu den Wolken hinansteigt und dann zum See von Vico sich hinabsenkt, in den Pinien von Ronciglione, auf der runden Wiese von Baccano und in dem einförmigen Marschlande der Storta. In fünf Tagen hatte er bequem diese ganze Apenninenkette durchzogen.

Eines Abends gegen 9 Uhr hielt er seinen Einzug in eine unbekannte Stadt, die nicht durch Laternen erhellt war. Er war endlich müde, der unermüdliche Jäger. An der Ecke eines Platzes bemerkte er ein Caffeehaus und trat ein, um auszuruhen. Man sprach in seiner Nähe französisch.

— Entschuldigen Sie, sagte Herr Chay zu einem der Sprechenden, wollten Sie wohl die Güte haben, mir den Namen dieser Stadt zu sagen?

— Welcher Stadt? sagte der Andere.

— Dieser, wo ich so eben angekommen bin.

— Sie spaßen wohl nur, mein Herr!

— Ganz und gar nicht; im Ernste.

— Ei, Sie sind in Rom.

— Heilige Jungfrau! Ich bin in Rom! Zeigen Sie mir gefälligst einen Gasthof an.

— Gehen Sie über den Monte-Citorio, fragen Sie nach dem

Platz des heiligen Auguſtin, dort finden Sie den Gaſthof alla Torretta, und Sie werden zufrieden ſeyn.

— Tauſend Dank, mein Herr.

Hier endet die fabelhafte und doch wahrhaftige Geſchichte von der Jagdpartie des Herrn Chay. Dieſer Künſtler kam nach Rom, weil er in einem Hölzchen bei Marſeille einen Vogel gefehlt hatte. Dieß geſchah unter dem Conſulat des Herrn von Norvins, der Napoleons Geſchichte geſchrieben hat. Herr Chay wagte es nicht, zur See nach Frankreich zurückzukehren, aus Furcht vor den Engländern, und da er den Landweg zu weit fand, ſo erbat er ſich eine Audienz bei Herrn v. Norvins und ſtellte ihm ſeine Lage vor. Dieſer gefällige Mann gab Herrn Chay ſogleich einen Platz bei der Adminiſtration, den derſelbe bis zum Jahr 1814 bekleidete. Nach dem Frieden kehrte er nach Marſeille zurück, und ſeitdem iſt aus ihm ein ruhiger Landmann geworden, deſſen Leben zwiſchen Violoncell-Spiel und Jagd-Partieen angenehm dahinfließt.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Karlsruhe, 6. März 1837.

Wir werden hier beseligt, aber auch zu einem Theaterluxus verleitet, durch den Kunstgenius, welcher in Fräulein Schebest verkörpert, nicht müde wird in neuen und immer herrlichern Kunstschöpfungen. Ja sie ist eine Künstlerin, und das will mehr sagen, als eine Sängerin. Sie könnte aber keine Künstlerin in dem vielseitigen Kunstwerk der Opernvorstellung seyn, wenn sie nicht auch eine ausgezeichnete Sängerin wäre, welcher der Gesang zur künstlerischen Sprache der Empfindung und die Sprache zum rhythmischen und melodischen Tongemälde würde. Beide sind in dramatischen Darstellungen nur Momente des Kunstwerks, welches die Künstlerin mit ihren bedeutenden Mitteln schafft, ja selber ist. Es vereinigt sich damit eine Mimik, eine ideale Durchbildung der ganzen Leiblichkeit und eine unbefangene Gewandtheit in der Wahl des Kostüms und der Tracht der Gewänder, daß in den meisten Fällen die gelungenste Darstellung eine geistvolle Auffassung klar hindurchscheinen läßt, und über der Seele die so schöne äußerliche Leiblichkeit vergessen wird. Das Kunstwerk ist dann ein gehaltvolles durch sich und verliert das Bewußtseyn, daß es auch für das Publikum existire, daher kein Ringen und Sehnen nach dem Beifall desselben hervortritt und dieser der anspruchlosesten und bescheidensten Individualität als freie Huldigung dargebracht wird. Wer möchte läugnen, daß das Schwerste nicht immer auch als das Vollkommenste erscheine, aber wer hat noch Vollkommneres seit langer Zeit gesehen? Hier ist Kunstgenuß, wie er nur selten geboten wird und werden kann. Schade, daß jetzt ein Viertel des Orchesters an der Grippe leidet und die Unermüdliche dadurch in der Oper zu feiern gezwungen wird. Indessen beseelt sie die Concerte und sang gestern sogar den Ratsplan; im Museum letzten Samstag den Veilchenkranz von Feska und Gretchens Klage von Lindpaintner — einfache Lieder, aber so seelenvoll dramatisch gestützt und gehaucht, daß alle Gemüther durchglüht und hingerissen wurden zu gleichem Schmerz. —

Literarische Uebersichten

von

G. G.

XII.

Gentz.

Es muß einem Jeden, der nicht eingefangen ist in die traurige Selbstständigkeit gegenwärtiger Partei-Ansichten, es muß der Nation mit einer Sammlung ausgewählter Schriften des großen Publicisten Gentz ein höchst willkommenes Geschenk gemacht werden. So dachte ich vom Augenblicke seines Todes an, mit derselben Ueberzeugung begrüße ich die wirklich begonnene Ausführung eines solchen Unternehmens: „Ausgewählte Schriften von Friedrich von Gentz. Herausg.

gegeben von Dr. Wilderich Weick. Erster Band. Betrachtungen über die französische Revolution. Nach dem Englischen des Herrn Burke, mit Einleitung und Anmerkungen. Von F. v. G. In zwei Abtheilungen. Stuttgart und Leipzig: Rieger 1836."

Nur der Partei des Liberalismus, jenen Leuten, auf die das bekannte Wort: „sie haben nichts gelernt und nichts vergessen" eben so schlagend paßt, als auf die verstockten Aristokraten, kann mit einem solchen Denkmal für Gentz nicht gedient seyn. Sie haben ihn, weil er ein treuer Diener seines Kaisers war, eine Bedientenseele geschimpft — welchen Ausdruck man in Menzels deutscher Literatur nachsuchen kann. Geister, die gewohnt sind, auch durch ihren Gegenpart an Einsicht zu gewinnen, bildsame Menschen, die bis an ihr Ende bereitwillig und im eigensten Sinne lernen — diese werden auch aus dem entgegengesetztesten Systeme Gewinn ziehen, und um wie viel größeren, wenn es einen solchen Ausdruck, einen so geistigen Repräsentanten gefunden, als die Conservativpartei der letztvergangenen Zeit an diesem Geist. In welcher Schule hatte sich aber auch dieser Geist gebildet! Gewiß in der besten, die man wünschen kann. Aus England holte er sich seine Anschauungen und Maximen. Die beiden größten Erhalter damaliger Zeit, Pitt und Burke, diese Säulen von Alt-England, blieben ihm lebenslang Muster und Vorbild. Seine zweite Lehrerinn war die erschütterndste Wirklichkeit, die französische Revolution und ihre nächsten Folgen, eine vom Glück wunderbar unterstützte Laufbahn, die ihm Gelegenheit gab, sich seltene Einsicht und Uebung zu verschaffen und endlich die Bestimmung unter der Leitung eines der größten Staatsmänner unserer Zeit, von dessen Ruhme sein eigener gar nicht mehr zu scheiden ist, und zwar in dessen nächster Nähe zu wirken. Ein solcher Geist, von der Natur, wie es schien, nur zum Sprecher und Schriftsteller geboren, ausersehen zum theoretischen Politiker ersten Ranges, hätte unter solchen Verhältnissen nur vorübergehende und ohne weitere Nachwirkung bleibende Schriften verfaßt haben sollen? Wer wagt dieß in einer Zeit zu behaupten, welche von einer Seite her beschuldigt wird, noch immer von dem leidigen Geiste dieses Systems beherrscht zu werden. Zu einer solchen Herrschaft werden nothwendig auch geistige Waffen gefordert, und man muß, wenn man darauf Rede stehn will, das Gestandniß machen, daß Europa auf dem Boden der Publicistik bessere keine größeren verbraucht hat, als Burke und Gentz; ihr müßtet denn der ungeistigen Lehre Haller's oder der mystischen Ohnmacht eines Maistre, Görres, Adam Müller und dergleichen, wirkliche Macht und wahre Bedeutung zuschreiben wollen. Einflußreiche Lehren, das wird auch Niemand läugnen, haben stets einen Theil der Wahrheit für sich in Anspruch genommen, selbst wenn sie ihn zum Irrthum verwendeten. Der besonnene, dem Fortschritt eifrig zugethane Politiker kennt nirgends mehr, als aus Irrthümern und Extremen Anderer, er stählt und erprobt seine Wahrheit an dem Widerspruch seines Gegners. Und was für einen vorzüglichen, gewandten, ansehnlichen Gegner hat man an diesem, einen Gegner, wie Gentz selbst in Deutschland auf publicistischem Gebiete keinen gefunden hat. Die Theorien haben sich mit starker Kraft der seinigen entgegengestellt, ja weit entschiedener zu wirklicher Doktrin gebildet und sie bilden sich noch heute, allein so wie die seinige hat noch keine politische Denkart sich praktisch zu bethätigen, in Anwendung zu setzen und allen Gegnern gegenüber zu kämpfen gewußt. Alle übrigen politischen Parteien in Deutschland haben dem Gentz bis zur Stunde keinen ebenbürtigen Kämpfer gestellt. Der Liberalismus etwa? Der nimmt zwar den Mund sehr voll, aber mit all den stereotypen Phrasen und gestandenen Anschauungen wird zur Noth eine ehrliche Bürgersseele, wird die unerfahrene Jugend, aber im seltensten Falle ein gebildeter Geist besiegt. Der Liberalismus mag in gewissem Sinne eine Macht seyn, aber er ist nur durch die vom Zeitgeist in Schwung gebrachten Ideen und mächtigen Forderungen des Bürgerthums und der Nationen, er ist's aber nicht durch seine vertretenden Schriftsteller. Einzelne darunter waren wahrhafte Kapacitäten. Man denke an Arndt, an Troxler, an Jaffoix, an Börne und noch einige Wenige. Den besonnensten, geistigsten, sittigsten Streiter, den sich diese Richtung zur Hälfte zu eignen könnte, Rehberg nämlich, kann man an publicistischem Talente noch lange nicht mit Gentz vergleichen. Von Seiten einer mäßigen, deutsch gesinnten, äußere, staatliche und volksthümliche Anhaltspunkte verlangenden Politik fallen natürlich bedeutende Namen ins Gedächtniß, vorzüglich Ancillon, Klüber, Lindner und Zacharia. Der erste und der letzte sind aber, als Autoren, überwiegend theoretische oder systematische Naturen und von den äußern Verhältnissen zu einer so herausfordernden Thätigkeit, wie sie Gentz übte, entweder nicht berufen oder nicht hingezogen. Unsere Zeit ist aber eine Epoche des Kampfes und im glücklichsten Falle eines Geisteskampfes. Hier ist auch die Seele des Publicisten im eigentlichsten Sinne. Er muß es sich zum Studium und zur Lebens-Aufgabe machen, ein seiner Zeit und Nation angemessenes Staatssystem auf den Grundlagen politischer Wahrheit und eines bestimmten Staatsbestandes geltend zu machen. Er ist mehr Politiker als kantorechtlicher Theoretiker, mehr für den Kampf bestimmt als zur Lehre. Er kann, wenn er groß und bedeutend wirken will, nur

Mitglied der Geistesbürger eines großen, die Völker-Zustände mitbestimmenden Staates seyn. — Was Klüber anlangt, so gründet sich sein Ruhm mehr auf seine außerordentliche Staatsgelahrtheit, als auf seine Glaubensartikel, er schien in letzterer Hinsicht größer, weil er schwieg. In der Kenntniß des positiven, besonders gegenwärtigen öffentlichen Rechtes in Deutschland war ihm keiner überlegen. Bindner endlich steht dem Begriffe solcher Thätigkeit noch am nächsten, allein ihm fehlte in voller Mannskraft das Glück und ohne Frage die Energie des großen Wiener Nebenbuhlers. Dadurch wurde er verleitet, seine publicistische Existenz an eine Chimaire zu setzen und einmal solcher Maßen in die Perspherie verfallen, konnte er den rechten Halt- und Lebens-Punkt einer einflußreichen Thätigkeit für sein großes Sprachertalent nicht wieder finden. Aus demselben Grunde kämpfte er mit allen Eindrücken von Außen, denen sein weicher Geist nicht den geharnischten Widerstand zu bieten wußte, der gefordert wird, um sich auf der Höhe der Dinge zu erhalten, um mehr als blos Vermittler in kleinen Verhältnissen zu seyn. So blieb auch er weit hinter Gentzens Vollblutkraft und Wirkung zurück, einer Kraft, die unter allen deutschen Publicisten nicht ihres Gleichen gefunden hat. Wenn ich hier Ranke's und einiger vorzüglichen Publicisten des preußischen Staates keine Erwähnung that, so geschah es, weil ihre Laufbahn noch nicht abgeschlossen vor uns liegt, und man die Höhe noch nicht zu berechnen vermag, die ihre Wirksamkeit ersteigen kann. Es gibt höhere Denkweisen und Standpunkte, es gibt nationalere Stellungen, aber es gab bisher noch keinen glänzenderen Repräsentanten, keinen kühneren Verfechter, als welcher Gentz für die seinige war. Rechnet man nun dazu, daß ein großer und wichtiger Theil der schriftlichen Denkmäler dieses Mannes — der bei den wichtigsten Staatshandlungen dieses Jahrhunderts thätig und der Protokollant der Wiener Congreßverhandlungen gewesen ist — officielle Bedeutung und historische Wichtigkeit für die Geschichte Europa's, Deutschlands und des Kaiserstaats einnehmen, ja daß Gentzens Proklamationen und Journalisdenworte unauslöschlich in unsere neuere Geschichte geschrieben sind, so wird man das angekündigte Unternehmen nicht blos einen unvergänglichen Schatz für Politiker vom Fach, nicht blos ein historisches Denkmal, das man jedem großen Schriftsteller wahren sollte, sondern ein Nationalwerk nennen müssen, für das nur das Interesse Aller, die den Quellen der Bildung nachgehen, von ganzer Seele zu wünschen ist. Auf eine Werthschätzung des persönlichen und sittlichen Charakters seines Verfassers kann es bei Empfehlung dieses geistigen Nachlasses ebensowenig ankommen, als auf eine Beurtheilung des darin verzeichneten und mit aller Kunst und Kraft festgehaltenen Standpunktes. Dieser Werth bliebe selbst dann aufrecht, wenn man auch einen minder vielseitig gebildeten und vorsetzlichen Geist an ihm zu bewundern hätte.

Wie sehr die Erinnerung an Gentz auch außerhalb Oesterreichs sich immer wieder verjüngt, hat sich in kurzer Zeit durch zwei Anläße auf's Glänzendste bestätigt. Als Varnhagen von Ense im vorigen Jahre die schönen an Rahel geschriebenen Briefe von Gentz und daneben eine biographische Skizze über den Briefsteller mittheilte (Bildnisse aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Von Varnhagen v. E. Leipzig bei Reichenbachs. Zwei Bände), da war wie mit einem Zauberschlage die im Lärm der letzten Jahre unvermerkt abgeschiedene Persönlichkeit wie neugeboren, ja man schwankte jeden Augenblick, ob das Interesse an der Kunst des Biographen oder an dem neubelebten Gegenstande größer sey. So ergriff uns Gentzens Bild! Noch ist aber kein Jahr verflossen, und wie ein Geist hebt sich der Verstorbene wiederum aus dem Grabe. Und wieder der Norden war's, wohin er erschütternd wirkte und wirken mußte. Die Jenaer Minerva theilte in dem Octoberheft des vorigen Jahres und in dem folgenden einen Aufsatz: „Geheime Geschichte des Anfangs des Kriegs von 1806. Aus ungedruckten Papieren des Herrn von Gentz" mit, den sie aus dem United-Service-Journal Nr. XCIII. u. f. übertragen hatte. Das Aufsehen, welches diese getreue und portraitähnliche Schilderung der vor und bei jener großen Krisis so unzulänglichen Verwaltung des preußischen Staats erregte, war außerordentlich, und die Wirkung geht noch fort. Nur eine so geistreiche, kräftige, wahrhaft theilnehmende und doch schon durch ihre Stellung unpartheiische Feder konnte eine solche Beschreibung, einen solchen Bericht liefern. Ich kann mich über die Trefflichkeit und über die Wirkung, die diese Darstellung auf jeden Unbefangenen und Theilnehmenden hervorbringen muß, nicht schöner äußern, als es vor Kurzem ein ausgezeichneter Mann von Berlin aus that, dessen Worte ich hier wiederhole: „Dieser Aufsatz erregt verdientes Aufsehen durch die Meisterschaft der Auffassung und die Klarheit und Schärfe, mit denen die Personen und Verhältnisse, die Stimmungen und Ansichten geschildert sind. Die ganze Virtuosität von Gentz ist darin zu erkennen. Jedoch erregt der Aufsatz auch Widerspruch; einigen albernen und grundlosen haben wir schon in einem Tagblatte gelesen; es wird aber auch ernsthafter und gewichtiger nicht fehlen; denn wir hören, daß der Graf Paul von Hangwitz zur Rechtfertigung seines von Gentz allerdings nicht günstig geschilderten Vaters, ein bedeutendes Stück aus dessen Memoiren dem Druck übergeben will. Es wird aber schwer seyn, das Urtheil von Gentz zu entkräften. Der Vorwurf, daß

Gentz seinem Vaterlande Preußen zum Schaden rede, ist ganz grundlos; er zeigt den lebhaftesten Eifer für dessen Erfolg und Gedeihen; daß er lebende Personen compromittire, ist auch nicht zu behaupten, es müßte denn alle Geschichte compromittiren. Zudem ist es nicht Gentz, der den Aufsatz in Druck gab; derselbe lag schon seit dreißig Jahren in England und wurde dort bekannt gemacht. Jedenfalls ist es ein unschätzbarer Beitrag jener Geschichtsepoche, die nächst dem siebenjährigen Kriege gewiß die wichtigste des preußischen Staates ist."

Wenn nach dem Allen an der Zweckmäßigkeit und nationalen Wichtigkeit des Unternehmens, eine Auswahl von Gentzens Schriften zu veröffentlichen, nicht der geringste Zweifel übrig ist, so muß man demselben doch die beste und glücklichste Ausführung wünschen, da solche Denkmäler gemeinhin nur einmal gesetzt werden, und das Interesse des Publikums bei einer verfehlten oder wiederholten Unternehmung abgestumpft oder getheilt zu werden pflegt. Die Sache ist aber dießmal so leicht nicht. Es gehört eine ansehnliche Kenntniß der neueren Geschichte, Gentzischer Wirksamkeit und schriftstellerischen Thätigkeit zu dieser Arbeit. Die wichtigsten Einzelschriften desselben sind da und dort, großentheils in verschiedenen Journalen und Zeitungen zerstreut. Kaum die vertrauteste Kenntniß seiner Schreibart und Richtung würde hinreichen, alle diese Gentzianen wieder zu erkennen. Darunter ist freilich sehr viel Ephemeres und Unbedeutendes. Allein es würde doch erfordert, daß der Herausgeber von dem Umfang dieser Thätigkeit seines Autors eine nach Kräften ausgebreitete Uebersicht habe. Welche Umsicht, welche Vorbereitung mag dies erheischen! Man darf fordern, daß große Liebe zum Gegenstande oder große Kenntniß desselben sich an die Spitze dieses Unternehmens stelle, damit es nicht, wie so Vieles, eine leidige Pfuscherei, oder gar einer bloßen Geldspeculation dienstbar werde.

Für die Tüchtigkeit der Ausführung, für die Zulänglichkeit des Herausgebers bietet nun dieser erste Band nicht die geringste Bürgschaft. Ja man wird zu den unangenehmsten Zweifeln aufgeregt, wenn man diesen ersten Band sogleich mit einem bekannten Gentzischen Werke beginnen, das Unternehmen aber nicht mit einem einzigen Worte bevorwortet oder eingeleitet sieht. Weiß der Herr Herausgeber vielleicht selbst noch nicht, was die folgenden Bände enthalten werden? Ist er noch um die Kenntniß oder Habhaftwerdung Gentzischer Schriften verlegen? Glaubt er seine Unkunde zu verrathen, wenn er sich im Eingange auf eine Erörterung darüber einließe? Man weiß durchaus nichts, als daß, wie der Prospekt der Verlagshandlung besagt, am Schluß des Ganzen eine ausführliche Biographie des Autors von der Hand des Herausgebers folgen soll. Enthält nun der erste Band die berühmte Bearbeitung der berühmten Schrift Burke's gegen die französische Revolution, mit Gentzens Einleitung und Anmerkungen, so fragt man wieder nach den in den Ausgaben dieses Werkes sonst beigefügten Abhandlungen und Anhängen des Uebersetzers — gerade den Originalien von Gentz. Dieß Alles erweckt mit Recht großes Mißtrauen, das auch dadurch, daß man die Person des Herausgebers selbst in Betracht zieht, nichts weniger als gehoben wird. Herr Wilderich Weick ist ein ziemlich unbekannter Politiker des gewöhnlichsten Liberalismus, er erneuerte auf kurze Zeit die von Rotteck zu Grunde gerichteten politischen Annalen, giebt außerdem eine badische Zeitung heraus und ist vor Kurzem in Freiburg, wo er schon viele Jahre privatdocirte, zur Nominal-Professur gelangt. Es könnte im ersten Augenblick erfreulich scheinen, daß ein Parteigänger des süddeutschen Liberalismus die Hand ans Werk legte, eine Ausgabe der dieser Richtung gewiß am wenigsten geneigten Gentz und seiner Werke zu veranstalten. Man möchte darin eine Unbefangenheit, eine Wissenschaftlichkeit, eine Empfänglichkeit wahrnehmen, wie sie von dieser Seite her selten oder zum Theil gar nicht erwartet werden kann. Wie wird aber, frage ich, das Urtheil über diese Bereitwilligkeit dann ausfallen, wenn es sich herausstellte, daß durch die Unfähigkeit des Herrn Weick die Sache verpfuscht worden wäre. Und daß dieß nicht geschehe, ist leider durch den Anfang fast mehr als zweifelhaft worden.

Will ich nun ein solches Unternehmen an und für sich in jeder Weise gefördert wissen, so erlaube ich mir den Herausgeber an die große Verantwortlichkeit zu erinnern, die er auf sich genommen hat. Möge er dem nachkommen! Es giebt in Deutschland noch eine kleine Anzahl Männer, die das Autorthum des Gentz seit vielen Jahrzehnten verfolgt haben, die es so genau kennen, als es jetzt noch möglich seyn dürfte und die Hrn. Weick, wenn er ein schönes Interesse für seinen Gegenstand und Bürgschaften eines würdigen Gebrauchs zeigte, mit ihren Kenntnissen und Materialien gewiß eifrig unterstützen würden. Es ist seine Sache, solche Kenner und Freunde Gentzens aufzusuchen. Unter Andern hat meines Wissens ein trefflicher Schüler Leos, Hr. D. Koepell in Halle, sich schon vor Jahren mit derselben Aufgabe beschäftigt, und es wäre zu hoffen, daß dieser, wenn er aufgefordert würde, zur Förderung des Unternehmens seine Hand reichte. Ich wünsche eine solche Theilnahme der Kundigen an dieser Aufgabe und eine glückliche Lösung von ganzem Herzen. Kann ich auch unter den jetzigen Umständen nur die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese Unternehmung richten, so darf ich doch die Versicherung geben, daß dieser erste Band an und für sich ein

bleibender Schatz, zwar nicht durch die Bemühung des Herausgebers, aber jedenfalls durch den Inhalt ist, der die vereinten Kräfte Burke's und Gentzens darbietet. Ich hoffe, daß ich Anlaß bekomme, den Fortgang dieser Sammlung recht bald und mit ungetheilterer Stimmung zu begrüßen.

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

XII.

Es dürfte nicht uninteressant seyn, einmal von zwei der vorzüglichsten englischen Mimen zu sprechen: von Charles Kemble und Macready.

Ersterer trat den 23. Dec. vorigen Jahres von der Bühne ab. Er war einer der ältesten Schauspieler des Coventgarden-Theaters. Colman, der Verfasser mehrer Werke und Theater-Censor, war gestorben, und der Lord Kämmerer glaubte die langen Dienste Kembles dadurch belohnen zu müssen, daß er ihm diese Stelle übertrug. Kemble urtheilte sehr richtig, daß er bei Uebernahme derselben nicht mehr Schauspieler seyn konnte, und ließ daher ankündigen, daß er den 23. December zum letzten Male in der Rolle des Benedict in Shakspeare's „Viel Lärmen um nichts" auf dem Theater erscheinen würde. Das Haus war gedrängt voll. Nach Beendigung des Stückes hob sich der Vorhang wieder und man sah alle Künstler in einem Halbkreis geordnet. Kemble ging langsam in den Vorgrund der Scene. Alle Zuschauer erhoben sich unwillkührlich und empfingen ihn mit Bravo's, Hüte und Tücher schwenkend. Nachdem die Ruhe wieder eingetreten war, sprach Kemble mit bewegter Stimme folgende Worte:

„Meine theatralische Laufbahn ist beendigt. Hätte ich nur meinem eigenen Geschmacke folgen dürfen in der Wahl der letzten Rolle, die ich vor Ihnen spiele, so würde ich sie ernster gewählt haben, übereinstimmender mit den Gefühlen, die mich in diesem Augenblicke bewegen. Der Gedanke, daß man etwas zum letzten Male thut, ist schon an sich traurig genug, um selbst eine große Heiterkeit zu verdunkeln. Es wäre mir unmöglich, wollte ich es schildern, wie schwer eine Wolke auf meinem Geiste lastet. Eine Kunst aufgeben, die ich so sehr und so lange geliebt habe, es mir sagen zu müssen, daß in wenigen Augenblicken ich auf ewig Abschied nehmen soll von Ihnen, meine großmüthigen Wohlthäter, deren Beifall stets der erste Zweck meiner Anstrengungen gewesen ist ...."

Hier verhinderte ihn die Rührung zu sprechen. Er fuhr nach einer Pause bewegt fort:

„Ich beschwöre Sie, diese Schwachheit verzeihen zu wollen. Seit meiner frühesten Jugend haben Sie mich immer ermuthigt und diesem Umstande allein schreibe ich das geringe Verdienst zu, das ihre Nachsicht mir zu besitzen erlaubte. Ich bedaure nur, daß dieses Verdienst nicht tausend Mal größer ist, um würdiger Ihre Güte vergelten zu können. Diese Güte ist zu tief in mein Herz gegraben, um jemals daraus verwischt werden zu können."

Charles Kemble wurde den 25. Nov. 1775 in Brecknock geboren und in dem englischen katholischen Collegium zu Douai erzogen.

Im Jahr 1792 kam er nach England zurück um ein öffentliches Amt anzutreten, und erhielt durch die Verwendung seines Bruders eine Anstellung bei der Administration der Posten.

Er hatte jedoch wie alle anderen seines Namens eine große Vorliebe für das Theater und nahm daher sehr bald seinen Abschied.

Er spielte jetzt auf eine kurze Zeit auf Liebhaber-Theatern und erschien hierauf in Sheffield zum ersten Male vor dem Publikum.

Er gab die Rolle des Orlando in Shakspeare's Lustspiel „Wie es euch gefällt." Hierauf spielte er in Newcastle jedoch nur mit mittelmäßigem Beifall bis er endlich 1794 in einer Nebenrolle in Macbeth auf dem Drurylane-Theater debütirte.

Das Publikum fand, daß er nicht nur tief unter seinem Vater stand, sondern auch, daß er nicht einmal Hoffnung gab, ihm jemals gleich zu kommen.

Die damaligen Journale bezeichnen ihn als einen langen, hagern, linkischen Menschen, und fügen hinzu, daß sein Spiel noch ungroßlöser war, als seine Persönlichkeit. Erst 3 Jahre später fand man in Haymarket, daß er einige Fortschritte mache, und ein Jahr nachher, daß er einiges Genie zeige.

Im Jahr 1800 bearbeitete er Mercier's Deserteur für das englische Theater und später übersetzte er noch einige französische Stücke, welche Beifall erhielten, er versuchte sich hierauf in Original-Comödien, die jedoch nicht auf dem Repertoir geblieben sind. Charles Kemble besitzt ein sehr mannigfaltiges Talent, allein es ist zu bezweifeln, ob er jemals ohne seinen Bruder den Rang auf der Bühne eingenommen hätte, den er in der That einnahm. Man darf behaupten daß er in Rollen wie Edgar im König Lear, Pietro im geretteten Venedig, und Antonius im Julius Cäsar seines Gleichen suchte. In der Rausch-Scene des Cassio im Othello brachte er einen bewundernswürdigen Effect hervor.

— William Macready, der König der englischen Scene, ist noch in vollster Blüh-

samkeit. Sein Vater war ein sehr geachteter Schauspieler in Coventgarden und wurde dann Director mehrer Provinz-Theater. Sein Großvater lebt als Tapezierer in Dublin. Unser Tragiker erhielt frühzeitig genug eine so klassische Bildung, daß er schon mit 19 Jahren nach der Meinung seines Vaters Helden in römischen Stücken spielen konnte. Er machte somit seinen Uebergang aus der Schule auf die Bühne, ließ sich bei der Truppe seines Vaters einrollren und stieg mit den Jahren von Stufe zu Stufe. Der alte Director überwachte sorgfältig seinen jungen Roscius, schwur daß er es gewiß einmal so weit wie sein Vater bringen würde, und nachdem er glaubte, daß seine Entwickelung vollständig sey, schickte er ihn fort um sein Glück zu suchen.

Macready trat zuerst mit Beifall auf den Theatern von Bath und Dublin auf und erschien hierauf in Coventgarden mitten unter den Berühmtheiten jener Zeit, einem John Kemble, Kean und Young. Ungeachtet dieser gefährlichen Concurrenz wußte sich auch hier der junge Debutant Beifall zu verschaffen; da jedoch jene Meister im Besitz der ersten Rollen waren, so konnte er sein Talent nicht vollkommen entwickeln. Da erschien der Virginius von Sheridan Knowles. Das energische und leidenschaftliche Spiel, welches Macready in der Rolle dieses unglücklichen Vaters entwickelte, brachte einen Eindruck hervor, dessen Andenken nie verwischt wurde. Von diesem Augenblick an konnte er Ansprüche auf erste Rollen machen, und als bald hierauf der Tod ihm zwei seiner mächtigen Rivale raubte, und der Dritte einen frühzeitigen Abschied nehmen mußte, war er Alleinherrscher der Scene geworden, und seine Nation proclamirte ihn als ihren ersten Tragiker.

Alljährlich reist er in die Provinz oder in die Fremde. Eine Reise über das atlantische Meer trug ihm Lorbeeren und amerikanische Dollars ein; sein Gastspiel in Frankreichs Hauptstadt, frischte bei den Parisern das Andenken an ihren unvergleichlichen Talma auf.

Vor ungefähr 2 Jahren bekam Macready Lust, auch einmal das so schwer zu lenkende Theater-Steuer zu regieren. Er pachtete das Theater in Bath, allein es scheint, daß die Wahl seiner Schauspieler eine sehr unglückliche gewesen. Seine Eitelkeit fand Nahrung dabei, denn er mußte in der schlechten Umgebung doppelt glänzen, allein er büßte 25,000 Fr. ein, welches ihn von der Sucht heilte, das dramatische Scepter zu führen.

Man macht Macready den Vorwurf, daß er seine Kameraden von untergeordneten Talenten stolz und tyrannisch behandelte. So hatte er einst einen Prozeß, weil er einen armen Teufel von Schauspieler Namens Bunn geprügelt. Die englischen Journale nannten dieß Verfahren einen überflüssigen Luxus. In England ist jeder Luxus aber theuer, und eine beträchtliche Geldstrafe, die Macready zahlen mußte, rief ihm in's Gedächtniß: daß wenn Bunn ihm auch nicht vor dem Parterre, er ihm doch vor dem Gesetze gleichstehe. Ich hätte dieses Vorfalls hier nicht erwähnt, wenn diesem Künstler nicht mehr dergleichen Fälle begegnet wären. Ich habe seinem großen Talente ohne Einschränkung Gerechtigkeit widerfahren lassen, und daher mag es mir erlaubt seyn, es eben so offen auszusprechen, daß ich den Ruhm eines großen Künstlers nicht darin suche, ein guter Borer zu seyn, wie auch in Deutschland hie und da noch mancher der Meinung ist.

— Zum Schluß noch Folgendes aus Berlin:

Die verdienstvolle Schauspielerin Mad. Krikeberg ist nunmehr seit 50 Jahren ausübende Künstlerin an der Berliner Hofbühne, und erhielt aus dieser Veranlassung eine Benefiz-Vorstellung. Diese fand am 21. Februar im Opernhause in Gegenwart Sr. M. des Königs und des Königlichen Hofes statt. Außer dem neuen Lustspiele von Bauernfeld „Das Tagebuch" wurde ein Tanz-Divertissement und die Strickadeln von Kotzebue gegeben; ein Stück welches im November 1804 zum ersten Mal auf der Berliner Bühne erschien. Damals spielten Iffland, Mad. Bethmann und Mlle. Döbbelin die Rollen, die jetzt Herr Lemm, Mad. Crelinger, und Mad. Krikeberg ausführten. Die letztere wurde nach beendigter Vorstellung gerufen und erwähnte in ihrer Dankrede, daß sie ihre Laufbahn auf dem Berliner Theater begonnen habe, auf welchem sie jetzt nach 50 Jahren vor dem Publikum erscheine. Besonders war die Oberhofmeisterin in Elise von Valberg eine feine durchdachte und künstlerisch ausgeführte Leistung dieser Schauspielerin, worin sie ein schönes Vorbild hoher, graziöser Hofetikette am Berliner Hof mit Virtuosität wieder zu geben sich bestrebte.

Kennerschaft.

Die Pariser Kunstausstellung sollte in einigen Tagen eröffnet werden. Die Jury hatte sich bereits versammelt, um über die Aufnahme der Bilder zu entscheiden. Folgende Anekdote wird als verbürgt erzählt.

— Was sind das für zwei alte Schinken? sagte eines der Mitglieder. Wie kommen die hieher? Sehen sie nicht aus, wie zwei politische Verbrecher?

Die beiden Bilder stellten jedes eine Figur dar und waren mit dem Namen eines modernen Malers bezeichnet. Sie waren etwas dunkel gehalten, aber dennoch hatten sie ihren Werth und die Lasuren übten einen ganz besondern Reiz bei ihrem

Anblicke aus. Das eine Bild konnte für einen spanischen Räuber gelten. Sein etwas harter, rauher Ton, die strenge Contur-Zeichnung und die Wärme der Schatten schienen den Mitgliedern der Jury ein etwas zu kühner Rückschritt zur Schule der Ribeira und Murillo.

— Wird nicht angenommen, sagte der Secretär.

Das unglückselige Bild erhielt fünf und zwanzig schwarze Kugeln. Und da das andere dieselben Eigenschaften hatte, so erging es ihm nicht besser.

— Das wird sogleich dem Herrn M. in der Straße Taitbout zurückgesandt, sagte der Secretär zu dem Diener; allein plötzlich besann er sich, daß ein kleines Aquarellbild mit diesen zwei Gemälden eingesendet worden war.

— Das ist gut! sagte eines der Mitglieder. Das gleicht ein wenig den Aquarellen, die ich selbst in meiner Jugend gezeichnet habe. Der Baumschlag ist nicht übel, auch ist Perspective darin. Ich denke, meine Herren, wir sind dem jungen Menschen eine Entschädigung schuldig. Schicken wir ihm auch seine Bilder zurück, so wollen wir doch sein Aquarell annehmen. Macht er auch schlechte Oelgemälde im Geschmacke des Ribeira, so macht er doch wenigstens sehr gute Aquarelle in meiner Manier. Ich dächte also, angenommen!

Und das Aquarellbild wurde einstimmig für die Kunstausstellung behalten.

Hierauf schrieb man an den Maler:

„Mein Herr, die Jury hat für gut befunden, Ihr Aquarell anzunehmen, bedauert aber, Ihre beiden Oelgemälde hiemit zurückschicken zu müssen.“

Der junge Künstler nahm hierauf etwas Terpentin, entfernte seinen Namen von den Tafeln damit, und sandte dann die Bilder der Jury zurück, die nunmehr das Monogramm des spanischen Malers Herrera zeigten.

Diese Mystification fand man sehr angemessen. Man spricht davon, daß die Regierung die beiden Gemälde kaufen wolle. Ob dieß auch mit dem Aquarell der Fall seyn dürfte, wird indeß bezweifelt.

Der neue Clavigo.

Ein trauriges Ereigniß, welches in einigen Beziehungen die tragische Episode aus dem Leben Beaumarchais ins Gedächtniß ruft, hat sich so eben in Valenciennes zugetragen und erregt großes Aufsehen.

Herr D., ein ehrbarer Kaufmann zu Paris, hatte aus einer glücklichen Ehe zwei Kinder, einen Sohn, der fünf und zwanzig Jahre alt ist und sich wie sein Vater der Handlung gewidmet hat, und eine schöne tugendhafte, wohlerzogene Tochter, der sich eine glänzende und glückliche Zukunft zu erschließen schien.

Im vorigen Jahre brachte der Vater dieses Mädchen zu einer nahen Verwandten nach Brüssel. Dort blieb sie einige Monate. Sie hatte das Unglück, einem jungen Menschen aus einem angesehenen Hause eine lebhafte und tiefe Leidenschaft einzuflößen. Als dieser ihr seine Hand antrug, schlug sie sie, aber unter dem Vorwande aus, sich von ihrem Vaterland und ihrer Familie nicht trennen zu wollen. Diese Zurückweisung wurde jedoch mit allen den Rücksichten erlassen, welche zwischen gebildeten Personen als Gesetz betrachtet werden.

Nachdem Mademoiselle D. zu ihrer Familie zurückgekehrt war, begehrte ein anderer junger Kaufmann ihre Hand, die ihm ohne Weiteres mit Zustimmung des Vaters verheißen wurde.

Das Glück des Mädchens schien für immer begründet zu seyn, und die nahe Hochzeit war bereits angeordnet worden, als ihr Verlobter einen anonymen Brief erhielt, welcher voll von schändlichen Anklagen gegen die keusche und liebenswürdige Braut war.

Der zukünftige Gatte des Mädchens zeigte jedoch einen richtigen Takt und gesunden Verstand genug, um dieses Manöver gebührend zu würdigen. Die Hochzeit wurde vollzogen und dann erst theilte der junge Ehemann das schändliche Schreiben dem Vater und Schwager mit. Von wem war diese Niederträchtigkeit ausgegangen? Man sah keine Möglichkeit, der Quelle auf die Spur zu kommen. Nur der Schwager faßte einen Argwohn und rekolt, ohne

ſich Jemand anvertraut zu haben, nach Brüſſel.

Dort ſuchte er ſogleich jenen Menſchen auf, der die Hand ſeiner Schweſter begehrt hatte. Was ſie mit einander verhandelten, weiß Niemand zu ſagen. Sie hatten ſich in einem Zimmer des Gaſthofes geſprochen und ihr Geſpräch war kurz und lebhaft geweſen. Dann begaben ſie ſich eilig und heimlich außerhalb der Stadt.

Eine Stunde darauf ſah man den jungen D. ſich in einen Wagen werfen und mit Vieren auf der Straße nach Paris fortfahren.

Er hatte ſeine beleidigte Schweſter gerächt und wollte noch den Segen ſeines Vaters empfangen, ehe er die Gränzen Frankreichs verließ. Er war gezwungen geweſen, ſich mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen und ſo das Blut eines Menſchen zu vergießen, der es verweigert hatte, ihm für die zugefügte Kränkung eine andere Genugthuung zu geben.

Muſikaliſches.

Das italieniſche Theater in Paris gibt eine neue Oper von Marliani, betitelt: „Idigonda."

— Der dritte Akt von Glucks Armida hat in den Concerten des Conſervatoriums in Paris ſelbſt die Executanten in Entzücken verſetzt.

— Thalberg macht Furore mit ſeiner Phantaſie über ein Thema aus den Hugenotten. Er hat für den April drei Concerte im italieniſchen Theater angekündigt.

— Die Familie Kantsky, die ſich auch in verſchiedenen deutſchen Städten hören ließ, gibt jetzt in Paris Concerte. Der Eintritt koſtet zehn Franken; ſoviel haben ſie bei uns nicht bekommen.

Geſchichte einer Brigg.

— In dieſem Augenblicke liegt in dem Hafen von Marſeille ein Fahrzeug, genannt: „die geliebten Brüder des Hafens Navalo", welches allen denen, die es ſehen, ein unſägliches Gefühl von Traurigkeit einflößt. Nie hat noch ein Schiff in ſeinen letzten Tagen, wenn das Wetter die Planken aus einander löſte, und der Roſt bis auf den letzten Nagel zehrte, dem Beſchauer einen trübſeligeren Anblick gewährt. Und doch vergeht es nicht aus Alterſchwäche; Holz, Kupfer und Nägel daran ſind im beſten Zuſtande. Woher kommt es nun, daß ſein Anblick uns traurig ſtimmt? Weil dieſes Schiff eine traurige Geſchichte zu erzählen weiß, wie ſeine zwei gebrochenen Maſten und ſein zerriſſenes Tauwerk es bekunden; eine Geſchichte, die um ſo ergreifender iſt, als kein Mund davon Kunde geben kann, die aber der Sturm und der Blitz wie ein ungeheures Verhängniß ſeinem Aeußern in lebendigen Zeichen aufgedrückt haben.

Die Brigg Felix begegnete dieſem Fahrzeuge den 9. December 1836 auf der Höhe von Majorka. Der Capitän des Felix glaubte einen ungeheuern Cadaver auf dem Meere ſchwimmen zu ſehen. Kein Ton war vernehmlich auf dem Verdeck und ohne Leitung ſchien es zu treiben. Die Segel kümmerten ſich nicht darum, von welcher Seite der Wind blies und der weite Ocean ſchien das Reich dieſes Körpers ohne Leben.

Der Felix rief das Schiff an; das Pfeifen des Windes in dem Tauwerk übernahm die Antwort.

— Das iſt ein verlaſſenes Schiff, ſprach der Capitän des Felix. Und ſogleich wurden „die geliebten Brüder des Hafens Navalo" geentert, und man begab ſich an den Bord des öden Schiffes.

Ein Hund, eine Katze und ein Papagei wurden gefunden. Der letztere gab ſogleich ſeinen Geiſt auf und ſprach noch ſchwach den Namen „Anna", wobei die jungen Seeleute ein Schauer durchrieſelte; die Katze verwachſ ſich; der übermäßig abgemagerte Hund ſtützte ſich mit den Vorderpfoten auf die Gallerie und bellte nach Oſten. Der Capitän durchſuchte alle Winkel und fand Niemand; er öffnete Schränke und Kaſten, aber nichts konnte ihm das Schickſal der Mannſchaft verrathen; die Schaluppen fehlten.

Der Capitän beſaß jedoch einen neugierigen und beobachtenden Blick. Er befahl ſeinen Leuten, das fremde Fahrzeug bis Marſeille zu bugſiren; den Papagei

legte er auf den Tisch, setzte sich daneben, und der Hund, dem er ein Stück Zwieback gegeben, legte sich zu ihm.

Der Name Anna kam ihm wieder in den Sinn und er betrachtete mit schwermüthigem Blicke den todten Papagei.

— Könnte es Anna seyn! rief er aus.

Der Hund heulte kläglich.

— Mein Gott! Anna, die schönste Creolin von Ile Bourbon; Anna, meine Verlobte, die auf dem Punkte stand, sich mit ihrer Mutter nach Frankreich einzuschiffen!

Aber jedes Mal, wenn er den Namen Anna aussprach, begann der Hund wieder zu heulen.

Es war Nacht geworden; der Capitän hatte seine Lampe angezündet, da gewahrte er ein Halsband an dem Hunde; er bedeckte seine Augen mit der Hand.

— Muth! sprach er zu sich selbst. Wie dieser Hund Lice ähnlich sieht, den ich Anna geschenkt! er ist ebenso gefleckt.

Und Lice! rief er mit starker Stimme.

Da sprang der Hund auf, und legte seine beiden Füße auf die Knie des Capitäns.

— Schrecklich! sagte nun dieser mit erstickter Stimme. Da steht mein Name auf dem Halsbande; arme Anna!

Nachdem er seinem Lieutenant Befehl ertheilt, gegen Majorka zu steuern, ging er wieder in die Kajüte des einsamen Schiffs. Nachdem er auf der Insel angekommen war, besuchte er den französischen Consul und erzählte ihm seine traurige Muthmaßung. Zehn Tage vorher hatte ein fürchterlicher Sturm an der Küste von Majorka gewüthet; die Einwohner der Stadt sahen zwei Schaluppen scheitern und das Meer spie Leichname an das Gestade. Die Frauen der Insel trugen weinend den Körper eines jungen Mädchens in die Kirche, die in der starren Hand ein Bildniß hielt, welches ihr vom Halse herniederhing.

Der Capitän hatte beim Anblick des Halsbandes gebebt; jetzt, als er das Bildniß erkannt hatte, war er ruhig geworden und vergoß keine Thräne.

Er ging still auf das öde Schiff zurück und nachdem er seiner Mutter und seinem Lieutenant geschrieben, umarmte er den einzigen und letzten Gefährten seines Jammers, den treuen Lice, und erschoß sich. —

Der Lieutenant brachte hierauf das Fahrzeug in den Hafen von Marseille.

Vermischtes.

Der Regisseur des französischen Theaters in St. Petersburg ist als Bevollmächtigter nach Paris gekommen, um Mlle. Taglioni vom ersten Okt. d. J. für sein Theater zu engagiren. Sie ist mit einem jährlichen Gehalte von 250,000 Rubeln auf drei Jahre engagirt. Mlle. Taglioni erhält überdieß einen fünfmonatlichen Urlaub im Jahre und kann den Contract aufheben, wann sie will. Bis zum ersten Mai geht die Künstlerin nach England, um drei Monate in London und einen Monat in Dublin zu tanzen. Früher erhält sie noch ein Benefiz in Paris. Es scheint auf diese Weise für die Zukunft der Künstlerin, die kürzlich den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt hat, reichlich wieder gesorgt zu seyn.

— Herr Lesire bringt in 14 Tagen sein Naturwunder nach Karlsruhe, das 93 Fuß lange und 7 Fuß breite Wallfischskelett, welches zuletzt in Straßburg die erstaunte Menge fesselte. Das Lokal der bürgerlichen Lesegesellschaft wird dasselbe ohne Zweifel aufnehmen.

— Jules Janin hat sich im Departement der Ober-Loire ein beträchtliches Gut gekauft, um sich in die Kammer der Deputirten wählen zu lassen.

Nekrologe.

Der berühmte Klavierspieler Field ist in Moskau gestorben.

— Herr Legationsrath Stegemann, seit mehr als 30 Jahren Redacteur der Allgemeinen Zeitung, ist in Augsburg gestorben. Herr Gustav Kolb, der lange schon neben ihm der Redaction vorstand, ist nun an dessen Stelle getreten.

Telegraph von Deutschland.

Allerlei.

In Breslau zeigt ein Herr Sult Wachsfiguren; in seiner Ankündigung liest man: Der Hofrath Wieland aus Weimar, eben so berühmter Schriftsteller, als Uebersetzer, höchst interessanter römischer Classiker. — Durch das Komma hinter Uebersetzer wird Wieland zum höchst interessanten römischen Classiker.

— In Königsberg in Preußen wird jetzt jährlich eine Belohnung von 100 Thalern an denjenigen Fischer ausgezahlt, welcher beweist, daß er im frischen Haff und Pregel mit dem am Weitesten gemaschten Netze fischt. Die Belohnung stammt aus dem Vermächtniß eines Fischliebhabers, des Justizcommissarius Schmit, welcher dadurch die jungen Fische vor dem Netze sichern wollte.

Gelegenheitliches.

Jost in Hamburg hat bei seinem vor kurzem stattgefundenen Gastspiel in Weimar den vollkommensten Beifall errungen. Der wäre ein trefflicher Ersatzmann für den in München verstorbenen Vestvermann.

Julius Mosen. Der Freimüthige meldet, daß derselbe ein Drama aus der Zeit des Bauernkriegs zum Druck vorbereite, das den Titel „Wendelin und Helene führt. J. M. ist Advokat in Dresden.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Die Willy. Zu Heine's florentinischen Nächten. Gezeichnet von Oser.

Der Zeichner dieses Blattes ist derselbe junge Künstler, dessen Heine in seinen florentinischen Nächten bei Gelegenheit des Bildnisses von Paganini erwähnt und ihn dort so ganz wohl einführt.

Die Personen auf diesem Blatte sind: Mamsell Laurence, Madame Mattis, die Trommel, der gelehrte Hund, den Triangel schlagend, Monsieur Tartarin, der Zwerg, seine Fechterkünste übend, und anderer phantastischer Kram als Zuthat.

Folgendes zur Erklärung des Blattes:

Willy's sind, nach Heine, junge Bräute, die vor dem Hochzeittage gestorben sind, aber die unbefriedigte Tanzlust so gewaltig im Herzen bewahrt haben, daß sie nächtlich aus ihren Gräbern hervorsteigen, sich schaarenweis an den Landstraßen versammeln und sich dort während der Mitternachtsstunde den wildesten Tänzen überlassen.

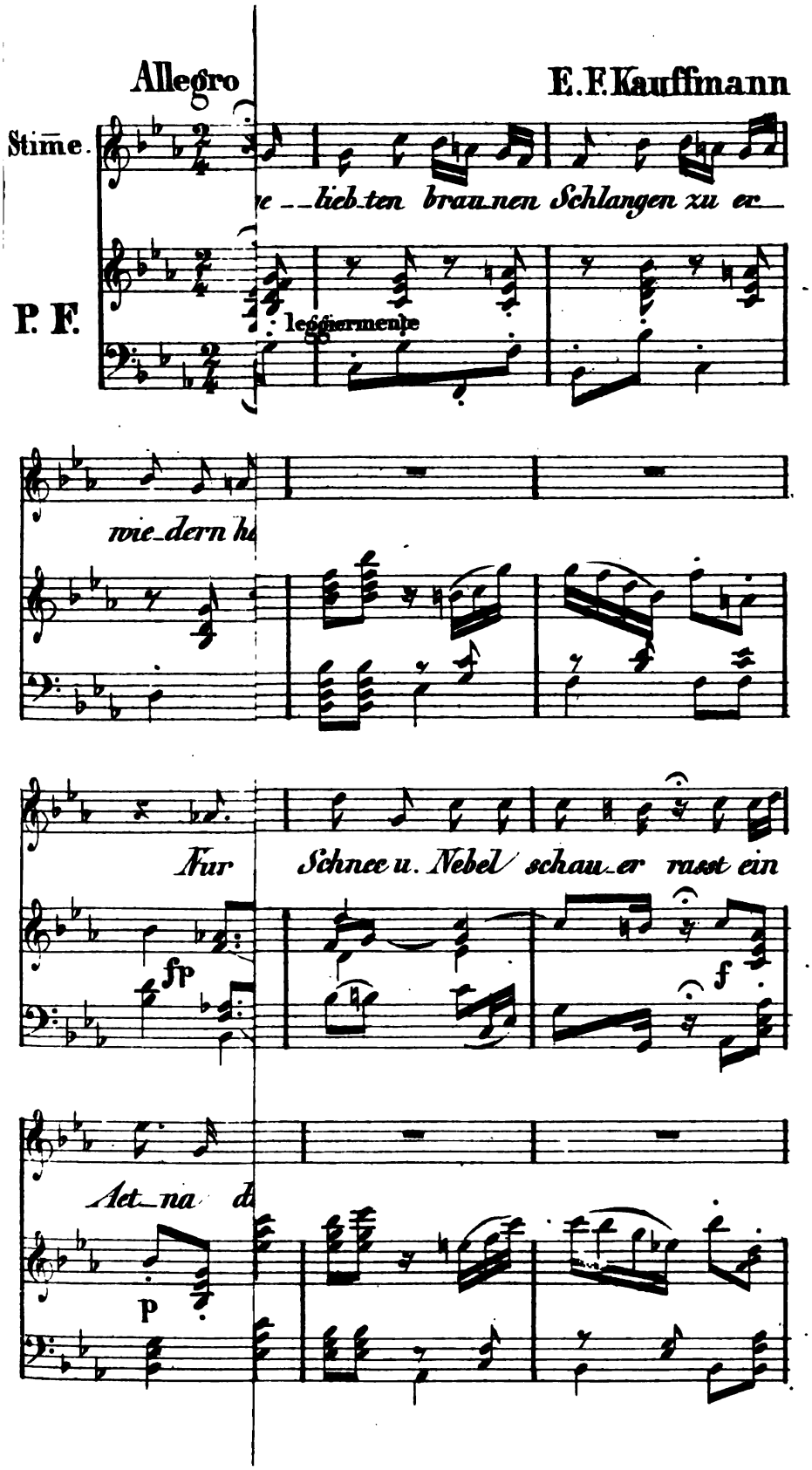
— — — „Sie tanzte ganz wie ehemals an der Abtenaybrücke und auf im Carrefours von London. Es waren dieselben geheimnißvollen Pantomimen, dieselben Ausbrüche der leidenschaftlichen Sprünge, dasselbe bachantische Zurückwerfen des Hauptes, manchmal auch dasselbe Hinbeugen nach der Erde, als wolle sie horchen, was man unten spreche — — —"

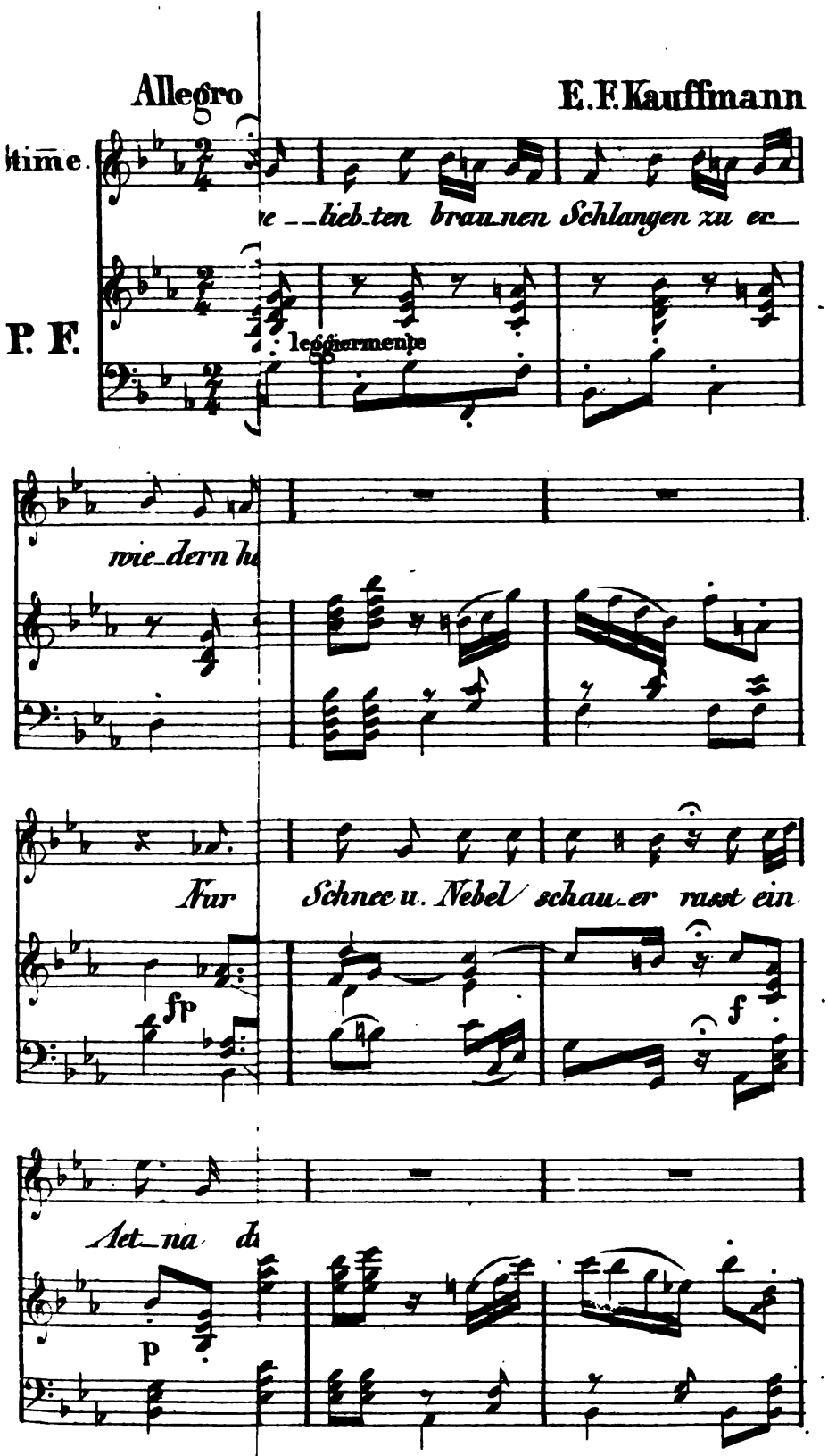
„In immer leiseren Klängen verhallte die Musik; die Trommelmusik und der Zwerg allmählig verbleichend und wie Nebel zerquirlend, verschwanden endlich ganz. Aber Mademoiselle Laurence stand noch immer und tanzte mit verschlossenen Augen. — — —"

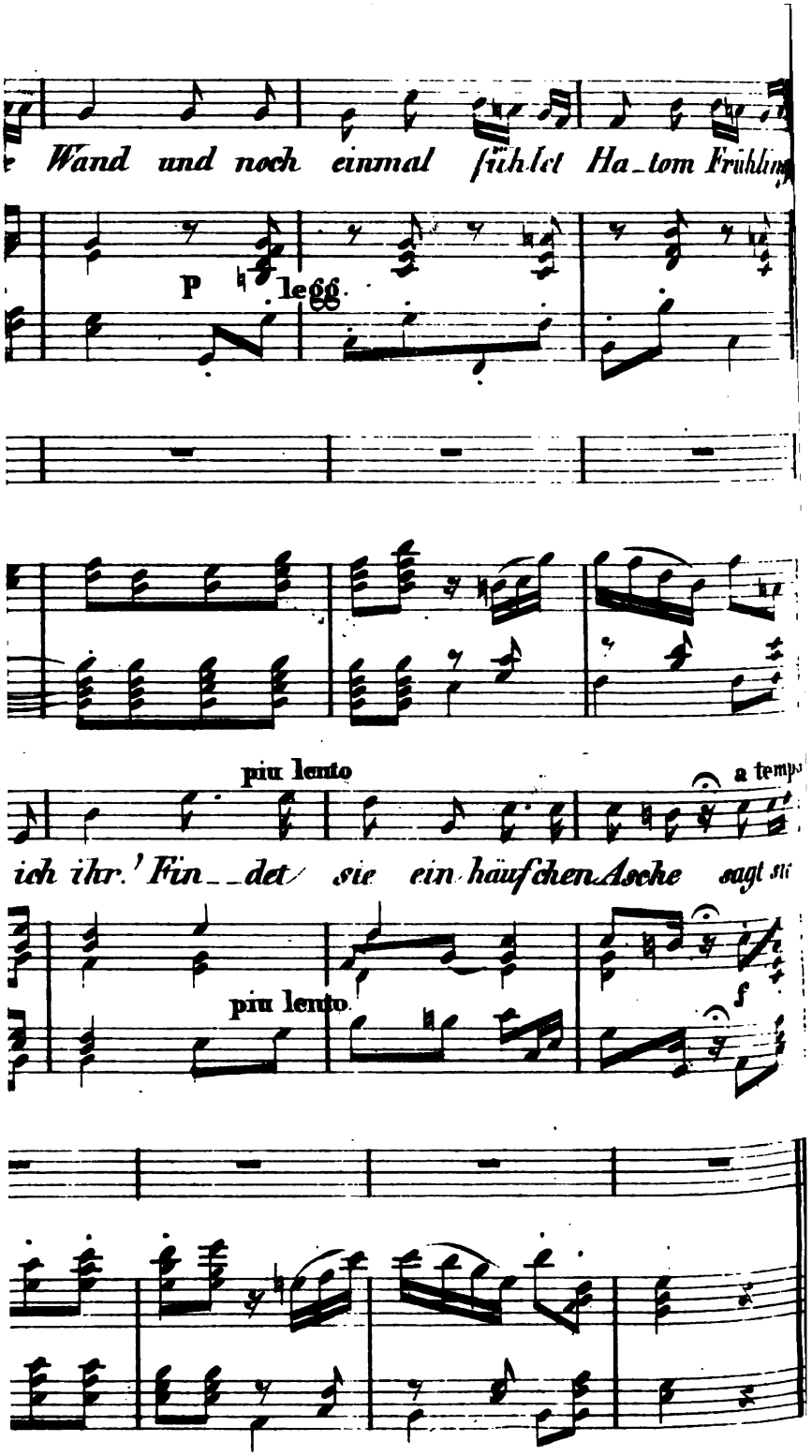
2) Aus Göthe's westöstlichem Divan, componirt von Kaufmann.

August Lewald.

DIE WILLY


Allegro
E. F. Kauffmann
Stime.
P. F.
e _ lieb_ten brau_nen Schlangen zu er_
leggiermente
wie_dern h
Für Schnee u. Nebel schau_er rast ein
fp
f
Aet_na d
p


Allegro
E.F.Kauffmann
time.
P. F.
leggiermente
Kur
Schnee u. Nebel
p
f
p


Wand und noch einmal fühlet Ha_tom Frühling
P legg.
piu lento
a tempo
ich ihr.' Fin__det sie ein häufchen Asche sagt sie
piu lento
f

Chronologiſche Ueberſicht

der Monate

Dezember 1836, Januar und Februar 1837.

Von

C. A. M.

Von Sonn' und Welten weiß ich Wenig zu ſagen,
Ich ſehe nur, wie ſich die Menſchen plagen.

Göthe's Meyſtofopheles.

Was hilft es, daß beſtändig eine Legion feiner Geiſter auf Ausſchmückung unſerer armen Weltbühne ſtudirt? Daß Millionen Hände mit Befriedigung aller Grillen eines verweichlichten Geſchmacks, mit Erfindung von Effekt- und Reiz-Mitteln beſchäftigt ſind? Ob wir uns auch zerarbeiten und verzappeln, unſere Naturforſcher bald ihrer Meiſterin ſelber in das Handwerk pfuſchen, doch will nirgends viel erkleckliches Neues auftauchen, nirgends das Alte fort, wenn es uns gleich unzählige Mal gelangweilt hat. Sogar dieſe verdammte Hexe von Cholera verkriecht ſich bloß zuweilen auf Augenblicke in einen Winkel oder Sumpf, und ehe man an ſie denkt, ſtreckt ſie wieder ihre häßliche Larve hervor, reißt die Kirchhofthore weit auf und ihre Wagen rollen Tag und Nacht durch die einſamen Gaſſen volkreicher Städte. Die phyſiſchen wie die moraliſchen Uebel der Geſellſchaft haben ſich verallgemeinert. Dieſer Winter brachte die Grippe auf das Tapet, und ganz Europa hatte Schnupfen und Huſten. Man weiß nicht, Wer krank iſt, die Erde oder die Menſchheit.

Wo iſt Etwas anders geworden, wo beſſer? Erwürgen ſie ſich in Spanien nicht wie bisher? Werden ſie je die Geſetzgebung ſchaffen, aus welcher die Größe dieſer edeln aber gefallenen Nation friſche Keime treiben ſoll? Hat Portugall das Joch der ausländiſchen Induſtrie abgeſchüttelt? Hat das mächtige England weniger den alten Pfahl im Fleiſche, hier Irland mit ſeinen Zehntenmärtyrern, der Gerechtigkeitsrente, dem Popanz O'Connell, dort den Torysmus mit dem Feldgeſchrei: „Kein Pabſtthum!" Muß Italien nicht noch mehr als vor Cholera und Peſt vor dem politiſchen Atheismus ſeiner haßerglühten Jugend zittern? Hat das Schimpfen der Schweizer auf die Deutſchen, der Hader zwiſchen Baſel und Lieſtal, zwiſchen den Junkern von Bern und den weiland Radikalen von Burgdorf aufgehört? Haben Belgien und Holland die Waffen niedergelegt, die ſie einzig und allein führen, damit ſie einander gegenſeitig mit Kriegsſteuern belaſten? Hat Dänemark ſein freſſendes Deficit gedeckt? Iſt die Eintracht zwiſchen Schweden und Norwegen ungeſtört? Kann der ſächſiſche Strafcodex der Prügel entbehren, obgleich Deutſchland das Land der Humanität iſt? Sind in Polen ruſſiſche Burgen genug erbaut, weil Ergebenheit nicht geboten werden kann? Hat der Sultan ſeinen Muſelmännern auch nur die kleine Unart der Tabakpfeifen abgewöhnt? Hat ſich Griechenland mit der Freude an dem geliebten Königspaar begnügt, und verlangt es nicht eine Verfaſſung? Nein, wo man die Blicke hinwendet, ſelten irgendwo iſt ſo ganz dieſe geſunde Uebung der Kräfte, die man gewähren läßt, ohne zu fürchten, daß ſie in Ungebundenheit ausarte, dieſe Behaglichkeit ohne Abſpannung, dieſe Aufgeregtheit ohne Unmuth!

Hatte ſich Frankreich berufen geglaubt, ſeine überpyrenäiſchen Nachbarn mit ſtrengen Worten zur Ordnung zu verweiſen, ſo mochten ſie erwiedern: „Warum ſo böſe? Folgen wir nicht Eurem Beiſpiel? Ihr habt ein morſches Staatsgebäude abgebrochen, wir auch. Ihr habt Bürger gegen Bürger bewaffnet, wir auch. Wir haben, wie Ihr, einige außerordentliche Maßregeln ergriffen, weil vor der Gefahr des Vaterlandes jede Rückſicht ſchweigen muß. Das Aergſte, das Ihr uns vorwerfen könnet, iſt La Granja. Deßwegen wollt Ihr die Hilfe zurückziehen, die Ihr uns vertragsmäßig ſchuldig ſeyd. Aber unſere Sergeanten waren keine Fieſchi, Alibaud, Meunier, Champion, ſie haben den Palaſt unſerer Königin nicht durch Höllenmaſchinen in Schrecken geſezt. Chriſtine und ihre Tochter wandeln in den Straßen von Madrid, ohne daß ein Mörder mit geſpanntem Hahn im Hinterhalt lauert." In der That muß jeder unbefangene Beobachter geſtehen,

daß der Gang der Ereigniſſe in Spanien, die Ausſchweifungen der Revolution höchſtens der Vorwand, aber nicht die Urſache ſeyn können, wenn Frankreichs liberale Sympathien erkaltet ſind. Die Cortes haben faſt mehr Selbſtüberwindung bewährt, als man unter den gegebenen Umſtänden erwarten durfte. Was können ſie dafür, daß ſich inzwiſchen der Wind gedreht hat? Die Quadrupelallianz war aus einem Gegenſatz entſprungen, der für Ludwig Philipp nicht mehr exiſtirt. Anfangs ſuchte er in einem konſtitutionellen Syſtem der weſtlichen Mächte eine Stütze gegen das reinmonarchiſche der öſtlichen. Als es ihm gelang, ſich dieſem zu aſſimiliren, warf er jene Krücke weg. Iſt es wahr, daß Ludwig XIV das große Vorbild des jetzigen Inhabers des franzöſiſchen Throns iſt, ſo iſt ihm die Größe und der Glanz ſeines Hauſes höchſter Zweck, und jede Politik, die nicht in den Gränzen der alten bourboniſchen Familienverträge liegt, muß ihm als ein Irrthum erſcheinen, von dem man nicht ſchnell genug zurückkommen kann. Sein Ahnherr hatte das Königthum in ungetrübter Majeſtät empfangen: die Hände nach Auſſen frei, trug er ſeine Waffen durch Europa. Die Kämpfe, die der Enkel zu beſtehen hat, ſind im Innern: ſein Stolz geizt nach dem Ruhm des Wiederherſtellers und Erhalters.

So iſt die Natur eines ſtarken Geiſtes, daß eine hohe Aufgabe durch die Schwierigkeiten, die ſie darbietet, ihm nur um ſo theurer wird. Hätte er vornherein den Kettenſchluß von Verwicklungen, der in ihr verborgen iſt, überſehen können, vielleicht hätte er ſie nicht unternommen, einmal am Werk, ſezt er ſeine Ehre, all ſeine Kraft an die Ausführung. Allein ſelbſt dieſe Gefahren, unter deren Eindruck ein ſchwächeres Gemüth zuſammenſänke, fördern Ludwig Philipps Ziel. Welch ein Oppoſitionsſtoff hatte ſich vor Eröffnung der Kammern angehäuft! Die Majorität ſchien zweifelhaft. Die Empfindlichkeiten des Tiers-parti, das Unglück von Conſtantine, die Mißgriffe in der Schweiz ließen eine ſtürmiſche Sitzung befürchten, wo nicht einen combinirten Angriff auf das ganze ſeitherige Syſtem und deſſen mühſame Hauptarbeit, die Septembergeſetze. Algier und Conſeil, das außergeſetzliche Verfahren mit Louis Bonaparte, die Eiferſüchteleien zwiſchen Thiers und Guizot, der Verantwortlichkeitsſtreit zwiſchen Claufel und den Doktrinärs, England und die Quadrupelallianz waren mit Meunier's Piſtolenſchuß wie weggeblaſen. Man plänkelte noch über einige Phraſen in der Adreſſe, erfriſchte die Erinnerung an die polniſche Nationalität durch ein Einſchiebſel, über das man in St. Petersburg gelächelt haben wird. Aber der Hof konnte unverlegen mit ſeinen Dotations- und Apanagenforde-

rungen, mit neuen Supplementen zu der Einschüchterungsgesetzgebung hervortreten: man wird ihm Alles bewilligen und noch Mehr, wenn er es verlangt, selbst Garden und ein diktatorisches Polizeirecht gegen Verschwörer und Verdächtige, man wird ihm keine Beschränkung der Freiheit versagen, sofern er nur die konstitutionellen Fiktionen zu achten weiß. Die Thronrede gab in dieser Beziehung ein gutes Beispiel. Was in ihrem schmeichelhaften Gemälde von der Lage Frankreichs nach dem ungeahnten bedaurungswürdigen Zwischenfall als greller Kontrast erschien, hätte gewiß ein so geistreicher Fürst wie Ludwig Philipp leicht heraus improvisiren können, aber dann hätten die Schreier gleich Gelegenheit gehabt zu sagen: der König *verwaltet*. Lieber blieb das ministerielle Produkt unverändert!

Was in Frankreich auf den ersten Anblick räthselhaft vorkommt, weil es aller Praxis anderer Länder widerspricht, ist die Mißachtung eines der wichtigsten Mittel der Beruhigung. Auch den Doktrinärs, die so gern die Miene annehmen, daß sie die rechten konstitutionellen Baumeister seyen, scheint die Bedeutung einer guten Municipalverfassung völlig entgangen zu seyn. Die Hoffnungen der Nation sind mit einem armseligen Gesetzlein abgespeist worden. Gleichwohl haben nicht allein Staaten, die dem Prinzip der Volksfreiheit huldigen, demselben in einer unabhängigen Municipalverfassung eine breite Grundlage gegeben, sondern selbst Regierungen mit nicht geringen Begriffen von ihrer Würde haben anerkannt, daß man die allgemeinen Fragen der Staatskunst mit um so weniger Anstand von plebejischer Mitberathung fern halten kann, wenn man dem Volk einen gewissen Spielraum politischer Selbstthätigkeit in derjenigen Sphäre einräumt, die ihm die nächste ist. Warum benüzt Frankreich diese Lehre nicht? Warum thut es keinen Schritt zur Entvormundung der Gemeinden von den Fesseln dieses so unendlich vervielfältigten Verwaltungsmechanismus, welcher Centralisation heißt? Warum bemerkt es nicht, daß sich's tausendmal bequemer und sichrer regiert, wenn man nicht *Alles* regieren will? Daß man eine Masse Gesetze, Polizei, geheime Fonds und Papier ersparen könnte? Wenn es vor der Unmöglichkeit dieser Regierungsallwissenheit nicht zurückschrickt, so sollte es doch das wahrhaft conservative Element, das es in den Bürgern durch das Medium ihrer Lokalinteressen pflegen könnte, nicht verschmähen. Jemehr in diesen kleinern Verhältnissen der Gesichtspunkt des Nüzlichen, Zweckmäßigen, ja Philisterhaftigkeit und Einseitigkeit vorherrschen, desto weniger fände die revolutionäre Einbildungskraft Nahrung. So lange diese Einsicht nicht durchdringt, ist Frankreich

zwar eine stolze Pyramide, deren Spitze in die Wolken ragt, deren Fundament aber auch Sand ist — eine Maschine, die, wenn schlechtes Wetter den Telegraphen nicht arbeiten läßt oder eine aufrührische Rotte ihn umlagert, ins Stocken geräth. Freilich mag es nicht zu den unergötzlichsten Genüssen der Gewalt gehören, alle Springfedern einer großen Nation in Händen zu haben, aber Ludwig Philipp könnte seinem Volk keine dankenswerthere Wohlthat erzeigen, Europa keine stärkere Bürgschaft seiner friedlichen Gesinnung geben, als wenn er auf ein System verzichtete, das den Schwerpunkt der Gesellschaft verrückt hat. Die Centralisation ist eine Schöpfung der Revolution, ursprünglich zum Widerstand gegen die Invasion, später zum Erobern. Sie war und ist die furchtbarste Waffe des Ehrgeizes und der Tyrannei: heute kann sie die innere Freiheit vernichten, morgen erschüttert sie die Ruhe der Welt. Sie aufgeben, wäre der sichtbarste Beweis, daß Frankreich nicht mehr erobern wollte. Oder sollten selbst patriotische Männer im Angesicht des unausgefochtenen Prinzipienstreites die Centralisation für ein nothwendiges Uebel halten? Wenn Frankreich durch Rückfälle in den Revolutionsschwindel eine neue Coalition gegen sich hervorriefe, so wäre allerdings deren Zweck schwerlich ein anderer als Frankreichs Zerstückelung!

In diesem wirren Durcheinanderlaufen der wie durch Laune und Zufall verzerrten Fäden der europäischen Politik, mitten unter den absolutistischen und revolutionären Impromptus ist für den denkenden Theil der Zeitgenossen nur Eins klar, daß die Verstöße zwischen England und Rußland sich von Tag zu Tag mehren, und daß mehr als Ein großes Loos an ihrer endlichen Entscheidung hängt. Der Gang der gesellschaftlichen Entwickelungen läßt sich nicht zum Voraus bestimmen, alle die hemmenden und beschleunigenden Einflüsse nicht berechnen, daß hingegen die Bahnen zweier Weltkörper sich nicht durchkreuzen dürfen, ohne daß gewaltige Störungen erfolgen, ist von mathematischer Gewißheit. Das Spiel der Convenienzen hört auf, wo das Gesetz der Nothwendigkeit beginnt. Mächtige Reiche sind kein eigensinniges Erzeugniß eines Eintagwillens: sie erfüllen ihr Schicksal. Das Füchslein (vixen) haben sie im Garn, aber die drei Leoparden sind wach. An der verschollenen Küste der alten Kolcher ist die Frage aufgeworfen: haben die Russen das Recht — nicht als kriegführende Macht durch eine Blokade, sondern durch ihr Zoll- und Sanitätsgesetz ein unabhängiges Land dem Handel zu verschließen? Die Völker Asiens bis nach Indien hinab werden begierig seyn auf die Antwort. Die Caravanen werden sie ein-

ander erzählen, und das Ja oder Nein wird entscheiden, vor welcher Größe sie sich beugen sollen. Daß wenn England seiner Flagge im schwarzen Meer keine Achtung verschafft, dieses, ehe viele Jahre vergehen, von der Mündung der Donau bis zum Phasis und Bosporus von dem russischen Gesundheitskordon umspannt seyn wird, versteht sich von selbst. Dann wird auch Europa, das jezt mit andern Dingen beschäftigt oder aus Respekt schweigt, über das Füchslein einige späte Glossen machen.

---

3. Dezember. In Dresden Streit wegen des Landtagsblatts. Die Regierung hatte den Redakteur bestellt: es schien ihr hinreichend, wenn von den Reden der Abgeordneten das Wesentliche gegeben würde. Dieser hatte daher gleich die Eröffnungsworte des Präsidenten, namentlich um den sinnvollen Wahlspruch: „Fürchte Gott und scheue Niemand," verkürzt. Bald allgemeine Klage. Fast kein Abgeordneter wollte seine Vorträge nach der Bearbeitung des Majors von Brause wiedererkennen, wollte die Regelnverstöße gegen Grammatik, Orthographie, Styl verantworten, die man ihnen aufbürde. Das Ministerium stellte das Landtagsblatt wieder zur Verfügung der Kammer.

9. Dezbr. Frecher Angriff auf das Vermögen der französischen Bank. Ein Kassier ging mit einer Million Bankscheinen im Portefeuille über die Straße, als zwei Personen auf ihn zusprangen und ihm den Schatz entrissen. Der Beamte ergriff jedoch im Fallen den Räuber, der das Portefeuille hatte, an den Beinkleidern, es entstand ein Handgemenge, und mittlerweile kam die Polizei zu Hilfe und bewirkte seine Verhaftung. Während man aber mit ihm zum Verhör schritt, zog er eine Pistole aus der Tasche und schoß sich todt. Schriftliches hatte er Nichts bei sich und der Andere war entflohen. Man vermuthete, die Thäter möchten Leute von Stand seyn. So ganz gewiß scheint man die Identität ihrer Person nicht ausgemittelt zu haben.

10. bis 12. Dezbr. Todes- und Prügelstrafen vor dem Forum der sächsischen Ständeversammlung. Die Abschaffung der Todesstrafe halten einige Abgeordnete für wünschenswerth, aber noch nicht für zeitgemäß. Die Bastonade, als Willkomm, Schärfung und selbstständige Strafe findet besonders darin ihre Rechtfertigung, daß viele Menschen so gewöhnlich mit Noth und Elend kämpfen, daß Gefängniß und Zuchthaus allein für sie keine Strafe sey.

12. Dezbr. Die spanischen Cortes bewilligen dem Ministerium die verlangte außerordentliche Vollmacht, auf dessen Versicherung, daß es in Spanien von Rächern Alibauds, Vertheidigern der Menschenrechte, Isabellinern, Carbonari und andern Geheimbündlern wimmelt, wiewohl die angebliche Verschwörung der exaltirten Partei, die Don Calvo de Rosas angezettelt haben sollte, bei genauerer Untersuchung in Nichts zerfließt. Die Regierung hat nun die Freiheit, Jeden, der ihr als Verschwörer verdächtig scheint, nach den canarischen Inseln zu verbannen. Mehre madrider Journale wollen unter diesen Umständen nicht länger erscheinen.

13. bis 15. Dezbr. Bekanntwerden der Niederlage von Constantine durch die längste telegraphische Depesche, die der Moniteur je gebracht hat. Entweder war das Wetter so trüb für die Augen, oder die Dosis zu stark: die Franzosen bekommen sie in drei Portionen. So wortreich aber der sonst so lakonische Telegraph ist, über den Verlust geht er leicht hinweg, und eine Namenliste der Todten, Verwundeten und Vermißten erscheint auch später nicht. Wer von dem Schicksal seiner Angehörigen Etwas erfahren will, kann auf der Ministerialkanzlei fragen. Man hat die Wahl, ob man nach der höchsten Angabe gegen 4500 oder nach der niedersten einige Hundert annehmen will, die kampfunfähig geworden. In Paris zankt man sich über die Frage, Wer Schuld sey, die Minister oder der Marschall. Dieser selbst läßt dem Muth seiner Soldaten alle Gerechtigkeit widerfahren: „Nur ein Einziger, sagt er in einem Tagsbefehl aus Guelma, hat Schwäche gezeigt." Dieser Einzige ist General Rigny, Bruder des verstorbenen Admirals, er befehligte die Reiterei. Mehre Journale wollten ihn als einen Mann der Salons bezeichnen. Vorläufig wurden von seiner Familie die verschiedenen Gerüchte über den Hergang der Sache für Verleumdung erklärt. Sein Benehmen soll durch ein Kriegsgericht in Marseille untersucht werden.

15. Dezbr. Die ostindische Kompagnie beschließt, auf die indische Pilgersteuer zu verzichten. Sie hatte, die kleineren Wallfahrtsorte ungerechnet, von den vier Haupttempeln zu Dschaggernat, wo die Frommen sich unter den Rädern des Götzenwagens zermalmen lassen, zu Gaja, Allahabad, Tripetty von 1812 bis 1834 1,139,101 Pf. Sterl. rein abgeworfen, und die christlichen Steuereinnehmer waren dabei bedacht, eine so reiche Quelle fließend zu erhalten: sie sorgten für Tänzerinnen und andere Lockmittel. Die regierenden Kaufleute nannten Dieß Toleranz!

16. Dezbr. Neueste Juliverschwörung. Bekanntlich war bei der lezten Feier der Julirevolution die übliche Musterung wegen einer entdeckten Verschwörung plötzlich abgestellt worden. Zwei 17- bis 20jährige Handwerksgesellen, Ourſel und Fontenelle stehen deßhalb vor den Assisen. Sie bekennen sich auch wirklich eines Anschlags auf das Leben des Königs schuldig. Da wird die Handschrift des Denunzianten mit der Handschrift eines der Beklagten verglichen, und siehe da, es ist die nämliche Handschrift. Die unverschämten Buben wollten bloß der Regierung Angst und sich einen Namen machen: sie hatten Komödie gespielt. Der Staatsanwalt gab die Anklage auf und sie wären mit einem derben Verweis davon gekommen, wenn sie sich nicht nebenbei auch des Besitzes verbotener Waffen schuldig gemacht hätten. Dafür wurden sie später polizeilich gestraft.

17. Dezbr. Gomez kommt von seinen abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen durch ganz Spanien wohlbehalten in Durango an. Die Uneinigkeit der christinischen Generale, zulezt Alair's Weigerung, das Kommando an den tüchtigeren Narvaez abzugeben, hatte sein Entwischen möglich gemacht. Doch ist auch Don Carlos mit den Thaten des Freibeuters nicht zufrieden. Gomez wird, man weiß nicht genau warum, ob wegen Unterschleifs, ob weil er nirgends festen Fuß gefaßt — vor ein Kriegsgericht gestellt, und einige Zeit geht sogar das Gerücht, er sey zum Tod verurtheilt und erschossen worden. Dagegen hat sich Cabrera's Bande gegen Valencia gewandt, wo sie sich bald erholt und den Meister spielt.

— Mendizabal legt den Cortes das Budget für 1837 vor. Der Ausfall ist zu 1097 Millionen Realen berechnet, aber mit dem Defizit von 1836 wohl das Doppelte.

20. Dezbr. In Toulon beginnen die Truppeneinschiffungen nach Afrika. Aus allen Regimentern melden sich Freiwillige für den künftigen Feldzug gegen Constantine, der ganz bestimmt ein Triumphzug seyn soll. Doch wollen Viele noch zweifeln, daß es dem König so sehr mit dem Erobern Ernst sey.

24. bis 25. Dezbr. Entsatz von Bilbao. Das Zureden des englischen Obrists Wylde, das Ungestüm der Truppen, die auf eigne Faust angriffen, die äußerste Noth der Einwohner, die durch ihren Telegraphen fragen: Will der General dem Untergang der Stadt zusehen? — Dieß Alles scheint endlich Espartero's ewigem Zaudern und Hin- und Hermarschiren ein Ende gemacht zu haben. Unterstüzt von dem Feuer der englischen Schiffe im Fluß begannen die Christinos

trotz des abscheulichsten Wetters die Schanzen zu erstürmen. Der Widerstand war theilweise hartnäckig, und der Verlust der Angreifer beträchtlich. Endlich nahmen sie die Batterie auf der Höhe von Luchana. Damit war der Kampf entschieden. Die Karlisten hatten ihre ganze schwere Artillerie, 26 Kanonen, im Stich gelassen, gegen 1200 waren geblieben oder gefangen worden. Noch größer war die moralische Wirkung. Madrid in Jubel, voll Hoffnung der nahen Beendigung des Bürgerkriegs. Die Cortes votiren der Armee, dem Lord John Hay, den Vertheidigern Dankadressen, den Einwohnern Entschädigung für die erlittenen Verluste, die Regierung ernennt Espartero zum Grafen von Luchana, verleiht der Municipalität von Bilbao den Titel Excellenz. Man eröffnet Subscriptionen, hält Bälle und Concerte für Bilbao. Die Einwohner haben es wohl verdient. Im Fall der Eroberung stand ihnen ein trauriges Schicksal bevor. Die Mütter, Schwestern und Weiber der karlistischen Soldaten waren schon mit Körben und Säcken da, um die Beute abzuholen. In den lezten Tagen war die Theurung so hoch gestiegen, daß 1 Pfd. Pferdefleisch 1 fl. 16 bis 24 kr., eine Katze das Doppelte, 1 Ei 40 kr., 1 Huhn 12 fl. kosteten. Die Nationalgarde hatte alle Gefahren mit den Truppen getheilt, namentlich einen Theil des Geschützes bedient. Von 900 Mann waren 200 todt oder verwundet. Bilbao soll nun unter Leitung englischer Ingenieure besser befestigt werden.

24. Dezbr. Mina stirbt in Barcelona. Die Stadt ehrt sein Andenken durch Feierlichkeiten, die Königin erhebt seine Witwe zur Gräfin. Er soll verlangt haben, daß man ihn in seinem väterlichen Dorfe in Navarra begrabe, wo seine mehr als 90jährige Mutter noch lebt.

24. bis 29. Dezbr. Schnee und Nichts als Schnee. Europa ist eingeschneit. Fast eine Woche ist zwischen London und dem Continent der Postenlauf unterbrochen. In England werden Häuser unter Lawinen begraben.

27. Dezbr. Abermaliges Attentat gegen Ludwig Philipp auf dem Weg zur Eröffnung der Kammern. Der Mörder, ein junger Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, wird sogleich ergriffen. Er weigert sich, seinen Namen zu nennen, durch die Personalbeschreibung in den Zeitungen werden aber seine Verwandten aufmerksam, und so wird herausgebracht, daß er Meunier heißt, der Sohn wohlhabender Eltern, und, wie Louvel, ein Sattler ist. Ob und welche Geständnisse er gemacht, ob er für sich gehandelt, oder ob

ihn das Loos getroffen hat, ist, wie die ganze Untersuchung, in tiefes Dunkel gehüllt. Verhaftet sind Viele, meist Leute aus den niedern Ständen, der bedeutendste Mann darunter ist sein Vetter Lavaux, bei dem er in Arbeit stand. Aber weder von ihm noch von den Andern weiß man, sind sie Mitschuldige oder bloß Mitglieder geheimer Verbindungen, denen die Behörde dießmal auf den Grund kommen möchte. Ludwig Philipp setzte nach dem Schuß, der das königliche Wagenfenster zerschmetterte, ohne Aufenthalt seinen Weg in den Ständepalast fort. Er wünschte den Repräsentanten des Reichs zu dem Erfolg seiner und ihrer Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes Glück, dankte der Nation für die bei Gelegenheit des Alibaud'schen Attentats empfangenen Liebeszeugnisse. Einen Augenblick zuvor war eine Kugel von Mörders Hand an seinem Haupt vorbei geflogen! Das ministerielle Programm hatte nun freilich eine ganz falsche Einkleidung. Im Uebrigen enthielt es eine Auslegung des Quadrupelallianzvertrags, die voraussichtlich in England nicht gefallen konnte, nämlich daß Frankreich der Königin Christine alles Gute gönne, aber nicht Mehr für sie thun könne als bisher. Ferner die Ankündigung des Entschlusses, den französischen Waffen in Africa das gebührende Uebergewicht zu verschaffen, die Aussicht auf eine etwaige Herabsetzung des Zinsfußes der Staatsschuld, auf einige Dotationsanstalten für die königliche Familie ꝛc.

29. Dezbr. Die baierische Regierung erläßt eine weitläufige Verordnung über die Vereinfachung des Geschäftsganges der innern Verwaltung.

— Anfang einer Aussöhnung zwischen Spanien und dessen abgefallenen Kolonien. Calatrava macht bekannt, daß Mexico und Spanien einander gegenseitig ihre Häfen eröffnen und einander als befreundete Nationen behandeln wollen.

31. Dezbr. In Ungarn spukt seit längerer Zeit eine Räuberbande, gegen die alle Polizeianstalten Nichts vermögen. Ihr Anführer heißt Sobri. Er liefert den gegen ihn aufgebotenen Soldaten förmliche Gefechte, und muß er an einem Ort der Uebermacht weichen, so kommt er bald an einem andern zum Vorschein. Er soll ein Mann von wissenschaftlicher Bildung und außerordentlicher Geistesgegenwart seyn, ein Volksheld, ein Rinaldo Rinaldini. Seine Beute hält er unter strenger militärischer Zucht, Morden duldet er nicht, auch thut er den Armen Nichts zu leid, er nimmt nur von dem Ueberfluß der Reichen. Noch ist er nicht gehenkt.

1. Januar. Vertheilung der nordamerikanischen Ueberschüsse unter die verschiedenen Staaten der Union. Dieser Neujahrsgruß beträgt nach Jacksons Abschiedsbotschaft vom 6. Dezember 36,723,959 Dollars, denn 5 Millionen werden nicht vertheilt. Da die Bevölkerung den Maßstab gibt, so kommt auf den Staat New-York mit 2 Millionen Einwohnern ein Antheil von mehr als 15 Millionen Gulden. Um dieser Anhäufung von Geldern in der Staatskasse künftig vorzubeugen, weil es theils verkehrhemmend wäre, solche Summen dem Umlauf zu entziehen, theils freiheitsgefährlich, sie in den Händen der Exekutivgewalt zu lassen, hat der Präsident Ermäßigungen im Tarif beantragt. Jacksons Partei hat jezt auch im Senat die Majorität, und der neuerwählte Präsident Van Buren wird sein System fortsetzen.

2. Jan. Krankheit des Königs von Dänemark. Seitdem haben die ärztlichen Bulletins nicht aufgehört. Eine Thronerledigung in diesem Reich könnte wichtige Veränderungen nach sich ziehen. Dänemark hat ein jährliches Defizit von 1,100,000 Rthlr.

4. Jan. Schwankungen der Civilisation in der Türkei. Der Sultan verbietet seinen christlichen Unterthanen das Reiten. Einen Raya, der an ihm vorbei galoppirte, läßt er aufsuchen und todt prügeln. Auch will man bemerken, daß das Bildniß Sr. Hoheit wieder von öffentlichen Orten entfernt werde, und das Kaffeetrinken und Tabakrauchen von Neuem überhand nehme. Der Münzdirektor wird in der Moschee ermordet. Einem großherrlichen Minister werden seine Orden gestohlen, der Dieb wird ergriffen, die Excellenz nimmt eine Pistole und schießt ihn nieder. Dazu von Zeit zu Zeit öffentliche Ermahnungen zur Frömmigkeit.

5. Jan. bis 15. Febr. Verkündigung des Programms der Feierlichkeiten zum Empfang und Ankunft Ihrer helleniſchen Majestäten in Athen. Die Cholera hatte nicht erlaubt, München noch zu besuchen, um der Aufführung des von Eduard von Schenk gedichteten symbolischen Festspiels Cadmus und Harmonia anzuwohnen. Die lezten Tage vor der Trennung wurden in Gesellschaft der ganzen hohen Familie in Tegernsee zugebracht. Dann gings über Verona, Venedig, nach Triest, wohin der Kronprinz von Baiern das Geleit gab. In Triest nahm die für diesen Zweck äußerst reich eingerichtete englische Fregatte Portland das königliche Paar an Bord, die Ueberfahrt war glücklich. Graf Armansperg, der englische Gesandte ꝛc. fuhren JJ. MM. auf die Höhe des Piräus entgegen: Jener

erhielt sogleich in den huldreichsten Ausdrücken die Entlassung, und sah seinen Nachfolger Hrn. v. Rudhardt in prächtiger Ministeruniform. Das Einlaufen in den Hafen, der Einzug, das Ueberreichen von Oelzweigen und Blumenkronen, die mit Myrten und Lorbeern geschmückte Ehrenpforte, die dreitägige Beleuchtung der alten Minervenstadt — Alles war laut des Festprogramms sinnig vorbereitet. Bei Erscheinung JJ. MM. in griechischer Nationaltracht vervielfältigten sich die Sito: aber alle Adressen gedachten eines Wunsches — des Wunsches nach einer Verfassung. Die öffentlichen Geschäfte sollen indeß ganz in griechischer Sprache geführt werden: der neue Ministerpräsident, ein alter Hellenist, legt sich mit neuem Eifer auf diese classische Literatur. Auch die Königin hatte durch ihre Erklärung, daß sie nicht ruhen werde, bis sie mit ihrem Volk in dessen eigener Mundart reden könne, viele Freude gemacht. In Athen sieht man nun vielen Verschönerungen entgegen: viele der im Ausland ansäßigen reichen griechischen Kaufleute, wie Baron Sina, dessen bedeutende Unterstützung Hr. v. Rudhardt für die Bank gewonnen haben soll, wollen dort Häuser bauen. Dieses Bauen beschränkt sich aber nicht auf die Hauptstadt: das ganze Land ist in gleicher Thätigkeit. An den Ufern des Eurotas erhebt sich ein neues Sparta.

10. Jan. Sechs lebenslänglich verurtheilte frankfurter Gefangene entspringen mit Hilfe des Knechtes ihres Kerkermeisters aus ihrer Haft auf der Konstabler-Wache: die Studenten Fries, Obermüller, Zehler, Bundschuh, Matthiä und Sartori. Die Polizei sezt einen Preis von 500 Rthlr. auf die Fahndung eines Jeden von ihnen oder des Knechts. Dem Vernehmen nach sind sie über die französische Gränze entkommen. Die Auslieferung des Knechts Johannes Geiger soll von der französischen Regierung verweigert werden. Auch Dr. Wirth in Hof macht sich um diese Zeit aus dem Staub.

— Sieg der kastilischen Partei im Kabinet des Don Carlos über die Provinzialpartei. Der Universalminister Erro tritt ab. Der Bischof von Leon wird Prinzipalminister, Diaz de Labandero Finanzminister u. s. f. Bald erscheint auch eine neue Organisation der Armee unter den Befehlen des Prinzen Don Sebastian, dem der berüchtigte Moreno an die Seite gegeben ist. Villareal wird vom Oberbefehlshaber zum Generaladjutanten herabgesezt, später ganz verungnadigt.

11. Jan. Peels Bestallung als Lord-Rektor der Universität Glasgow. Eine große conservative Schaustellung, an

welcher Gleichgesinnte aus ganz Schottland Theil nehmen. Das Festmahl bestand aus 3435 Gedecken. Sir Robert sagte den Studenten viel Schönes, besonders über die klassischen Studien, und seinen Bewirthern viel Schmeichelhaftes in Bezug auf ihr Land und den daselbst herrschenden sittlichen Geist. Dabei sprach er protestantisch, konstitutionell, warnte vor Ueberschreitung der ursprünglichen Grundsätze der Reformbill, umging die zweifelhaften Fragen und blieb nur bei Aufrechthaltung der Verfassung stehen. So erntete er großen Beifall, aber das Feldgeschrei seiner Partei in der künftigen Parlamentssitzung erfuhr man dadurch nicht. Die Festmahle der Reformers zu Birmingham, Leeds, Kilkenny ꝛc. antworten dem conservativen Glasgow.

18. bis 26. Jan. Aufenthalt des mexikanischen Präsidenten Antonio Lopez Santa-Anna in Washington. Am 27. November hatten ihn die Texaner endlich losgelassen, wie es scheint, gegen ein Lösegeld von 500,000 Pesos. Santa-Anna gab in einer Zusammenkunft mit Jackson diesem zu erkennen, daß er den Gedanken, Texas in Abhängigkeit von Mexico zu erhalten, aufgegeben habe. Es fragt sich nun, ob man in Mexico auch so denkt. Jackson stellte ein Staatsschiff zur Verfügung des berühmten Gastes, das ihn nach Santa-Cruz überführen sollte. Dessenungeachtet droht das Vernehmen zwischen Mexico und Nordamerika einen Bruch zu erleiden. Am 6. Februar gelangt eine Botschaft des Präsidenten Jackson an den Kongreß, welche auf eine bewaffnete Demonstration anträgt. Die Amerikaner scheinen auch im Westen an der Zerstückelung Mexicos zu arbeiten: Californien soll sich mit ihrer Hilfe losgerissen und seine Unabhängigkeit verkündet haben.

18. Jan. Freisprechung Obrist Vaudreys und der andern Theilnehmer an dem verunglückten bonapartistischen Aufstand in Straßburg. Die Entlassung des Hauptschuldigen hatte die Sache auf das Feld der Politik gezogen: die Regierung begnadigte den Prinzen, die Jury seine Helfer. Sie betrachtete sich als das lebendige Gesetz, wie ihre Schwester in England, die in Fällen, wo die Strafe in keinem Verhältniß zur Schuld erscheint, oft straflos läßt.

20. Jan. Beendigung des Kampfes über die Adresse in der französischen Deputirtenkammer. Das Einschiebsel in Betreff der polnischen Nationalität ist Alles, was die Opposition durchgesetzt hat. Sie hat indeß ihre Mannschaft gemustert und gefunden, daß sie im glücklichsten Fall 160 Stimmen auftreiben kann. Der con-

feil'sche Skandal hat ungeschminkt figurirt. Thiers hat sich davon rein zu erhalten gesucht, indem er die Bemerkung fallen ließ, obgleich Conseilspräsident, habe er nicht Alles gewußt, was er hätte wissen sollen. Er hat die Spionensendung auf den Unterstaatssekretär Gasparin zurückgeschoben, dieser auf den Minister Montalivet, und Montalivet hat sich ins Amtsgeheimniß gehüllt. Die spanische Frage war der Tummelplatz des abgetretenen Kabinets: hier wurde mit scharfen Stichelreden geplänkelt. Carlismus und La Granja wurden abwechselnd vorgeworfen. Algier wurde auf Clausels Rückkehr aufgeschoben.

— Erlöschen der Cholera in München. Es werden keine amtlichen Krankheitsbulletins mehr ausgegeben. Und nun kann auch die Ständeversammlung einberufen werden.

23. Jan. Zwist zwischen General Narvaez und dem Kriegsminister Rodriguez Vera. Er besteht darauf, daß man General Alair absetzen, oder ihm den Abschied geben soll. Zwar ist Alair abgesezt, aber die Absetzung wird nicht vollzogen, und Espartero hat ihn neuerdings, ohne davon Notiz zu nehmen, vermöge oberfeldherrlicher Vollmacht, zum Generalkommandanten von Alava ernannt. Um sich zu beschweren, reist Narvaez selbst nach Madrid, wird aber durch Verbannung nach Cuenca zum Schweigen gebracht. Es scheint überhaupt weder viel Harmonie unter den Generalen der Königin zu herrschen, noch viele Planmäßigkeit in ihrer Kriegsführung. So geräth wieder Alles in Stocken, Saarsfield, Evans, Espartero bleiben in guter Ruhe, und da sie endlich ausrücken wollen, überfällt sie die Grippe auf ihrer Wanderung durch Europa, diese macht zwei Drittheile dienstunfähig. Die im ersten Augenblick der Niederlage vor Bilbao entmuthigten Karlisten behalten, da sie nicht verfolgt werden, selbst in der Nähe dieser Stadt eine Stellung, organisiren sich wieder, und wird nun gegen den Frühling endlich der Feldzug eröffnet, so wird der Kampf vielleicht entscheidungslos schwanken wie bisher. Auch Calvo de Rosas scheint das rechte Geheimniß, den Bürgerkrieg zu beendigen, nicht besessen zu haben. Oder hätte es bloß in Angabe von Mitteln bestanden, wie man sich der Person des Prätendenten entledigen könnte, in Mitteln, von welchen die Cortes keinen Gebrauch machen wollten?

24. und **25. Jan.** Entwickelung der französischen Gesetzgebung. Anträge der Regierung: 1) Die Insel Bourbon zum Deportationsort zu bestimmen; 2) Fälle, in welchen Militär- und Civilpersonen verwickelt sind, zu trennen, und jene vor die Kriegsgerichte, diese vor die Assisen zu stellen (Disjunctionsgesetz); 3) die

Nichtanzeige (non revelation) von Staatsverbrechen wieder zu bestrafen. Im J. 1832 hatte man die Strafen abgeschafft, weil es des französischen Charakters unwürdig sey, die Angeber aufzumuntern. Nach Persils Entwurf ist, Wer von einem Komplott gegen das Leben des Königs Kunde erhält, und nicht binnen 24 Stunden Anzeige macht, nicht entschuldigt, wenn er sagt, daß er es nicht gebilligt, zu verhindern gesucht, oder nicht an die Ausführung geglaubt habe, sondern die Unterlassungssünde wird mit Recluſion oder infamirender Einsperrung geahndet, und wenn Vater oder Mutter, Schwester oder Bruder oder andere Verwandten des Verbrechers diese Unterlassungssünde begehen, so werden sie zwar mit der Recluſion verschont, können aber 10 Jahre unter Aufsicht der hohen Polizei gestellt, d. h. als Vagabunden behandelt werden. Diese Supplemente zu den Septembergesetzen erregen großes Aufsehen, am meisten das Disjunctionsgesetz, das die achtbarsten juristischen Notabilitäten, den Präsidenten Dupin an der Spitze, gegen sich hat, deren Meinungen in der Presse ein vielfaches Echo finden. Dieses Gesetz, wird behauptet, würde die Einheit des gerichtlichen Verfahrens zerstören, die scandalösesten Widersprüche herbeiführen. So könnte es geschehen, daß das raschere Kriegsgericht bereits vor Monaten Todesurtheile gefällt hätte, und daß die Hinrichtung aufgeschoben werden müßte, damit die Assisen diese Candidaten des Todes als Zeugen vernehmen könnten.

24. Jan. Auflösung des Storthings. Das königliche Dekret kam wieder sehr plötzlich. Das Vernehmen mit dem Hof in Stockholm ist noch immer nicht das beste. Die Norweger sind gar zu sehr auf Behauptung einer coordinirten Stellung Schweden gegenüber versessen. Das Storthing machte selbst subtile Unterscheidungen zwischen Unterthanen und Staatsbürgern: die Herren wollten Staatsbürger heißen, aber nicht Unterthanen.

25. Jan. In Lissabon Angriff auf den Gemahl der Königin Donna Maria. Ein junger Franzose, Mercier, der in Don Pedros Armee als Fähndrich gedient hatte, warf einen großen Stein nach dem Prinzen, jedoch ohne zu treffen. Der Thäter wurde sogleich verhaftet. Es wird behauptet, er sey ein Wenig verrückt. Der Prinz soll übrigens auch bei den Portugiesen selbst nichts weniger als beliebt und mancherlei Unannehmlichkeiten ausgesezt seyn. Wenn sich das Gerücht von der Schwangerschaft der Königin bestätigt, so hofft man, werde Manches besser werden.

26. Jan. bis **15. Febr.** Eröffnung der Cortes in Lissabon und Finanzverlegenheit. Es scheint, die Aufgabe, der

zerrütteten Verwaltung aufzuhelfen, werde die Versammlung noch stärker in Anspruch nehmen als die Verfassungsreform. Die Cortes halten in der erstern Angelegenheit viele geheime Sitzungen. Die Spannung zwischen den Engländern und den Einwohnern dauert fort. Admiral Sage verbietet seinen Offizieren, ohne besondere Erlaubniß im Schlosse Besuche zu machen.

26. Jan. Die russische Regierung erläßt eine Art Manifest zur Rechtfertigung der Wegnahme des englischen Schiffes Viren an der tscherkessischen Küste. Das Haus Bell hatte, als Versuch, mit den caucasischen Völkerschaften unmittelbare Handelsverbindungen anzuknüpfen, dieses Schiff mit Salz befrachtet und nach der Bai von Sudschuk-Kaleh abgeschickt. Da nun Rußland nur in Anapa und Redut-Kaleh Zollstätten und Quarantäneanstalten hat, so soll Niemand anderswohin Handel treiben als nach diesen beiden Häfen. Der Viren führte aber überdieß Salz an Bord, welches ein im russischen Tarif verbotener Artikel ist, soll sich also des doppelten Vergehens der Contrebande und der Uebertretung der Sanitätsgesetze schuldig gemacht haben. Die Frage ist: hat Rußland das Recht, die ganze Ostküste des schwarzen Meeres unter seine Polizei zu stellen? Rußland sagt: das Land gehört uns, die Pforte hat es uns im Vertrag von Adrianopel abgetreten. Und darauf wird erwiedert: Was die Türkei nicht besaß, konnte sie nicht abtreten. Was sie abgetreten hat, sind einige Plätze, außer denen und ihrem Umkreis sie dort Nichts besaß. Lord Palmerston hat die Reclamation des Hauses Bell den Rechtsanwälten der Krone zur Begutachtung übergeben. Zwischen den Kabineten werden Noten gewechselt.

— Ludwig Philipp verlangt von den Kammern Rambouillet nebst einigen andern Domänen als Apanage für den Herzog von Nemours und ein Brautgeschenk von einer Million für die Königin der Belgier. Der Ertrag der Apanage ist zu 460,000 Franken berechnet. Nach einer Flugschrift des Deputirten Cormenin wären aber jene Güter bei weitem zu nieder angeschlagen: man würde bei einem Verkauf leicht 40 Millionen daraus lösen.

29. Jan. Eröffnung der Ständeversammlungen von Brandenburg, Pommern, Posen, Sachsen und Schlesien. Die von Preußen und Westphalen sind auf den 19. Februar, und die rheinischen Stände auf den Mai einberufen. So ist in diesem Jahre

zum erstenmal gleichsam ein preußischer Reichstag versammelt, um theils Provinzialinteressen, theils Gesammtinteressen zu berathen.

30. Jan. Die Casba in Bona springt in die Luft. Der amtliche Bericht gibt die Zahl der Todten zu 105, der Verwundeten zu 188 an. So viel Unglück kann den Franzosen wahrhaft Algier verleiden! Dieses scheint durch unvorsichtiges Behandeln des Pulvers entstanden zu seyn.

31. Jan. Eröffnung des Parlaments. Die Thronrede ist für die Tories unoffensiv. Das Merkwürdigste ist, daß sie die französische Allianz mit Stillschweigen übergeht, und nur von Großbritanniens treuer Erfüllung der Vertragspflichten gegen Spanien spricht. Als Hauptgegenstände der legislativen Thätigkeit der Session werden bezeichnet: Eine irische Municipal-, Zehnten- und Armen-Bill. Einem Armengesetz war O'Connell Anfangs entgegen, weil er meinte, den Wohlstand seines Vaterlandes heben wäre besser, als Armenhäuser bauen. Das Elend fordert aber schnelle Hilfe, und er mußte sich dem allgemeinen Wunsche fügen. Die radikale Partei wird in dieser Parlamentsperiode nicht faul seyn: gleich die erste Sitzung ist voll Ankündigungen von Motionen in diesem Sinne. Die Aufhebung der Korngesetze, die Entfernung der Bischöfe aus dem Oberhaus, die Abkürzung der Parlamentsdauer, die Einführung der geheimen Abstimmung, die Abschaffung des Erstgeburtsrechts ꝛc. werden zur Sprache kommen.

1. Februar. Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, stirbt nach einer 52jährigen Regierung. Er war geboren den 10. Dezember 1756. Der neue Großherzog bestätigt alle Staatsdiener in ihren Aemtern.

8. Febr. Mendizabal und der Sergent Garcia. Es scheint, daß Beide alte Bekannte sind, daß aber der Erstere Verbindlichkeiten gegen den Leztern hat, die er nicht erfüllen will oder kann. Der Sergent steht ihm auf den Weg und mahnt. Jemehr der Minister Ausflüchte sucht, desto hitziger wird der Kriegsmann und packt ihn endlich am Kragen. Die Wache mußte zu Hilfe gerufen werden. Aus dem Gefängniß verlangte der Sergent, vor Gericht gestellt zu werden, Was aber nicht geschah. Er wurde vielmehr nur verwiesen. Einen ähnlichen Auftritt hat Mendizabal bald darauf mit einigen Offizieren, die ihn zur Rechenschaft ziehen wollen, weil er in den Cortes gesagt hat, die Klagen dieser Herren über Mangel seyen ungegründet, sie schwim-

men vielmehr im Ueberfluß. Dagegen soll der Minister bei der Königin sehr gut angeschrieben seyn, deren Privatbankier er ist.

5. Febr. Schloßbrand in Neapel — eine erschütternde Prüfung für die junge Königin, die erst am 26. Januar angekommen war. In dem prachtvoll neumöblirten Schloß konnte Wenig gerettet werden.

6. Febr. Der kurhessische Hof erklärt die heimgefallenen Besitzungen der rotenburgischen Linie zum Fideikommißvermögen des regierenden Hauses. Die Landstände hatten schon auf eine Vermehrung der Staatseinkünfte um jährlich 50,000 Thaler gerechnet.

7. Febr. Obrist Gustavson (geb. den 1. Nov. 1778) stirbt in einem Gasthof zu St. Gallen, wo er, jede Unterstützung von Seiten seiner Familie ausschlagend, in ziemlich dürftigen Umständen gelebt hatte. Der Arzt durfte nicht zu ihm, sondern mußte seinen Rath schriftlich ertheilen. Der Leichnam wird auf ein Gut seines Sohnes, des Prinzen Wasa, nach Mähren abgeführt. In den Hoftrauernachrichten erscheint der Abgeschiedene wieder als König Gustav Adolph IV.

— Irische Municipalbill. Lord John Russel bemerkt, daß er diese Bill als eine Lebensfrage für das Ministerium betrachte. Sie könnten nicht, sagt er, Jahr für Jahr Gesetzesentwürfe einbringen, um sie verwerfen zu sehen, ohne weitere Schritte zu thun. Damit ist wohl auf die Auflösung des Parlaments hingewiesen. Die Tories beobachten die frühere Taktik: sie wollen Aufhebung der alten Municipalverfassung ohne Ersatz durch eine neue. Dieser Antrag wird durch eine Mehrheit von 80 Stimmen verworfen. So hat die irische Sache seit der lezten Session etliche und zwanzig Stimmen gewonnen.

— Neue gouvernementale Presse in Paris. Henri Fonfrede im Journal de Paris ist der Chorführer. Ihm, dem die Pair sekundirt, ist das Journal des Debats bald nicht ministeriell genug. Seitdem ist ein Ergebenheitswetteifer unter den ministeriellen Blättern, aber auch Excentricitäten von philippistischem Royalismus, die dem besonneneren Journal des Debats selbst unheimlich werden. Daß man zur Charte von 1814 zurück müsse, erklärt der Publizist von Bordeaux unumwunden, und sein Wort hat um so mehr Gewicht, als man ihn als Organ des Hofs betrachtet. Sein politisches System faßt sich in dem Satz zusammen: Dikatur, nicht die temporäre der alten

Römer, sondern die permanente der Gesetze. Im Gegensatz mit diesen retrograden Bestrebungen erscheint Lammennais an der Spitze des Journals Le Monde.

8. Febr. Pest in Ismail. Die österreichische Regierung hat die Kontumaz an der siebenbürgisch-wallachischen Gränze auf das Doppelte ihrer bisherigen Dauer erhöht. Auch über das mittelländische Meer her bedroht diese Seuche Europa. In Tripoli ist sie ausgebrochen und in Malta wird ihr Ausbruch befürchtet. Aber noch ein anderes Uebel droht der benachbarten Halbinsel aus Malta — die Presse des jungen Italiens, das sich zum Prinzipienkrieg rüstet gegen das alte, wenn die englische Polizei nicht wehrt.

10. und **11. Febr.** Prozeß des Lord de Roos wegen betrügerischen Spiels. Der Lord, der beste Whistspieler und der erste Baron Englands, war Kläger. Nach übereinstimmender Aussage seiner Gegner und ihrer Zeugen, hatte man fast immer, wenn der Lord Whist spielte, nachher die Asse und Könige mit dem Nagel bezeichnet gefunden. Daß gerade der Lord und keiner der andern Mitspieler der Bezeichner sey, war damit nicht bewiesen, und die Zeugen, lauter habituelle Spieler, waren nicht eben sehr glaubwürdige Personen. Doch wies die Jury den Lord de Roos ab und ließ so die entehrende Beschuldigung auf ihm haften. Will man mild urtheilen, so bewies der Prozeß, daß er in diesen fashionablen Klubs voll nichtswürdiger Gesellschaft und nichtswürdigen Zeitvertreibs nicht der einzige Glücksverbesserer ist! Die ganze Sippschaft bestand aus Tories!

11. Febr. Französisches Municipalgesetz. Nach einer langen schleppenden Erörterung durch die Deputirtenkammer ein Gesetz, das eine der Verheißungen der Julirevolution verwirklichen soll, das aber den Gemeinden auch nicht einen Schatten von Selbstständigkeit einräumt. Wenn sie nur als Korporation klagend auftreten wollen, bedürfen sie einer allerhöchsten Erlaubniß.

13. Febr. Ludwig Börne stirbt in Paris, 53 Jahre alt. Eine polemische Schrift gegen Menzel, F. v. Raumer, Pückler-Muskau war sein Schwanengesang.

— Alexander v. Puschkin, der gefeierte russische Dichter, stirbt im Zweikampf mit seinem Schwager, Baron d'Anthes-Heckeren, einem ausgewanderten französischen Karlisten, Offizier in der Chevaliergarde und Adoptivsohn des holländischen Gesandten. Puschkin

fiel vom erſten Schuß. Er raffte ſich aber auf, und ſitzend nahm er ſeinen Gegner dergeſtalt aufs Korn, daß, wenn die Kugel nicht an einem Knopfe abgeprallt wäre, ſie wohl auch eine tödtliche Wunde geſchlagen hätte. So zerſchmetterte ſie nur deſſen Arm, worauf er ihm noch die Piſtole nach dem Kopf ſchleuderte. Er ſtarb erſt nach einem zweitägigen Todeskampf. Kaiſer Nikolaus ließ den Verwundeten ermahnen, ſich auf ein chriſtliches Ende vorzubereiten, der Wittwe ſezte er ſogleich 11,000 Rubel Penſion aus. Der Franzoſe ſoll ein Auge auf Puſchkins Gattin gehabt haben, und Dieß die Urſache des unglücklichen Duells geweſen ſeyn.

13. Febr. Lord John Ruſſel legt das iriſche Armengeſetz vor. In Fehljahren ſind gewöhnlich 2,000,000 Menſchen dem Hungertod nahe. Der Plan der Regierung iſt: in den verſchiedenen Gegenden des Landes vorerſt ſo viel Arbeitshäuſer zu errichten, daß 80,000 Bedürftige untergebracht werden können. Weil aber dieß Auskunftsmittel noch nicht hinreicht, ſo ſoll durch Hebung des Ackerbaues, Austrocknung von Moräſten, Beförderung der Auswanderung auf Staatskoſten ꝛc. das Weitere geſchehen. Der Geſetzesentwurf wurde von allen Parteien mit Dank aufgenommen, und ſelbſt die proteſtantiſchen Zeloten ließen dem Wohlthätigkeitſinn des iriſchen Volks dieſe Gerechtigkeit widerfahren, daß ſie zugeſtanden, daß die Summe ſeiner Allmoſen jährlich gegen eine Million Pfund betrage.

15. Febr. Abſetzung des Marſchalls Clauſel als Gouverneur von Algier. Der Marſchall drang ſehr in das Miniſterium, daß es ihm den Oberbefehl über die neue Expedition gegen Konſtantine übertragen ſolle: er glaubte, man ſey ihm um ſeiner Ehre willen dieſe Rückſicht ſchuldig. Wenn nicht anders die Expedition ganz aufgegeben iſt, wie man daraus ſchließen könnte, daß die Truppeneinſchiffungen in Toulon am 12ten eingeſtellt worden ſind, ſo dürfte wohl der Herzog von Orleans den Feldherrnſtab erhalten, um den er ſich beworben haben ſoll. General Damremont wird daher zum Generalgouverneur ernannt, und in Bezug auf den Marſchall enthält das Journal de Paris die ſarkaſtiſche Anzeige: man habe ihn ſeiner ganzen Deputirtenunabhängigkeit überlaſſen. Seitdem beſchäftigt ſich der Marſchall mit einem Memoire über ſeine Verwaltung und hat eine Einladung in die Tuilerien abgelehnt. Der Bruch zwiſchen ihm und ſeinen Gegnern ſcheint unheilbar. Sie verbreiten gegen ihn Denkſchriften und Petitionen aus Afrika. Als eine aus Tlemſen, angeblich von dortigen

Einwohnern, gefüllt mit ſchweren Anklagen über Mißhandlungen und Erpreſſungen mittelſt der Baſtonade, bei der Deputirtenkammer einkam, erwiderte der Marſchall: er erkläre die Anklage für Verleumdung, die Eingabe ſey aber in Paris fabrizirt worden, er kenne die Verleumder und werde ſie entlarven. Und im Publikum geht das Gerücht, die Regierung beabſichtige nicht mehr die Coloniſation der ganzen Regentſchaft, ſondern wolle ſich mit einigen Küſtenpunkten begnügen.

15. Febr. bis **5. März.** Epurationen in der franzöſiſchen Armee. Aus dem 4. Artillerieregiment (Obriſt Vaudrey) werden 9 Offiziere und 27 Unteroffiziere entfernt. Selbſt General Voirol, der zum Lohn für die Unterdrückung der ſtraßburger Emeute zum Pair erhoben worden war, wird von ſeinem Kommando enthoben und ſeine Pairſchaft wird wieder annullirt, weil er nicht naturaliſirt iſt. Man hat nachträglich gefunden, daß, wenn er vor der Emeute ſeine Pflicht beſſer erfüllt hätte, die Emeute nicht zum Ausbruch gekommen wäre. Obriſt Vaudrey ſoll ſich um eine Abgeordnetenſtelle bewerben. Endlich haben 29 Offiziere des 62. Regiments, welches von Clauſel beſchuldigt worden iſt, daß es auf dem Rückzuge von Konſtantine die Lebensmittel geplündert habe, eine Eingabe an den Kriegsminiſter in die Zeitungen eingerückt, worin ſie jene Anklage als eine Verleumdung erklären. Von dieſen werden 15, darunter der Obriſt, der Obriſtlieutenant, 3 Kapitäne und 10 Lieutenants aus der Liſte der aktiven Armee ausgeſtrichen.

— Der in erſter Inſtanz zum Tod, in der Recursinſtanz zu 16jähriger ſchwerer Kerkerſtrafe verurtheilte Don Pietro Bonaparte wird von dem Pabſt begnadigt und auf Lebensdauer aus den päbſtlichen Staaten verbannt. Er ſchifft ſich in Civita-Vecchia nach England ein. Dort ſind kürzlich die nach Braſilien exilirten politiſchen Verbrecher auf einem neapolitaniſchen Schiffe nach ihrem Beſtimmungsort abgegangen.

16. Febr. Der ausgezeichnete Kenner des deutſchen Staatsrechts, Johann Ludwig Klüber, ſtirbt in Frankfurt a. M., 74 Jahre alt. Er war nicht blos ein gelehrter Staatsmann, ſondern auch ein warmer Freund ſeines Vaterlandes.

18. Febr. Die erſte Abtheilung der aus der Schweiz nach England vertriebenen Deutſchen geht nach Amerika. Die in der Union lebenden Deutſchen hatten in New-York, Baltimore,

Boston, Philadelphia ꝛc. Unterſtützungsvereine gebildet, um ihre Landsleute mit den Mitteln zur Ueberſiedlung zu verſehen.

19. Febr. Neue Höllenmaſchiene. Die Polizei hatte Wind bekommen, daß ein Mechaniker, Namens Champion, Böſes im Schild führe. Als man ihn verhaftete, fand ſich bei ihm das Modell zu einer Maſchine mit 30 Flintenläufen, ſo eingerichtet, daß ſie einen weitern Raum beſtrichen hätte, als die fieſchi'ſche. Im Gefängniß angekommen, benützte der Mann die augenblickliche Entfernung ſeines Wächters und erhenkte ſich an ſeinem Halstuche. Anfangs hieß es, Meunier habe, ſich ſelbſt vergeſſend, ausgerufen: „Was liegt mir an Schaffot? Champion wird mich rächen!“ Darauf habe man nach allen Champions gefahndet und den rechten erwiſcht. Derſelbe habe ſogleich die wichtigſten Geſtändniſſe abgelegt. Später gab es andere Verſionen, und man behauptete, beide Sachen hängen nicht zuſammen, ja Champion ſey gar nicht verhört worden.

20. Febr. Spaniſch-engliſches politiſches Gaſtmahl in Madrid. Achtundvierzig Cortesmitglieder, mit ihrem Präſidenten Zumalacarregui, machen den Wirth, und die Gäſte ſind der von Lord John Hay abgeſchickte Kapitän Maitland und der engliſche Botſchafter Villiers. Es wurden bezeichnende Trinkſprüche und Reden gehalten. Riego's, Empecinado's, Mina's Gedächtniß wurden angerufen, die Freiheit Spaniens mit der Freiheit aller Nationen in Verbindung gebracht. Alles drehte ſich um die Freundſchaft mit England. Der engliſche Geſandte erklärte: er betrachte die Allianz beider Nationen als einen neuen und wichtigen Abſchnitt in der europäiſchen Politik, hoffe, ſie mit jedem Tage feſter gegründet zu ſehen. Es bedürfe eines neuen Elements in der Wagſchale der Macht. Dieſes Element biete kein Land wie das von der Natur ſo reich geſegnete Spanien, wenn es ſeinen alten Glanz hergeſtellt, ſeine Freiheit wieder errungen, ſeine Unabhängigkeit befeſtigt haben werde, keine Nation wie die, deren Repräſentanten in wenigen Monaten Mehr für die Befeſtigung der Ordnung und folglich für das Intereſſe der wahren Freiheit gethan hätten, als irgend eine andere Nationalverſammlung in irgend einer Zeit. England habe große politiſche Intereſſen wahrzunehmen, ausgedehnte Handelsintereſſen noch weiter auszudehnen. Deßhalb wünſche England, daß Spanien mächtig und reich ſey, um unabhängig zu ſeyn und als Gegengewicht gegen den Einfluß anderer Nationen dienen zu können. Zumalacarregui erwiderte: Er glaube ſich zu der Verſicherung ermächtigt, daß die ſpaniſche Na-

tionalverſammlung niemals die Verpflichtungen vergeſſen werde, welche ihr in Bezug auf die engliſche Nation obliegen! Von der franzöſiſchen Allianz keine Silbe!

23. Febr. Selbſtentleibung des Pfarrers Dr. Weidig im Gefängniß zu Darmſtadt. Seit mehren Jahren in eine politiſche Unterſuchung verwickelt, hatte er ſich in der Nacht mit den Scherben einer Bouteille die Luftröhre und die Armgelenke durchſchnitten. Der Gefangenwärter fand ihn im Blut ſchwimmend. Er lebte noch, konnte aber nicht mehr ſprechen und verſchied unter dem Verband.

24. Febr. Vollendung der Reviſion der ſpaniſchen Verfaſſung durch die Cortes. Hauptzüge des künftigen Grundgeſetzes ſind: Die Nationalvertretung beſteht aus zwei Kammern, den Abgeordneten und dem Senat. Lezterer wird aus einer dreifachen Liſte, welche die Wähler vorzulegen haben, von der Regierung ernannt. Die Zahl der Mitglieder iſt ⅗ geringer als die der zweiten Kammer, ihre Würde lebenslänglich, die Wählbarkeitsbedingungen dieſelben, wie bei den Abgeordneten, beide Wahlen geſchehen direkt. Die Kammern werden jährlich verſammelt, können von dem König vertagt und aufgelöst werden, nur ſind im leztern Fall binnen drei Monaten neue Cortes einzuberufen. Die Initiative theilen ſie mit dem König. Das Steuergeſetz wird zuerſt der zweiten Kammer vorgelegt, und wenn der Senat Abänderungen macht, die ſie nachher verwirft, ſo wird die Sache einſeitig zwiſchen ihr und der Regierung abgethan. Hat eine Kammer einen Geſetzesentwurf zurückgewieſen, ſo darf in derſelben Sitzungsperiode dieſer Gegenſtand nicht von Neuem in Antrag gebracht werden. Entſcheidung von Thronſtreitigkeiten, Regentſchaftsfragen, Verheirathung der königlichen Familie, Genehmigung der Verträge ꝛc. ſind Befugniſſe der Cortes. Miniſteranklagen gehören vor den Senat. Kläger iſt die zweite Kammer. Der Staat ſorgt für den Unterhalt der Diener der katholiſchen Religion, zu welcher die Spanier ſich bekennen (es iſt nicht geſagt, bekennen ſollen, wird aber wohl nach Befinden der Umſtände ſo verſtanden werden), alſo Sekulariſirung. Sodann Preß- oder Cenſurfreiheit. Für Preßvergehen (bald für Vergehen überhaupt) iſt die Jury die einzige kompetente Behörde. Die Herausgeber von Journalen haben eine Kaution zu leiſten, die nach Maßgabe der Bevölkerung der Städte von 5000 Gulden abwärts geht. Die überſeeiſchen Provinzen ſollen durch Spezialgeſetze regiert werden, wahrſcheinlich mit einer Verfaſſung, wie die engliſchen Kolonien. Daher erklärt ſich, daß der

Generalkapitän von Cuba, General Tacon, die Verfassung von 1812 auf dieser Insel nicht verkündigen ließ, und gegen den General Lorenzo, der sie verkündigen wollte, Recht behielt.

— In Schmalkalden Jubelfeier der Grundlegung des Protestantismus durch die vor 300 Jahren unterzeichneten schmalkaldischen Artikel. Luthers Bild wurde in feierlicher Prozession nach der Kirche getragen.

— Wahlfähigkeit des Freiherrn von Closen. Der Namen dieses berühmten Redners früherer baierischen Ständeversammlungen war bei den lezten Wahlen nicht auf der Liste der Wahlfähigen erschienen, weil er in einer Untersuchung wegen Majestätsbeleidigung (Vertheilung einer von Dr. Grosse zugeschickten Schrift in der Kammer durch Closens Bedienten) von der Instanz entbunden worden war, welches Erkenntniß gegenwärtig vor dem Obergericht liegt. Die Majorität wies die Reklamation ab: die Opposition zählte 23 Stimmen. Nachträglich erschien eine Eingabe von 4 münchner Advokaten, welche sich gegen das von ihnen für Baron von Closen ausgestellte und von ihm der Kammer vorgelegte Rechtsgutachten verwahren, weil sie es ihm nicht zu diesem Gebrauch gegeben hätten!!

27. Febr. Versetzung der frankfurter politischen Gefangenen nach Mainz auf den Hardenberg. Die Abführung geschah in zwei Transporten auf Eilwagen unter starker Bedeckung bei Nacht, ohne daß das Publikum in Frankfurt Etwas davon wußte. Nur der wahnsinnig gewordene Student Freund ist zurückgeblieben, er soll in eine Irrenanstalt gebracht werden. Ihre Lage soll in Mainz besser seyn, da die Lokalität so ist, daß man ihnen mehr freie Luft gestatten kann, statt daß sie auf der Konstablerwache hinter Jalousiekästen sitzen mußten. Die Stadt Frankfurt sorgt für die Verköstigung mit täglich 15 kr. für die Person, wobei aber den Einzelnen, wenn sie Vermögen besitzen, erlaubt seyn soll, sich selbst zu verköstigen. So luxuriös wird freilich in Deutschland auch das freundlichste Gefängniß nicht ausgestattet seyn, wie Polignac's Gemächer in Ham, aus deren Möbeln 4500 Franken erlöst wurden, die der großmüthige Fürst unter die Armen vertheilen ließ.

— Neues französisches Nationalgardengesetz mit strengen militärischen Reglements, um den spießbürgerlichen Geist auszutreiben. Es wird in Paris ungünstig aufgenommen, da der seiner Natur nach mehr

freiwillige Dienſt durch daſſelbe in einen Zwangsdienſt verwandelt wird. Die Nationalgarde war ohnehin durch das ewige Wachtſtehen ermüdet. Jezt ſollen die Leute ihrem Gewerbe noch mehr Zeit abbrechen, müſſen ſich koſtbare Uniformen anſchaffen ꝛc.

28. Febr. Politiſcher Prozeß in Peſth. Kavaſſy und Kapſanszky ſind beide zu 10jähriger, Tomaſy zu 1½jähriger Kerkerſtrafe verurtheilt „wegen Blasphemie gegen die Regierung und Verbreitung revolutionärer Grundſätze.“ Es ſcheinen die nämlichen Perſonen zu ſeyn, deren Freilaſſung durch die Verwendung mehrer Geſpannſchaften nicht hatte erlangt werden können.

Muſikaliſcher Jahresbericht aus München.

Wir geben hier gedrängt einen Jahresbericht der beachtenswertheſten muſikaliſchen Erſcheinungen unſerer Stadt, eine kurze Ueberſicht des Standes der hier gegenwärtig vorhandenen muſikaliſchen Kräfte, ohne zu verhehlen, was fehlt und noth thut; Freimüthigkeit iſt eine ſeltene viel verkannte Gabe, und da, wo ſie mit ſtrenger Wahrheit ſich verbindet, oft ſogar ein ungebetener Gaſt, der zwiſchen den Mauern ſeiner Vaterſtadt nicht ſicher iſt vor Mißhandlungen; darum erhebe ſie ihre Stimme in der Ferne; höre ſie, wer da hören mag.

Man hat München in neueſter Zeit häufig das neue deutſche Athen genannt; gilt dieß dem mit Jugendkraft ſich entwickelnden Streben der bildenden Kunſt, den Künſten der Architektur, der Malerei und der Plaſtik, die unter unſers wahrhaft kunſtverſtändigen Monarchen unmittelbarem Einfluſſe tauſend belohnende Gelegenheit finden, ſich geltend zu machen, ſo hat München, dem es übrigens noch an mancher geprieſenen athenienſiſchen Eigenſchaft fehlt, dennoch Anſpruch auf dieſen Beinamen. — Ein Glück aber für die Kunſtgröße der Neuathener, daß es immer noch nicht erwieſen iſt, in welchem, und überhaupt ob in einem erheblichen Grade eben die Muſik, dieſe immer noch ſo räthſelhafte Tochter der Urzeit, in der Vaterſtadt des Perikles geblüht habe, und ob jene feinen Günſtlinge Minervens, ſo groß im Kampf der Schlachten, ſo groß im Felde des Wiſſens, ſie, die an den himmliſchen Schöpfungen des Praxiteles und Phidias ſicher nicht kalt vorübergingen, auch für die Töne ihrer leider unbekannt gebliebenen Komponiſten geneigte Kennerohren aufzuweiſen hatten. War dieß letztere der Fall, ſo verliert Neuathen jedenfalls ein bedeutendes Stück

aus der Strahlenkrone seiner hellenischen Kunstliebhaberei und bäßt stark ein beim Vergleiche mit der alten Kekropsstadt. Referent kennt München seit zwanzig Jahren, er weiß, im Vergleiche mit andern civilisirten Städten derselben Bevölkerung den Maßstab theilnehmender Kunstliebhaberei so ziemlich richtig anzulegen, er weiß sehr gut, daß allerwärts und in der Regel unter 100 Ohren nur zwei sich für Musik zu interessiren vermögen; eine Berechnung, bei der die Münchner Bevölkerung von beiläufig 100,000 Seelen ein Contingent von zweitausend an musikalischen Kunsterscheinungen theilnehmenden Individuen, die Musiker nicht mit eingerechnet, zu stellen hätte. —

Das sind nun aber jene Zweitausende, von denen die Hälfte Sonntags den Wachparaden nachzieht, wöchentlich einmal in die Oper läuft, um darin gefällige Motive nachzusummen, die andere Hälfte aber lebenslänglich, wie ein Färbergaul um den Wellbaum, sich um die Privat-Konzerte der hiesigen sogenannten geschlossenen Gesellschaften herumtreibt, deren Zahl Legion heißt, in welchen Alles sich geltend zu machen weiß, Alles bis auf die Kunst, sie, die hier von aussen zwar als glänzendes Aushängeschild prangt und anlockt, eigentlich aber doch nur die letzte Rolle spielt.

So viel von unserem Publikum, dem es im Einzelnen nicht an Sinn für wahrhaft gute Musik fehlt, das aber in Massa (ich spreche hier nur von jenen zweitausend Auserwählten) bei jeder Gelegenheit eine ziemlich oberflächliche Richtung des Geschmackes verräth.

Nun zu den hiesigen musikalischen Anstalten, und zu Dem, was sie im verflossenen Jahre geleistet. Vorerst:

Die königliche Hofkapelle.

Ein Institut, das schwere Summen kostet, das treffliche Künstler in seiner Mitte zählt, und doch bei weitem nicht leistet, was es sollte. (Wir sprechen hier nur von den Leistungen in der Kapelle.) Eine an sich sehr lobenswerthe, aber der Anstalt sehr nachtheilige Humanität hat bis jetzt alle älteren zum Dienste ganz oder halb untaugliche Individuen zu großem Schaden der jüngern, welche um die kleinstmöglichen Geldbezüge für jene hochbezahlten Invaliden arbeiten müssen, auf dem Etat und in scheinbarer Aktivität zu erhalten gewußt; so ist namentlich der Zustand der Vokal-Kapellen-Musik ein wahrhaft beklagenswerther. Kein Wunder ist es, wenn sich der Geist der Unzufriedenheit der Gemüther der jüngern Künstler auf eine solch lebendige Weise bemäch-

verse an die Gräfin Egloffstein mit allen Abhandlungen aus Kunst und Alterthum in Kauf nehmen soll — Dinge, welche zu benutzen ein tieferes Bedürfniß, oder zu genießen größere Liebe erforderlich. In solcher Weise kann für die Ehre und die Ausbreitung unsrer Klassiker noch viel gethan und gewonnen werden. Wenn eine Stadt, eine Provinz oder ein Staat so etwas unternimmt, ohne andere Vortheile daraus ziehen zu wollen, als die der Ehre und des allgemeinen Dankes, dann werden einst jene großen Geister den allerschönsten Tempel bewohnen, nämlich die Herzen und die Köpfe ihres Volkes.'

Dieß bringe ich in Anregung, weil im gegenwärtigen Augenblicke zwei ähnliche Unternehmungen von nationaler Wichtigkeit im Werke sind, die ohne die Vermittlung einer Korporation oder eines Staates und ohne die lebhafte Theilnahme des deutschen Volkes kaum zu Stande gebracht würden. Ich meine eine kritisch gesichtete, geordnete und mit allen Hülfsmitteln des Verständnisses und der Verbreitung ausgestattete Gesammtausgabe zweier Großwürdenträger der deutschen Wissenschaft und Literatur, der Werke des Philosophen Leibnitz und Friedrichs des Großen. Der Gedanke daran wurde vor einigen Wochen durch zwei vorzügliche Schriften in Umlauf gebracht.

Seit die deutsche Philosophie in dem neuesten Systeme einen Ruhepunkt, oder, wie man richtiger sagen sollte, die Fähigkeit unendlicher Fortbildung und ewiger Unruhe gewonnen hat, ist auch, wie jede ursprüngliche philosophische Schöpferkraft, die Lehre und das Verdienst des Gründers unsrer deutschen Philosophie viel tiefer gewürdigt und anerkannt worden. Allein noch immer kömmt uns die Kunde meist von dritter Hand, noch immer scheint diese Bildungsquelle antiquirt, wie man sie es durch Kant und Fichte glaubte, noch ist's, als wenn ein Jahrtausend zwischen uns und Leibnitz läge. Hat doch die von ihm in Schwung gebrachte deutsche Forschung so viel Revolutionen erlebt, die Welt, die Thatsachen, der Gesichtskreis — Alles das hat sich so verändert, daß man darüber einen der größten Bildner dieses Geisterumschwungs — beinahe vergessen hat. Freilich hat dazu der Umstand mitgewirkt, daß Leibnitz selbst noch großentheils in den Sprachen schrieb, die er durch den Inhalt seiner Schriften, wie kein Anderer, verdrängen half, Luther vor ihm, Klopstock und Goethe nach ihm ausgenommen. Man muß es überhaupt mit einem Worte sagen. Wenn der deutsche Genius in seiner Tiefe und Universalität bisher eine vollkommene Repräsentation aufweisen konnte, so geschah dieß durch die beiden Grundpfeiler unserer Wissenschaft und Kunst, durch Leibnitz und Goethe. In ihnen sind noch die vielen Strahlen, die dann in einzelnen Phänomenen des Fortschrittes aufleuchteten, wie in großen voranleuchtenden, bahnbrechenden Sonnen, vereinigt. Das sind die beiden concentrirtesten Geister Deutschlands. Hat es nach den vielen Theilungen der in ihnen versammelten Geisteskraft später einen neuen Zusammenschlag gegeben, so könnte dieß nur in dem Haupte und dem System seyn, das seine Wirkung auf alle Wissenschaften und Bestrebungen noch jetzt fortsetzt und erweitert.

Was kann hier nun ärger vermißt werden, als eine kritische und unsrer Zeit angemessene Ausgabe von Leibnitzens Werken Bekanntlich sammelte Ludwig Dutens, ein Ausländer, was er von diesen Schriften wie von Briefen u. s. f. habhaft werden konnte, und gab es zu Genf im Jahre 1768 in sechs Quartbänden heraus. Für unsere Zeit jedoch und zur Belebung dieses Geistes kann diese unvollständige, unkritische, dazu fast nur in Bibliotheken befindliche Sammlung nicht genügen. Das Bedürfniß einer neuen ist gewaltig. Ganz abgesehen von andern Mängeln, denen das Unternehmen bei dem damaligen Zustande der Wissenschaft ausgesetzt war, hielt man ganze Stücke Leibnitzischer Schriften bis heute für verloren, und ohne weitere Nachforschung pflanzten sich diese Meinungen von Einem auf den Andern fort. So gab man bisher den ersten philosophischen Versuch, den Leibnitz in seiner Dissertation: De principio individui gegeben hatte, für verloren aus, es war kein Exemplar davon aufzufinden, und erst vor Kurzem gelang es einem jungen Gelehrten, Hrn. G. E. Guhrauer, der sich lebhaft mit diesem Gegenstande beschäftigt, unter vielen andern Schätzen des Leibnitzischen Nachlasses, den die hannöverische Bibliothek besitzt, diese Abhandlung wieder aufzufinden. Wie man erwartet hatte, enthält schon diese Jugendarbeit den frühen Keim der späteren Leibnitzischen Philosophie. Auch besitzt die genannte Bibliothek noch manch' Ungedrucktes aus des Philosophen Nachlaß. Inzwischen gab Guhrauer, der die Absicht hegt, den ganzen Leibnitz aufzufrischen, was er freilich ohne andere Unterstützung und allgemeinere Theilnahme nicht ausführen kann, zur Anregung solchen Unternehmens die wiederentdeckte Dissertation mit einer kritischen Einleitung heraus, die auf die fragliche Schrift und Leibnitz überhaupt ganz neue Lichter wirft (Berlin, bei Veit 1837). Da nun vielleicht von dem Interesse, das diese Monographie findet, zum Theil das größere Unternehmen abhängt, so ist für dieselbe jede Theilnahme und Unterstützung, die hier Noth ist, herbeizuwünschen. Möge, wer jemals Theil an deutscher Philosophie genommen, seine Aufmerksamkeit dahin richten, möge, wer Kraft und Talent hat, sein Scherflein beitragen, daß dieser rühmliche Gedanke sich verwirkliche. Und möge man vorzüglich darauf denken, daß zunächst die deutsch geschriebenen Werke, deren

es mehrere geben soll, als gemeiniglich gesagt wird, in einen Band zusammengestellt erscheinen!

Das andere so eben angeregte Unternehmen gilt den schriftlichen Werken Friedrichs des Großen, über welche eine beachtenswerthe Stimme vor Kurzem sagte, sie würden den Namen ihres Verfassers, auch wenn er nicht der König und Held gewesen wäre, unter die ersten Renommeen des verflossenen Jahrhunderts stellen. Und in welcher Beziehung steht dieser Autor zu dem deutschen Volke! Er müßte denn, weil er ein Liebhaber und Partisan des damaligen französischen Geistes war, deßhalb für undeutsch gehalten werden, oder man müßte denn glauben, die europäische Literaturperiode, welche als die erste der Weltliteratur durch Voltaire, Rousseau, Diderot charakterisirt wird, und zu der England seinen Hume und Gibbon, wir unseren königlichen Autor stellen, diese Literatur sey nicht auch ein Anlaß zur geistigen Befreiung und Erhebung Deutschlands gewesen, oder die damalige Geistesart sey kein noch fortwirkendes Glied unserer jetzigen Bildung. Was also hier im Werke ist, verdient ein allgemein deutsches Interesse, wenn gleich die Theilnahme des preußischen Volkes daran noch ungleich stärker seyn muß. Da ist auch der Anlaß gegeben worden und zwar durch eine treffliche Vorarbeit, die der berühmte Biograph des Königs, Preuß, zu Anfang dieses Jahres ans Licht gab, und die das Autorthum Friedrichs in kritischer und geschichtlicher Sichtung vorüberführt: „Friedrich der Große als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke; bei Annäherung des großen preußischen Thronjubelfestes ehrerbietigst der königl. Akademie der Wissenschaften empfohlen von J. D. E. Preuß. Berlin, bei Veit, 1837." Der Werth dieser Arbeit besteht außer dem Verdienste, den Gedanken in Anregung gebracht zu haben, in einem äußerst sorgfältigen und kritischen Bericht von Friedrichs gesammter Schriftstellerthätigkeit. Ist nun der Plan an sich schon trefflich und einer Zeit würdig, die immer mehr verstehen lernt, was dieser König gewirkt und geschaffen hat, und über den Glanz des Napoleonischen Zwischenaktes ihr kostbares Eigenthum nicht länger verdunkelt wissen will, so ists der Zweck und die Gelegenheit, dieß Denkmal aufzurichten, gewiß nicht minder. Im Jahre 1840 begrüßt Deutschland, und vor allem Preußen, das Jubelfest von Friedrichs Thronbesteigung, und mit dieser die hundertjährige Erinnerung, die uns die Erhebung Deutschlands, seiner Staaten und Geister, seiner Nationalität und Literatur gebracht hat; von diesem Jahre datirt sich, nach Verlauf mehrer drer Jahrhunderte, alles Große des deutschen Volkes. Wo gäbe es einen würdigeren Tag, eine Ausgabe dieses bisher noch nicht geschichteten Nachlasses zu verbreiten? Wo ein schöneres Geschenk für jeden Patrioten? Allein auch hier — denn dazu ist die Schrift von Preuß bestimmt — bedarf es höherer Unterstützung, allgemeinerer Theilnahme, die zu erwecken ich meinestheils mit diesen Zeilen versucht habe.

Von wem, das ist die Frage, welche übrig bleibt, kann nun die Ausführung der besprochenen Pläne bewerkstelligt werden? Von einem Einzigen? Daß dieß nicht wohl möglich ist, dürfte von Preuß sowohl, als von Guhrauer eingestanden seyn und es scheint sonach nichts wünschenswerther und geziemender, als daß die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren Stiftung einst Leibnitz bewirkt hat und deren erster Präsident er gewesen ist, sich beide Aufgaben zueigne und beide mit Unterstützung des Staates und der ersten Urheber des Gedankens verwirkliche. Sie ist es ihrem großen Mitgliede, ihrem großen Könige schuldig, und man darf überzeugt seyn, daß sie dieses vaterländische Interesse noch höher achtet als den Ruhm, den sie sich mit der Wiederherstellung des Aristoteles gründete.

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

XIII.

Die neue große Oper Strabella, mit Musik von Niedermaier, hat bei dem Publikum von Paris nicht volle Gnade gefunden. Es werden daran sowohl die Melodie, als die Instrumentation nur bedingungsweise gerühmt. Dem Komponisten soll die Stumme von Portici vorgeschwebt haben. Die Ausstattung war prächtig. Die Scene versetzte den Zuschauer bald nach Venedig, bald nach Rom, und die Kunst der Decorationsmaler ist wohl noch nie weiter getrieben worden. Sämmtliche Decorationen wurden von vier jungen Leuten gemalt, von denen Einer, Herr Dieterle — was hier besonders bemerkt zu werden verdient — würtembergischer Abkunft ist. Die Prozession des Dogen, der Carneval von Venedig, die Ansichten von Santa Maria Maggiore von San Marco und dem Rialto zeigen deutlicher, als es irgend eine Beschreibung zu thun im Stande wäre, die Eigenthümlichkeit jenes italienischen Himmels, der auf die romantischen Abenteuer und das poetische Geschick des Sängers Strabella so mächtigen Einfluß

hatte. Das Gedicht ist gut versifizirt und eignet sich besonders für die musikalische Composition. Der zweite Akt scheint in dieser Hinsicht der vorzüglichste. Einen eigenen Antheil bezeugte das Publikum für Nourrit, der in dieser Oper zum lezten Mal singen wird.

— Im italienischen Theater wurde Ildegonda von Marliani als Neuigkeit geboten.

Man hatte es in Paris übelgenommen, daß über die Proben bei den großen Theatern geschrieben wurde; denn obgleich das Publikum zugelassen wird und die Proben mithin dadurch öffentlich werden, so will doch das Ganze mehr als ein geschlossener Kreis sich betrachten lassen, indem das Urtheil des Werks gleichsam sorglich überlegt und ausgebrütet wird, und wird deßhalb eine Veröffentlichung desselben, wenn auch nicht als ein Verrath, doch als eine kleine Untreue betrachtet. Deßhalb haben denn auch wir über die Generalprobe der neuen Oper von dem jungen Maestro Marliani unsern Lesern nichts mittheilen können, so gern wir es gewollt hätten, und müssen uns nun begnügen, nach der ersten Aufführung den vollkommensten Succeß derselben zu constatiren.

Die Handlung ist den fürchterlichen Zwisten des zwölften Jahrhunderts in Italien entlehnt. Hildegunde, die Tochter Hildebrands, liebt Richard, einen Anführer der Volkspartei; allein ihr Bruder, Roger, widersetzt sich dieser Verbindung, fordert Richard heraus und bestimmt den Vater, Hildegunde in ein Kloster zu schicken. Da der Geliebte sich mit dem Bruder seiner Geliebten nicht duelliren will, so zeigt der wüthende Roger dem heimlichen Gericht seinen Feind als Ketzer an. Richard soll verbrannt werden, wird aber vom Volke, welches Hildegunde aufwiegelte, befreit. Man sieht, daß dieses Libretto schon dem Inhalte nach vor vielen andern sich auszeichnet. Ueberdies hat es auch noch sehr schöne Verse.

Marliani, von dem eine Oper, der Bravo, bekannt ist, zeigt in dieser Partitur einen bedeutenden Fortschritt. Dilettanti tadelten, daß die Musik zu gelehrt sey. Für einen jungen Italiener ein seltener Vorwurf, der ihm in Deutschland schwerlich gemacht werden dürfte. Bei Allem dem sind die Motive jedoch frisch und anmuthig, und selbst die Chöre sind melodiös. Rubini, Lablache und die Grisi haben die Hauptpartien.

Für Gesangliebhaber führe ich jene Stücke hier an, welche als Favoritstücke betrachtet werden können. Zuerst: Jo non sentia la vita, für Tenor, welches Rubini trefflich sang; dann im zweiten Akte die Cavatine der Grisi: A che mi spinge oh Dio! Ferner das Duo zwischen Rubini und der Grisi: Solo d'amor d'un infelice; im dritten Akte das Duo zwischen Lablache und Rubini: La preghiera d'un morente, und die schöne Arie der Grisi, deren Cabalette sie wiederholen mußte.

Marliani wurde mehrmals gerufen und erschien, um sich zu bedanken.

Lablache hatte, nachdem er die Grippe glücklich überstanden, die Vorstellung der Puritaner zu seiner Einnahme. Bei der Wiederholung des Duetts: Il rival salvar tu dei, flogen zwei Lorbeerkronen auf die Bühne. Tamburini hob die eine davon auf, und überreichte sie Lablache. Dieser aber, geleitet von einer bescheidenen Reciprocität, nöthigte Tamburini die zweite auf. Diese Scene ergriff das Publikum und trug den Sängern reichlicheren Beifall und nochmaliges Hervorrufen ein.

— Der Unentschlossene, ein neues Stück von der Verfasserin von Lüge und Wahrheit, hat in Berlin nicht angesprochen. Die Hauptperson erinnert nicht glücklich an den steifen, bedächtigen Samuel Smith in Kotzebue's „Indianer in England", und wurde von Herrn Devrient gut gegeben. Die Auflösung wird von einem Berliner Recensenten in der Haude- und Spenerschen Zeitung nicht eben auf galante Weise getadelt.

Während der Monate März und April werden auf eben jenem Theater diejenigen Raupach'schen Stücke aus der Geschichte der Hohenstaufen, welche sich vorzugsweise als theatralisch bewährt haben, in chronologischer Folge aufgeführt.

— Das Publikum in Riga hat den Wunsch ausgesprochen, sich ein permanen-

tes Stadttheater zu gründen, das unter der Oberaufsicht eines Comité's stehend, nur für wirkliche dramatische Künstler und Schauspieler von Ruf geöffnet seyn soll. Die Wahl eines technischen Directors ist auf Herrn von Holtey gefallen, der sich bereits dorthin begeben hat, um einen Vertrag in dieser Beziehung einzugehen.

— In dem französischen Journal Psyché wird als Merkwürdigkeit Folgendes mitgetheilt:

„On a représenté, au théâtre royal de Stuttgard une pièce en trois actes de M. Bauerle, intitulée: Die Bürger in Wien (les citadins à Vienne)."

Wäre dieß die einzige Merkwürdigkeit, die man von unserem Theater den Parisern mitzutheilen hätte?

Musikalisches.

Donizetti hat in Neapel sechs Notturnos geschrieben, welche er nun unter dem Titel: „Sommernächte am Pausilipp" in Paris herausgegeben hat. Diese Kompositionen sind hell wie eine neapolitanische Sommernacht, und durchduftet von den Winden, die von Ischia über den Golf herüber wehen.

Kunst.

Ein Tyroler Landmann Franz Stecher von Nauders hat durch ein von ihm componirtes und in Oel gemaltes Bild, „Moses, das Wasser aus dem Felsen schlagend," den großen Preis in Wien erhalten. Schon vor sieben Jahren kam der junge Mann aus seinem Felsenwinkel — denn dieses ist Nauders — nach Insbruck, wo er ohne eigentlichen Unterricht empfangen zu haben, Portraite malte; dann bekam er von einem inländischen Künstler Unterricht und bezog hierauf die Akademie in Wien, wo er bereits schon mehre Preise gewonnen hat.

Die Pariser Kunstausstellung.

Viele Maler waren empört über die Ungerechtigkeit der Jury, und haben nun ein Mittel ergriffen, dagegen zu protestiren. Sie stellen nämlich die von der Ausstellung zurückgewiesenen Werke in ihren Ateliers auf. Das Publikum stattet ihnen häufige Besuche ab. So sieht man bei Herrn Amaury-Duval ein Bild in der correkten und ernsten Manier Ingres, welches er bei sich aufgestellt hat. Ein Maler ist vor seiner Staffelei eingeschlafen, während er sich mit dem Bilde der heiligen Jungfrau beschäftigte. Ein Engel steigt vom Himmel, ergreift den Pinsel und vollendet das Bild. Niemand kann sich einen Grund denken, der die Jury antrieb, dieses Bild zurückzuweisen. Noch mehr jedoch verwundert man sich, daß eine Büste und eine Statue des Generals Travot nicht Aufnahme finden konnte. Beide sind durch Künstler von anerkanntem Rufe verfertigt worden: Dantan und Maindron, und das Gouvernement selbst hat das Erz zu ihrem Gusse liefern lassen. Eine politische Ursache kann daher nicht zu Grunde liegen; Travot brachte die Vendée zur Ruhe; man kann daher nur an einen Irrthum oder an eine schreiende Ungerechtigkeit denken.

Die große Masse Volks, die sich in den Sälen des Louvres drängt, kümmert sich übrigens nicht viel mehr um die Sachen, die man ihm zeigt, als um die, welche man ihm vorenthält, und doch gibt es ehrliche Kunstenthusiasten, die von der Masse der Beschauer auf eine erweiterte Kunstliebe, die in Saft und Blut des Volks überging, schließen mögen. Die trefflichen Leute denken nicht daran, daß der Eintritt in die Kunstausstellung nichts kostet, und daß das Ansehen von Bildern weniger Mühe macht, als ein Buch zu lesen. Man gebe einmal dem Volke einen Buchladen preis, und man wird erstaunen, wie viele Liebhaber der Literatur und Poesie sich darin fänden. Sie würden zwar die Bücher nicht lesen, aber sie zu holen gewiß nicht unterlassen. Jeder Schriftsteller erlebte unzählige Auflagen und das Volk wäre eben so literarisch als es jetzt — durch die unentgeldlichen Kunstausstellungen — kunstsinnig ist.

Die Dejazet.

So wie von Talleyrand, so werden auch von der Dejazet eine Menge bon mots nach erzählt; sie mögen nun von ihr herstammen oder nicht. Hier einige davon:

— Eine Prüde sagte einst in ihrer Gegenwart: ich halte etwas auf meinen Ruf. — Sie hängen zu sehr an Kleinigkeiten, erwiderte die Künstlerin.

— Man sagte einst zu ihr: Sie sind undankbar gegen X., der Ihnen einen Dienst geleistet hat. — Er hat sich dessen gerühmt, nun sind wir quitt, sprach sie.

— Alles, was sie trägt, verschönert sie, und doch ist sie selbst nicht schön, sagte Jemand. — Ach, mein Herr, warum bin ich nicht stark genug, Sie tragen zu können, erwiderte Dejazet, die es gehört hatte.

— Beim Durchfallen seines Stückes pfiff ein Autor vor sich hin, um sich Contenance zu geben. — Haha! sprach Dejazet, er fängt an, sich mit seinem Publikum zu identifiziren.

— Von zwei Verliebten, die im Dachstübchen wohnen, sagte sie: ihre Lust ist auf dem Gipfel.

— Alle Kinder sind schwatzhaft, weil sie von Frauen erzogen werden.

— Ein Dichter hatte die Wuth, ihr immer seine Gedichte vorzulegen, die sehr schlecht waren. Einst brachte er ihr zwei. Dejazet las nur eines davon und gab sie ihm mit den Worten zurück: das andere gefällt mir besser.

Man erwartet mit Sehnsucht die Memoiren der Künstlerin, und man darf mit Gewißheit annehmen, daß ein spekulativer Kopf sie machen wird.

Vermischtes.

Bei einem Gastmahle, welches zur Feier des Geburtstages des hochverdienten Arztes, Herrn von Gräfe, in Berlin gegeben wurde, wurden Toaste in zehn verschiedenen Sprachen von den anwesenden Gästen ausgebracht. Der berühmte Mann zählt Schüler in allen Nationen.

— Von Scribe theilt das Journal la Presse seit einigen Tagen einen ganzen Roman bruchstückweise mit, betitelt: Judith oder die Opern-Loge, der bei den Lesern großes Aufsehen erregt. Die „Presse zählt bereits 15000 Abonnenten.

— Unter dem Titel: Agrumi (Südfrüchte) ist bei Kranz in Berlin die erste Lieferung einer Sammlung volksthümlicher Dichtungen aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln von Herrn August Kopisch erschienen, der auch die deutschen Uebersetzungen davon besorgt hat.

— Am letzten Faschingstage war im gräflich Palfi'schen Hause in Wien ein großes auf Subscription veranstaltetes Diner nebst Ballfest, welches um 12 Uhr Mittags eröffnet wurde und zwölf Stunden dauerte; die Einlage war auf vierzig Gulden festgesetzt und dabei Alles aufgeboten, was nur Pracht, Eleganz und Vergnügen gewähren konnte. Se. Durchlaucht der Herr Fürst von Metternich und der höchste Adel wohnte diesem Feste bei.

In dem reichen Hamburg veranstalteten vor einigen Jahren einige Kaufmannssöhne einen Ball, bei welchem die Einlage 20 Friedrichd'or betrug.

— „Die Freunde des recitirenden Drama's, deren Zahl seit der Großväter Tagen bis auf heute nie klein war, werden jetzt von der Bühnendirection äußerst stiefmütterlich bedacht. Wir leben in den letzten Tagen des Februars und haben an Neuigkeiten in den verschiedenen Gattungen des Schauspieles in diesem Jahre nur einige neue Bagatellen am Neujahrstage, dann erst drei größere Stücke: den Reisewagen des Emigranten, die Liebe im Eckhause, und die Herrin von der Elfe gesehen. Wie kann man die Wünsche eines Publikums in der Erntezeit der Wintersaison so wenig berücksichtigen?" So ruft ein Theaterfreund in der Breslauer Zeitung aus.

Wir kennen Theater, wo nicht mehr Neuigkeiten in einem halben Jahre gegeben werden. Die oben genannten Stücke haben aber bereits auf vielen Theatern gefallen.

— Der k. preußische Musikdirektor Otto Nicolai hat sich am Hofe J. M. der Frau Herzogin von Parma als Klavierspieler und Komponist hören lassen, wofür er mit einer kostbaren goldenen Dose belohnt wurde.

— Prinz Emanuel Galitzin hat eine Novelle in französischer Sprache herausgegeben, die manche Unwahrscheinlichkeit, aber auch manche rührende Scene enthält und mit Geist geschrieben ist. Sie heißt: „Der blaue Mantel."

— Von Karlsruhe aus ist ein Aufruf zur allgemeinen Anerkennung der Feska'schen Opernwerke ergangen; dieß sind Cantemire und Omar und Leila. Die ersten Künstler und Freunde der Kunst Karlsruhes haben den Aufruf unterzeichnet.

— Herr Benazet, welcher das Spiel in Baden gepachtet hat, und auch wahrscheinlich das in Aachen pachten wird, hat vor einigen Tagen in Paris ein ungeheures Prachtfest gegeben, wahrscheinlich aus Freude über den guten Handel. Fast das ganze diplomatische Corps war bei dem Feste gegenwärtig.

— Sollte man glauben, daß die Moden der Hauptstadt auf dem Lande in Frankreich so wenig bekannt sind? Kürzlich kommt ein Einwohner von Valenciennes mit seiner Frau nach St. Amand, und übergibt die Boa seiner Frau dem Garçon, der sie für eine neue Art Pferdehalfter nehmen mußte; denn er befestigte sie an dem Kopf des Pferdes und führte es so zur Tränke. Er wollte es gar nicht glauben, daß die Boa dazu bestimmt sey, den Hals einer Dame zu schmücken, und nicht ein Pferd an die Krippe zu binden.

— Man hat in Paris ein neues Instrument, Paracrotte, erfunden, um die Kleider vor dem Straßenkoth zu schützen. Es wird um einen Frank verkauft, und es ist ein Centraldepot davon in der rue Vivienne angelegt worden.

— Vor ein paar Tagen stand ein junger Mensch, der angeblich Caniche hieß, wegen Herumtreibens ohne Gewerbe vor Gericht. Seine Gesichtsbildung war edel, seine Kleidung jämmerlich zerrissen, und seine Art sich zu vertheidigen zeigte, daß er einen hohen Grad von Bildung besitze. Endlich ergab es sich, daß er nur aus Scham den Namen Caniche angenommen habe, aber eigentlich der Graf Villier de l'Isle-Adam sey aus einer der vornehmsten Familien Frankreichs, dessen Vorfahr einst Großmeister der Ritter von Malta gewesen ist. Da er gar kein Mittel mehr wußte, um sich Unterhalt zu verschaffen, so verbarg er seinen Paß und ließ sich arretiren, um den Staat zu vermögen, für seine Subsistenz zu sorgen. Man sprach ihn von aller Strafe frei, und die Richter, so wie die andern Anwesenden machten augenblicklich eine Collecte für den jungen Mann, die ziemlich bedeutend ausfiel.

— Herr Schlesinger, der bekannte Musikhändler in Paris, hat mit Herrn Crosnier, dem Director der komischen Oper, ein Pistolenduell gehabt, wobei jedoch Niemand verwundet wurde. Die Ursache ist bereits in andern Blättern vielfältig erzählt worden.

— Auch die sogenannten Stiergefechte, bei welchen Metzgerhunde auf Ochsen, Esel und Bären gehetzt wurden, sind nun in Paris abgeschafft worden. Nächst der Abschaffung der Hazardspiele und des Lotto's wieder ein Fortschritt mehr.

Telegraph von Deutschland.

Theater in Dresden.

Sonntag: Wilhelm Tell, der große Schütze, oder: Die Befreiung der Schweiz, Schauspiel in 5 Acten von Fr. von Schiller. — Montag: Der böse Geist Lumpaci Vagabundus, oder: Das liederliche Kleeblatt, Zauberposse in 3 Abtheilungen von Nestroy, Musik von Müller. — Dienstag: Johannes Gutenberg, oder: Die Erfindung der Buchdruckerkunst, Originalschauspiel in 3 Abtheilungen von Ch. Birch-Pfeiffer. — Mittwoch: Pfeffer-Rösel, oder: Die Frankfurter Messe im Jahre 1297, Schauspiel in 5 Acten von Ch. Birch-Pfeiffer. — Donnerstag: Kunz von Kauffungen, oder: Der sächsische Prinzenraub, vaterländisches Schauspiel in 5 Akten von Neumann. — Freitag; Abällino, oder: Der große Bandit, Schauspiel in 5 Acten von Zschokke. — Montag: Johanna von Montfaucon, oder: Die Bestürmung von Granson; Ritterschauspiel in 5 Acten von Kotzebue. — Mittwoch: Die Grabesbraut, oder: Gustav Adolph in München, dramatisches Gemälde in 5 Acten.

Privilegirtes Theater in der Vorstadt St. Georg zu Hamburg.

Sonntag: Die Belagerung von Saragossa, oder: Pachter Feldkümmels Hochzeitstag, Lustspiel in 4 Aufzügen. — Vorher: Die Tochter Pharaonis mit dem kleinen Moses, Posse in 1 Aufzug. — Montag, den 27.: Ubaldo, oder: Der König und der Krieger, Drama in 5 Aufz. — Mittwoch, den 1. März, zum Benefiz der Mad. Stiegmann: Das Sternmädchen im Maidlinger Walde, romantisch-komisches Volksmährchen mit Gesang in 3 Aufzügen. Musik von Kauer. — Donnerstag, den 2.: Das Mädchen von Marienburg, fürstliches Familien-Gemälde in 5 Aufzügen.

Dabei darf der deutsche Kunstfreund noch nicht verzweifeln!

Gelegenheitliches.

Die elegante Zeitung gibt einen sehr interessanten Aufsatz über Börne's letzte Tage, auf den ich verweise. Auch bis zum Tode verließ ihn seine kecke Satyre nicht. Als ihn kurz vor seinem Sterben sein Arzt fragte, ob er etwa einen schlechten Geschmack habe? gab er zur Antwort: „Gar keinen, wie die deutsche Literatur.“

* * *

Von E. Norbert's wichtigem und instructivem Reisewerk (Hamburg bei Hoffmann und Campe) ist nun der dritte Band, der Alexander von Humboldt gewidmet ist, unter der Presse.

Herr Nicolai, dem es in Italien nicht gefallen wollte, wird jetzt eine Sammlung von Compositionen zu Uhland'schen Balladen herausgeben. Genthe sagt von ihnen, „daß er diese trefflichen Arbeiten selbst kenne und bewundere.“

* * *

Der Roman Godwie-Castle, der bei Max in Breslau erschienen ist, soll nicht von einer geistreichen Fürstin, wie es anfangs hieß, sondern von einer andern geistreichen Frau, der Frau von Paalzow, verfaßt seyn.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Die Spieler.

2) Original-Modebild aus Paris.

August Lewald.

Lith. d'après nat. par Zéphir, Rue de C.

Old Cloth.

15 Mars 1837.

UNIV. OF CALIFORNIA

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames

UNIV. OF
CALIFORNIA

Zur gastronomischen Gesundheitslehre.

Die Winter-Diners.

Zu den eigentlichen Freuden des Winters, zu seiner eigenthümlichen, liebenswürdigen Politesse gehört es, Freunde an der Tafel zu vereinigen.

Im Alterthume ging man nach Athen und Rom, um gut essen zu lernen; bei den Italienern, zu den glorwürdigen Zeiten der Zehne, nach Venedig; im vorigen Jahrhundert nach Lausanne; jetzt hat unbedingt vor allen andern Städten Paris den Vorzug der feinen Tafel, und hier ißt man wieder nur gut bei Herrn von Talleyrand, Herrn Hoope und Herrn von Sussy. Wir wollen hier einige Prinzipien dieser hohen Schule zu Nutz und Frommen der schönen Welt bekannt machen; denn einem guten Koch allein soll die Sorge für dieses wichtige Geschäft nicht überlassen seyn. In Deutschland führt auch in den glänzendsten Verhältnissen die Hausfrau noch den Vorsitz bei dergleichen Verhandlungen und deshalb nehme ich keinen Anstand, mich mit dieser kleinen Vorlesung an den schönsten Theil meines Lesepublikums zu wenden.

Die Regeln einer wohlgeordneten Mahlzeit sind zwar unwandelbar, allein die Neben-Requisiten wechseln je nach Geschmack, Laune und Gewohnheit der Mäcene. Das Gesetz über die Anzahl der Gäste lautet: „Nicht weniger als die Zahl der Grazien, aber nicht mehr als die Zahl der Musen." Diese Vorschrift gab ein eben so geistreicher als liebenswürdiger Marquis von Sussy. Ich erfinde hier nichts, aber der Grundsatz ist richtig; wird nicht strenge darauf geachtet, so sinkt man zu der Ueberfülle einer kleinstädtischen Gasterei hinab, die nicht mit Grazie in infinitum fortgesponnen wird. Zehen, eilf, zwölf an einem Tische sind ein Gräuel; dreizehn sind, wie Jedermann weiß, ganz unzulässig, und man wundert sich genug, daß Herr von Rothschild in Paris als Israelit dieser Anforderung kein Gehör gibt, was aber ganz natürlich ist. An einer feinen Tafel sollen daher nur sieben, höchstens acht oder neun sitzen. Man lade vor allen Dingen Diplomaten ein, oder wenn man die nicht haben kann, Schriftsteller, Reisende, gebildete Künstler, das plaudert gern und angenehm; ferner Aerzte ohne Praxis, das sind gewöhnlich auch scharmante Leute, haben guten Appetit und erzählen viel, wenig Advokaten und gar keine Banquiers; wenn man durchaus diese beiden Stände nicht ausschließen will, so wähle man doch ja nur ruinirte Banquiers und Advokaten ohne Processe; denn so nur wird man auf eine belebte, allgemeine und sich mittheilende Conversation bei ihnen rechnen können.

Wenn man zu essen gibt, so gebe man auf sich Achtung, man nehme wenig zu sich, um die vollkommenste Freiheit des Geistes zu bewahren, um die Unterhaltung zu leiten, um den kühnsten Appetit zu schärfen. Man offerire persönlich irgend einen anregenden Beisatz, ja man nehme selbst dann und wann irgend etwas von Marinaden, Sardellen und dergleichen, um die Magen zu neuen Excursionen aufzufordern. Man trinke Vordeaux, nichts anders als Bordeaux; man dränge nicht, man schenke nicht Glas auf Glas ein; man lasse die Sachen gehen, wie sie gehen wollen, und wenn man nöthigt, so nöthige man nur mit den Augen, oder wie die Höflichkeit sich ausdrückt, mit Grazie, wenn man überhaupt Grazie besitzt. Man schenke nie selbst ein, sondern man lasse einschenken und behalte, stets kalt mitten in dem Geräusch der Gläser und Stimmen, die gehörige Würde

des Präſidenten. Ein Mann, der zu leben verſteht, iſt und trinkt ſelbſt wenig an ſeinem Tiſche.

Feine Speiſen und alte Weine ſind alſo nicht hinlänglich, wie man ſieht, um den Namen eines trefflichen Wirths zu verdienen, ſondern man muß auch gleichſam in den Seelen der Gäſte zu leſen verſtehen. Ein großer engliſcher Staatsmann hat uns folgende treffliche Maxime hinterlaſſen. Wenn Pitt zu eſſen gab, ſo war jeder Gaſt ſchon beim zweiten Gange luſtig; nur er allein blieb kalt wie Marmor. Wenn ihm aber einige Tage ſpäter Lord Liverpool, Lord Guilford oder Perceval ſein Diner zurückgaben, ſo war Pitt der erſte, der ſich durch Flurhen ſeines geliebten Xeres begeiſterte, dann war er nicht mehr der große Staatsmann, ſondern nur ein glücklicher Menſch.

Man überlege wohl ſeinen Küchenzettel; man zergliedere ihn chemiſch. Talleyrand hat dieſe weiſe Vorſicht zuerſt angeordnet, und Wellington und andere berühmte Männer ſind ihm darin gefolgt. Die Anordnung des Küchenzettels ſey vor allen Dingen der Erhaltung der Geſundheit angemeſſen und der Jahreszeit entſprechend. Alles Junge und Friſche werde berückſichtigt und der Feinheit der Verarbeitung werde die größte Aufmerkſamkeit geſchenkt. Für acht oder neun ausgeſuchte Gäſte wähle man nicht mehr als fünf oder ſechs treffliche Schüſſeln; manchmal können ſie ganz aus Fiſchen beſtehen, allein ein ſolches Werk iſt ſchwer und verlangt Geſchicklichkeit. Ein ſolches Diner kann zu gleicher Zeit reich, ſubſtantiös, leicht und effectvoll ſeyn. Der große Kochkünſtler Careme hat ſie trefflich anzuordnen verſtanden und hat ſehr liebenswürdige Entwürfe darüber hinterlaſſen, die ich Lernbegierige in ſeinen Werken nachzuſchlagen erſuche. Unter den Grundlagen einer ſolchen Mahlzeit befindet ſich zuerſt eine ſchöne Steinbutte oder ein fetter Lachs in jener gelehrten, kurzen Bouillon gekocht, mit aromatiſchen Kräutern bekränzt und mit den ausgeſuchteſten duftenden Würzen bedeckt. Der große Meiſter fügte dann als Schüſſeln noch Hummer, Krabben, Stinte, Landkrebſe hinzu; die Stinte waren leicht gebraten und mit Peterſilie hin und wieder beſtreut. Vor Allem merke man, daß die erſten Schüſſeln ſchnell und in ihrer Kraft gekocht ſein ſollen, mit großmüthigen Weinen reichlich verſetzt, damit ſie dem Magen die verdauende Kraft ſtärken. Gebratene Vögel, wie Droſſeln und Wachteln, können die Hauptbeſtandtheile delikater Mahlzeiten ausmachen, der ſogenannten Dinors de petits comités ohne ſtarke Fleiſcharten. Aber immer nur Bordeaux, beileibe nichts anders, und hin und wieder ein Schluck authentiſchen Maderas oder Hermitage. Dem Champagner wende man mit Verachtung den Rücken — man glaube mir auf's Wort, allein man wende ſich zum Xeres, ſowohl nach heftigen, als leichten Gerichten.

Der December iſt die von den Gourmands am meiſten geliebte Zeit, die ſelbſt den Sommer verdunkelt. Alle zarten und ſaftigen Fleiſcharten, alle guten Gemüſe ſind noch auf den Tafeln. Man darf dreiſt Diners von vier und zwanzig bis acht und dreißig Entrées ſerviren laſſen, wie es bei Talleyrand unter dem Conſulat geſchah. Wer es nicht glaubt, könnte noch jetzt den großen Staatsmann darum befragen.

Die Menus für Bälle und Soupers ſeyen ſchön und reich; der Thee, dieſer wichtige Gegenſtand, ſoll erſt dann eingeſchenkt werden, wenn alle Gäſte verſammelt ſind und nachdem das erſte Drittel der Soirée vorüber iſt; man ſervire ihn ſiedend heiß und klar. Für den Punſch gilt dieſelbe Regel; kalter oder lauer Thee iſt noch ärger als kalter Kaffee, der mit Recht ſo verabſcheut wird.

December iſt der ſchönſte Monat für die Auſtern und die Rebhühner erlangen ihren höchſten Grad des Wohlgeſchmacks. Eben ſo gibt es fette und zarte Vögel anderer Art,

wie z. B. der ganz duftende und feine Vogel: roi de cailles, den meine Freunde in Paris wohl kennen und den ich allen Gutschmeckern von dorther zu verschreiben empfehle. Chevet, der große Meister im Palais royal wird darüber Auskunft geben können.

Und nun, meine Damen, Sie die reich und glücklich in dieser Zeit zu nennen sind, geben Sie Diners, geben Sie Feste, schaffen Sie Vergnügen und Lust um sich her! Nach den Mühen eines solchen Tages werden Sie in dem Bewußtseyn schwelgen, Ihrer Pflicht genug gethan zu haben, und wie nach einem guten Werke einer sanften und schönen Nachtruhe genießen.

Weihnachts-Geschenke.

Man thut am besten, dieser Sitte mit Lächeln auf den Lippen zu gehorchen. Da einmal kein Mittel vorhanden ist, dieser freiwilligen Steuer zu entgehen, so ist es am besten, sie so mitzumachen, als sich dabei wie ein mißgünstiger Mensch zu geberden. Weihnachts-Geschenke an die Dienerschaft fremder Leute, an Portiers, Nachtwächter, Gemeinde-Beamten und dergleichen Leute sind offenbare Vergeudungen, die sich für die Tasche manches Unbemittelten nicht schicken und unbeachtet in das große Meer der Vergessenheit und Undankbarkeit versinken. Nur die Reichen und Sybariten mögen diesem Zeitabschnitte mit Freude und Lust entgegensehen. Sie können mit ihrer Verschwendung Parade machen, und den Luxus ihrer Manieren, die Pracht ihrer Geschenke Andern in die Augen leuchten lassen. Für sie auch entspringt noch ein anderer Vortheil aus dieser kostspieligen Sitte. Die Politik, die Intrigue bedienen sich derselben, um zum Ziele zu gelangen. Ein unglücklicher Bewerber kommt auf dem Wege der Weihnachtsgeschenke manchmal in den vollen und ungetheilten Besitz dessen, was er erstrebte.

Man hat schon oft von den berühmten Verschwendern neuerer Zeit berichtet. Wir kennen die Sage von der ungeheuern Garderobe des Grafen Brühl, sächsischen Ministers, von den Verschwendungen des Intendanten Fouquet und Anderer. Man erzählte uns von der in Wein aufgelösten Perle der Cleopatra, von dem mit Gold ausgelegten Speisesaale Nero's, aber die schöne Welt hat noch wenig von dem prachtvollen Geschmacke des italienischen Grafen Casatisme gehört, dessen Abenteuer wir vielleicht an einem andern Orte weitläufiger mittheilen werden.

Er war von mittler Größe, schön gewachsen; der Blick war italienisch, die Farbe bleich, die Haare kastanienfarb, die Augenbrauen schwarz, die Physiognomie melancholisch. Man nannte ihn den Unwiderstehlichen. Die Dame, die nicht von seinem Anblicke bezaubert wurde, entzückte gewiß der glühende Fluß seiner Rede. Er war schön wie Raphael, dichtete wie Tasso und zählte Siege wie keiner.

Favorita allein hatte keine Augen für seine Schönheit, kein Ohr für seine Stimme, keine Seele für seine Leidenschaft; Favorita wollte eben so durch ihre Tugend wie durch ihre Schönheit glänzen.

Die Kälte des geliebten Gegenstandes war dem Grafen von Casatisme etwas Unerhörtes und er ließ es weder an Fallstricken, noch an Versuchungen fehlen: Nachts Serenaden, am Tage Sonnette, Aufmerksamkeiten aller Art, geistreiche Galanterien, Thränen, Schwüre, nichts blieb unversucht. Allein nichts wirkte. Hiedurch nicht im Geringsten

entmuthigt, hoffte der Graf durch Koketterie zu erreichen, was er nicht durch die Liebe erringen konnte. Er zeigte sich gleichgültig und Favorita piquirte es, ihn so zu sehen.

Der Jahreswechsel nahte mit seinem glänzenden Gefolge von Festen aller Art. Favorita war geneigt, sich dem Vergnügen in die Arme zu werfen. Der Graf stellte sich mit den üblichen Geschenken ein; sie schlug sie aus. Der Graf schien sich darein zu ergeben und bat Favorita nur um die Gunst, einen Kanarienvogel, den sie sehr lieb hatte, in Miniatur malen zu lassen.

Dies wurde ihm bewilligt und diese Bewilligung hatte um so größern Werth in den Augen des Grafen von Casatisme, als sie ihm wie ein erster Schritt zum Ziele erschien.

Als das Miniaturbild fertig war, trug es sein Diener zu Favorita, der Grausamen, hin. Gegen die Abmachung jedoch war das Bild in einen Ring gefaßt worden und statt des Glases lag darauf ein platter Diamant von großem Werthe. Favorita sandte den Diamant zurück und behielt das Bild.

Was that nun wohl der Graf bei dieser Gelegenheit? Er wollte eben so wenig das kostbare Juwel zurücknehmen, als es Favorita angenommen hatte. Er ergriff eine Feder und schrieb ihr Folgendes:

„Madame,

Morgen reise ich mit Paula nach Frankreich, die, wie ich hoffe, im Stande seyn wird, mich die Hälfte meines Vermögens, das ich Ihnen einmal habe opfern wollen, so wie Ihr Herz von Marmor vergessen zu lassen.

Adieu, Madame, lieben Sie stets Ihren Kanarienvogel.

Der Graf von Casatisme."

Hierauf ließ er den Diamant in Staub verwandeln, streute ihn auf das Billet und schickte es an die Dame.

Am andern Morgen rollte ein eleganter Wagen von Parma auf der Straße nach Frankreich. Es war der Graf von Casatisme und — — Favorita saß an seiner Seite.

Reise-Lieder.

I.

Ich sah hinaus in's weite Meer
Beim letzten Abendschein,
Da fiel gerad' der Sonnenball
In's Wasser tief hinein.

Doch stand die Sonn' des andern Tags
Ganz trocken wieder auf,
Begann, wenn nichts geschehen wär',
Von Neuem ihren Lauf.

Dabei fiel mir ein Mädchen ein,
Das weinend ich verließ,
Des Tags darauf, ich zweifle nicht,
Da lachte es gewiß.

L. Feldmann.

Moden zum neuen Jahr.

(1837.)

Negligé.

Peignoir von Wollen-Musselin mit aschgrauem Grunde und türkischen Zeichnungen in lebhaften Farben; Bauernfichu von Battist mit gleichem Zeuge garnirt à jour gestickt; schwarz taffetne Schürze, Pantoffeln von Kalbleder mit feuerrothem Taft gefüttert und besetzt; Musselinhäubchen mit flandrischen Spitzen und velourirten Bändern; schwedische Halbhandschuhe.

Strassentoilette.

Ueberrock von Velouté, hellbraun und blau, vorn mit kleinen Kokarden in Sammt, von derselben blauen Farbe; Bauernfichu von schwarzem Atlas, mit Spitzen garnirt; Hut von weißem Moire mit einem halben Tullschleier à mille pois; Schuhe von piquirtem Taft, mit Plusche besetzt; Zwillingsmuffe von Marder.

Abendtoilette.

Robe von epinglirtem Sammt, nankingfarb mit weißen Blumen; Mantille von Tulle, mit Bändern besetzt; lange Aermel oben mit Bouillons, unten anliegend von Blondentull; weiße Handschuhe mit einem Bracelet von rosenfarbenem Bande; Tullhäubchen mit Blumen; schwarze Schuhe, Mantelet von weißem Taft, blau gefüttert.

Roben.

Wir wollen hier ein paar als Beispiel bezeichnen, die sich in der Ausstattung einer vornehmen Dame befanden; die eine war von himmelblauem epinglirtem Sammt und hatte rings herum einen doppelten Passepoil von kastanienfarbenem Sammt, der so breit auseinander stand, als wenn zwei Röcke über einander gezogen wären. Die Aermel von blauem Sammt waren nach außen aufgeschnitten und ließen darunter enge kastanienfarbene Aermel sehen, die mit einer Schleife von eben solchem Sammt geschlossen waren. Auch dieses trug dazu bei, daß man glauben könne, ein dunkelfarbiges Sammtkleid würde unter dem hellsammtenen getragen. Zum Tanze sieht man Atlaskleider, welche drei Finger breit unter Tull- oder Crepp-Roben vorgehen.

Phantasien.

Die Mantelets und das Pelzwerk bilden ihren Hauptbestandtheil in dieser Jahreszeit. Die Shawls von Plusch, so wie die mit Crepinen besetzten Sammtshawls gehören zu den

außergewöhnlichen Erscheinungen, doch sind sie stets von höchster Eleganz. Die Pluschteppiche stehen mit ihren glänzenden und bunten Farben sehr gut zu braunen Kleidern. Sie sind mit Franzen von Chenille besetzt. Die Mantelets mit Kapuzen, deren wir schon Erwähnung thaten, sind am elegantesten von himmelblauem Pou de Soie, mit weißem Atlas gefüttert und mit Seidenspitzen besetzt. Jüngere Personen tragen sie von Marceline aus einer Farbe, blos mit einer Ruche eingefaßt. Himmelblau eignet sich stets am geschmackvollsten für diese feine Mode. Die Zwillingsmuffe von Marder werden durch eine elastische Vorrichtung über den Händen befestigt und fallen dann über dieselben hinab. Abends trägt man sie auch von Schwan und diese zierliche Mode ist zu gleicher Zeit sehr comfortable in dieser Jahreszeit.

Des Morgens werden mit Spitzen oder Stoff besetzte Schürzen lieber getragen als gestickte. Man faßt die Schürze mit Sammt ein und garnirt sie nur unten. Schürzen von schwarzem lustrirtem Atlas mit Sammt und einer Spitze sind das Distinguirteste in dieser Art. Wenn man jedoch nicht gerade ein überflüssiges Stück von diesem Stoffe vorräthig hat, so ist es selten ein streng zum Negligé gehöriges Kleidungsstück auf solche kostspielige Art zu verzieren; denn in diesem Augenblick wird jede Koketterie in der Halbtoilette für schlechten Geschmack anerkannt, und wir machen hauptsächlich diese Bemerkung, weil eben die Schürze eine Stelle unter den Phantasien des demi-habillé eingenommen hatte. Die Spitzen werden daher mit einer Garnirung en volant vertauscht und ob der Taffet schwarz, braun oder grün sey, so kann der Besatz stets von schwarzem Sammt gewählt werden, der am äußersten Ende, aber sehr schmal anzubringen ist.

Blumen.

Bei Ball-Coiffuren, mehr oder minder geputzt, sieht man Guirlanden und doppelte Kronen von Blumen; die Coiffuren selbst sind so verschieden, daß das Arrangement der Blumen sich stets nach dem der Haare richten muß. Die Dame, welche sich zum Beispiel à la Sevigné frisiren läßt, dürfte keine herabhängenden Guirlanden tragen und müßte eine Moosrose, eine Lilie oder einen Blumenstrauß wählen. Mit anliegenden Flechten oder wenig Locken sieht man ganz allerliebste Guirlanden, welche Stirne und Schläfe umgeben und fast bis auf die Hälfte der Wangen herabfallen. An der Seite strebt ein Sträußchen von kleinen zarten Blumen mit graziöser Koketterie in die Höhe. Für's Schauspiel und feierliche Soiréen trägt man Blumendiademe von farbigem Plüsch; die beliebteste Nüance ist das Korallenroth.

Vom Thee und seinen diätetischen Eigenschaften.

Es gibt dreierlei Arten, den Thee zu trinken, der Thee des Morgens, der Thee des Abends und der politische Thee, eines trivialen Ausdrucks nicht zu gedenken, der in Süddeutschland, namentlich in Bayern und Oestreich, gäng und gäbe, aber nur figürlich bezeichnend ist: der wird seinen Thee krieg'n.

Der Thee ist bekanntlich in China und Japan einheimisch. Ueber die Art, ihn anzubauen und einzuerndten, die Blätter zu bereiten und zu trocknen, will ich meine gefälligen

Leſerinnen nicht unterhalten. Dies gehörte in die Pfennig-Encyklopädie. Ich will dafür nur die Hauptſorten des Thees hier kurz anführen und einige andere Bemerkungen in ſocialer und diätetiſcher Beziehung hieran knüpfen. Daß es zwei Sorten, ſchwarzen und grünen Thee gibt, iſt ſehr bekannt, der grüne iſt gewiß der angenehmſte; es gibt grünen Thee, der, wenn er angebrüht wird, das ganze Zimmer mit dem lieblichſten Roſenduft erfüllt. Ein ſolcher war es, den mir einſt Herr Johns, der vornehmſte Theehändler in Hamburg, zu verehren ſo gütig war. Freilich ſind dieſe Sorten auf dem Continente ſelten.

Gewöhnlich hält man den Kaiſer-Blumenthee für den feinſten; ächt iſt er in Europa ſehr ſelten und theuer. Man nennt dafür ausgeſuchten Perlthee im Handel mit dieſem Namen. Andere geſchätzte Sorten grünen Thees ſind der Hayſon, der Schulang, der beſonders aromatiſch iſt.

Die gemeinſte Sorte ſchwarzen Thees iſt der Thee Bou; er iſt grünlich braun, in's Gelbliche fallend, die Blätter ſind nicht ganz und mit Staub vermiſcht. Er beſteht aus den Ueberbleibſeln, die alljährlich nach geſchehener Verladung von den Chineſen aufbewahrt werden. Der Camſu und der Campoui ſind die ausgeſuchten Blätter des Thee Bou, die zuſammen im Handel Congothee heißen. Der Soutſchong iſt eine beſſere Sorte, wird aber oft verfälſcht und iſt nur ſelten rein zu haben. Die ausgeſuchten Blätter des Soutſchong heißen Paotſchong und werden von den Chineſen am meiſten geſchätzt. Dieſe Sorte iſt ſehr theuer und wird nur ſelten ausgeführt. Der Peko iſt ſehr vorzüglich und heißt größtentheils bei uns Caravanenthee, weil er über Rußland kommt. In St. Petersburg ſelbſt koſtet er oft fünfzig Rubel das Pfund.

Zu verſchiedenen Zeiten hat man gegen den Gebrauch des Thees geeifert. Man behauptete, der Thee ſey eine Art von Gift, das Nerven und Hirn angreife, ſchwäche die Augen und das Gedächtniß, mache bleich, ſtöre die Functionen des Magens und führe langſam zu allgemeiner Erſchlaffung. Allein in den vereinigten Staaten, in England, Holland, Polen und Rußland, ſo wie in einem Theil von Norddeutſchland, trinken viele Perſonen unaufhörlich Thee, ohne daß ſie an jenen Uebeln zu leiden haben.

In vielen Umſtänden iſt der Thee gewiß ſehr anzupreiſen. Unter den langſamen Giften, die wir Menſchen nun einmal zu genießen nicht unterlaſſen können, iſt der Thee ſicherlich nicht das ſchädlichſte. Mäßig genoſſen erweckt er den Geiſt und verſetzt uns in eine ſanfte Erregung. Nach den Beſchwerlichkeiten einer langen Reiſe haben wohl ſchon viele der ſchönen Leſerinnen den wohlthätigen Eindruck verſpürt, den der Genuß von einigen Taſſen Thee hervorbrachte. Wer zur Wohlbeleibtheit neigt, dem kann auch mit Grund der Genuß des Thees anempfohlen werden.

Nur im Uebermaß iſt er nicht zuläßig und befördert unter Anderm die Schlafloſigkeit und eine krampfhafte Stimmung.

Die Chineſen gießen das heiße Waſſer in die Taſſe ſelbſt auf die Blätter und trinken dieſen Aufguß ohne Zucker und Rahm. Die Japaneſen verwandeln die Blätter in Staub und ſchütten einen kleinen Löffel dieſes Pulvers in eine Taſſe mit kochendem Waſſer. In China, ſo wie in Japan macht die Art, den Thee zu ſerviren, einen Theil der Erziehung junger Leute aus, und man unterrichtet ſie in dieſer Kunſt, wie man unſere jungen Leute

das Tanzen und Fechten lehrt. In England, wo man den Thee wohl zu machen verſteht, wird heißes Waſſer auf die Blätter geſchüttet; drei kleine Löffel dieſer Blätter genügen für ſechs Taſſen. Nachdem die Infuſion ausgeſchenkt iſt, muß die Theekanne jedesmal gereinigt und zu jedem Aufguß friſche Blätter genommen werden. Den Thee ziehen laſſen, oder ihn gar zum Feuer ſtellen, iſt eine ſchlechte Methode. Hierdurch wird ſein Arom zerſtört und man erhält ein reizendes und widerwärtiges Getränk. Nur ein ſchneller Aufguß entzieht dem Thee den feinſten und lieblichſten Duft und iſt allein im Stande, Kenner und Feinſchmecker zu befriedigen.

Ich werde dieſes Thema nächſtens wieder aufnehmen, da ſich darüber noch gar Manches ſagen läßt. Dieß mag als Einleitung dienen.

Esmeralda.

Folgendes hübſche Lied iſt aus Viktor Hugo's Oper, die er nach ſeinem Roman Notre Dame de Paris gedichtet hat. Die Muſik dazu von Pem. Berlin hat nicht gefallen, aber der Text enthält Schönheiten, wie man ſie ſelten in Operngedichten antrifft. Meine ſchönen Leſerinnen mögen nach dem Folgenden davon urtheilen.

Esmeralda, die junge, eben ſo ſchöne als unglückliche Zigeunerin ſingt:

Je suis l'orpheline
Fille des douleurs,
Qui sur vous s'incline
En jetant des fleurs;
Mon joyeux délire
Bient souvent soupire;
Je montre un sourire,
Je cache des pleurs!

Je danse, humble fille,
Au bord du ruisseau;
Ma chanson babille
Comme un jeune oiseau.
Je suis la colombe
Qu'on blesse et qui tombe;
La nuit de la tombe
Couvre mon berceau.

Noch etwas vom Thee.

Ich bitte meine schönen Leserinnen um Verzeihung, wenn ich heute wieder zur Tasse greife. Der Thee ist ein Gegenstand, der schon noch einigen Stoff zur Conversation verleiht.

Besonders muß man ihn aber gehörig zu bereiten verstehen und ich muß es nicht ohne einigen Schauder bekennen, daß man es in unserem lieben Vaterlande noch nicht weit in dieser Kunst gebracht hat.

Einige thun sehr wenig Blätter in die Kanne; dann ist der Thee nur eine Art Tisane, ein fade schmeckender und wäßriger medicinartiger Aufguß. So bereiten ihn selbst Personen, die sich für Kenner halten. Andere verschwenden den Thee mit vollen Händen und erhalten so einen dicken Trank von röthlich gelber Farbe, von zusammenziehendem Geschmacke und sehr erhitzend. Auch diese Leute bilden sich ein, sich auf's Theetrinken zu verstehen. Ich glaube, daß man, von welcher politischen Farbe man auch seyn möge, sich hier zum juste milieu bekennen dürfe, dann wird man ein duftendes, delikates und doch ziemlich kräftiges Getränk erhalten; besonders gesund und angenehm ist es, wenn man eine feine Sorte grünen und schwarzen Thees zu gleichen Hälften nimmt. Folgendes Verhältniß wähle ich, wenn ich einem Kenner eine Tasse Thee offerire.

Ich nehme Hayfangthee von gränlicher, in's Silbergraue schillernder Farbe oder Perlthee, bläulich schillernd, 4 Loth; Saoutschong, braun in's Violette spielend, große biegsame Blätter, 2 Loth; Pekas, kleine zusammengerollte Blätter oft mit weißen Spitzen, 2 Loth. Diese verschiedene Sorten hebt man in einem Gefäße von Blech oder noch besser von Porzellan hermetisch verschlossen auf; zwei kleine Löffel genügen zu vier gewöhnlichen Tassen. Eine Theekanne von Porzellan ist besser als eine von Silber, und das Gefäß, worin das Wasser gekocht wird, darf zu nichts Anderem gebraucht werden. Alle diese Rücksichten, so kleinlich sie auch scheinen mögen, sind von Nutzen und dürfen nicht außer Acht gelassen werden.

Nimmt man den Thee zum Frühstück, so sey man bemüht, einen reinen starken Rahm zu erhalten. Ein bis zwei Löffel davon zu einer Tasse Thee werden sie milder und nahrhafter machen, und fügt man hiezu gut ausgebackenes, wohlschmeckendes Weißbrod, auf Kohlen leicht geröstet, und mit ganz frischer Butter bestrichen, so wird man ein leckeres Frühstück haben, das uns eine ruhige Morgenstunde bereitet und zur Arbeit leicht aufgelegt macht. Der Kopf hat dann nicht nöthig, sich darum zu bekümmern, was tiefer unten im Magen vorgeht, und ist das Hirn in der Art gebildet, wie es Doctor Gall verlangt, so werden gelehrte Studien, Poesien, Malerei, Musik nach einem solchen Frühstück uns um so leichter werden.

Der Thee der Soiréen soll duftiger und leichter seyn; er ist vorzugsweise das Getränk der Damen. In allen großen Städten machen die Damen die Honneurs des Theetisches, oder mit andern Worten: die Grazie präsidirt dabei. Hier wird Pekas und Perlthee die glücklichste Vereinigung bilden. Goldene Fluthen in durchsichtigem Porzellan hauchen einen

ſüßen Duft, eine von Ambroſia erfüllte Wolke umſchwebt leicht einen Tiſch, auf dem ſymetriſch die feinſten Kuchen, die verführeriſchſten Leckereien aufgeſetzt ſind, mit einem Wort, die Mirakel des petit four.

Wenn auch der Punſch nicht gerade ein Getränk für Damen iſt, ſo ziemt es ſich wohl, daß ſie ihn kennen, um ihn mit zarten Händen uns zu kredenzen. Man erhält einen ſehr angenehmen Punſch, wenn man auf ein Pfund Theeaufguß aus grünem Thee ein Loth Rhum, ein Loth Orangenſaft und zwei Loth Zucker thut. Statt des Rhums kann man auch zwei bis drei Loth Madeira oder einen andern edeln Wein nehmen.

Die Nacht bedeckt mit ihren Schleiern das Treiben der Städte. Der arbeitſame thätige Mann hat ſein Tagewerk vollbracht, und ruht von ſeinen Mühen aus, der Unglückliche vergißt auf einen Augenblick die Qualen ſeiner Bruſt und überläßt ſich dem Schlummer. Aber in der großen Welt regt ſich's noch. Die Bevorzugten des Glücks überlaſſen ſich den Freuden der Geſellſchaft. Staatsmänner, Gelehrte und Künſtler vereinigen ſich in glänzenden Zirkeln und ſchlürfen den prächtigen Maraſchinothee, der ihre aufgeregte Stimmung ſanft beſchwichtigt. Der Zuſatz von etwas Kirſchengeiſt oder Maraſchino verleiht dem Thee einen leichten Mandelgeſchmack oder von Blauſäure und wirkt angenehm beruhigend.

In einer ſolchen Theegeſellſchaft ſcheint für Augenblicke Alles nivellirt, Alles gleich zu ſeyn. Wie um den Strom der Vergeſſenheit, ſo drängen ſich die Gäſte um den Theetiſch, wo das goldene Getränk ſeine Düfte verbreitet; ſie trinken mit langen Zügen, die Vergangenheit verſchwindet, Unfälle, Verdrüßlichkeiten, üble Begegnung, Alles flieht wie ein Traum dahin und die Zukunft lächelt wie ein Himmel ohne Wolken, beſtrahlt von der Hoffnung, umſäumt von den roſigſten Illuſionen.

Welche Zauber, eine ſo glänzende, helle Theegeſellſchaft zu überblicken, ſich mitten in ihr zu befinden, in Düften zu ſchwelgen, die ſchönſten Melodien zu vernehmen, liebliche oder ernſte Worte tauſchend, beredt und redſelig. Wie wohl fühlt man ſich in dieſen Zaubern der Civiliſation!

Aber auch dem Landmann iſt das Vergnügen vorbehalten, Thee zu trinken, zwar nicht während der Stunden der Nacht, in einem prächtigen Saal, bei dem zauberiſchen Glanze der Kerzen und Diamanten, ſondern bei guter Tageszeit, in der Laube ſeines Gartens, unter eben aufgeblühten Blumen oder zur Seite des wärmenden Ofens. Er hat den Vorzug, ſeinen Thee mit der würzhaften Milch ſeiner Kühe zu verſetzen.

Noch immer denke ich mit Entzücken an jene ſchönen Stunden, wo eine zarte Hand mir den dampfenden Nektar reichte, noch immer ſchweifen meine Blicke auf jenen blumigen Wieſen; ich ſehe den ſtattlichen Strom zu meinen Füßen und die lieblichen Wohnungen, die ſeine Ufer ſchmücken; dann pflücke ich noch in Gedanken die ſammtenen Ranunkeln mit gelben Kelchen, die hauchenden Veilchen und reiche ſie der lieblichen Theeſpenderin dankbar hin. Bei ſolchen Erinnerungen werden die Augen mir feucht. . . .

Es iſt nun wohl Zeit, daß ich das Kapitel vom Thee beſchließe.

Zur gaſtronomiſchen Geſundheitslehre.

Die Winter-Diners.

Zu den eigentlichen Freuden des Winters, zu ſeiner eigenthümlichen, liebenswürdigen Politeſſe gehört es, Freunde an der Tafel zu vereinigen.

Im Alterthume ging man nach Athen und Rom, um gut eſſen zu lernen; bei den Italienern, zu den glorwürdigen Zeiten der Zehne, nach Venedig; im vorigen Jahrhundert nach Lauſanne; jetzt hat unbedingt vor allen andern Städten Paris den Vorzug der feinen Tafel, und hier ißt man wieder nur gut bei Herrn von Talleyrand, Herrn Hoope und Herrn von Euſſy. Wir wollen hier einige Prinzipien dieſer hohen Schule zu Nutz und Frommen der ſchönen Welt bekannt machen; denn einem guten Koch allein ſoll die Sorge für dieſes wichtige Geſchäft nicht überlaſſen ſeyn. In Deutſchland führt auch in den glänzendſten Verhältniſſen die Hausfrau noch den Vorſitz bei dergleichen Verhandlungen und deshalb nehme ich keinen Anſtand, mich mit dieſer kleinen Vorleſung an den ſchönſten Theil meines Leſepublikums zu wenden.

Die Regeln einer wohlgeordneten Mahlzeit ſind zwar unwandelbar, allein die Neben-Requiſiten wechſeln je nach Geſchmack, Laune und Gewohnheit der Mäcene. Das Geſetz über die Anzahl der Gäſte lautet: „Nicht weniger als die Zahl der Grazien, aber nicht mehr als die Zahl der Muſen.“ Dieſe Vorſchrift gab ein eben ſo geiſtreicher als liebenswürdiger Marquis von Euſſy. Ich erfinde hier nichts, aber der Grundſatz iſt richtig; wird nicht ſtrenge darauf geachtet, ſo ſinkt man zu der Ueberfülle einer kleinſtädtiſchen Gaſterei hinab, die nicht mit Grazie in infinitum fortgeſponnen wird. Zehen, eilf, zwölf an einem Tiſche ſind ein Gräuel; dreizehn ſind, wie Jedermann weiß, ganz unzuläſſig, und man wundert ſich genug, daß Herr von Rothſchild in Paris als Israelit dieſer Anforderung kein Gehör gibt, was aber ganz natürlich iſt. An einer feinen Tafel ſollen daher nur ſieben, höchſtens acht oder neun ſitzen. Man lade vor allen Dingen Diplomaten ein, oder wenn man die nicht haben kann, Schriftſteller, Reiſende, gebildete Künſtler, das plaudert gern und angenehm; ferner Aerzte ohne Praxis, das ſind gewöhnlich auch ſcharmante Leute, haben guten Appetit und erzählen viel, wenig Advokaten und gar keine Banquiers; wenn man durchaus dieſe beiden Stände nicht ausſchließen will, ſo wähle man doch ja nur ruinirte Banquiers und Advokaten ohne Proceſſe; denn ſo nur wird man auf eine belebte, allgemeine und ſich mittheilende Converſation bei ihnen rechnen können.

Wenn man zu eſſen gibt, ſo gebe man auf ſich Achtung, man nehme wenig zu ſich, um die vollkommenſte Freiheit des Geiſtes zu bewahren, um die Unterhaltung zu leiten, um den kühnſten Appetit zu ſchärfen. Man offerire perſönlich irgend einen anregenden Beiſatz, ja man nehme ſelbſt dann und wann irgend etwas von Marinaden, Sardellen und dergleichen, um die Magen zu neuen Excurſionen aufzufordern. Man trinke Bordeaux, nichts anders als Bordeaux; man dränge nicht, man ſchenke nicht Glas auf Glas ein; man laſſe die Sachen gehen, wie ſie gehen wollen, und wenn man nöthigt, ſo nöthige man nur mit den Augen, oder wie die Höflichkeit ſich ausdrückt, mit Grazie, wenn man überhaupt Grazie beſitzt. Man ſchenke nie ſelbſt ein, ſondern man laſſe einſchenken und behalte, ſtets kalt mitten in dem Geräuſch der Gläſer und Stimmen, die gehörige Würde

Man denke ſich einmal ſolch eine Lage! Man wähnte eine Frau geheirathet zu haben und man hat ein Genie geheirathet! Da liegt nun Nachts der gequälte Ehemann mäuschenſtill auf dem Kiſſen, die Nachtmütze über die Augen gezogen und ſein Genie geht auf und ab, declamirt, ſchreit und wirft dann und wann einen Vers auf das Papier hin.

Ich muß bekennen, wenn ich dieß bedenke, ſo erröthe ich für das männliche Geſchlecht, zu dem ich zufällig auch gehöre! —

Sollte unter den Leſerinnen eine Dichterin ſeyn, ſo möge ſie mir verzeihen und wiſſen, daß ich nur ſolche gemeint habe, die dieß nicht leſen. —

„An —"

Ghaſel.

Des Gartens Düfte ſagen an: hier iſt Sie.
Ich dachte, da der Vögel Sang begann: hier iſt Sie.
Goldfiſche ſich's in ihrem See erzählen
Liebängſtend all' — bei meinem Nah'n — hier iſt Sie.
Und Schmetterlinge, die um Sie nur fliegen:
„Sie ſuchſt du doch? . . . uns nach wohlan! hier iſt Sie."
Im Garten ſeufzten um die Lieb' Muſiken,
Jetzt ſtürmen ſie wie ein Orkan: hier iſt Sie.
Es ruft der Oſt: „Verſchönt den Weg, ihr Blüthen,
„Fühlloſe, ſchnell vor Ihrem Nah'n! — hier iſt Sie!"
Und Kirſch- und Pfirſchbaum haben ſchon verblühet.
Cypreß, ja Eiche rauſcht, Ihr zugethan: hier iſt Sie.
Aus meinem Herzen auf ein Frühling ſtrömet,
Schon kündet auch ſein Hymnus an: hier iſt Sie. —
„O dürft' ich nur vor ihrem Schatten knie'n! . . ."
Und lächelnd ſagt Sie ſchon: „Komm' doch heran! hier iſt Sie."
— So träumte mir — Und ſchnell, damit ich könne
Stolz ſagen, wann die Freunde nah'n: hier iſt Sie!
Send' Tauben Jedem ich, der Schönheit ehrt.
„Du, der des Glückes Kind ſich nennen kann — hier iſt Sie?"
— Ruft ſchon ein Freund mir zu —; ich Ihr: „O komm, Du Holde,
Die Zierde der Natur will ich umfahn . . . hier iſt Sie.

F. Fues.

Vom Caffee.

Da ich erſt neulich vom Thee geſprochen habe, ſo liegt der Caffee wahrlich ſo nahe, daß es, wenn auch nicht unverzeihlich, doch wohl unbegreiflich wäre, unterließ ich es, hier von ihm zu ſprechen. Meine geehrten Leſerinnen werden es gewiß nicht ungern ſehen, und wenn auch die jüngern einer Caffeepartie nicht den Werth beizulegen geneigt ſeyn ſollten, wie einer Theegeſellſchaft, ſo iſt doch die gute Bereitung einer Taſſe Caffee für jede werdende Hausfrau zu wichtig, als ſollte ſie nicht hierüber ihre Kenntniß vervollſtändigen wollen. Ich ſchmeichle mir, etwas hiezu beitragen zu können.

Von dem Milch-Caffee, den Leute aus den niedrigſten Ständen mit Wohlgefallen ſchlürfen, bis zu dem feinſten Mocca, der nach dem Eſſen den Mund des Sybariten mit Wohlduft erfüllt, welch' eine Stufenleiter! Der Caffee gehört allen Claſſen der Geſellſchaft an und Frau von Sevigné glaubte wahrlich nicht eine Weiſſagung ausgeſprochen zu haben, als ſie behauptete: „Racine passera comme le café.“

Glückliches Clima, wo dieſes edle Gewächs heimiſch iſt; glücklich auch die Menſchen, die ſich an ſeinen Bohnen erlaben, deren unvergleichliches Arom den Geiſt ſchärft und das Genie erweckt. Welche Dinge ſind nicht in einer Taſſe Caffee enthalten, von dem Liede bis zum Heldengedicht, von dem Drama bis zu dem Befehl zur Schlacht. Nach ſeiner Taſſe Caffee machte Napoleon die Dispoſitionen zum Angriff. Auch in ſeiner Verbannung, in ſeinem Unglück, beruhigte dieſer ſanfte Nektar ſeine Seele.

Der Caffee bleibt das eigentliche Leben der Geſellſchaften, beſonders wenn eine Hebe mit eleganter Taille und einem lieblichen Lächeln auf den Lippen ihn mit ihrer weißen Hand einſchenkt. Dann zeigt ſich Glück in allen Mienen, Witzworte, ſchöne Empfindungen brechen ſich Bahn. Die Prüde zeigt weniger Verlegenheit, die Sprode gibt ſich bereitwilliger hin, der Finanzmann iſt weniger ſchroff, der Gelehrte beſcheidener, der Diplomat minder zurückhaltend. Bewundernswerthes Getränk. Du läſſeſt uns die Welt durch den ſchimmernden Flor ſchöner Illuſionen erblicken.

Das Vaterland des Geſträuches, das uns den Caffee liefert, iſt urſprünglich Arabien und Ober-Aethiopien. In Yemen und Oude (Aud) trägt es eine gelbliche Frucht von angenehmem Geruch, die den Mocca liefert. Dies iſt der herrlichſte Caffee der Welt. Dieſer Theil Arabiens iſt am Meere unfruchtbar und ſandig; aber im Innern des gebirgigen Theils gibt es Thäler, wo Caffee, Datteln, Myrrhen und eine Menge anderer duftender Kräuter gedeihen.

Der Caffee wurde von Mocca nach Batavia gebracht, von hier nach Amſterdam und von Amſterdam nach dem Pflanzengarten in Paris. Die ungeheuren Caffe-Plantagen, welche den Reichthum der franzöſiſchen Colonien ausmachen, entſpringen von zwei Setzlingen, welche man aus dieſem Pflanzengarten zog. Declieux, ein franzöſiſcher Marine-Offizier, brachte dieſen Schatz nach den Antillen. Die Treue dieſes Mannes und ſeine Aufopferung für das ihm anvertraute Gut iſt rührend. Als auf der langen Reiſe das Waſſer auf dem Schiffe ausging, theilte er ſeine eigene kleine Ration mit den zarten

Gewächsen. Ich habe diese Geschichte an einem andern Orte weitläufig erzählt und erlaube mir, meine Leserinnen darauf hinzuweisen *).

Der Anblick einer beträchtlichen Caffee-Plantage von tausend bis fünfzehnhundert Stauden mit Blättern, Blumen und Früchten von verschiedenen Farben gibt einen schönen Anblick und der Duft, den sie aushaucht, ist unbeschreiblich.

In Arabien wird die Erndte im Mai vorgenommen. Dies bringt ein außerordentliches Leben im ganzen Lande hervor. Tausende von Gebirgsbewohnern, in weiß und blau gestreiften Hemden und mit weißem Turban angethan, sieht man zerstreut in den schönen Boskets, welche die Hügel bedecken. Die Sonne trocknet die Schote und dann kann man die Bohne leicht herausnehmen. Hierauf wird die Bohne zum zweiten Mal getrocknet und gereinigt.

Nach dem arabischen Caffee, den man fast ohne Unterschied Mocca benennt, kommt der Caffee von Guyana, Bourbon, Isle de France, Java und andern holländischen Colonien. Martinique liefert bei Weitem keinen so angenehmen, und St. Domingo, Brasilien und andere Länder, wo der Anbau erst später vor sich ging, können vielleicht in der Folge erst bessere Sorten liefern. Mocca ist klein, gelblicht und sehr aromatisch; Bourbon hat längliche weißliche Bohnen von delikatem Dufte; Martinique ist grünlicht und riecht ein wenig krautartig. Sonnini behauptet in seiner ägyptischen Reise, daß wir nie reinen arabischen Caffee erhalten, indem die Kaufleute in Kahiro, wo er auf dem Nil eingeschifft wird, ihn stets mit amerikanischem Caffee vermengen. In Alexandrien wird er noch einmal verfälscht, so daß der sogenannte Mocca, den wir in Europa trinken, oft nur ein Drittheil, selten aber die Hälfte des ächten Caffee's von Yemen enthält.

Im Allgemeinen kann man aus der Farbe die Güte des Caffee nicht immer erkennen. Mocca ist gewöhnlich falb, oft aber auch grünlich; Martinique ist nicht immer streng grün, oft in's Röthliche schillernd, ohne deshalb von seiner Güte zu verlieren. Brauner oder schwärzlicher Caffee ist jedoch stets schlecht. Diese Farben zeigen an, daß seine guten Eigenschaften sich zu zersetzen beginnen. Vor dem Brennen ist der Geschmack des Caffee ein wenig zusammenziehend und bitter; durch dasselbe verliert er die erstere Eigenschaft, behält aber die zweite. Mocca ist von allen Arten am wenigsten zusammenziehend. Das Oel, welches sich an den gebrannten Caffeebohnen zeigt, muß sorgfältig erhalten werden, wenn man gerade das köstlichste Arom nicht verfliegen lassen will. Ganz verfehlt ist es daher, „den Caffee schwitzen zu lassen", wie die Leute sagen. Daher soll man den Caffee nie auf mehre Tage voraus brennen lassen, und verschlösse man ihn auch noch so gut, so würde er seiner feinsten Bestandtheile verlustig gehen. Ein kalter Aufguß ist zwar sehr aromatisch, enthält aber sehr wenig Schleimiges und noch weniger von der eigenthümlichen Galläpfelsäure. Der warme Aufguß bewahrt das Arom und die aufgelösten Bestandtheile befinden sich darin in einem Verhältniß, welches dem Geschmacke schmeichelt. Der gekochte Caffee ist weniger angenehm als der Aufguß und besitzt wenig Arom. Dagegen aber ist er mit Gummistoff und Galläpfelsäure überfüllt.

Um einen vollkommenen Caffee-Aufguß zu erlangen, muß man seiner Bereitung eine große Aufmerksamkeit schenken. Das Brennen in einem Cylinder von Eisenblech

*) Badealmanach für 1835. In den „Regentagen auf Helgoland."

muß nur ſo lange geſchehen, bis er eine goldgelbe oder hellbraune Farbe erlangt und den ſechsten Theil von ſeinem Gewicht verloren hat. Es iſt beſſer, ihn zu ſtoßen, als zu mahlen. Gebrannter Caffee ſoll nur immer an dem Tage, wo er gebrannt wurde, benützt werden. Der Aufguß muß durch eine gute Filtrir-Maſchine bereitet werden. Zuerſt gieße man vier Taſſen kaltes Waſſer auf vier Loth Caffee und dann ſtelle man dieſe Infuſion bei Seite. Hierauf gieße man drei Taſſen ſiedendes Waſſer auf denſelben Satz und vermiſche beide Aufgüſſe mit einander. Dieſe laſſe man nun ſchnell heiß werden, aber nicht kochen. Man ziehe den Caffee zurück im Augenblick, wo er zu ſteigen anfängt, welches dem eigentlichen Sieden vorangeht. Wünſcht man ihn ſtärker, ſo nehme man ſtatt vier Loth ſechs.

Die Orientalen ſtoßen den Caffee in einem Mörſer und thun das Pulver in ſiedendes Waſſer. Nachdem er einige Minuten gezogen, trinken ſie ihn mit dem Satz und gewöhnlich ohne Zucker. Nur Leckermäuler — denn es giebt deren auch unter den Muſelmanen — ſüßen ihn leicht und dann ſoll er delicat ſeyn. Auch haben ſie noch eine andere Art von Caffee, den ſogenannten Sultan-Caffee, der nicht aus der Bohne, ſondern aus ihrer äußern Hülle bereitet wird. Man zerbricht ſie, läßt ſie beim Feuer eine leichte Farbe nehmen und wirft ſie dann ungemahlen in ſiedendes Waſſer. Dieſer Caffee ſieht unſerem Biere gleich und iſt mit weißlichem Schaume gekrönt.

Hier will ich noch Einiges über die Entſtehung des Gebrauchs, Caffee zu trinken, meinen freundlichen Leſerinnen mittheilen. Man ſagt, daß der Superior eines arabiſchen Kloſters ihn zuerſt ſeinen Mönchen gab, um ſie bei dem nächtlichen Gottesdienſt wach zu erhalten. Nach einer andern Sage ſoll ein Mollah ſich zuerſt dieſes anregenden Getränkes bedient haben, um ſeine langen Gebete aushalten zu können. Die Derwiſche folgten ihm und endlich die Leute des Geſetzes. Bald bemerkte man, daß der Caffee dem Blute eine angenehme Wallung verlieh, daß er den Magen erleichterte, den Geiſt erfriſchte und nun nahmen ihn ſelbſt die in Affection, welche nicht zu Nachtwachen beſtimmt waren. So kam er von den Ufern des rothen Meeres nach Medina und nach Mecca, und von hier durch die Pilgrime nach allen übrigen muhamedaniſchen Ländern. Im Jahr 1554 unter Solimans des Großen Regierung kam der Caffee in Conſtantinopel in Gebrauch; aber erſt ein Jahrhundert ſpäter lernten ihn London und Paris kennen. Eigentlich populär wurde der Caffee erſt in Frankreich ſeit der Revolution.

Es iſt ſehr zu wünſchen, daß die Hausfrauen dieſem Getränke ihre beſondere Aufmerkſamkeit widmen. Ein ſchlechter Caffee iſt ein Mißgeſchick, ein Unglück, das durch nichts aufgewogen werden kann. Kommt nach der delicateſten Mahlzeit eine ſchlechte Taſſe Caffee, ſo iſt das für eine Hausfrau, was eine verlorene Schlacht für einen General. Es gibt angenehme Schwätzer, die mit Vorliebe Gaſtereien beſchreiben und mit Gleichgültigkeit über ſo manche feine Schüſſel hinweggehen, dann aber mit leuchtendem Blick am Schluſſe ausrufen: „Ah! aber der Caffee war exquiſit!“

(Ueber acht Tage erzähle ich weiter.)

Reiſe-Lieder.

Es klettern die Matroſen
Die Segel auf und nieder
Und ſingen um die Wette
Die ſchönſten Schifferlieder.

Es ſchwimmen die Delphine
Um's Schiff herum gar munter,
Und lauſchen dem Geſange
Und tauchen wieder unter.

Ich'kroch aus der Kajüte vor,
Es war des Morgens vier,
Da lag Corfu, ſo lang erſehnt,
In weiter Fern' vor mir.

Es quoll ein lauter Freudenruf
Aus meiner Bruſt hervor,
Die Paſſagiere hörten es,
Und ſchnell ward er zum Chor.

So rief ich einſt, wenn Sie ich ſah,
Aus liederfüllter Bruſt;
Doch leider theilten damals auch,
Gar Viele meine Luſt.

Es ſtrömt das Volk zur Bergeshöh'
Hinan in großer Zahl.
Man gibt hier ſeine Stimme ab,
Es iſt Demarchenwahl.

Man prügelt ſich nach Noten auch,
Nachdem man diſputirt. —
Wer hätt' gedacht, daß ſich das Volk
So ſchnell germaniſirt.

Athen. Feldmann.

Vom Caffee.

II.

Franklin kannte nur die Electricität und den Caffee, um unſerm geiſtigen Leben den größten Aufſchwung zu ertheilen, und wie ſelten iſt ein guter Caffee in den großen Häuſern. Man ſervirt ihn mit Luxus, allein welchen Kenner könnte dieſer beſtechen! Man ſitzt da, nachdenkend, faſt ſorgenvoll bewegt, indem man den Caffee erwartet. Man bringt ihn; jetzt ſervirt man ihn. Hier koſtet ihn ein Gelehrter und ſein Geſicht verklärt ſich; eine ſchöne Frau berührt kaum den Mund der Taſſe mit ihren Lippen; ein kleiner Beamter leert die ſeinige und ſieht ernſt dabei aus, als präſidirte er einem geheimen Rathe. Ein berühmter Bibliothekar träumt dabei von ſeinen ſtaubigen Manuſcripten und wüßte, wenn er gefragt würde, nicht zu ſagen, ob er Caffee oder Thee trinke. Nur der wahre Kenner koſtet, riechet, genießt den herrlichen Trank; er verſenkt ſich in ſeine Taſſe.

Unter den Aerzten gab es immer Beſchützer und Gegner des Caffee's. Tiſſot war ihm nicht gnädig, Hahnemann betrachtete ihn ſogar als Gift und ſtreicht ihn ganz aus ſeinen diätetiſchen Vorſchriften. Aerzte, die ſelbſt gern Caffee trinken, ſind nachſichtsvoller. Sie erlauben ihn ihren Kranken, wenn beſondere Umſtände dies nicht unmöglich machen.

Ich glaube, nur der ſchlechte Caffee iſt ſchädlich.

Ein ächter Caffeetrinker ſchlürft ihn in kleinen Zügen und hebt dabei jedes Mal die Augen gen Himmel.

Die berühmteſten und geſchickteſten Aerzte liebten ſtets den Caffee. Dieſer Geſchmack iſt ein natürlicher, und wenn die Aerzte auch vor dem Eſſen nicht ganz derſelben Meinung wären, ſo ſind ſie es doch ſicherlich einige Stunden ſpäter. Vor dem lieblich duftenden Präſentirteller werden ſie unſerer Schwäche verzeihen, ja was ſag' ich: ſie werden in unſern Enthuſiasmus einſtimmen.

Kürzlich ſah ich einen unſerer berühmteſten Aerzte an einer wohlbeſetzten Tafel. Man bringt den Caffee und er leert ſeine Taſſe. Welch' ein Wunder! Er hebt den Kopf, eine liebenswürdige Freundlichkeit leuchtet aus ſeinen Zügen, ganz unerwartet tritt Wohlwollen an die Stelle früherer Schroffheit, er zeigte ſich plötzlich in ſeiner vollſten Genialität, und hätte ſeinen Feind liebevoll an's Herz gedrückt.

Rum in den Caffee zu gießen, iſt barbariſch; es iſt eine monſtruöſe Vermiſchung, die keineswegs zur Verdauung beiträgt. Sie reizt den Magen, greift die Gehirnfibern an und raubt vor Allem dem Caffee ſein Arom, das zu fein iſt, um gegen die Wirkung des heißen Weingeiſtes ſtreiten zu können. Man laſſe dafür einige Tropfen ſubſtanziöſer Milch in die Taſſe träufeln und man wird alsdann ein ſanfteres, gemäßigteres, ja verträglicheres Getränk erhalten, bei deſſen Genuß ſich der Magen leichter dem wichtigſten Lebensprozeſſe widmen kann.

Schließlich komme ich zu dem Morgen-Caffee. Jetzt glaube ich, die Damen für mich zu haben, ſo wie alle Perſonen von zarter Complexion, denen mit einem leichten Nahrungsmittel gedient iſt. Hier aber, iſt die Facultät nicht einig; Einige ſchreiben Milch-Caffee vor, Andere wollen von dem Caffee überhaupt nichts wiſſen. Fühlt man ſich unwohl, leidet man in den Eingeweiden, ſpürt man Säuren in dem Magen, ſo ſoll man ihn überhaupt nicht trinken; wenn man aber geſund iſt und dieſes Frühſtück liebt,

ſich ſogar daran gewöhnt hat, ſo bleibe man dabei, beſonders wenn man Schriftſteller oder Künſtler iſt.

Nun iſt aber noch ein Punkt wohl zu berückſichtigen: gute Milch. Die armen Städter, die nicht wiſſen, wo ſie ſie hernehmen ſollen; je größer die Stadt, je ſchlechter die Milch, könnte man ſagen. Wie ſchändlich iſt die Milchverfälſchung, da ſie auf dem Lande in früher Morgenſtunde vorgenommen wird, wo das Herz ſich allem Guten, nicht aber dem Betruge öffnen ſollte. Der Brunnen des Dorfs hat der Milch eine bläuliche Farbe gegeben; man muß nun trachten, ihr die urſprüngliche Weiße, die kernige Dicke wieder zu verſchaffen. Schnell Stärkemehl herbei, um das Wunder zu bewirken. Dies iſt aber noch nicht genug, die hohen Herrſchaften wollen die Milch gelblich haben, wie ſie ſie auf den Alpenreiſen koſteten und ſie ihnen ſo trefflich ſchmeckte. Auch dem kann abgeholfen werden. Einige Tropfen von dem Safte der Mohrrübe oder gebrannten Zuckers, das iſt das unſchuldige Geheimniß dieſer ländlichen Chemiker. Glück genug für uns, wenn ſie keine andere Mittel anwenden, um zum Zwecke zu gelangen.

Contraſte.

Jetzt iſt die Zeit der Bälle; es iſt der fröhliche Carneval! Wir wollen uns auch mit ihm beſchäftigen. Nirgend zeigen ſich die Contraſte deutlicher als im Carneval und nichts iſt für mich intereſſanter erſchienen, als Contraſte zu beobachten.

Sehen wir einmal hier dieſen Tänzer mit den rothen Händen. Er hat keine Handſchuhe angezogen; er überläßt ſich ganz ſeiner Freude. Wie er die Beine wirft; er ſchwebt faſt nur in der Luft und kommt er zur Erde, ſo fühlen es die Füße ſeiner Nachbarn. Dabei ſpricht er rechts und links, ſtößt überall an und entſchuldigt ſich laut auf eine Weiſe, die mehr den engen Raum und die Zudringlichkeit der Zuſchauer als ſich ſelbſt anklagt.

Dort tanzt ein anderer Jüngling in prätentiöſem Coſtüm mit der ruhigen Würde eines Diplomaten; er geht vielmehr, als daß er tanzt und reicht galant ſeine zarte behandſchuhte Hand ſeiner Dame, die gleich ihm ſich durch ein elegantes Benehmen auszeichnet. Er ſpricht ſehr decent und wenig mit ihr und tritt artig bei Seite, um Jedermann Platz zu machen.

Dieſer tanzt mit einer Pompadour; der Andere mit einer Bäuerin. Das elegante Paar iſt ſchon müde und ſetzt ſich beſcheidentlich in einen Winkel; der Andere mit ſeiner Bäuerin ſtürzt ſich in den Wirbel des Galopps, ſtolpert, fällt, ſpringt wieder auf, ſtößt ſich den Kopf an einen Pfeiler, ohne es einmal zu merken und hört erſt lange, wenn die Muſik ſchweigt, mit Drehen auf. Nach beendigtem Galopp ſetzen ſich beide Paare an die Tafel. Der grobe Tänzer, wie wir ihn nennen wollen, legt ſeinen Arm auf die Stuhllene ſeiner Bäuerin und ſchreit mit rauher donnernder Stimme ſeine Befehle dem Kellner zu.

Der Andere richtet gefällig die Locken ſeiner Tänzerin zurecht und bindet ſehr beſcheiden ihr eine losgegangene Schleife zu.

Der Erſtere verlangt zwei Gläſer ſtarken Punſch.

Der Andere läßt zwei Taſſen Thee bringen und zuckert ſie ſehr. Nachdem er ſie getrunken, ſteigt er in einen Wagen und führt ſeine Dame nach Hauſe.

Der Erſtere zankt mit einem Fiaker um den Preis, droht ihm mit Schlägen und führt endlich ſeine Bäuerin zu Fuße durch den Schnee.

Und will man nun wiſſen, wer die beiden Paare waren?

Das erſtere: ein junger Beamter von guter Familie und ſeine Bäuerin eine der erſten Künſtlerinnen des Stadttheaters.

Das zweite: ein Schneidergeſelle und eine Nähterin.

Solche Contraſte liebt nun einmal der Carneval. Der Ernſt ſucht die Hülle des Scherzes; der Spitzbube die Hülle der Ehrlichkeit; deshalb heißt der Carneval die Zeit der Verſtellungen.

Und wollen meine geſchätzten Leſerinnen hievon die Moral wiſſen, ſo iſt es dieſe: Mancher Sohn aus manchem guten Hauſe wäre ein trefflicher Schneidergeſelle und ſo mancher Schneidergeſelle verdiente der Sohn eines guten Hauſes zu ſeyn.

Moden.

Ich gebe hier ſchnell einen kleinen Nachtrag zu meinem jüngſten Berichte. Die Kleidung einiger Engländerinnen in der großen Oper zu Paris gibt mir die Veranlaſſung dazu. Der Geſchmack, die Haare in langen Locken herabfallend zu tragen, nimmt ſo überhand, daß eben jene Damen ihre Haare breit ſcheitelten, ſie dann mit mächtigen Kämmen zurückhielten und ſie in wallenden Locken rings um den Kopf bis auf die Schultern fallen ließen. Hiezu trugen ſie ein ſehr kurzes Mouſſelinkleid, einen weiten Pantalon mit doppelten Garnirungen, ein Halsgeſchmeide, in deſſen Mitte eine ungeheure Moſaik figurirte, nackte Arme, ſtarke Armbänder, die zum Halsgeſchmeide paßten, eine mit Silber durchwirkte roſenfarbene Echarpe. Man kann denken, welch ein Aufſehen dieſes bizarre Accoutrement erregte. Die Engländerinnen ſchienen jedoch von der Pariſer Malice nichts zu wiſſen, wie man ihren vergnüglichen Mienen wohl anſehen konnte; und ſie nahmen jene ironiſche Neugierde, welche die ſie umgebende Menge erfüllte, wahrſcheinlich für den reinſten Zoll der Bewunderung.

Die allgemeine Luſt, Blumen zu tragen, hat die höhere Geſellſchaft vermocht, dieſe liebliche Mode, wenn gleich nicht gänzlich aufzugeben, doch bedeutend einzuſchränken. Der gute Genre erlaubt nunmehr bloß noch Centifolien, halbgeöffneten Mohn und die ſchönſten Arten von Camelien im Haarputze zu tragen.

Die Bouquetträger werden von den Damen der feinen Welt nicht mehr beliebt. So artig dieſe Mode auch war, ſo ſchadete ihr doch auch das Allgemeinerwerden. Ein breites Band, deſſen beide Enden eine Viertelelle herabhängen, dient dazu, die Bouquets hineinzuſtecken. Die Farbe des Bands wird der Farbe des Kleides anpaſſend gewählt.

André Chénier, deſſen junges Dichterhaupt unter der Guillotine verblutete, hat kurz vor ſeinem Ende eine ſchöne Mitgefangene in folgendem Gedichte verherrlicht. — Wir bewundern zwar an Damen den Heroismus, halten aber Empfindungen, wie ſie die junge Gefangene ausſpricht, für wahrer und jedenfalls für liebenswürdiger.

Die junge Gefangene.

Für junge Aehren nicht die ſcharfen Sicheln blinken
Und ohne Bangen darf Aurorens Gaben trinken
Die Rebe, ſo lang' noch die Beeren färben.
Bin ich nicht ſchön, wie ſie? in gleicher Jugend Prangen?
Iſt auch die itzge Zeit in Sturm und Noth befangen,
Doch will, doch will ich noch nicht ſterben.

Mag Einer trocknen Aug's dem Tod in's Antlitz ſehen:
Ich wein' und hoffe. Bei des Mondes grimmem Wehen
Weiß ich mein Haupt zu ſenken und zu heben.
Gibt's böſe Tage auch, gibt's auch ſo ſüße Zeiten!
Und — welcher Honig macht am End' nicht Uebelkeiten?
Kann ohne Sturm ein Meer es geben?

Von ſüßer Täuſchung laß ich gerne mich berücken,
Der Kerker über mir kann mich nicht niederdrücken,
Mit Hoffnungsflügeln werd' ich durch ihn dringen.
Weiß erſt die Nachtigall dem Netze zu entgehen,
Wird freier, feuriger dann in des Himmels Höhen
Sie ihre hohen Lieder ſingen.

Ich ſollte ſterben ſchon? Ich leg' mich ruhig ſchlafen,
Und ruhig ſteh' ich auf, und mein Gewiſſen ſtrafen
Im Träumen und im Wachen keine Sünden.
Wie ich ſo gut erwacht, zeugt aller Augen Lächeln,
Von allen Stirnen kann ich faſt den Unmuth fächeln
Und Freudenzüge darauf finden.

So fern von ſeinem Ziel iſt noch mein junges Leben!
Und von den Blumen, die den Weg ringsum umgeben,
Hab' ich die erſten kaum mir abgepflücket.
Beim Lebensgaſtmal, das nur eben recht begonnen,
Hab' ich für's volle Glas kaum einmal Zeit gewonnen,
Daß an die Lippen ich's gedrücket.

Im Frühling ſteh' ich noch, ich will die Ernte ſehen,
Ich will, der Sonne gleich, am Jahresſchluſſe gehen
Dahin zurück, von wo ich ausgegangen.
Im vollſten Blüthenglanz und als der Schmuck der Beete
Hab' ich kaum erſt geſehn der Morgenfeuer Röthe,
Ich will nun meinen Tag anfangen.

Tod! Du kannſt warten! Fort! entferne dich und laſſe
Ab von mir! Geh' und tröſt' die Herzen, die die blaſſe
Verzweiflung drückt und aller Uebel Fülle.
Palés hat Lauben noch, in die ich gern mag fliehen,
Die Liebe Küſſe noch, die Muſe Melodien;
Zu ſterben iſt noch nicht mein Wille.

H.

Dictionnaire de physiognomie.

Ein Herr Thors hat unter obigem Titel ein Handbuch herausgegeben, das er den Vorsteherinnen von Pensionsanstalten und Erzieherinnen zunächst gewidmet hat und worauf ich meine Leserinnen aufmerksam mache. Es ist ein ernstes Buch, wenn gleich der Titel fast wie ein Scherz klingt. Wir Alle glauben, und zwar nicht mit Unrecht, eine Stirne, Augen, einen Mund, Lächeln, Mienen zu besitzen, aber Herr Thors übernimmt es erst, uns hierüber gründlich zu belehren und zwar, wie schon oben erwähnt, mit besonderer Rücksicht auf die Damen.

Der Kopf ist ein Bienenkorb, wo eine jede Fähigkeit der Seele ihre Zelle hat. Da kommen sonnenhelle geflügelte Gedanken und legen ihren Honig hinein. Je größer der Umfang des Kopfes ist, desto mehr Intelligenz hat darin Platz. Es ist jedoch zu bemerken, daß der Umfang nicht in's Ungeheure ausarte. Besonders zeigt sich in den Umrissen der Stirne das Genie; ein wahrhaft schöner Kopf muß hienach beurtheilt werden. Allein was man gewöhnlich schön nennt, ist es nicht immer in diesem Sinne. Die berühmte Venus von Medicis zeigt an ihrem Kopfe keine Spur von Geist und der enge Schädel des Apoll von Belvedere hat kaum Platz für die Begriffe eines Negers. Dessen ungeachtet sind dieses die Köpfe zweier schöner Gottheiten und gar Viele würden den monstrudsen Kopf eines Genies, wie Mirabeau, darum geben, könnten sie das liebliche Conterfei des Apollo-Cretin dafür eintauschen.

Die Augen sind die Fenster der Seele; aus ihnen wirft die arme Gefangene aus ihrem Kerker von Fleisch und Bein einen langen Blick auf die Welt und begibt sich zu ihnen hin, wenn sie Luft schöpfen will.

Die Augen sind zwei Schießscharten in jener lebenden Festung, Mensch genannt; aus ihnen werden die Geschosse gerichtet zum Treffen. Daher gewährt ein Mensch, der schläft, stets einen stillen friedlichen Anblick. Er ist wie ein Grab.

Die Augen verrathen auch die Farbe der Seele; die blauen gehören einem träumerischen, melancholischen, religiösen Gemüthe; die schwarzen sind wollüstig, wie die Nacht, die sich in ihnen malt; die grauen sind verrätherisch; braune, in's Gelbliche spielend, zeigen die Kraft und die Großmuth des Löwen an; die seltene seegrüne Farbe in den Augen, die so sehr braunen Augen gefällt, sind treulos wie die Wellen, deren Farbe und Schönheit sie besitzen. Ein alter lateinischer Schriftsteller sagt: Frauen, die solche Augen haben, gleichen dem Meere; sie sind stürmisch; bald schaukelt uns das Meer in seinem Schooße und ein leichter Wind kräuselt seine Wellen, wie ein verliebter Seufzer, aber ein Augenblick und es färbt sich dunkelgrün vor Wuth und Zorn und es erstickt uns in seinen Umarmungen. Eben so sind die Frauen, deren Augen ihm ähnlich sehen.

„Sie lieben sie wohl recht," hör' ich viele Leserinnen hier einwenden," da Sie so viel Böses von ihnen sagen?"

— Es ist möglich; ich kann hier darüber nichts verrathen. Was ich anführte, war einem alten lateinischen Autor entnommen, dem vielleicht irgend eine Römerin mit seegrünen Augen arg mitgespielt haben mochte. Dafür bringt sie der Unmensch nun nach tausend Jahren auf die Nachwelt und verläumdet noch jetzt solche Schönen. Ich kann das nicht billigen. Doch mache ich die Leserinnen darauf aufmerksam, wie gefährlich es sey, einen Schriftsteller aufzubringen.

Der Blick iſt von den Augen ſehr verſchieden, obgleich man Blick und Auge ſtets zu verwechſeln geneigt iſt. Es gibt ſchöne ſchwarze Augen, die weder Feuer noch Licht ausſtrahlen, während viele mittelmäßige Augen bedeutungsvolle Blicke ſenden. Der Blick iſt die Sonne des Kopfes; ſchwimmend auf einen Gegenſtand gerichtet, deutet er einen ſtarken, ernſten und tiefen Gedanken an.

Schließlich erwähne ich noch der Linien, die das Lächeln im Geſichte bildet. Das Lächeln möchte ich den Accent des Geſichts nennen. Wenn ſich der Mund leicht an den Winkeln hebt, ſo iſt der Ausdruck Verachtung; zieht ſich der Mund nach den Ohren in die Breite, ſo iſt das Lächeln bitter, oft grauſam; zieht ſich der Mund hernieder, wie ein Hufeiſen, ſo iſt dieſes ein unedles, obſcönes Lächeln; zieht er ſich hingegen nach den Schläfen, ſo kann es ein geiſtreiches Lächeln genannt werden.

Welche von den ſchönen Leſerinnen die glänzenden Schmetterlinge, von denen ſie umſchwärmt wird, leicht erkennen will, die bringe ſie zum Lächeln (ich glaube nicht, daß dieß ſchwer ſeyn wird), und dann wird ſie leicht im Stande ſeyn, manche Täuſchung ihres Herzens einzuſehen.

Gleichwie alle Tugenden in ſchönen Augen erſcheinen, die von Thränen überfließen, ſo erkennt man alle Laſter an einem Munde, welcher lacht.

Oft ſchon mußte ich bedauernd ausrufen: „Ach, warum lachte doch dieſer Menſch; er war ſo ſchön bis jetzt!“

Ich ſchließe hier meine flüchtigen Bemerkungen und will hiemit das Buch des Herrn Thors beſtens empfohlen haben.

Der Cache-nez.

Alle Tage erfindet man neue Worte, welche die Welt ſehr ſchnell in Circulation ſetzt. Das obige, eigentlich aus zwei Worten zuſammengeſetzte iſt ſchnell bei den Franzoſen populär worden. Mag auch die Academie immerhin nicht dabei Pathe geweſen ſeyn, ſo iſt der Cache-nez vom Oktober bis zum März für rothe Naſen und leicht erfrierende Geſichter unentbehrlich. Zugleich ſchützt er vor Erkältung und Den der Zahnſchmerzen hat. Er iſt eine Stufe über der Cravate, welche doch eigentlich nur dem Luxus oder der Convenienz fröhnt und mehr verſchönt als nützt. Der Cache-nez aber iſt im Gegentheil kein Luxus; er macht häßlich und gibt den Dandys etwas von dem Ausſehen der Beduinen; dabei raubt er ihnen das Lächeln, ja das halbe Geſicht, welches beſonders unangenehm iſt, wenn man keinen übeln Schnurbart hat. Der Cache-nez iſt zu vielen Dingen nützlich. Man entzieht ſich mancherlei Nachforſchungen dadurch. Es iſt nicht möglich, Jemanden zu erkennen, der hinter den Falten eines Cache-nez verborgen iſt.

In gewiſſen Kreiſen macht ſogar der Cache-nez ſeine Eroberungen. Die Rätherinnen ſprechen von dem Herrn mit dem Cache-nez, wie Andere von dem Herrn in gelben Handſchuhen, im Pelzüberrocke oder im Tilbury.

Bei dem Cache-nez fängt der Luxus an und hält gleichen Rang mit den Ueberſchuhen. Ein Mann comme il faut muß bei den Ferſen anfangen und beim Kinne endigen.

Auch Liebesintriguen befördert der Cache-nez, ganz ſo, wie der Schleier der Italienerinnen und die Mantille der Spanierinnen.

Das erſte, was eine Pariſerin ihrem Manne kauft, wenn ſie ernſtlich auf ihre Emancipation denkt, iſt ein Cache-nez, der ihm über die Augen geht und ihm den Mund verſchließt.

Moden.

In dieſer Zeit der luſtigen Soiréen und glänzenden Bälle wird man es uns nicht verdenken, wenn wir öfter auf dieſen wichtigen Artikel zurückkommen.

Eine glänzende Abendtoilette bildet eine Robe von roſafarbenen epinglirtem Sammet, an einer Seite mit einem Strauß-Marabouts und einer ausgefranzten Schleife von glänzender weißer Seide aufgenommen. Drappirtes Leibchen en coeur mit engen Aermeln und einer ähnlichen Schleife. Die Coiffure ſehr in den Nacken geſchoben, an einer Seite mit Marabouts und einer ausgefranzten Schleife. Schmuck von Diamanten und hellrothen Rubinen, Elfenbeinfächer mit Gold und Silber incruſtirt, ſehr kurze Handſchuhe, auf dem einen ein Armband von farbigen Steinen.

Der epinglirte Sammet iſt eine der reizendſten Somptuoſitäten, die man zum Putze wählen kann; in hellen Farben iſt er ſelbſt dem aufgeſchnittenen Sammet vorzuziehen, der ihm nur in dunkleren Nüancen den Rang ſtreitig macht. Eine junge Dame kann nichts Schöneres wählen als roſa, himmelblau, citronen- oder nankingfarb von epinglirtem Sammet.

Man kann ſich keine Idee von der Kürze der Handſchuhe machen, wie ſie jetzt getragen werden. Die Bandbeſätze reichen kaum bis zum Handgelenke. Darüber trägt man an einem Arm ein Bracelet. Die Mitaines trägt man jetzt von geflicktem Taffet; wir führen ſie an, ohne dieſe Mode zu approbiren.

Muſik.

Ein junger Künſtler in Paris, Anton Beſſems, hat ſo eben bei Gambaro ein Album mit ſechs Romanzen herausgegeben, welches J. K. H. der Prinzeſſin Marie gewidmet iſt. Ein Liebeslied von Victor Hugo und eine Chanſon von Beranger zeichnen ſich vorzüglich darin aus. Geiſt und Gemüth ſind in dieſen Compoſitionen vorherrſchend und ich kann unmöglich unterlaſſen, meine verehrten Leſerinnen auf dieſe Erſcheinung aufmerkſam zu machen.

Lieder am Kamin.

Von

Franz Dingelſtedt.

„Mit freundlichem Gruß durch Sturm und Wetter
Ein Dutzend verwehte Frühlingsblätter.“

I.

Sonſt in trauter Dämmerſtunde,
Wenn es draußen fror und ſchneite,
Saß ich ſtill an deiner Seite,
Hand in Hand und Mund an Munde —
O du ſüße Dämmerſtunde!

Heil'ge Ruhe in der Runde,
Worte flogen, Augen glühten,
Funken ſtoben, Küſſe ſprühten
Herz und Herz im ſchönſten Bunde —
O du ſüße Dämmerſtunde!

Jetzt in ſtillen Dämmerſtunden
Sitz' ich am Kamine wieder,
Doch die Funken ſind verſchwunden,
Statt der Küſſe fließen Lieder —
O ihr ſüßen Dämmerſtunden!

II.

Und funkeln nicht in Winternacht
Die Sternlein ſo viel heller?
Und ziehen nicht in Winternacht
Die Wolken viele ſchneller?
Und ſchmelzet nicht die Winterform'
Das ſpröde Eis zu Stücken?
Und bauet nicht der Winterfroſt
Ueber alle Ströme Brücken?

So ſcheint mir auch, von Dir getrennt,
Dein Auge ſo viel heller,
So ſend' ich Dir, von mir entfernt,
Mein Liedchen viele ſchneller;
Die Liebe findet Weg und Steg,
In Thränen thau'n die Schmerzen
Und inniger nur lieben ſich
Getrennt zwo treue Herzen!

Bälle und Moden.

In dieſer Zeit des Carnevals werden die Moden mit beſonderer Vorliebe betrachtet und ich will der Zeit ihr Recht widerfahren laſſen, und was an mir liegt, dazu beitragen, die Kunde von den eleganteſten pariſer Toiletten auf das Angelegentlichſte zu verbreiten.

Einer der glänzendſten Abende war die erſte Vorſtellung von Malek Adel, der neuen italieniſchen Oper von Coſta. Man ſah bei dieſer Gelegenheit eine junge Dame in einer Loge in einer roſafarbenen Robe von velourtirtem Atlas. Ihr ſchöner Kopf blinkte ſtolz unter einem Turban, der aus einer Schärpe von indiſchem Mouſſelin mit Goldfranzen gewickelt war, deſſen eines Ende lange herunter hing. Man hätte die Dame für eine ſchöne Orientalin halten können. Aus ihren großen Augen ſprühten Hafiz und Sadi's Liebesverſe. Indem man ſie anſah, hatte man die Gewißheit, daß der erſte Dichter durch den Blick einer ſchönen Frau begeiſtert ward.

Von den Toiletten der letzten Zirkel bei Frau von Appony kann ich nur ſo viel berichten, daß ſie ſehr glänzend geweſen ſeyn ſollen. Nur machte man ſich über die Tournure des alten ehrwürdigen Marſchall von Dalmatien ein wenig luſtig, der nach dem Ausſpruche der jetzigen feinen Welt ſo ziemlich wie ein Landpfarrer ausſehen ſoll. Die jetzige ſchöne Welt denkt freilich dabei nicht, daß dieſer Landpfarrer einſt große Siege erfochten und noch jetzt die Armeen von Frankreich commandirt.

In dieſen glänzenden Zirkeln, in den Salons mit tauſend Kerzen, zwiſchen dieſen zeltartig drappirten Pforten (denn Alles, was ſonſt Thüre war, iſt jetzt mit reichen Stoffen drappirt), erſcheint die Toilette der Damen im höchſten Luxus. Die Roben von emiſgrünem Sammt mit Aermeln von alternirenden Bouillons aus Sammt und Atlas, die engen Leibchen mit weißem Atlas drappirt und mit Seidenſpitzen eingefaßt, wetteifern mit den Roben von Duguesclin-Atlas mit violettfarbigen gothiſchen Verzierungen auf goldgelbem Grunde. In den Haaren ſieht man Guirlanden von parmeſaniſchen Veilchen, Netze von Diamanten oder andern koſtbaren Steinen, goldgeſtickte Turbane à la juive, kleine polniſche oder ſchwediſche Hütchen mit Aigretten von Blumen und Federn, auch Perlennetze werden getragen. Die Haare glatt anliegend mit einem goldenen Bandeau, Toques von grünem Sammt mit roſafarbenen Federn, die wie die Zweige einer Thränenweide auf den Hals herabfallen, werden nicht bloß von einigen vornehmen Damen beliebt, ſondern ſie ſind in jeder guten Geſellſchaft anzutreffen. Der Hof von Verſailles zu Ludwig XIV. Zeiten hat nicht mehr Pracht geſehen.

Einen ſehr ſchönen Anblick gewährte der Ball, den vor wenigen Tagen die polytechniſche Schule gab. Zehn Schüler derſelben bildeten das Orcheſter. Die Toiletten waren zwar nicht von königlicher Pracht, aber ſie waren durch Eleganz bemerkenswerth. Beſonders zeichneten ſich einige Roben von kleinem epinglirtem Sammt aus, die mit einem hohen Beſatze von Brüſſeler-Spitzen garnirt waren, an denen ein Apfelblüthenzweig eine Agraffe bildete. Eine Robe von ſchwarzem Sammt war unten in Zacken von einer Viertelelle ausgeſchnitten. Darunter ſah man einen Rock von citronengelbem Atlas-

worauf Zacken von Sammt geſetzt waren. Die Aermel waren lang und aufgeſchnitten und ließen die Unterärmel von citronengelbem Atlas erblicken. Der Leib von ſchwarzem Sammt drappirt, auf Bruſt und Schultern mit gelben Schleifen geziert. Faſt alle Tänzerinnen trugen weiße Creppkleider mit platter weißer Seide geſtickt; eine einzige junge und ſehr ſchöne Dame war roſa gekleidet und machte deshalb um ſo größeres Aufſehen, als ſie auch zu den vortrefflichſten Tänzerinnen gehörte.

Dürfte ich nun auch die Damen von den Tolletten der Männer unterhalten, ſo geſchähe es bloß, um von dem Ungeſchmacke zu ſprechen, der in dieſem Augenblicke bei ihnen herrſcht und ſie dringend aufzufordern, ihren ganzen mächtigen Einfluß aufzubieten, damit er bei uns nicht einreiße, und das ſtattliche, wenn gleich etwas trübſelige ſchwarze Accouterement verdränge. Es iſt in Paris um die Toilette der Männer jetzt ſo arg beſtellt, daß, wenn in einem Salon ſich eine Gruppe junger Leute bildet, man ſchwören möchte, es ſey ein ungeheurer Harlekin mit fünfzig Köpfen. Man denke nur: Neulich in einer Soiree bei dem Miniſter Guizot trat der Gelehrte, Herr St. Marc-Girardin, ein, den wir ja auch in Deutſchland genugſam kennen, und trug einen grünen Frack, ein gelbes Gilet, ein himmelblaues Pantalon und ein rothes breites Band im Knopfloche. Einer der Gäſte machte den Witz, als er ihn erblickte: „Ei, ſeht doch, St. Marc iſt als Papagei maskirt.“

Es iſt recht unangenehm, daß in Frankreich kein eigentliches National-Coſtüm aufkommen will. Wäre dieſes der Fall, ſo dürfte man annehmen, daß andere Länder dem Beiſpiel folgten, und zwar nicht das franzöſiſche National-Coſtüm ſclaviſch adoptiren würden, ſondern ein eigenes erfänden. Die St. Simoniſten hatten etwas Aehnliches verſucht, aber die Kleidung iſt natürlich mit der ganzen Secte verſchwunden. Jetzt zeigt ſich eine neue derartige Erſcheinung, die ſogenannten Humanitaires. In jenem großen Schauſpielhauſe, das man Paris nennt, ſcheint ſtets der Extravaganz ein großer Platz eingeräumt zu ſeyn, und es darf mit Recht behauptet werden, daß dieſer nie leer iſt. Caglioſtro, Mesmer, die Philanthropiſten, die St. Simoniſten, die Homöopathen, Einheimiſches und Fremdes, Alles findet Anklang. Jetzt ſind die Humanitaires an der Reihe. Sie haben im Sinne, das menſchliche Geſchlecht glücklich zu machen und ſehen Brüder in allen Menſchen. Der bekannte Klavierſpieler Liszt iſt einer der eifrigſten Anhänger dieſer neuen Secte. Um einen Anfang zu machen, d. h. die Menſchheit zu beglücken, hat er bereits eine Phantaſie für das Fortepiano componirt und nach ſeinem Collegen Thalberg in der muſikaliſchen Zeitung den kritiſchen Bannſtrahl geſchleudert. Das Coſtüm dieſer Secte iſt noch nicht bekannt geworden. Liszt trägt lange herabfallende Haare, die Coiffure eines Chriſtuskopfs. Man ſagt, er wolle ſich nun auch den Hut Napoleons zulegen. Chriſtus und Napoleon, die beiden größten Erſcheinungen im Himmel und auf Erden.

Die kleine Zahl der Anhänger Carls X. hat ſich nun überall dadurch recht herausgeſtellt, daß ſie Trauer um ihn anlegten. Früher glaubte man ſie überall zerſtreut, jetzt aber ſieht man, wie wenig ihrer ſind.

Man erzählt, daß Frau v. K., die man ſcherzweiſe nur la bannière blanche du parti nannte, kürzlich in ſchwarzen Gewändern in einem Salon erſchien und daß eine andere Dame ſie mit betrübter Miene anredete: „Ach, mein Gott, wär es möglich?...“ Aber Frau von K. unterbrach ſie lachend, um ſie zu beruhigen: „O nicht doch, es iſt nicht um meinen Mann, es iſt nur um Carl X.

Hofball in den Tuilerien.

Die ſtrenge Etikette, die neuerdings auf dieſen Bällen eingeführt wurde, hat Veranlaſſung gegeben, daß Vieles hin und her darüber geſprochen wurde. Deſſen ungeachtet drängte ſich die Menge in den Salons, jedoch kann man annehmen, daß ſie in habit non habillé ſich eben ſo gut unterhalten haben würde.

Der König trug die Uniform eines Oberſten der Nationalgarde, der Herzog von Orleans die eines Generallieutenants, der Prinz von Joinville die eines Schifflieutenants, der Herzog von Aumale zum Erſtenmal die Epaulettes eines Unterlieutenants. Um neun Uhr begann der Ball. Der Prinz von Joinville eröffnete ihn mit dem Fräulein von Werther, der Tochter des königl. preußiſchen Geſandten. In dem Marſchallſaale, ſo wie in der Gallerie von Louis Philipp befanden ſich zwei Orcheſter, deren jedes aus fünfzig Muſikern beſtand. Die Quadrille der Prinzeſſinnen war die brillanteſte. Unter den Tänzerinnen in derſelben zeichnete ſich vor Allen Madame Schickler, die Frau des reichen Banquiers aus Berlin, Mlle. de Flahaut, Mlle. Caß, die Tochter des Miniſters der vereinigten Staaten, die Gräfin Lehon, Gemahlin des niederländiſchen Geſandten, Mad. Thiers, die Herzogin von Southerland, die Prinzeſſin de la Tremouille, und andere aus.

Die Spieltiſche waren im Apolloſaal errichtet und ein ungeheures Buffet in dem weißen Saal und dem vormaligen Staatsrathsſaale. Die Zahl der Gäſte war beträchtlich. Alle Herren hatten Uniform oder ein ſogenanntes Costume habillé an. Nur die Deputirten waren in bürgerlichen Kleidern zugelaſſen worden. Vor Allen glänzte ein junger Prinz in ungariſchem Coſtüm, der ſich jedoch in dieſer heißen Atmoſphäre nur mit großer Mühe bewegte. Lord Gordon trug eine ſchottiſche Uniform von ungemeiner Pracht. An der einen Seite hing ein Pulverhorn, welches Jakob II. einem Vorfahren geſchenkt hatte und eine prächtige Agraffe befeſtigte den Plaid auf ſeinen Schultern. Der König ſprach mit Allen und trotz der traurigen noch ſo friſchen Ereigniſſe malte ſich die vollkommenſte Heiterkeit auf ſeinen Zügen.

Um ein Uhr des Morgens erhob ſich die Königin und begab ſich in Begleitung der Prinzeſſin Adelaide und der übrigen Prinzen und Prinzeſſinnen in den Saal des Banketts. Hier war an langen Tiſchen ein prächtiges Souper ſervirt und mehr als ſechshundert Damen nahmen auf einmal daran Theil. Die Herren nahmen die Logen rings um den Saal ein und auf den Tribünen in der Mitte ſpielten abwechſelnd zwei Militairmuſiken. Bewundernswerth war die Artigkeit, womit die Ordonnanz-Offiziere und Adjutanten des Königs die Ordnung aufrecht hielten, welches beſonders während des Zuges der Damen in den Speiſeſaal ſehr ſchwierig war. Das Souper der Damen dauerte von ein Uhr bis vier Uhr. Nach den Damen ſetzten ſich die Herren zu Tiſche und der Dienſt wurde bis an den Morgen ununterbrochen fortgeſetzt. Nach dem Souper der Königin begannen die Tänze wieder, welche bis drei Uhr währten. Es waren zu dieſer Zeit noch über zwölfhundert Perſonen anweſend. Die Königin und die Prinzeſſinnen erhoben ſich und grüßten die Verſammlung, wo dann nach ihrer Entfernung der Tanz aufhörte.

Un an d'amour.

Un an d'amour! un an complet!
N'était-ce pas là votre rêve?
Hélàs! aujourd'hui l'an s'achève
Et s'éteint comme un bien follet.
Le vieux pâtre a vu sa lumière
Dans le lac plonger sans retour,
Nouvel an, voici ma pière:
„Que Dieu nous donne un an d'amour!"

Un an d'amour! c'est le bonheur
Qu'envain appelait Juliette,
Quand sur Roméo le poëte
Elle penchait, la triste fleur!
En vain la lampe allait mourante
Et triste comme un dernier jour,
L'amant répétait à l'amante:
„Que Dieu nous donne un an d'amour!"

Cet an passé, cet an d'amour,
Près de vous a passé si vîte,
Qu'à peine ai-je suivi sa fuite;
Que celui-ci soit aussi court!
Qu'il n'ait point de rose fanée
Et qu'il dure plus qu'un beau jour,
Je répéterai chaque année:
„Que Dieu nous donne un an d'amour!"

Roger de Beauvoir.

Welch ein Unglück, Statue zu ſeyn!

Um die etwas ſeltſame Ueberſchrift bei meinen ſchönen Leſerinnen zu entſchuldigen, darf ich nur gleich zur Sache ſelbſt übergehen. Iſt nicht ſchon der arme Steinblock unglücklich, den man aus ſeiner Umgebung losſprengt, um ihn dann mit Hammer- und Keulenſchlägen zu dem Bilde eines Menſchen, eines Helden oder eines Gottes umzugeſtalten.

Nach glaubwürdigen Zählungen bilden die auf der Welt zerſtreuten Statuen eine ungefähre Bevölkerung von 20,000 Individuen beider Geſchlechter. Ich will mit den älteſten einmal beginnen und ihr klägliches Schickſal nachweiſen.

Zuerſt die Statue des Dagon, von der es in der Bibel heißt: „Sie ſtürzte mit dem Angeſicht gegen die Erde und zerbrach ſich Arm und Bein, als ſie die Bundeslade in den Tempel der Philiſter hereintragen ſah.“

Die Statue Rabs wurde mit Sodom lebendig verbrannt, an demſelben Tage als die gute Frau Loth zur Salzſäule wurde.

Die Statue des Apollo, die man gewöhnlich den Coloß von Rhodus nennt, zerſtörte ein Erdbeben, und vierhundert Kameele ſchleppten die Ueberbleibſel in alle Welt, und ich weiß nicht zu ſagen, wo ſie geblieben.

Der Coloß des Nero, von dem das Colliſäum ſeinen Namen hat, war 120 Fuß hoch, aber dennoch nur ein Zwerg gegen den Rieſen von Rhodus. Es iſt nur noch eine Zehe von ihm vorhanden, auf die ſich gute Freunde ſetzen, um mit einander zu plaudern.

Der berühmte Torſo des Herkules von Phidias hat Kopf, Hals, Bruſt, Arme, Schenkel und Füße verloren; im Uebrigen iſt dieſe Statue ſehr gut erhalten und erregt, wie auch meine Leſerinnen wiſſen werden, die allgemeinſte Bewunderung der Kenner.

Die Statue des Memnon, dieſer angenehme Dilettant von ägyptiſchem Urgranit, pflegte bei Aufgang der Sonne eine Cavatine zu ſingen, und hatte viertauſend Jahre über ſeinen Scheitel dahin ziehen laſſen. Nun aber hat er nothgedrungen die Muſik aufgeben müſſen, denn man brach ihn entzwei, um im Intereſſe der Wiſſenſchaft dem geheimen Mechanismus ſeines Körpers nachzuſpüren. Allein man entdeckte nichts.

Wie viele Bildniſſe von Göttern, Meiſterſtücke der Kunſt, vom mächtigen Jupiter bis zu ganz kleinen unbekannten Gottheiten, ſtolz in Marmorſchöne prangend, ſind zu Staub geworden. Sie haben die Erde mit Sand beſtreut.

Bei der Einnahme von Städten hat man die Statuen der Göttinnen nicht verſchont. Die Bulgaren haben Schändlichkeiten gegen ſie verübt; die Weſtgothen und Oſtgothen haben die ganze ſteinerne Mythologie ſchändlich behandelt. Wer ſich davon überzeugen will, betrachte nur die Venus von Mediciś. Mit welcher Mühe hat ſie nur etwas von ihrer Schönheit für die Nachwelt gerettet. Wer wollte wohl um ſolchen Preis eine Venus von Mediciś ſeyn?

Könnten die Statuen ihre Klagen laut werden laſſen, ſo müßten ſie Marmorherzen erweichen. Die der Zerſtörung entrannen, mußten gezwungen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land wandern. In einem Städtchen Campo Formio wurde einmal ein Friede abgeſchloſſen, der dem Apollo, dem Laokoon, den Ringern, den Diskuswerfern, dem farneſiſchen Herkules den Krieg erklärte. Hierauf wurden alle dieſe Meiſterwerke wie Häringe oder Würſte eingepackt und, wie ein Dichter ſich ausdrücken würde, auf den Siegeswagen gepackt. So mußten ſie die Alpen hinüber meſſen und nach einigen Jahren

wieder herüber. Und wer weiß, ob die armen Meiſterſtücke jetzt noch für die lange Dauer ihres Daſeyns Ruhe haben werden.

Eitle Hoffnung! Wer darf ſich Stabilität verſprechen, wenn ſelbſt die ſchwerſten Dinge auf der Welt, coloſſale Steinbilder, wie leicht beſchwingte Vögel über die Alpen fliegen!

So quälen die Menſchen bereits ſeit länger als viertauſend Jahren die Statuen, obgleich ſie doch manchmal nach ihrem Bilde geſchaffen ſind. Wir ſollten aufhören, zu freveln. Die Geſchichte und die Oper belehren uns, wie gefährlich es iſt, mit dem Marmor Scherz zu treiben. Denken wir nur an die Statuen im Don Juan und in Zampa.

Der ſchwarze Domino.

Ich habe meine ſchönen Leſerinnen ſchon vor längerer Zeit von einem reichen ſehr verliebten Mann, dem Grafen von Caſatisme unterhalten und zugleich verſprochen, Mehres aus ſeinem Leben mitzutheilen. Ich hoffe, von Zeit zu Zeit dieſem Verſprechen nachkommen zu können.

Hier alſo wieder ein Zug von ihm.

Als der Graf von Caſatisme nach Paris kam, von dem er ſo viel hatte erzählen hören, ohne jemals noch dort geweſen zu ſeyn, ſtieg er mit ſeinem Gefolge, ſeinen zwei Hunden, die er in Dänemark gekauft hatte, und ſeiner Caſſette von Perlmutter, worin die Correſpondenz mit Favoritta enthalten war — deren ſich meine ſchöne Leſerinnen noch erinnern werden — in dem prächtigſten Hotel des Platzes Ludwigs des Großen ab. Paris bezauberte ihn; ſeine Extaſe dauerte acht Tage.

Es war gerade Carneval. Die Opernbälle waren ſehr beſucht; die Tänzerinnen nach der Mode fädelten dort Intriguen ein, die gewöhnlich Duelle zur Folge hatten; die jungen Leute von Familie ruinirten ſich erſt in jeder Hinſicht und dann ſtießen ſie ſich noch den Degen durch den Leib, daß es ein Gräuel war. Indeſſen man amuſirte ſich doch; alle Geſichter waren aber bleich von Ausſchweifungen und tollen Genüſſen. Unſer Graf wollte das Alles mitmachen, jedoch nach ſeiner Art. Er hatte dieſe Reiſe ja nur unternommen, um ſeinem vornehmen Stande und ſeinem ungeheuern Reichthum in allen Stücken Ehre zu machen.

Ich habe vergeſſen, meine Damen, zu ſagen, daß Favoritta in Genua zurückgeblieben war, um einen Onkel zu beſuchen, den ſie einſt beerben wollte. Der Graf von Caſatisme hatte indeß ſeine Reiſe fortgeſetzt, um ſie nicht zu compromittiren, wodurch ihre ſchönen Hoffnungen in Rauch aufgegangen ſeyn würden, worunter ein Marmorpalaſt zu zählen war, mindeſtens eben ſo ſchön, als jener der Doria.

Der Graf von Caſatisme trat in den Ballſaal nach der eleganten Sitte damaliger Zeit. Den Mund oder vielmehr die Unterlippe hatte er wie ein Herz gezogen; den Degen trug er wie einen Riegel nach hinten hinausgeſtreckt; der Puderc lag ihm auf den Augen, und ringsum verbreitete er den durchdringenden Geruch der Tuberoſe. So hatte er bald eine herrliche Dame erblickt, die für das Gold ſeiner Stickerei ſehr empfindſam ſchien. Bei der erſten Quadrille ſpielte die Göttin die Stolze. Dies erhöhte jedoch ihre Grazie in der Menuett. Eine Frau, die ſo tanzte, mußte ſchön wie Amaryllis ſeyn. Dies glaubte mindeſtens der Graf.

Er hoffte, sie würde beim Souper die Maske ablegen; allein der reizende schwarze Domino band nur den Bart ihres Loups ab, und das lieblichste Kinn, zart und weiß, verdoppelte die Begierde des Grafen, das Uebrige zu erschauen.

Eine Königin konnte in ihrer Krone keine weißern Perlen tragen, als diese Zähne, die dann und wann bei einem hingeworfenen Wort, bei einem Lächeln ihren Glanz entfalteten. Diese Symptome ausgezeichneter Schönheit machten den Grafen von Casatisme ganz närrisch vor Liebe, und als ein in solchen Dingen erfahrner Mann, wechselte er oft mit den Getränken, um seinem Siege näher zu rücken. Jeder Andere als er würde ein wenig zurückgeschreckt seyn vor dem Appetite, den die Schöne nach einem gewissen Goldfasane trug, der in einer silbernen Schüssel die Tafel zierte. Auch war es auffallend, daß sie mehr Gläser auf den Boden warf, als dazu erforderlich gewesen wären, ein reiches Buffet zu garniren. Es schien dieses der Schönen viel Vergnügen zu gewähren. Der verliebte Graf ließ es indessen nicht an Crystall fehlen.

Beim Dessert brachte die Unbekannte ziemlich ungeschickt ein neues Gelüsten vor. Sie bezeugte einen Appetit, Ananas zu essen. Der Graf war nicht der Mann, der um so Geringes sein Abenteuer aufgeben wollte. Er rief daher nach seinem Bedienten; der Bediente kam nicht.

— Mein Bruder ist hier, jene Maske als Mousquetaire, die dort in der Loge schläft. Er wird gern zu dem Lieferanten des Königs gehen, der, wie ich weiß, von den Früchten jetzt hat. Geben Sie ihm nur Ihre Börse. Er wird bald wieder hier seyn.

Der Bruder wurde aufgeweckt, erhielt Börse und Befehl, und indem die schöne von einem parfumirten Handschuh umfangene Hand ihn zur Eile antrieb, rief die Schwester dem Bruder nach:

— Nimm einen Fiaker, denn es regnet.

Während der Abwesenheit des Bruders machte die Taktik des Grafen bedeutende Fortschritte. Es schien alles nur noch von dem Stückchen Ananas abzuhängen, als der Bruder zurückkehrte. Er hielt den kostbaren Apfel Peru's in der Hand. Der Graf von Casatisme leuchtete vor Freude, aber der arme Bruder war durchnäßt bis auf die Knochen.

— Warum thatest Du nicht, wie ich Dir gesagt habe? fragte die Schwester.

— Ich habe im Gegentheil gethan, wie Du sagtest, erwiederte der Bruder, ich habe die Ananas in den Wagen gelegt, und stellte mich, wie es mir zukam, hinten auf.

Der schwarze Domino biß sich die Lippen.

Der Graf sah nun augenblicklich, mit wem er es zu thun hatte, und ließ seine Prinzessin mit ihrem Herrn Bruder, dem Lakaien, sich bei den Ueberresten der Mahlzeit gütlich thun.

Und so blieb der Graf von Casatisme seiner Favoritta diesmal treu. Ob er immer so siegreich und glücklich aus seinen Händeln hervorging, werde ich in der Folge berichten.

Wichtige Entdeckung für Damen.

Ich wollte schon längst den Damen etwas von dem treuesten Freunde der Menschen, der ja auch zu ihren Lieblingen gehört, mittheilen; allein ich wußte es nicht recht anzufangen. Die Mode der Schooshündchen ist verjährt, Mops und Carlin sind ausgestorbene Racen. Da kommt mir mit einem Male die Industrie-Ausstellung zu Rheims zu Hülfe, und ich kann mit meinen wackern Pinschern mich in dem glänzenden Salon sehen lassen.

So erfahren Sie denn, meine Damen, daß der Hund außer seiner Treue, seiner Gelehrigkeit und seinen scharfen Zähnen, die uns vertheidigen, auch noch eine Eigenschaft besitzt, die im Stande ist, ihn wo möglich in noch höhere Gunst, namentlich bei dem schönen Geschlechte, zu setzen. Er besitzt nämlich ein kostbares Vließ, so wollen wir sein Haar nennen, einen noch unbekannten Schatz, dessen Verarbeitung schon einigermaßen gelungen ist, und vielleicht dem Handel eine gänzliche Umwandlung, so wie den wolltragenden und seidenspinnenden Geschöpfen den Todesstoß beibringen kann.

Der Gegenstand, als industrielle Frage, gehört nicht hieher, und würde den Damen, hier erörtert, gewiß Langeweile machen. Ich will mich also nur bei der Thatsache aufhalten.

„Ein Herr Hannosset hat zur Industrie-Ausstellung in Rheims einige Gewebe von Hundshaaren geliefert, die vollkommen schön Farbe angenommen haben. Es ist unmöglich, über den Werth dieses Versuchs jetzt schon zu entscheiden, doch steht zu vermuthen, daß diese Erfindung große Wichtigkeit erlangen kann. Man spricht davon, nächstens einen sogenannten Tartan-Shawl aus Hundshaaren verfertigt, zu liefern."

Dies liest man in französischen Blättern. Ich bedaure, daß der Redacteur dieses Artikels sich nicht weitläuftiger ausgesprochen hat. Der Gegenstand hätte es verdient, da er nicht nur das menschliche Geschlecht, sondern auch andere Geschlechter interessirt. Da ich nun durch meine Geschäfte verhindert bin, mich nach Rheims zu begeben, um nähere Erkundigung einzuziehen und meine geneigten Leserinnen nicht so lange warten lassen will, bis mir weitere Nachrichten zukommen, so will ich mit Hülfe meiner nicht unbedeutenden kynologischen Kenntnisse einige Voraussetzungen über diesen Gegenstand wagen.

Auf den ersten Blick glaube ich, daß die Wachtelhunde und Pudel für den neuen Industriezweig am meisten in Betracht kommen werden. Die erstern wegen ihres starken glänzenden Haares kommen vielleicht den tibetanischen Ziegen am meisten nahe, die zweiten der Wolle der Schaafe.

Die stockhaarigen Racen, wie der Schäferhund, der Pinscher, die Bulldogge, würden zu einem derbern Gewebe gebraucht werden können, aber sicher nicht unbeachtet bleiben. Sollte der verfertigte Shawl einigen Beifall erlangen, so würde gewiß Niemand zurückbleiben wollen, und die Hundescheerer sehr gesuchte Leute werden.

Die Bereitung dieser wolligen oder seidigen Haare wird wenig abweichende Mittel erforderlich machen, als ähnliches Material von andern Thieren.

Ich kann mich nicht entschließen, diesen Artikel zu schließen, ohne noch eine Bemerkung hinzuzufügen, die sich mehr auf ökonomischen Vortheil bezieht, und daher nicht für alle Leserinnen von gleichem Interesse seyn wird.

Die Hunde werden in Zukunft in Heerden gehalten werden, und für die Gutsbesitzer jener Gegenden eine Quelle des Reichthums werden, die arm an Wiesenfutter sind. Die große Menge dieser Thiere, welche in Folge dieses neuen Industriezweigs werden gehalten werden müssen, heben mithin auch den Handel mit Knochen und andern Gegenständen. Eben so wird dadurch ihr Leder wohlfeil werden, und mithin auch die so beliebten schwedischen oder dänischen Handschuhe.

Welche Vortheile, meine Damen! Ein Shawl aus Hundshaaren ist ein neuer Gegenstand der Toilette, dem die Bizarrerie seines Ursprungs gewiß einen mächtigen Reiz verleihen wird.

Bis jetzt trug man nach dem allgemein angenommenen Ausdrucke einen Tibet oder Caschemir sehr gern, und was waren dieses anders als Ziegen; warum sollten nun unsere Eleganten sich fürchten, jetzt einen Hund auf ihren schönen Schultern zu tragen?

Die Intelligenz der Naſe.

Es iſt längſt erwieſen, daß die Naſe einer der wichtigſten Theile unſeres Körpers iſt. Die ſchönſten Geſichter leiden oft an dem Mangel einer vollkommen mit dem Uebrigen harmonirenden Naſe. Die Naſe kann nicht, wie das Auge, den Zuſtand der Seele ausdrücken, dafür aber prägt ſich in ihr deutlich der Charakter des Menſchen aus.

Von der Naſe des berühmten Apoll von Belvedere hieß es, daß auf ihr Göttervetachtung throne. Und ſo von dieſem erhabenen Beiſpiele herunter zu der muthigen Naſe des Kriegers, der ſtolzen Naſe des Ariſtokraten, der gemeinen Naſe des Wucherers, der ſanften Naſe eines lieben deutſchen Mädchens, der ſchnippiſchen Naſe einer franzöſiſchen Soubrette, welche Stufenleiter von Belegen zu meiner obigen Behauptung!

Ueber die ſchönſte Form der Naſe ſind unſere Meiſter der bildenden Künſte noch nicht einig. Man hielt vor noch nicht langer Zeit das ſogenannte griechiſche Profil, wo die Naſe mit dem Stirnbein keinen Winkel bildet, für das vollkommenſte Ideal der Schönheit. Mir hat es nie gefallen wollen, und wo mir im Leben eine ſolche Geſichtsbildung begegnete, fand ich den Ausdruck von Beſchränktheit des Geiſtes, den ich dahinter zu ſehen glaubte, auch gemeinhin beſtätigt.

Eine Naſe, die faſt Jedermann gefällt, und gewöhnlich den zierlichſten Mädchen angehört, war unbegreiflicher und ungerechter Weiſe längere Zeit im Verruf, nicht ſchön zu ſeyn. Dies iſt die ſogenannte Roxelanennaſe (nez à la Roxelane, nez-retroussé), wahrſcheinlich ſo genannt, von der jungen Schauſpielerin, die einſt in der ſo beliebten Comödie von Favart „die drei Sultaninnen“ die Rolle der Roxelane ſpielte und mit einem ſolchen Mädchen begabt war. Es iſt nun erwieſen, daß dieſe Bildung die eigentlich griechiſche iſt, und in jenem Lande vorzüglich geſchätzt wurde.

Nach dieſer etwas langen Einleitung, die ſogar zu meinem Schrecken — da ich den Artikel für Damen ſchreibe — einen archäologiſchen Beigeſchmack zu bekommen droht, komme ich auf die Rechtfertigung des Titels.

Nicht wahr, meine Damen, Sie begreifen nicht, wie jener hervorſtehende Theil unſers Geſichts, an welchen Sie uns ſo oft mit ihren ſchönen Händen zu führen wiſſen, mit intellektuellen Eigenſchaften begabt ſeyn ſoll? Und doch iſt es ſo.

Die Naſe beſitzt die Fähigkeit zu begreifen; ſie iſt nicht bloß das einfache Organ des Geruchs, ſondern ſie iſt ein Werkzeug, mit geiſtigem Vermögen begabt, welches im Stande iſt, Ideen zu combiniren.

Ich meſſe dieſe Eigenſchaft nicht blos einer einzigen Sorte von Naſen bei. Sie ſeyen groß oder klein, concav oder convex, das thut hierbei nichts zur Sache. Alle Naſen ſind berufen, alle Naſen ſind auserwählt. Die Naſen überhaupt haben ihre Intelligenz, ſowie jede Naſe insbeſondere.

Es gibt Naſen, bekanntlich, die ſich tief herabſenken bis zum Kinn; andere, die in die Höhe ſtehen, wie ein Jagdhorn, Naſen, die dem Schweife eines Pudels nicht unähnlich ſehen, andere, die mit einem Champignon oder einer kleinen Eſſiggurke verglichen werden können, noch andere wieder, durch die man verſucht wird, Mantel oder Hut daran aufzuhängen; ich kannte Jemand, deſſen Naſe ausſah, als wenn ſich ein Schmetterling

auf eine Blume ſetzt und mit den beiden Flügeln einen ſtumpfen Winkel bildet. Alle dieſe Vorzüge und Nachtheile der äußern Bildung der Naſen tragen nichts dazu bei, die Feinheit ihrer Combinationen zu vervollſtändigen oder zu beeinträchtigen. Die Naſe iſt unſer anderes Selbſt; oft weiß ſie mehr als dieſes. Es ſollte den übrigen Körper eigentlich beſchämen, von dieſer kleinen Partikel ſo übertragt zu werden. Und iſt der Menſch nicht wahrlich zu beklagen, wenn er vor ſeiner eigenen Naſe erröthen muß!

Um den Takt meiner Naſe zu erproben, ging ich oftmals um die Eſſenszeit in das erſte beſte Haus. Ich flieg langſam die Treppen hinan, um gewiſſenhaft die Bemerkungen meiner Naſe wahrzunehmen von dem erſten Stockwerke bis zu den Dachſtübchen, und ſo konnte ich mir dann Rechenſchaft von den Eindrücken geben, die mein Geruchsnerv empfing.

Man müßte einen ſtarken Schnupfen haben (und dann wäre das Ideen-Laboratorium der Naſe wahrlich zu entſchuldigen), wenn das Fumet eines Faſans oder Rehzimmers im erſten Stocke uns nicht die Gewißheit gäbe, daß hier in einem atlasüberzogenen Fauteuil, auf weichen Fellen von Chinchilla, irgend ein vornehmer Bankier oder ein podagriſcher General ſeinen gaſtronomiſchen Begierden ein Genüge thue.

Man ſchreite weiter, und mache Halt von wenigen Sekunden vor einer Thüre des zweiten Stockwerks. Dieſer Duft von gebratenen Wachteln oder Lerchen deutet auf den reizbaren Magen eines höheren Beamten, der eine ſitzende Lebensart führt, oder auf die zerrütteten Verdauungswerkzeuge einer Tänzerin oder Sängerin. Hier dieſer Geruch von Salmis iſt der ſchlagende Beweis der Exiſtenz irgend eines äſthetiſirenden Hofraths oder Legationsraths, eine Figur, die bei uns die franzöſiſchen Feuilletoniſten einigermaßen erſetzt, ohne ihren ausgedehnten Wirkungskreis zu haben, und dort die duftenden Atome einer zuſammengeſetzten Küche verrathen uns die Anweſenheit eines Provinzbewohners, der in die Hauptſtadt kam, um an Eiſenbahn-Entrepriſen Antheil zu nehmen.

Wir ſteigen weiter. Hier riechen wir ein Roaſtbeef. Ein Engländer wohnt da, der den Winter bei uns zubringen will. Machen ſich geröſtete Semmelſchnitte, gemiſcht mit dem würzigen Dufte des Spinates bemerkbar, ſo wiſſen wir ſogleich, daß irgend ein ſentimentales Herz, vielleicht eine Dichterin oder ein auf halben Sold geſetzter Lyriker hier ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hat.

Steigen wir noch höher. Der Duft von etwas ſchnell Gebratenem, von harten Eiern, oftmals auch von Maccaroni, deren käſige Decke mit den Zähnen der eiſernen Gabel nur ungern in Berührung kommt, verräth uns, daß hinter dieſen Mauern die Tage irgend eines Künſtlers ruhig dahin fließen, der lange Zeit in Italien gelebt, nunmehr als Lithograph, Kupferſtecher oder Holzſchneider die ſchönen Träume zu verwirklichen ſucht, die ihm einſt vorſchwebten.

Im fünften oder ſechsten Stocke endlich (ich habe hier nur große Städte, wie Paris, Wien oder München vor Augen) macht ſich die gute Hausfrau bemerklich. Da riecht es nach Bratwurſt und Kraut; auch die Näthterin wittert man leicht an den geröſteten Erdäpfelſchnitten oder Kaſtanien heraus. Arakduft und Wachtſtuben-Knaſter verrathen uns gar leicht in dieſem Revier den Studenten.

So haben wir, ohne eine Thüre zu öffnen, bloß dem Geruche folgend, die Bewohner eines weitläufigen Hauſes herausgefunden.

Ich mache beiläufig, um auch das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden einige Herren, die vielleicht das Album der Boudoirs in die Hand nehmen, auf eine neue Art aufmerksam, statistische Entwürfe zu machen. Sie ist eben so untrüglich, als jede andere. Für Katasterbeamte mag dieser Gebrauch der Nase als bedeutsamer Wink gelten.

Die schönen Leserinnen, die blos unterhalten seyn wollen, mögen jedoch huldvollst mir diese Nutzanwendung zum Schlusse verzeihen.

Lieder am Kamin.

Von

Franz Dingelstedt.

III.

Kein Schnee so weiß,
Wie Deine Hand,
Keine Flamme so heiß,
Wie Herzens-Brand,
Kein Funke so licht,
Wie das Auge Dein —
Und ein Winter kann nicht
Bei der Liebe seyn!!

IV.

Ich hatt' ein Röschen werth und lieb,
Weil es in grauen Wintertagen
Und bei des Unmuths herben Klagen
Des Auges Trost und Freude blieb.
Es strebte scheu dem Lichte zu,
Wie aus zerrissenem Gemüthe
Die letzte Liebe still erblühte —
Und das war'st Du!

Das Röschen log mit seinem Duft
Und mit des Kelches zarter Röthe
In meines Winters dunk'le Oede
Des Frühlings frische, warme Luft.
Ich sah dem Röschen träumend zu,
Die Thränen flossen mild hernieder,
Das alte Herz das Liebte wieder —
Und das war'st du!

Da hatt' ich einen bösen Traum,
Die Nacht war kalt und schwer und trübe:
Mir träumte von verlass'ner Liebe,
Und als ich wachte, glaubt' ich's kaum.

Dem Fenſter eilt' ich bebend zu,
In dumpfe Ahnungen verloren, —
Mein Rößchen war des Nachts erfroren.
Und das war'ſt du!

V.

Blumen, die mit kalten Händen
Uns der Froſt an's Fenſter malt,
Die ſich ſchnörkelnd dreh'n und wenden,
Farblos, nur vom Schnee beſtrahlt,
Die in Winternacht entſprießen
Und am Wintertag zerfließen —
Ach! das ſind gemachte Blumen!

Lieder, die in ödem Zimmer
Dichter in ſein Büchlein ſchreibt,
Wenn ihn ſeine Sehnſucht immer
Zur entfernten Liebe treibt,
Die er ſich hat ſingen müſſen,
Ohne ſie zu ſehn, zu küſſen —
Ach! das ſind gemachte Lieder!

Grippe-Impromptu.

Auf die liebenswürdige Taglioni, die bei dieſer Zeit der Grippe ſtets geſund geblieben iſt, hat ein franzöſiſcher Dichter folgendes Impromptu gemacht:

Sur votre front la santé brille;
La Grippe ne vous atteint pas;
L'air, qui la chasse sur nos pas,
A du moins respecté sa fille.

Die Fußsprache.

Ich habe mich bemüht, neulich auf unwiderlegliche Weiſe die Intelligenz der Naſe eines jeden denkenden Geſchöpfes darzuthun. Ich hätte noch hinzufügen können, daß im Munde des Volkes Redensarten leben, die ſchon längſt darauf hindeuten, welche Wichtigkeit der Naſe im Leben beigemeſſen wird. So z. B. ſagt man: er hat eine feine Naſe, er hat eine gute Naſe, er hat ſeine Naſe in die Sache geſteckt u. ſ. w. Alles dieſes will ſo viel wie Takt, Klugheit, Geſchicklichkeit bezeichnen, und wo dieſe Eigenſchaften ſich finden, ſollte da keine Intelligenz ſeyn? Dieß wäre wahrlich eine lächerliche Anomalie. Zwar kann man Intelligenz ohne Umſicht beſitzen; allein um umſichtig zu ſeyn, muß man nothwendig auch intelligent ſeyn. Nach ſolchen Beobachtungen könnte man faſt verleitet werden, die Naſe ganz gegen die Annahme Plato's, der die Gedanken in das Hirn verſetzte, zum Sitze derſelben zu machen.

Der Fuß jedoch macht in einiger Hinſicht der Naſe ihre Vorzüge ſtreitig, welches um ſo wunderbarer iſt, da der Zwiſchenraum hier größer, als zwiſchen der Naſe und dem Hirn. Auch der Fuß hat nämlich ſeine Sprache, ſein Idiom; man könnte ſagen, wenn man nicht befürchten müßte, mißverſtanden zu werden, daß die Zehen ihre Grammatik, die Ferſe ihr Lexikon, das Knie ſeine Proſodie beſitzt. Der Fuß kann förmlich declíniren und conjugiren. Da jedoch die Sprache des Fußes eigentlich nur zu einer Art telegraphiſcher Converſation zwiſchen Liebes- oder Ehe-Leuten gebraucht wird, ſo beſitzt ſie keine Orthographie. Mit einem Worte, der Fuß iſt der Dolmetſcher des Herzens.

Man befindet ſich auf einem Ball; mein Freund tritt höflich vor den Herrn des Hauſes und erſchöpft ſich in Schmeicheleien, welche angenehm die Häßlichkeit und Dummheit deſſelben kitzeln; jetzt ſpricht er aber ſogar von deſſen Geiſt und zugleich berührt ſein Fuß die Spitze meines Schuhes und ich erkenne ſogleich den Grad der Fähigkeiten des Becomplimentirten.

Später ſitzt man bei Tiſche, der Zufall placirte mich einem alten Herrn und ſeiner jungen Frau gegenüber. Des Mannes Geſichtsfarbe und Haare ſind von der Farbe einer gelben Rübe; ich gehöre zufällig zu den Brünetten. Durch einen angenehmen Zufall wird das Geſpräch auf die Farbe der Haare gelenkt. Der Mann lobt die hochblonden und wirft ſeiner Frau vor, daß ſie eine große Vorliebe für die kaſtanienbraunen trage. Die arme Frau ſucht aufs Angelegentlichſte die Vorzüge der brennendrothen Haare herauszuſtreichen und geht ſo weit, ihren offenen Widerwillen gegen die braunen an den Tag zu legen. Ich fühle mich nicht ſehr geſchmeichelt. Da berührt mein Freund mit ſeiner Fußſpitze die meinige und ſogleich habe ich den Schlüſſel zu den Antipathien der ſchönen Frau.

Es handelt ſich um ein heimliches Rendezvous. Das Wichtigſte für mich iſt, die rechte Stunde zu erfahren. Ein Argus will durchaus bei der Zuſammenkunft zugegen ſeyn. Wie iſt er zu entfernen? Vor allen Leuten wird um den Beſuch um ein Uhr gebeten, während unter dem Tiſche mir dreimal auf den Fuß getreten wird. Der dreifache Schmerz, den ich empfinde, taucht mich in ein Meer von Wonnen. Ich habe die Stunde und werde ſie gewiß nicht verfehlen.

Jemanden auf den Fuß treten, iſt jedoch nicht immer eine Sprache für Liebende oder gute Freunde, ſondern es kann auch beleidigen.

Es gibt wenig Männer, die ſich geduldig auf den Fuß treten ließen. Dieſe Einſylbe bedeutet eben ſo gut ein Rendezvous der Ehre; und mehr als einmal ſchon führten junge Hitzköpfe blutige Dramen auf, deren Urſprung oft weiter nichts als eine Zerſtreutheit des Schuhes oder Stiefels geweſen.

Die Fuß-Philologen haben jedoch öfters die Armuth der Knieſcheiben- und Zehen-Sprache empfunden und deßhalb an eine Erweiterung ihres Dictionärs gedacht. Auf dieſe Weiſe ſind die Neologismen des Ellenbogens und Augenblinzelns entſtanden.

Die Fußſprache wird dem Menſchen angeboren; es iſt die eigentliche Mutterſprache, deren ſich Jeder bedienen kann, der das vernünftige Alter erreicht hat.

In der That, wie wunderbar, daß an jener Stelle, wo Merkur ſeine Flügel hatte und die mit einer ſcheinbar ſo harten Haut bedeckt iſt, wir gerade eine Empfänglichkeit beſitzen, um uns in galanten Unterhaltungen auf's Leiſeſte verſtändlich zu machen! Da jedoch, wie Jedermann weiß, die Mauern Ohren haben, warum ſollte das Geſchlecht der Menſchen nicht an der Fußſpitze eine Zunge beſitzen?

Glück im Unglück.

Ich wage zu behaupten, daß gerade der Kummer die reinſten Genüſſe verſchaffe. Notabene, ich nehme an, daß ich dieſes kleine Kapitel nur Glücklichen leſe. Um Kummer zu haben, muß man denken und empfinden; um denken und empfinden zu können, muß man leben, und iſt das Leben nicht ſchon ein Glück zu nennen?

Man pflegt zu ſagen, der Kummer mache alt vor den Jahren. Deſto beſſer für die Jugend; ein etwas altes Ausſehen ſteht jungen Leuten wohl an; es gibt ihnen den Anſchein geſetzten Weſens, legt ihrer Erſcheinung mehr Wichtigkeit bei, kurz gibt ihnen einen originellen Anſtrich.

Man ſagt ferner: der Kummer hindere das Wachsthum, er mache hinkend, buckelig, und was weiß ich Alles noch; dieß ſchreibt man ihm zu, weil er den Kreislauf des Blutes hemmen und die Leber verhärten ſoll. Iſt das ein Vorwurf? Wäre es wohl pittoresk, wenn alle Menſchen von gleichem Wuchſe wären, und die ganze Menſchheit gerade und geſchniegelt einher ginge?

Die Buckligen übrigens gelten für geiſtreiche Leute, und das iſt bei jetziger Zeit auch nicht zu verachten und mindeſtens eben ſo viel werth, als ſeine geraden Glieder zu haben.

Ihr, die ihr den Kummer anklagen wollt, wißt ihr denn wohl, was ihr thut? Wißt ihr, daß es eben der Kummer iſt, der in unſere Geſellſchaft die intereſſanteſten Figuren miſcht? jene Schönheiten mit niedergeſchlagenen Wimpern, alle jene hübſchen bleichen Mädchen, alle jene ſchwermüthig blickenden Jünglinge! Und nun frage ich ganz im Ernſt, meine verehrten Leſerinnen, ſind nicht eben die langen, bleichen, hagern Phantome, die wie unerlöste Schatten in unſern Soireen umherſchweben, die intereſſanteſten Zierden derſelben; gibt es etwas auf der Welt, das unſere Liebe, unſere Zuneigung, unſere Hingebung mehr in Anſpruch nähme, als eine leidende Phyſiognomie?

Auch lieben die Damen — ich wage es hier kühn in Gegenwart der Damen in ihrem Namen auszuſprechen — Jünglinge am meiſten, deren Stirne den Ausdruck des ſtillen Kummers und des Nachdenkens trägt. Dieſer Stempel beweiſt, daß die Liebe in ihrem Kopfe herrſche, und daß ihr Herz dieſem Gotte geopfert hat. Der Kummer ferner macht ſeltſam, launiſch, bizarr, phantaſtiſch, originell, und iſt das nicht wahrhaft romantiſch?

Der Kummer ſoll aber auch argwöhniſch, grämlich, grob, egoiſtiſch, habgierig, manchmal ſelbſt dumm machen; aber iſt es nicht drollig, argwöhniſch, grämlich, grob und dumm zu ſeyn? Man iſt dann doch etwas, und das iſt jedenfalls beſſer, als wenn man nichts iſt, wie man es heut zu Tage ſo oft bei den Leuten antrifft.

Der Kummer, heißt es weiter, raubt den Schlaf und macht unſere Augen ſo roth, wie die eines Eichhörnchens; damit läßt ſich aber gut kokettiren; denn was nicht Jedermann beſitzt, iſt kokett.

Und nun zum Schluſſe noch etwas! Wenn wir von einem alten entfernten Onkel erben, ſo zittern wir wohl anfänglich, daß der Mann nicht wirklich todt ſey, vielleicht wieder erwachen könne, und dieſe Sorge läßt uns nachher das Glück doppelt empfinden, wenn es ſich beſtätigt, daß der Onkel wirklich todt iſt. Sind wir endlich im Beſitz der Erbſchaft, ſo fürchten wir wiederum Diebe; neue Sorgen, neues Glück. Wir kaufen ein Landhaus, wir ſehen es in Gedanken von den Flammen verzehrt: Kummer, Vergnügen. Wir legen unſer Geld in Staatspapieren an, der kleinſte Anſchein eines Krieges erfüllt uns mit Entſetzen: immerwährende Sorge, immerwährende Luſt.

Schließlich bitte ich noch zu bemerken, daß ſelbſt das Evangelium meiner Lehre das Wort ſpricht, denn es heißt darin: „Wer hienieden recht viel leidet, ſoll im Himmel erhöhet werden!“ Alſo nur recht viel geweint, meine verehrten Leſerinnen, um einmal vollkommenen Glückes ſich erfreuen zu können.

Lieder am Kamin.

Von

Franz Dingelstedt.

VI.

Von den Sternen möcht' ich lernen
Die am Winterhimmel steh'n,
Die im Nahen und im Fernen
Friedlich um einander geh'n;
Wie sie kommen, wie sie kreisen,
Nie getrennt und nie vereint,
Wie so ganz in ew'gen Gleisen
Ihre Welt befangen scheint.

Daß ich so Dich lieben lernte,
Friedlich nah und friedlich fern,
Du Geliebte, Du Entfernte,
Meines Lebens schönster Stern!
Stets den Sinn nach Dir gerichtet,
Stets den Blick in Dich versenkt,
Alles Herz von Dir gelichtet,
Aller Lauf durch Dich gelenkt!

Doch kometengleich getrieben,
Rastlos hin und her gejagt,
Braust mein ungeläutert Lieben
Ohne Zügel durch die Nacht;
Bis es irrend gleich dem Blitze
Mir zurück in's Herze fährt
Und sich in der eign'en Hitze
Unbefriedigt selbst verzehrt.

VII.

Am Kamine saßen wir beisammen,
Ich und sie, in kindlicher Genüge,
Und es spielten traulich seine Flammen
Meinem Mädchen um die holden Züge;
Licht und Schatten webten um die Haare
Und umbuhlten kosend ihre Arme,
Liebe Schatten, stille, mondesklare,
Liebe Lichter, stille, sonnenwarme.

Am Kamine sitz' ich heut' alleine,
Wie wir einst vereint gesessen hatten
Und die Flamme webt mit gleichem Scheine
Spielend nur um mich und meinen Schatten.
Fünkchen geh'n und Fünkchen kommen wieder,
Durch die Asche blinken müde Flammen,
Meine Thräne rollt zum Heerde nieder
Und in Nacht bricht alles Licht zusammen.

Neue Moden.

Die Zwischenzeit der Moden in Paris, und folglich überall, ist vom Fastnachtdienstag bis zur Longchamp-Promenade, wo Frühling den Winter ablöst; ich will es versuchen, das Herrschende dieser Flatter-Periode festzustellen.

Negligé.

Peignoir von Sagovia Cachemir, königsblauer Grund mit grünen Sammt-Applicationen und kirschrother Seide. Weite Aermel, am Ellenbogen aufgenommen; Unterärmel von gezogenem Battist. Battistkragen mit Spitzen garnirt. Schwarze Sammt-Pantoffeln. Tullehaube mit Tulle garnirt.

Straßen Toilette.

Ueberrock von bajazirtem Royé, weiß und chokoladefarb mit Blumen. Chokoladefarbene Sammtschleifen. Der Kragen als Fichu mit Points garnirt. Mantelet von demselben Stoffe, mit Sammt besetzt. Hut von weißem epinglirtem Sammt mit einem langen Mandelzweige, der auf der Seite der Schleife herunterfällt.

Halbe Abend-Toilette.

Ueberrock von blau in blau brochirtem Pelin, vorn herunter mit sehr großen Muscheln von blauem Sammt besetzt, die nach dem Gürtel hin kleiner werden. Die Aermel eng, auf der Schulter mit gekraustem Sammt garnirt. Tullehäubchen mit blauen Marabouts.

Geschmückte Abend-Toilette.

Kurzes Kleid von weißem Tulle, der Länge nach mit Reihen von nuancirter Rosa-Chenille gestickt. Der Volant rings herum desgleichen. Darunter ein weißes Atlaskleid. Der Leib en cœur drappirt, auf Brust und Schulter mit Diamanten-Agraffen. Auf dem Kopfe eine Krone von Rosen.

Alle Moden, welche man auf den letzten Bällen der hohen Welt zu sehen bekömmt, werden — so kann man bestimmt voraussehen — im nächsten Jahre von dem übrigen Theile der Gesellschaft adoptirt werden. Das Auffallendste dabei waren die kurzen Röcke oder Tunika, und es ist wahrscheinlich, daß wir diese leichten und graziösen Moden auch im Sommer von klarem Mousselin ausgeführt sehen werden. Schon jetzt wird dieser Schnitt nicht mehr blos zu Ballkleidern verwendet, sondern man sieht auch Kleider von schwerem Stoffe darnach verfertigt, die mit Marabouts, Schwan, Sammt, ja sogar mit Pelz verbrämt sind. Die Abend-Ueberröcke erhalten als Beigabe Alles, was die eigensinnige Laune der Mode nur zu ersinnen vermag; bald sind es mit Sammt eingefaßte Besätze, bald mit Blonden, bald Muscheln von Sammt, Rauschen von Stoff und Schleifen in Form der Kokarden. Gebührende Aufmerksamkeit verdienen jedoch die Halbtoiletten. Die mit den Kleidern ganz gleichen Mäntelets sind nicht allgemein adoptirt worden, und

So erfahren Sie denn, meine Damen, daß der Hund außer seiner Treue, seiner Gelehrigkeit und seinen scharfen Zähnen, die uns vertheidigen, auch noch eine Eigenschaft besitzt, die im Stande ist, ihn wo möglich in noch höhere Gunst, namentlich bei dem schönen Geschlechte, zu setzen. Er besitzt nämlich ein kostbares Vließ, so wollen wir sein Haar nennen, einen noch unbekannten Schatz, dessen Verarbeitung schon einigermaßen gelungen ist, und vielleicht dem Handel eine gänzliche Umwandlung, so wie den wolltragenden und seidenspinnenden Geschöpfen den Todesstoß beibringen kann.

Der Gegenstand, als industrielle Frage, gehört nicht hieher, und würde den Damen, hier erörtert, gewiß Langeweile machen. Ich will mich also nur bei der Thatsache aufhalten.

„Ein Herr Hannoffet hat zur Industrie-Ausstellung in Rheims einige Gewebe von Hundshaaren geliefert, die vollkommen schön Farbe angenommen haben. Es ist unmöglich, über den Werth dieses Versuchs jetzt schon zu entscheiden, doch steht zu vermuthen, daß diese Erfindung große Wichtigkeit erlangen kann. Man spricht davon, nächstens einen sogenannten Tartan-Shawl aus Hundshaaren verfertigt, zu liefern."

Dies liest man in französischen Blättern. Ich bedaure, daß der Redacteur dieses Artikels sich nicht weitläuftiger ausgesprochen hat. Der Gegenstand hätte es verdient, da er nicht nur das menschliche Geschlecht, sondern auch andere Geschlechter interessirt. Da ich nun durch meine Geschäfte verhindert bin, mich nach Rheims zu begeben, um nähere Erkundigung einzuziehen und meine geneigten Leserinnen nicht so lange warten lassen will, bis mir weitere Nachrichten zukommen, so will ich mit Hülfe meiner nicht unbedeutenden kynologischen Kenntnisse einige Voraussetzungen über diesen Gegenstand wagen.

Auf den ersten Blick glaube ich, daß die Wachtelhunde und Pudel für den neuen Industriezweig am meisten in Betracht kommen werden. Die erstern wegen ihres starken glänzenden Haares kommen vielleicht den tibetanischen Ziegen am meisten nahe, die zweiten der Wolle der Schaafe.

Die stockhaarigen Racen, wie der Schäferhund, der Pinscher, die Bulldogge, würden zu einem derbern Gewebe gebraucht werden können, aber sicher nicht unbeachtet bleiben. Sollte der verfertigte Shawl einigen Beifall erlangen, so würde gewiß Niemand zurückbleiben wollen, und die Hundescheerer sehr gesuchte Leute werden.

Die Bereitung dieser wolligen oder seidigen Haare wird wenig abweichende Mittel erforderlich machen, als ähnliches Material von andern Thieren.

Ich kann mich nicht entschließen, diesen Artikel zu schließen, ohne noch eine Bemerkung hinzuzufügen, die sich mehr auf ökonomischen Vortheil bezieht, und daher nicht für alle Leserinnen von gleichem Interesse seyn wird.

Die Hunde werden in Zukunft in Heerden gehalten werden, und für die Gutsbesitzer jener Gegenden eine Quelle des Reichthums werden, die arm an Wiesenfutter sind. Die große Menge dieser Thiere, welche in Folge dieses neuen Industriezweigs werden gehalten werden müssen, heben mithin auch den Handel mit Knochen und andern Gegenständen. Eben so wird dadurch ihr Leder wohlfeil werden, und mithin auch die so beliebten schwedischen oder dänischen Handschuhe.

Welche Vortheile, meine Damen! Ein Shawl aus Hundshaaren ist ein neuer Gegenstand der Toilette, dem die Bizarrerie seines Ursprungs gewiß einen mächtigen Reiz verleihen wird.

Bis jetzt trug man nach dem allgemein angenommenen Ausdrucke einen Tibet oder Caschemir sehr gern, und was waren dieses anders als Ziegen; warum sollten nun unsere Eleganten sich fürchten, jetzt einen Hund auf ihren schönen Schultern zu tragen?

Die Intelligenz der Naſe.

Es iſt längſt erwieſen, daß die Naſe einer der wichtigſten Theile unſeres Körpers iſt. Die ſchönſten Geſichter leiden oft an dem Mangel einer vollkommen mit dem Uebrigen harmonirenden Naſe. Die Naſe kann nicht, wie das Auge, den Zuſtand der Seele ausdrücken, dafür aber prägt ſich in ihr deutlich der Charakter des Menſchen aus.

Von der Naſe des berühmten Apoll von Belvedere hieß es, daß auf ihr Götterverachtung throne. Und ſo von dieſem erhabenen Beiſpiele herunter zu der muthigen Naſe des Kriegers, der ſtolzen Naſe des Ariſtokraten, der gemeinen Naſe des Wucherers, der ſanften Naſe eines lieben deutſchen Mädchens, der ſchnippiſchen Naſe einer franzöſiſchen Soubrette, welche Stufenleiter von Belegen zu meiner obigen Behauptung!

Ueber die ſchönſte Form der Naſe ſind unſere Meiſter der bildenden Künſte noch nicht einig. Man hielt vor noch nicht langer Zeit das ſogenannte griechiſche Profil, wo die Naſe mit dem Stirnbein keinen Winkel bildet, für das vollkommenſte Ideal der Schönheit. Mir hat es nie gefallen wollen, und wo mir im Leben eine ſolche Geſichtsbildung begegnete, fand ich den Ausdruck von Beſchränktheit des Geiſtes, den ich dahinter zu ſehen glaubte, auch gemeinhin beſtätigt.

Eine Naſe, die faſt Jedermann gefällt, und gewöhnlich den zierlichſten Mädchen angehört, war unbegreiflicher und ungerechter Weiſe längere Zeit im Verruf, nicht ſchön zu ſeyn. Dies iſt die ſogenannte Roxelanennaſe (nez à la Roxelane, nez-retroussé), wahrſcheinlich ſo genannt, von der jungen Schauſpielerin, die einſt in der ſo beliebten Comödie von Favart „die drei Sultaninnen“ die Rolle der Roxelane ſpielte und mit einem ſolchen Mädchen begabt war. Es iſt nun erwieſen, daß dieſe Bildung die eigentlich griechiſche iſt, und in jenem Lande vorzüglich geſchätzt wurde.

Nach dieſer etwas langen Einleitung, die ſogar zu meinem Schrecken — da ich den Artikel für Damen ſchreibe — einen archäologiſchen Beigeſchmack zu bekommen droht, komme ich auf die Rechtfertigung des Titels.

Nicht wahr, meine Damen, Sie begreifen nicht, wie jener hervorſtehende Theil unſers Geſichts, an welchen Sie uns ſo oft mit ihren ſchönen Händen zu führen wiſſen, mit intellektuellen Eigenſchaften begabt ſeyn ſoll? Und doch iſt es ſo.

Die Naſe beſitzt die Fähigkeit zu begreifen; ſie iſt nicht bloß das einfache Organ des Geruchs, ſondern ſie iſt ein Werkzeug, mit geiſtigem Vermögen begabt, welches im Stande iſt, Ideen zu combiniren.

Ich meſſe dieſe Eigenſchaft nicht bloß einer einzigen Sorte von Naſen bei. Sie ſeyen groß oder klein, concav oder convex, das thut hierbei nichts zur Sache. Alle Naſen ſind berufen, alle Naſen ſind auserwählt. Die Naſen überhaupt haben ihre Intelligenz, ſowie jede Naſe insbeſondere.

Es gibt Naſen, bekanntlich, die ſich tief herabſenken bis zum Kinn; andere, die in die Höhe ſtehen, wie ein Jagdhorn, Naſen, die dem Schweife eines Pudels nicht unähnlich ſehen, andere, die mit einem Champignon oder einer kleinen Eſſiggurke verglichen werden können, noch andere wieder, durch die man verſucht wird, Mantel oder Hut daran aufzuhängen; ich kannte Jemand, deſſen Naſe aussah, als wenn ſich ein Schmetterling

auf eine Blume ſetzt und mit den beiden Flügeln einen ſtumpfen Winkel bildet. Alle dieſe Vorzüge und Nachtheile der äußern Bildung der Naſen tragen nichts dazu bei, die Feinheit ihrer Combinationen zu vervollſtändigen oder zu beeinträchtigen. Die Naſe iſt unſer anderes Selbſt; oft weiß ſie mehr als dieſes. Es ſollte den übrigen Körper eigentlich beſchämen, von dieſer kleinen Partikel ſo überragt zu werden. Und iſt der Menſch nicht wahrlich zu beklagen, wenn er vor ſeiner eigenen Naſe erröthen muß!

Um den Takt meiner Naſe zu erproben, ging ich oftmals um die Eſſenszeit in das erſte beſte Haus. Ich flieg langſam die Treppen hinan, um gewiſſenhaft die Bemerkungen meiner Naſe wahrzunehmen von dem erſten Stockwerke bis zu den Dachſtübchen, und ſo konnte ich mir dann Rechenſchaft von den Eindrücken geben, die mein Geruchsnerv empfing.

Man müßte einen ſtarken Schnupfen haben (und dann wäre das Ideen-Laboratorium der Naſe wahrlich zu entſchuldigen), wenn das Fumet eines Faſans oder Rebhuhnes im erſten Stocke uns nicht die Gewißheit gäbe, daß hier in einem atlasüberzogenen Fauteuil, auf weichen Fellen von Chinchilla, irgend ein vornehmer Banquier oder ein podagriſcher General ſeinen gaſtronomiſchen Begierden ein Genüge thue.

Man ſchreite weiter, und mache Halt von wenigen Sekunden vor einer Thüre des zweiten Stockwerks. Dieſer Duft von gebratenen Wachteln oder Lerchen deutet auf den reizbaren Magen eines höheren Beamten, der eine ſitzende Lebensart führt, oder auf die zerrütteten Verdauungswerkzeuge einer Tänzerin oder Sängerin. Hier dieſer Geruch von Salmis iſt der ſchlagende Beweis der Exiſtenz irgend eines äſthetiſirenden Hofraths oder Legationsraths, eine Figur, die bei uns die franzöſiſchen Feuilletoniſten einigermaßen erſetzt, ohne ihren ausgedehnten Wirkungskreis zu haben, und dort die duftenden Atome einer zuſammengeſetzten Küche verrathen uns die Anweſenheit eines Provinzbewohners, der in die Hauptſtadt kam, um an Eiſenbahn-Entrepriſen Antheil zu nehmen.

Wir ſteigen weiter. Hier riechen wir ein Roaſtbeef. Ein Engländer wohnt da, der den Winter bei uns zubringen will. Machen ſich geröſtete Semmelſchnitte, gemiſcht mit dem würzigen Dufte des Spinates bemerkbar, ſo wiſſen wir ſogleich, daß irgend ein ſentimentales Herz, vielleicht eine Dichterin oder ein auf halben Sold geſetzter Lyriker hier ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hat.

Steigen wir noch höher. Der Duft von etwas ſchmalz Gebratenem, von harten Eiern, oftmals auch von Maccaroni, deren käſige Decke mit den Zähnen der eiſernen Gabel nur ungern in Berührung kommt, verräth uns, daß hinter dieſen Mauern die Tage irgend eines Künſtlers ruhig dahin fließen, der lange Zeit in Italien gelebt, nunmehr als Lithograph, Kupferſtecher oder Holzſchneider die ſchönen Träume zu verwirklichen ſucht, die ihm einſt vorſchwebten.

Im fünften oder ſechsten Stocke endlich (ich habe hier nur große Städte, wie Paris, Wien oder München vor Augen) macht ſich die gute Hausfrau bemerklich. Da riecht es nach Bratwurſt und Kraut; auch die Näthterin wittert man leicht an den geröſteten Erdäpfelſchnitten oder Kaſtanien heraus. Arakduft und Wachtſtuben-Knaſter verrathen und gar leicht in dieſem Revier den Studenten.

So haben wir, ohne eine Thüre zu öffnen, bloß dem Geruche folgend, die Bewohner eines weitläufigen Hauſes herausgefunden.

Ich mache beiläufig, um auch das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden einige Herren, die vielleicht das Album der Boudoirs in die Hand nehmen, auf eine neue Art aufmerksam, statistische Entwürfe zu machen. Sie ist eben so untrüglich, als jede andere. Für Katasterbeamte mag dieser Gebrauch der Nase als bedeutsamer Wink gelten.

Die schönen Leserinnen, die blos unterhalten seyn wollen, mögen jedoch huldvollst mir diese Nutzanwendung zum Schlusse verzeihen.

Lieder am Kamin.

Von

Franz Dingelstedt.

III.

Kein Schnee so weiß,
Wie Deine Hand,
Keine Flamme so heiß,
Wie Herzens-Brand,
Kein Funke so licht,
Wie das Auge Dein —
Und ein Winter kann nicht
Bei der Liebe seyn!!

IV.

Ich hatt' ein Röschen werth und lieb,
Weil es in grauen Wintertagen
Und bei des Unmuths herben Klagen
Des Auges Trost und Freude blieb.
Es strebte scheu dem Lichte zu,
Wie aus zerrissenem Gemüthe
Die letzte Liebe still erblühte —
Und das war'st Du!

Das Röschen lag mit seinem Duft
Und mit des Kelches zarter Röthe
In meines Winters dunkle Oede
Des Frühlings frische, warme Luft.
Ich sah dem Röschen träumend zu,
Die Thränen flossen mild hernieder,
Das alte Herz das Liebte wieder —
Und das war'st du!

Da hatt' ich einen bösen Traum,
Die Nacht war kalt und schwer und trübe:
Mir träumte von verlass'ner Liebe,
Und als ich wachte, glaubt' ich's kaum.

Dem Fenſter eilt' ich bebend zu,
In dumpfe Ahnungen verloren, —
Mein Röschen war des Nachts erfroren.
Und das war'ſt du!

V.

Blumen, die mit kalten Händen
Uns der Froſt an's Fenſter malt,
Die ſich ſchnörkelnd dreh'n und wenden,
Farblos, nur vom Schnee beſtrahlt,
Die in Winternacht entſprießen
Und am Wintertag zerfließen —
Ach! das ſind gemachte Blumen!

Lieder, die in ödem Zimmer
Dichter in ſein Büchlein ſchreibt,
Wenn ihn ſeine Sehnſucht immer
Zur entfernten Liebe treibt,
Die er ſich hat ſingen müſſen,
Ohne ſie zu ſehn, zu küſſen —
Ach! das ſind gemachte Lieder!

Grippe-Impromptu.

Auf die liebenswürdige Taglioni, die bei dieſer Zeit der Grippe ſtets geſund geblieben iſt, hat ein franzöſiſcher Dichter folgendes Impromptu gemacht:

Sur votre front la santé brille;
La Grippe ne vous atteint pas;
L'air, qui la sème sur nos pas,
A du moins respecté sa fille.

Die Fußsprache.

Ich habe mich bemüht, neulich auf unwiderlegliche Weiſe die Intelligenz der Naſe eines jeden denkenden Geſchöpfes darzuthun. Ich hätte noch hinzufügen können, daß im Munde des Volkes Redensarten leben, die ſchon längſt darauf hindeuten, welche Wichtigkeit der Naſe im Leben beigemeſſen wird. So z. B. ſagt man: er hat eine feine Naſe, er hat eine gute Naſe, er hat ſeine Naſe in die Sache geſteckt u. ſ. w. Alles dieſes will ſo viel wie Takt, Klugheit, Geſchicklichkeit bezeichnen, und wo dieſe Eigenſchaften ſich finden, ſollte da keine Intelligenz ſeyn? Dieß wäre wahrlich eine lächerliche Anomalie. Zwar kann man Intelligenz ohne Umſicht beſitzen; allein um umſichtig zu ſeyn, muß man nothwendig auch intelligenz ſeyn. Nach ſolchen Beobachtungen könnte man faſt verleitet werden, die Naſe ganz gegen die Annahme Plato's, der die Gedanken in das Hirn verſetzte, zum Sitze derſelben zu machen.

Der Fuß jedoch macht in einiger Hinſicht der Naſe ihre Vorzüge ſtreitig, welches um ſo wunderbarer iſt, da der Zwiſchenraum hier größer, als zwiſchen der Naſe und dem Hirn. Auch der Fuß hat nämlich ſeine Sprache, ſein Idiom; man könnte ſagen, wenn man nicht befürchten müßte, misverſtanden zu werden, daß die Zehen ihre Grammatik, die Ferſe ihr Lexikon, das Knie ſeine Proſodie beſitzt. Der Fuß kann förmlich declinirn und conjugiren. Da jedoch die Sprache des Fußes eigentlich nur zu einer Art telegraphiſcher Converſation zwiſchen Liebes- oder Ehe-Leuten gebraucht wird, ſo beſitzt ſie keine Orthographie. Mit einem Worte, der Fuß iſt der Dolmetſcher des Herzens.

Man befindet ſich auf einem Ball; mein Freund tritt höflich vor den Herrn des Hauſes und erſchöpft ſich in Schmeicheleien, welche angenehm die Häßlichkeit und Dummheit deſſelben kitzeln; jetzt ſpricht er aber ſogar von deſſen Geiſt und zugleich berührt ſein Fuß die Spitze meines Schuhes und ich erkenne ſogleich den Grad der Fähigkeiten des Becomplimentirten.

Später ſitzt man bei Tiſche, der Zufall placirte mich einem alten Herrn und ſeiner jungen Frau gegenüber. Des Mannes Geſichtsfarbe und Haare ſind von der Farbe einer gelben Rübe; ich gehöre zufällig zu den Brünetten. Durch einen angenehmen Zufall wird das Geſpräch auf die Farbe der Haare gelenkt. Der Mann lobt die hochblonden und wirft ſeiner Frau vor, daß ſie eine große Vorliebe für die kaſtanienbraunen trage. Die arme Frau ſucht aufs Angelegentlichſte die Vorzüge der brennendrothen Haare herauszuſtreichen und geht ſo weit, ihren offenen Widerwillen gegen die braunen an den Tag zu legen. Ich fühle mich nicht ſehr geſchmeichelt. Da berührt mein Freund mit ſeiner Fußſpitze die meinige und ſogleich habe ich den Schlüſſel zu den Antipathien der ſchönen Frau.

Es handelt ſich um ein heimliches Rendezvous. Das Wichtigſte für mich iſt, die rechte Stunde zu erfahren. Ein Argus will durchaus bei der Zuſammenkunft zugegen ſeyn. Wie iſt er zu entfernen? Vor allen Leuten wird um den Beſuch um ein Uhr gebeten, während unter dem Tiſche mir dreimal auf den Fuß getreten wird. Der dreifache Schmerz, den ich empfinde, taucht mich in ein Meer von Wonnen. Ich habe die Stunde und werde ſie gewiß nicht verfehlen.

Jemanden auf den Fuß treten, iſt jedoch nicht immer eine Sprache für Liebende oder gute Freunde, ſondern es kann auch beleidigen.

Es gibt wenig Männer, die ſich geduldig auf den Fuß treten ließen. Dieſe Einſylbe bedeutet eben ſo gut ein Rendezvous der Ehre; und mehr als einmal ſchon führten junge Hitzköpfe blutige Dramen auf, deren Urſprung oft weiter nichts als eine Zerſtreutheit des Schuhes oder Stiefels geweſen.

Die Fuß-Philologen haben jedoch öfters die Armuth der Kniescheiben- und Zehen-Sprache empfunden und deßhalb an eine Erweiterung ihres Dictionärs gedacht. Auf dieſe Weiſe ſind die Neologismen des Ellenbogens und Augenblinzelns entſtanden.

Die Fußſprache wird dem Menſchen angeboren; es iſt die eigentliche Mutterſprache, deren ſich Jeder bedienen kann, der das vernünftige Alter erreicht hat.

In der That, wie wunderbar, daß an jener Stelle, wo Merkur ſeine Flügel hatte und die mit einer ſcheinbar ſo harten Haut bedeckt iſt, wir gerade eine Empfänglichkeit beſitzen, um uns in galanten Unterhaltungen auf's Leiſeſte verſtändlich zu machen! Da jedoch, wie Jedermann weiß, die Mauern Ohren haben, warum ſollte das Geſchlecht der Menſchen nicht an der Fußſpitze eine Zunge beſitzen?

Glück im Unglück.

Ich wage zu behaupten, daß gerade der Kummer die reinſten Genüſſe verſchaffe. Notabene, ich nehme an, daß ich dieſes kleine Kapitel nur Glücklichen leſe. Um Kummer zu haben, muß man denken und empfinden; um denken und empfinden zu können, muß man leben, und iſt das Leben nicht ſchon ein Glück zu nennen?

Man pflegt zu ſagen, der Kummer mache alt vor den Jahren. Deſto beſſer für die Jugend; ein etwas altes Ausſehen ſteht jungen Leuten wohl an; es gibt ihnen den Anſchein geſetzten Weſens, legt ihrer Erſcheinung mehr Wichtigkeit bei, kurz gibt ihnen einen originellen Anſtrich.

Man ſagt ferner: der Kummer hindere das Wachsthum, er mache hinkend, bucklig, und was weiß ich Alles noch; dieß ſchreibt man ihm zu, weil er den Kreislauf des Blutes hemmen und die Leber verhärten ſoll. Iſt das ein Vorwurf? Wäre es wohl pittoresk, wenn alle Menſchen von gleichem Wuchſe wären, und die ganze Menſchheit gerade und geſchniegelt einher ginge?

Die Buckligen übrigens gelten für geiſtreiche Leute, und das iſt bei jetziger Zeit auch nicht zu verachten und mindeſtens eben ſo viel werth, als ſeine geraden Glieder zu haben.

Ihr, die ihr den Kummer anklagen wollt, wißt ihr denn wohl, was ihr thut? Wißt ihr, daß es eben der Kummer iſt, der in unſere Geſellſchaft die intereſſanteſten Figuren miſcht? jene Schönheiten mit niedergeſchlagenen Wimpern, alle jene hübſchen bleichen Mädchen, alle jene ſchwermüthig blickenden Jünglinge! Und nun frage ich ganz im Ernſt, meine verehrten Leſerinnen, ſind nicht eben die langen, bleichen, hagern Phantome, die wie unerlöste Schatten in unſern Soiréen umherſchweben, die intereſſanteſten Zierden derſelben; gibt es etwas auf der Welt, das unſere Liebe, unſere Zuneigung, unſere Hingebung mehr in Anſpruch nähme, als eine leidende Phyſiognomie?

Auch lieben die Damen — ich wage es hier kühn in Gegenwart der Damen im ihrem Namen auszuſprechen — Jünglinge am meiſten, deren Stirne den Ausdruck des ſtillen Kummers und des Nachdenkens trägt. Dieſer Stempel beweiſt, daß die Liebe im ihrem Kopfe herrſche, und daß ihr Herz dieſem Gotte geopfert hat. Der Kummer ferner macht ſeltſam, launiſch, bizarr, phantaſtiſch, originell, und iſt das nicht wahrhaft romantiſch?

Der Kummer ſoll aber auch argwöhniſch, grämlich, grob, egoiſtiſch, habgierig, manchmal ſelbſt dumm machen; aber iſt es nicht drollig, argwöhniſch, grämlich, grob und dumm zu ſeyn? Man iſt dann doch etwas, und das iſt jedenfalls beſſer, als wenn man nichts iſt, wie man es heut zu Tage ſo oft bei den Leuten antrifft.

Der Kummer, heißt es weiter, raubt den Schlaf und macht unſere Augen ſo roth, wie die eines Eichhörnchens; damit läßt ſich aber gut kokettiren; denn was nicht Jedermann beſitzt, iſt kokett.

Und nun zum Schluſſe noch etwas! Wenn wir von einem alten entfernten Onkel erben, ſo zittern wir wohl anfänglich, daß der Mann nicht wirklich todt ſey, vielleicht wieder erwachen könne, und dieſe Sorge läßt uns nachher das Glück doppelt empfinden, wenn es ſich beſtätigt, daß der Onkel wirklich todt iſt. Sind wir endlich im Beſitz der Erbſchaft, ſo fürchten wir wiederum Diebe; neue Sorgen, neues Glück. Wir kaufen ein Landhaus, wir ſehen es in Gedanken von den Flammen verzehrt: Kummer, Vergnügen. Wir legen unſer Geld in Staatspapieren an, der kleinſte Anſchein eines Krieges erfüllt uns mit Entſetzen: immerwährende Sorge, immerwährende Luſt.

Schließlich bitte ich noch zu bemerken, daß ſelbſt das Evangelium meiner Lehre das Wort ſpricht, denn es heißt darin: „Wer hienieden recht viel leidet, ſoll im Himmel erhöhet werden!“ Alſo nur recht viel geweint, meine verehrten Leſerinnen, um einmal vollkommenen Glückes ſich erfreuen zu können.

Lieder am Kamin.

Von

Franz Dingelstedt.

VI.

Von den Sternen möcht' ich lernen
Die am Winterhimmel steh'n,
Die im Nahen und im Fernen
Friedlich um einander geh'n;
Wie sie kommen, wie sie kreisen,
Nie getrennt und nie vereint,
Wie so ganz in ew'gen Gleisen
Ihre Welt befangen scheint.

Daß ich so Dich lieben lernte,
Friedlich nah und friedlich fern,
Du Geliebte, Du Entfernte,
Meines Lebens schönster Stern!
Stets den Sinn nach Dir gerichtet,
Stets den Blick in Dich versenkt,
Alles Herz von Dir geslichtet,
Aller Lauf durch Dich gelenkt!

Doch kometengleich getrieben,
Rastlos hin und her gejagt,
Braust mein ungeläutert Lieben
Ohne Zügel durch die Nacht;
Bis es irrend gleich dem Blitze
Mir zurück in's Herze fährt
Und sich in der eign'en Hitze
Unbefriedigt selbst verzehrt.

VII.

Am Kamine saßen wir beisammen,
Ich und sie, in kindlicher Genüge,
Und es spielten traulich seine Flammen
Meinem Mädchen um die holden Züge;
Licht und Schatten webten um die Haare
Und umbuhlten kosend ihre Arme,
Liebe Schatten, stille, mondesklare,
Liebe Lichter, stille, sonnenwarme.

Am Kamine sitz' ich heut' alleine,
Wie wir einst vereint gesessen hatten
Und die Flamme webt mit gleichem Scheine
Spielend nur um mich und meinen Schatten.
Fünkchen geh'n und Fünkchen kommen wieder,
Durch die Asche blinken müde Flammen,
Meine Thräne rollt zum Heerde nieder
Und in Nacht bricht alles Licht zusammen.

Neue Moden.

Die Zwischenzeit der Moden in Paris, und folglich überall, ist vom Fastnachtdienstag bis zur Longchamp-Promenade, wo Frühling den Winter ablöst; ich will es versuchen, das Herrschende dieser Plaster-Periode festzustellen.

Negligé.

Peignoir von Sagovia Cachemir, königsblauer Grund mit grünen Sammt-Applicationen und türkischrother Seide. Weite Aermel, am Ellenbogen aufgenommen; Unterärmel von gezogenem Battist. Battistkragen mit Spitzen garnirt. Schwarze Sammt-Pantoffeln. Tullhaube mit Tulle garnirt.

Straßen Toilette.

Ueberrock von baijadirtem Reps, weiß und chokoladefarb mit Blumen. Chokoladefarbene Sammtschleifen. Der Kragen als Fichu mit Points garnirt. Manchette von demselben Stoffe, mit Sammt besetzt. Hut von weißem espinglirtem Sammt mit einem langen Mandelgwatze, der auf der Seite der Schleife herunterfällt.

Halbe Abend-Toilette.

Ueberrock von blau in blau brochirtem Pekin, vorn herunter mit sehr großen Muscheln von blauem Sammt besetzt, die nach dem Gürtel hin kleiner werden. Die Aermel eng, auf der Schulter mit gekraustem Sammt garnirt. Tullehäubchen mit blauen Marabouts.

Geschmückte Abend-Toilette.

Kurzes Kleid von weißem Tulle, der Länge nach mit Reihen von nuancirter Rosa-Chenille gestickt. Der Volant rings herum desgleichen. Darunter ein weißes Atlaskleid. Der Leib en cœur drappirt, auf Brust und Schulter mit Diamanten-Agraffen. Auf dem Kopfe eine Krone von Rosen.

Alle Moden, welche man auf den letzten Bällen der hohen Welt zu sehen bekommt, werden — so kann man bestimmt voraussehen — im nächsten Jahre von dem übrigen Theile der Gesellschaft adoptirt werden. Das Auffallendste dabei waren die kurzen Röcke oder Tuniken, und es ist wahrscheinlich, daß wir diese leichten und graziösen Moden auch im Sommer von klarem Mousselin ausgeführt sehen werden. Schon jetzt wird dieser Schnitt nicht mehr bloß zu Ballkleidern verwendet, sondern man sieht auch Kleider von schwerem Stoffe darnach verfertigt, die mit Marabouts, Schwan, Sammt, ja sogar mit Pelz verbrämt sind. Die Abend-Ueberröcke erhalten als Beigabe Alles, was die eigensinnige Laune der Mode nur zu ersinnen vermag; bald sind es mit Sammt eingefaßte Besätze, bald mit Blenden, bald Muscheln von Sammt, Bauschen von Stoff und Schleifen in Form der Kokarden. Größere Aufmerksamkeit verdienen jedoch die Halbcolletten. Die mit den Kleidern ganz gleichen Mantelets sind nicht allgemein adoptirt worden, und

zwar des Preiſes wegen. Nur ſehr elegante Damen ſehen es auf zwei Ellen Stoff zu zehn bis zwölf Franken nicht an, und laſſen dann auch noch überdieß den Mantelet mit Spitzen oder Petz beſetzen. Auch ſind die Randſäume von Sammt, ſo einfach ſie auch ausſehen mögen, ein wenig koſtſpielig. Man darf hoffen, ſie auch für die Sommer-Mantelets beibehalten zu ſehen. Das reine Schwarz des Sammtes ſteht auf dem matt-glänzenden Schwarz des Seidenſtoffes beſonders gut.

Die Häubchen ſind nicht mehr ſo einfach wie früher. In dieſem Augenblick müht man ſich mit neuen Ideen ab, und man ſteigt wieder einmal bis zu dem welthiſtoriſchen Häubchen der Maria Stuart hinauf. Sammt und Diamanten werden nicht verſchmäht. Zu ſchwarzem Sammt nimmt man Federn, Roſen, Perlen. Dieſe Häubchen, deren Form auch bei uns bekannt iſt, ſchließen das Geſicht ein, und werden, wenn es ſeyn kann, mit Perlen oder Diamanten eingefaßt. Man ſieht lange Federn oder Sträuße von Marabouts ſich auf der einen Seite herabſenken; manchmal decken Sammtſchleifen oder kleine Roſenzweige die Schläfe. Auf dem letzten Ball des engliſchen Geſandten in Paris wurde ein kleiner niedriger Hut von blauem Sammte bemerkt, deſſen Scheibe rings herum gleich und leicht in die Höhe genommen war; eine große Kokardenſchleife war links unter der Scheibe angebracht und berührte faſt mit ihren Enden die Schulter; eine hohe weiße Feder zierte den Kopf. Dieſer Hut ſaß ganz auf einer Seite, und man konnte die Friſur deutlich darunter ſehen.

Der Epheu iſt von allen Pflanzen die beliebteſte. Man bringt ihn gern auf kurzen Kleidern an, da er ſie nicht ſteif und abſtehend macht, welches man heut zu Tage nicht liebt. Blumen und Federn gemiſcht, werden als Kopfputz zu Bällen beliebt; nichts iſt zarter, als die Vereinigung von Roſen und Marabouts. Blumen von Edelſteinen oder Inſecten von Filigran an langen Zitternadeln, ſteckt man gleichfalls mit Vorliebe in die Haare. Bald werden ſie zu Sammt-Coiffüren, bald zu Blumen angewendet.

Das Johanniswürmchen.

Lieben Sie die Novellen, meine Damen, ſo greifen Sie getroſt nach einer hübſchen Sammlung, die ſo eben in Paris erſchienen iſt, und ähnlich dem Inſect, deſſen Namen ſie trägt, ſich entzündet und verliſcht, ein lebendes Geſtirn unſerer Hecken und Gebüſche.

Drei junge franzöſiſche Dichter haben die Sammlung ausgeſtattet. Ihre Arbeiten zeugen von Talent, und oft wird auch ihr Styl, ſelbſt bei feinen, verwöhnten Kennerinnen, Beifall erlangen.

La Luciole (das Johanniswürmchen) iſt jedenfalls ein angenehmes Buch, und ſeine kurzen Erzählungen ſind bei dieſer Zeit der Grippe und Influenza recht dazu gemacht, die Leſer nicht zu inkommodiren, da man zwiſchen der Einen und der Andern bequem Zeit hat, zu nießen.

Wer kennte nicht die Johanniswürmchen? Wer kennte nicht die Luſt, ihnen zu folgen in ihrem Fluge, wenn ſie ſich plötzlich in Sommernächten an den Seiten der Straße entzünden, und das grüne Laub, durch welches ſie fliegen, momentan mit ihrem

Zauberlichte erhellen? Mit dem Tage verſchwindet ihr Schein. So iſt es auch mit dieſem Buche. Im Schatten am Kamin, im ſtillen Familienkreiſe, leuchten dieſe kleinen Geſchichten; wollte man ſie aber an das helle Licht der Kritik ziehen, ſo erliſcht ihr blaues Flämmchen und ſtirbt. Man würde Unrecht thun, den Verfaſſern einen Vorwurf hieraus machen zu wollen; ſie haben ihre Aufgabe wohl verſtanden.

Kennen Sie wohl die Geſchichte der kleinen Glühkäfer, meine Damen? Die Käferin bleibt am Boden auf den Blättern und leuchtet dort, während ihr Gatte, der Käfer, in der Jahreszeit der Liebe und des Genuſſes ſeine glänzend-durchſichtigen Flügel entfaltet und leichtſinnig von Blume zu Blume ſchwebt, und hat er dann ſeinen Raub von Blumenſäften, Lichtſtrahlen und Goldſtaub zuſammengebracht, ſo ſenkt er ſich zu ſeiner Gefährtin, die er an ihrem Scheine tief unten im Graſe erkennt. So iſt nun dieſer opalartige Schein, den das Inſect verbreitet, ein Leitſtern der Liebe; dieſer Schimmer wird zur Sprache; er ruft dem Männchen zu: „Kehre zu mir zurück, mein Geliebter! Laſſe dich zu mir hernieder, o mein König! Bleibe bei mir, oder nimm mich mit auf deinen Flügeln!“

Auch Sie, meine Damen machen es ſo mit uns; Ihr Lächeln, Ihre ſanften Blicke, die uns entzünden, ſprechen zu unſern Herzen: o kommt! — Aber denken Sie auch daran, daß das Johanniswürmchen den auf dieſe Weiſe angezogenen Glühkäfer niemals durch Lauuen wieder fortgehen heißt.

Dieß bei Seite. Leſen Sie immerhin das Buch!

Liebe im Winter.

Im Winter ſich zu lieben,
Wie man's im Herbſt getrieben,
Es iſt nicht minder ſchön.
Man läßt die Winde draußen
Durch dürre Blätter ſauſen,
Im Nebel liegen Thal und Höh'n.

Die hellen Glöckchen klingen,
Und wie auf raſchen Schwingen
Trägt uns der Schlitten fort.
Der Nebel theilt und ſchließt ſich,
Und unbelauſcht ergießt ſich
Das Herz zum trauten Liebeswort.

Man kommt in's warme Stübchen.
Das warme Lippengrübchen,
Da küßt sich's doppelt warm.
Zum Feuer rasch die Hände!
Sie finden sich am Ende;
Und doppelt glüht man Arm in Arm.

Die Vögel draußen schweigen.
Nun stimmt man flugs die Geigen,
Rückt Tisch und Schrank hinaus.
Man fliegt hinauf, hinunter, —
Vor'm Aug' wird's bunt und bunter, —
Und ruhet Herz an Herzen aus.

Den Flügel aufgeschlagen!
Und Liebchens Töne tragen
Mich in den Himmel gleich.
Nicht in den kalten, fernen,
Mit seinen tausend Sternen, —
Zwei Sterne sind mein Himmelreich.

Und legt sie nun sich nieder,
Sagt sie: Komm morgen wieder!
Und küßt mich erst noch eins.
Der Frost thut Andern wehe,
Indeß ich selig gehe
In Gluthen, wie voll neuen Wein's.

Nun trotz ich erst dem Winde,
Schau', träumend von dem Kinde,
Noch lange sternenwärts;
Und lerne, daß der Himmel
Mit allem Lichtgewimmel
Zu eng ist für ein liebend Herz.

Und komm' ich spät nach Hause,
Da wird des Wind's Gebrause
Zum lieblichsten Getön,
Zu Liedern, warmen, süßen,
Die Schlafende zu grüßen. —
Ja, Lieb' ist auch im Winter schön!

E. Reinhold.

Fashionable Geſellſchaften.

In großen Städten, wie Paris und London, berühren die Carneval-Freuden nicht eigentlich die höhere Geſellſchaft, die dabei ſelten mehr als den Zuſchauer macht; daher ſie denn auch ſehr bald vergeſſen werden. Anders iſt es mit der Faſtenzeit beſtellt. Während ſich in dieſer das Volk von ſeinen turbulenten Vergnügungen erholt, erwacht die feine Welt, und eine Reihe der glänzendſten Feſte entſpinnt ſich.

In dieſem Jahre ſcheinen die Faſten in Paris zu den glänzendſten ſeit lange zu gehören. Vor Allen iſt es das Hotel der engliſchen Geſandtſchaft, das eine ſtrahlende Geſellſchaft in ſeinen zauberiſch-prächtigen Gemächern empfängt. Hier begegnen ſich Schönheiten, deren beide Welttheile ſich rühmen; dort erſcheinen in prismatiſchem Glanze der Zauberei jene Frauen, deren Eleganz und vollendete Courtoiſie die Weſen in's Gedächtniß zurückrufen, womit Arioſt und Taſſo ihre phantaſtiſchen Gemälde bevölkerten.

Was auch ein plumper Sinn hierüber vorbringen mag, beſondere Naturgaben, vom Himmel bevorzugte Claſſen der Geſellſchaft, eine Herrſchaft des Edeln und Schönen iſt einmal in der Geſellſchaft nicht wegzuläugnen. Die Göttinnen dieſes Winters ſind vor Allen in Paris Madame de Loyne, die ſchöne Mad. Schickler, Mad. Nava mit dem rabenſchwarzen Haare, Mad. Cliſton, die ſylphenartige Geſtalt, Mad. de Sommariva, die reizende Zauberin, und die Frau Fürſtin von Wrede, deren Eleganz eine allgemeine Huldigung empfängt. Wer aber wollte alle jene Reizenden hier aufzählen; unſer kleines Album hat leider nicht Raum genug, um alle die edeln Namen aufzunehmen.

Die Soiree der engliſchen Geſandtſchaft, die man mit Recht eine europäiſche nennen kann, hat ſelbſt die Erwartungen der reichſten Imaginationen erfüllt.

Ein Einziges gelte für alles Uebrige: das Souper wurde im Treibhauſe ſervirt; und ſo ſpeiſte man unter einem Dome von Blumen, umgeben von zauberiſchen Düften. Viele Tauſende von Wachskerzen erhellten dieſes wahrhaft orientaliſche Feſt; Alles glänzte von Gold und Edelſteinen.

Der Ball des Präſidenten der Deputirtenkammer war zahlreich belebt und glänzend. Die Herzöge von Orleans und von Nemours waren zugegen. Bei ihrem Eintritt ſpielte das Orcheſter die Pariſienne. Dieſes faſt vergeſſene Nationallied ſchien auf die Prinzen einen angenehmen Eindruck zu machen. Deſſen ungeachtet wollten es Einige unſchicklich finden und murrten laut darüber. Die alten Lieder des Vert-galand und der Belle-Gabrielle wären wahrlich weder moraliſcher noch patriotiſcher geweſen.

Der Herzog von Nemours tanzte viel, und es war galant, daß er mit der ſchönen Mad. Lehon von der Chauſſée d'Antin, ſo wie mit der eleganten Mad. de la Chataigneraie vom Fauxbourg St. Germain tanzte.

Beſonders artig finden es die Pariſer von den Amerikanern, daß ſie einen Theil von der ihnen gezahlten Indemnität in Paris unter die Leute bringen. Es ſind ein paar Tage, daß in einem alten Hotel des Marais in Gemächern, wo vielleicht Mad. de Sevigné und Chapelain über Amerika meditirten, ein amerikaniſcher Ball gegeben wurde. Zur Zeit der Sevigné liebte man es nämlich ſehr, die Amerikaner zu verſpotten, und lachte ſelbſt über den Brodbaum, deſſen Exiſtenz man ſogar in Zweifel zog. Wie haben ſich ſeitdem die Zeiten geändert! Wir glauben nicht nur an den Brodbaum, ſondern auch an die ſanften melancholiſchen Augen der Creolinnen, an ihren langen Schwanenhals. Die Creolinnen

der nordamerikaniſchen Freiſtaaten vereinigen in ſich die Schönheiten aller Länder und Erdſtriche. Es wandeln jetzt eine Menge dieſer verführeriſchen Töchter des Miſſiſippi in Paris umher, und ſie ſcheinen neben der Grazie, der Ueppigkeit und dem Geiſte auch noch einen ganz eigenthümlichen Duft ihrer Urwälder an ſich zu tragen.

Der Ball der jungen Amerikaner, von dem ich hier erzähle, war ausgezeichnet. Es war intereſſant, dieſe ganze moderne Civiliſation in den alten Sälen des alten Hotels des Marais ſich bewegen zu ſehen, zwiſchen kleinen Amoretten und Medaillons von Vanloo und Boucher. Das Volk, deſſen Füße im Golf von Mexiko baden und deſſen Haupt ſich mit dem Eiſe des Hudſon krönt, zwiſchen dieſer abgetragenen Pracht, dieſer überfeinerten Zierlichkeit, dieſer verjährten Galanterie, die das alternde Europa wieder hervorſucht, um ſich daran zu erfriſchen.

Die Louiſianerinnen beſonders zeichneten ſich durch ihr mildes und zuvorkommendes Naturell, durch eine Zurückhaltung im Ausdruck des Schönen aus.

Neu-Orleans ließ ſich bei dieſem Ball von vier pikanten Nymphen des Meſchacebe repräſentiren. Die Töchter des Geſandten der vereinigten Staaten, welche ſchon bei dem Hofball in den Tuilerien großes Aufſehen erregt hatten, fehlten auch bei dieſem Feſte nicht. Auch ſah man dort eine große Anzahl von Notabilitäten aller Art, Künſtler, Deputirte u. ſ. w. die Herren Georges Lafayette, Orfila, den Kriegsminiſter und viele Engländer, welche alle durch ihre ernſte und zum Theil politiſche Haltung zur Tanzluſt der Creolen den intereſſanteſten Contraſt bildeten.

Um acht Uhr Morgens verließ dieſe ganze exotiſche Welt den paſſionirten Ball, nachdem ſie eine ganze Nacht hindurch deutſch gewalzt hatte. Bei hellem Tage begab ſie ſich in Citadinen nach Hauſe, ganz ſo, wie ſich die ſchönen Damen des achtzehnten Jahrhunderts aus dem Marais in Tragſeſſeln nach Hauſe bringen ließen. Die Kerzen wurden ausgelöſcht, Blumen und Decorirungen abgenommen, und das ſonſt ſo ruhige Viertel des Marais konnte von dem ungewohnten Lärm ausruhen, und der alte Weltheil führte in ſeinen Kutſchen den jungen — beide müde zum Umſinken — gaſtfreundlich in's Bett.

Die Damen im Caffeehaus.

Die Damen ſind mehr oder minder ſtets den Gegenſtänden unterworfen, die ſie umgeben, z. B. ihren Toiletten, ihrem Salon, ihren Freunden und Freundinnen u. ſ. w. Unſere ganze moderne Poeſie iſt beinahe auf dieſes Verhältniß gegründet. Ein neuerer Romancier hat es hiernach leicht, ſeine Heroinen auszuſtatten. Ein Balzac oder ein Anderer erſchafft eine Romanheldin mit zwei bis drei Fauteuils, einer Lampe, einem ſchönen Teppich, zwei Blumenvaſen, einem Paar geſtickten Pantoffeln u. ſ. w. Eine ſolche Göttin iſt dann anbetungswürdig, bewundernswerth, und iſt bald eine Ruſſin, eine Deutſche, eine Spanierin oder eine Franzöſin. Dieſer Verfahrungsart hat man viel Schlimmes nachgeſagt, obgleich ſie es nicht verdiente.

Man laſſe einmal eine Frau in eine Kaleſche oder in einen Fiaker ſetzen; in der Kaleſche wird ſie als vornehme Dame erſcheinen, in dem Fiaker als ſchlichte Bürgerfrau. Das iſt wie mit den Roſen, die im warmen Treibhaus ſich veredeln.

Es wäre noch ein merkwürdiges Buch über die ſogenannten Pflichten der Frauen zu ſchreiben, über alle Vorurtheile, die man in dieſem Betreff noch hegt, über die Freiheit, die man ihnen in ſo kleinen Doſen zumißt.

Um mit Einem den Anfang zu machen: Warum wird es den Damen verargt, in einem Caffeehauſe zu erſcheinen und dort ihre Zeche wie ein Anderer zu machen? Woher kommt dieſer Gebrauch? Worauf ſtützt er ſich? Warum iſt eine Taſſe Caffee, ein Glas Bavaroiſe oder Limonade, die im Caffeehauſe von dem ſchönen Geſchlechte genoſſen werden, dem Anſtande und der Schicklichkeit entgegen? Selbſt in Paris hält man dieſes dafür, wo doch ſeit einiger Zeit die Caffeehäuſer unerhörten Aufwand gemacht haben und Geſchmack mit höchſter Eleganz vereinigen.

Ungeachtet aller dieſer Anſtrengungen iſt auch dort das Caffeehaus der ſchönſten, der reinſten, ſo wie der unfreiſten Hälfte des menſchlichen Geſchlechts unterſagt geblieben.

Es gibt hie und da indeß Frauen, die ſich von dem Vorurtheile emancipirten und es gewagt haben, in Perſon vor dieſem oder jenem Caffeehauſe der Boulevards irgend etwas zu verzehren; aber was folgte daraus? Die großſtädtiſchen Pariſer blieben ſtehen, um es mit anzuſehen, wie dieſe Damen das Erkaufte zu ſich nahmen und dem Garçon das Trinkgeld verabreichten. Man kennt dieſe Damen in ganz Paris und deutet mit dem Finger nach ihnen. So weit geht die Ungerechtigkeit der Convenienz!

Eine Frau in einem Pariſer Caffeehauſe erhält den Tribut der Neugierigen, gleich den Oſagen oder Beduinen. Man glaubt, ſie müſſe ein Schnurrbärtchen haben, Brillen tragen, oder ein Blauſtrumpf — das heißt bekanntlich Schriftſtellerin — ſeyn.

Es gibt ſehr anſtändige Leute, die um alle Millionen, welche in Heirathsgeſuchen ausgeboten werden, die Frau nicht möchten, die ſie in einem Caffeehauſe getroffen.

Welch ein Aberglaube! welche Sonderbarkeit des menſchlichen Geſchlechts! Es einer Frau übel zu nehmen, daß ſie ſich erfriſchen will, und daß ſie Luſt hat, eine Partie Domino zu ſpielen. Eine Frau, die ohnedieß in den Genüſſen ſo ſehr beſchränkt iſt, ſoll nicht einmal ſolch ein unſchuldiges Vergnügen ungeſtraft genießen können. Arme Frauen, wie ſtrenge man Euch behandelt! Selbſt Eure Nahrungsmittel werden Euch vorgeſchrieben; überall ſucht man Euch Schranken zu ſetzen. Trinket Ihr gern ein Gläschen Punſch, ſo dürft Ihr es nicht ſagen, oder müßt doch zum mindeſten es ſtark mit Waſſer vermiſchen!

Ein Spaßvogel in Paris hat vorgeſchlagen, Damen-Caffeehäuſer zu errichten mit folgendem Schilde:

Café du beau sexe,

ici les grâces jouent au billard, les jeunes filles font la poule. *)

Männer werden aus dieſen Caffeehäuſern ſtets verbannt ſeyn, und als Garçons wird man darin Atala's, Octavien oder Edieſtinen finden.

---

*) Für meine Leſerinnen, die wahrſcheinlich noch kein Caffeehaus beſucht haben, diene zur Nachricht, daß la poule eine gewiſſe Art Billard zu ſpielen bezeichnet.

Lieder am Kamin.

Von

Franz Pingelſtedt.

VIII.

„Lieber, warum hülleſt Du
Froſtig Dich im Mantel zu?
Warſt doch einſt ſo lebenswarm,
Als Du lagſt in meinem Arm,
Blühteſt einſt ſo roſenroth,
Biſt jetzt kalt und bleich und todt?"

Seit Du mich verlaſſen haſt,
Hat mich böſer Froſt gefaßt.
Schau mich nur noch einmal an,
Wie Dein Auge oft gethan,
Dann, mein Liebchen roſenroth,
Frier' ich mich getroſt zu Tod.

IX.

Mein holdes Lieb bedauerte mich,
Daß ich ſo krank geweſen,
Ich konnt' ihr zartes Mitgefühl
Ihr aus den Augen leſen. —
Du liebes Kind, Du glaubſt doch nicht,
Daß ich jetzt ganz geneſen?
Du kannſt ja meinen alten Schmerz
In meinen Blicken leſen!

Beſchreibung des Tigers.

Was! hör' ich meine ſchönen Leſerinnen ausrufen, eine Vorleſung aus der Naturgeſchichte? und noch dazu eines ſo boshaften, mordluſtigen, blutdürſtigen Thieres? —

Beſorgen Sie nicht, meine Damen, daß ich auf den Einfall gerathe, Ihnen von dem Tiger mit glattem Felle, ſchwarzen Streifen, feurigen Augen, rother Zunge, und zwar weißen, jedoch keineswegs appetitlichen Zähnen hier zu erzählen; es iſt mit der Benennung Tiger hier ein ganz anderes Weſen gemeint, wie Sie gleich hören ſollen.

Vorerſt erlauben Sie mir aber, auf ſeinen minder intereſſanten Verwandten, den Löwen, zurückzugehen. Beide Geſchöpfe: Löwe und Tiger, verdanken ihre zoologiſche Benennung der modernſten, britiſchen Civiliſation.

Die elegante Welt in London nennt nämlich Lion, Löwe, den berühmteſten Mann nach der Mode, den Fremden, um den ſich Alles reißt, eine herumwandelnde Curioſität, die man der Geſellſchaft als ſolche vorſtellt; ein afrikaniſcher Prinz, ein polniſcher Held, ein lappländiſcher Edelmann, irgend Jemand, der einen bizarren Namen trägt oder einen Ring durch die Naſenſpitze zieht, der krollige Haare oder ein tattowirtes Geſicht hat, mit irgend einer vornehmen Geliebten oder mit einem andern Vorzug prunken kann: iſt Lion, der Löwe. Zu dieſer Claſſe gehörten in London: Cuvier und Bosco, der Fürſt Pückler und die Königin der Sandwich-Inſeln, der Profeſſor Raumer und Ugo Foscolo; unter gewiſſen Bedingungen kann ſelbſt ein gemeines Thier in London zum Löwen erhoben werden, wie dieſes mit dem ſogenannten „gelehrten Schwein" der Fall war. Dieſes machte ſo viel Aufſehen, daß es der verſtorbene König von England einſt ſehen wollte. Es konnte Karten legen, Farben errathen und Domino ſpielen. Das Cabinet, worin Georg IV. dieſen Lion empfing, war mit Spiegeln ganz getäfelt; da nun das Wunderthier ſich einige Dutzend Mal in den Spiegeln ſah, ſo glaubte es in ſeiner Dummheit, ſich in Geſellſchaft von ſeines Gleichen zu befinden, vergaß die Rolle eines Gelehrten, die es zu ſpielen hatte, und wurde Schwein. Es legte ſich mit dumpfem Grunzen nieder, und ſchlief feſt ein, ohne ſeine Rolle weiter ſpielen zu wollen. Dieſes Factum iſt hiſtoriſch.

Ein anderer Lion wurde vor wenigen Jahren noch in den Salons der Herzogin von Sutherland gezeigt. Es war dieſes Briſquet, ein hübſches kleines Poney, oder Gebirgspferdchen, welches nach der Muſik tanzte. War die Geſellſchaft bei der Herzogin verſammelt, ſo wurden beide Flügelthüren aufgeriſſen und man meldete Briſquet. Der kleine Vierfüßler kam geſattelt und gezäumt in den Saal, ſpazierte ſehr ehrbar auf dem Teppich umher, beſah die Damen, die ihn mit Zuckerbrod fütterten, tanzte dann, und der erſte Cavalier machte ſich eine Ehre daraus, das Pferdchen in den Stall zurückzuführen.

Gut! hör' ich meine Damen ausrufen, das iſt der Löwe; nun aber zur Sache: was für eine Bewandtniß hat es mit dem Tiger?

Ja, der Tiger! Wie ſoll ich in wenig Worten die Erklärung des Tigers faſſen? Ich will es einmal verſuchen. Das Schickſal macht uns zum Löwen, die Affectation zum Tiger. Alles, was outrirt, übertrieben, blendend iſt, heißt in London Tiger. Eine ſchreiende Farbe, ein ſtets ſehr geputzter Anzug, gezierte Sprache, Sucht nach Schein, theatraliſche Eitelkeit, Alles dieſes bildet den Tiger. Dieſe Familie jedoch hat tauſend Abarten: von dem Haustiger bis zum Salon-, ja bis zum Hoftiger; ſelbſt wie in der Naturgeſchichte es

einen Königstiger gibt, ſo nannte die boshafte Ariſtokratie in London Georg IV. ihren Königstiger, weil er täglich an drei Stunden unter den Händen ſeines Friſeurs zubrachte.

Die Arten dieſer Tiger hier aufzuzählen, wäre unmöglich. Ein jeder Emporkömmling gehört bald dazu, da er nie verſäumt, ſein Aeußeres zu outriren und im recherchirten Weſen an das Lächerliche zu ſtreifen. Wer in London gut bewandert iſt, kennt acht bis neunhundert Abarten des Tigers. Dieſe Erſcheinungen folgen jedoch den Zeitläuften, und wenn ſie gleich demſelben Prinzipe folgen, ſo enthält ſich ihr Streben, zu gefallen, in ſehr verſchiedener Art.

Tiger gibt es in dieſem Sinne nicht bloß in Bengalen und in England, ſondern in allen Ländern. Suchten nicht einmal die deutſchen Genies etwas darin, in ſchmutziger Wäſche und zerlumpten Röcken zu erſcheinen? Gefielen ſich nicht Andere mit ungeheuern Jabots und eben ſolchen Bruſtnadeln? Sahen wir nicht dann lange Haare und bloße Hälſe, Schnurrbärte, Kinnbärte, große Ohrringe u. ſ. w.?

Unter dem Direktorium war die Tigerin grade nur ſo viel bekleidet, damit man bemerken konnte, daß ſie faſt nackt war; jetzt hingegen braucht eine Dame eine ſo ungeheure Ellenzahl des koſtbarſten Stoffes, daß man für das, was ſie davon an ſich trägt, faſt ein Landhaus über die Sommermonate miethen könnte.

Unter Ludwig XIV. trugen die Tiger ungeheure Perücken, unter Jakob I. gelbe Manſchetten. In dieſem Augenblicke beſitzt London das koſtbarſte Exemplar eines Tigers in der Perſon des Grafen Dorſay, deſſen ſchöne Gemahlin wir im Bilde in einem frühern Bande der Europa mittheilten, wie meine verehrten Leſerinnen ſich wohl noch entſinnen werden. Der Frack des Grafen Dorſay iſt der kühnſte dem Schnitte nach, den man ſich denken kann, er erreicht weder die Schulter noch die Bruſt und hängt im eigentlichen Sinne des Worts nur auf dem Rücktheile des Körpers.

Auch die Arzneikunde hatte ſonſt ſehr ſchöne Tiger aufzuweiſen. Jetzt ſind dieſe Arten ſeltener geworden. Wie nahm ſich ſonſt der Doktor im rhabarberfarbenen oder blutrothen Rocke, in der Lockenperücke, das dicke Rohr mit ſchwerem goldenem Knopfe geziert in der Hand, ſo prächtig aus! Jetzt ſpringt ein dünnes elegantes Männchen aus dem Cabriolet, fragt mit feinem Lächeln nach der Dame des Hauſes, grüßt höflich das Kammermädchen, tritt, ohne anzuklopfen, ein: und das iſt der Doktor.

So könnte ich aus allen Sonnden Varietäten anführen, dieß würde uns aber zu weit führen.

Sehen wir einen Mann, mit vielen goldenen Ketten behängt, mit vielen Petſchaften, einem feinen Jabot und einem Sammt-Gilet von ſchreienden Farben, und die Handſchuhe von einem ſo brillanten Gelb, wie es ſelten angetroffen wird; dieß iſt ein Tiger der eleganten Art.

Das ſpaniſche Rohr iſt eins der vorzüglichſten Ornamente der Tiger. Zu den Zeiten der mädchirten Marquis mußte das Kleid früher, ehe man es anzog, eingepudert werden; Mirabeau liebte es, ſeine beiden ſchweren Uhrketten klappern zu laſſen; es gab einmal eine Zeit, wo eine ganze Matratze in das Halstuch gelegt werden mußte; jetzt iſt die Epoche der ſpaniſchen Rohre. Einige derſelben haben eine europäiſche Celebrität erlangt. Selbſt unbemittelte Leute ſieht man hundert bis hundertfünfzig Gulden auf den Ankauf ſolch eines eleganten Stocks verwenden, die manchmal nicht mehr als dieſen Betrag in der Taſche haben. Der Pariſer Schriftſteller Balzac iſt nicht nur durch ſeine Werke, ſondern auch durch ſeinen Stock berühmt geworden, der ſechshundert Gulden gekoſtet haben ſoll. Ich bedaure es ſehr, meinen verehrten Leſerinnen keine Abbildung dieſes Corpers

beilegen zu können. Obgleich ein Stock wenig Intereſſe für Damen hat, ſo könnte dieſes jedoch beim Stocke eines Dichters, deſſen Werke ſie lieb gewonnen haben, eine Ausnahme erleiden.

Dieſelbe Extravaganz zeigt der Tiger auch in ſeinen Möbeln. Das Haus des Tigers muß im Geſchmack Ludwigs XIV. ſeyn; die Malereien darin Rococo, die Verzierungen à la Vatteau und die ungeheuerſten Damaſtdrapperien machen den Beſchluß der Symptome dieſer neuen Krankheit. Gleich beim Eintritt überraſcht uns eine gränzenloſe Verwirrung; nichts iſt hier harmoniſch, die Möbel ſind auf einander gehäuft, die widerſprechendſten Farben zeigen ſich. Man will nicht ſeinen Geſchmack, ſondern ſeinen Reichthum und ſeine Bizarrerie bewundern laſſen.

So, meine Damen, iſt der Tiger beſchaffen, die alte Definition des bon ton und bon goût: „wenig Platz einnehmen und wenig Lärm von ſich machen" verſchmäht er am Gründlichſten.

Von den Tigerinnen laſſen Sie mich hier aus Höflichkeit ſchweigen.

Lieder am Kamin.

Von

Franz Dingelſtedt.

X.

„Lieber! jene Blumen alle,
Die im Frühling uns entzückt,
Die wir uns am Waſſerfalle
Und im ſtillen Wald gepflückt —
Weißt du nicht, daß nicht für immer
Sie des Winters Hand zerſtört,
Daß im Mai ihr Blüthenſchimmer
Und ihr Duften wiederkehrt?

Sieh, vor Winters ſtarren Armen
Hat die Erde ſie verſteckt
Und mit Tüchlein, weißen, warmen
Mutterſorglich zugedeckt.
Blickt die Sonne neu hernieder,
Zieht ſie ſanft das Laken fort,
Und die Blumen blühen wieder
Dort und hier und hier und dort." —

Liebſte! jene ſüßen Stunden,
Die uns Beide einſt entzückt,
Wo wir, inniglich verbunden,
Küſſend uns die Hand gedrückt —

Weißt Du nicht, daß ſie im Herzen
Sich zur Zeit nur ſtill verſteckt,
Tief mit Thränen und mit Schmerzen
Und mit Liedern zugedeckt?

Glaube mir, daß endlich wieder
Unſer Frühling kommen muß,
Statt der Thränen und der Lieder
Händedruck und Blick und Kuß;
Und mit einem Wiederhalle
Rufen ich und Du ihm zu,
Unſ're Blumen, Stunden, alle,
All' in einem Wiederhalle:
„Holder Lenz! wie zögerſt Du?!“

XI.

Die Wolken ziehen ſchwarz und hoch
Matt blinken die müden Sterne;
Wacht wohl mein ſüßes Liebchen noch,
Mein Liebchen in der Ferne?

Es flüſtert der Wind ſein Wiegenlied
Und ſchlägt an die Fenſter und Bäume;
Ob ſie wohl herüber zu mir ſieht,
Verſenkt in liebende Träume?

Die Woge ſchläft, die Welt iſt ſtill,
Die Nacht hat den Tag vertrieben;
Mein heißes Herz nicht ſchlafen will,
Es kann nur weinen und lieben.

XII.

Ich habe zur letzten guten Nacht
Dein liebes Bild geküßt;
Da war's mir, als hätte der Mund gelacht,
Als hätte der Blick mich begrüßt.

Die Züge lebten in mildem Glanz,
Umhaucht von athmendem Weh'n,
Du warſt es ſelbſt, Du warſt es ganz,
Als ſei ein Zauber geſcheh'n.

Da hab' ich zur letzten guten Nacht
Dein Bild noch einmal geküßt.
Mir iſt's, als hätteſt Du gelacht
Und als ob ich weinen müßt.

RETURN TO ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

FEB 07 1981		
REC. CIR. AUG 2 1 '80		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 3/80 BERKELEY, CA 94720

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

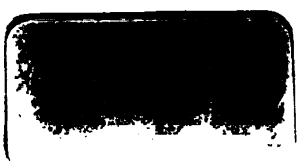
LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
1-year loans may be recharged by bringing the books to the Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

RECEIVED BY		
NOV 19 1984		
CIRCULATION DEPT.		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 1/83 BERKELEY, CA 94720

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C046118056